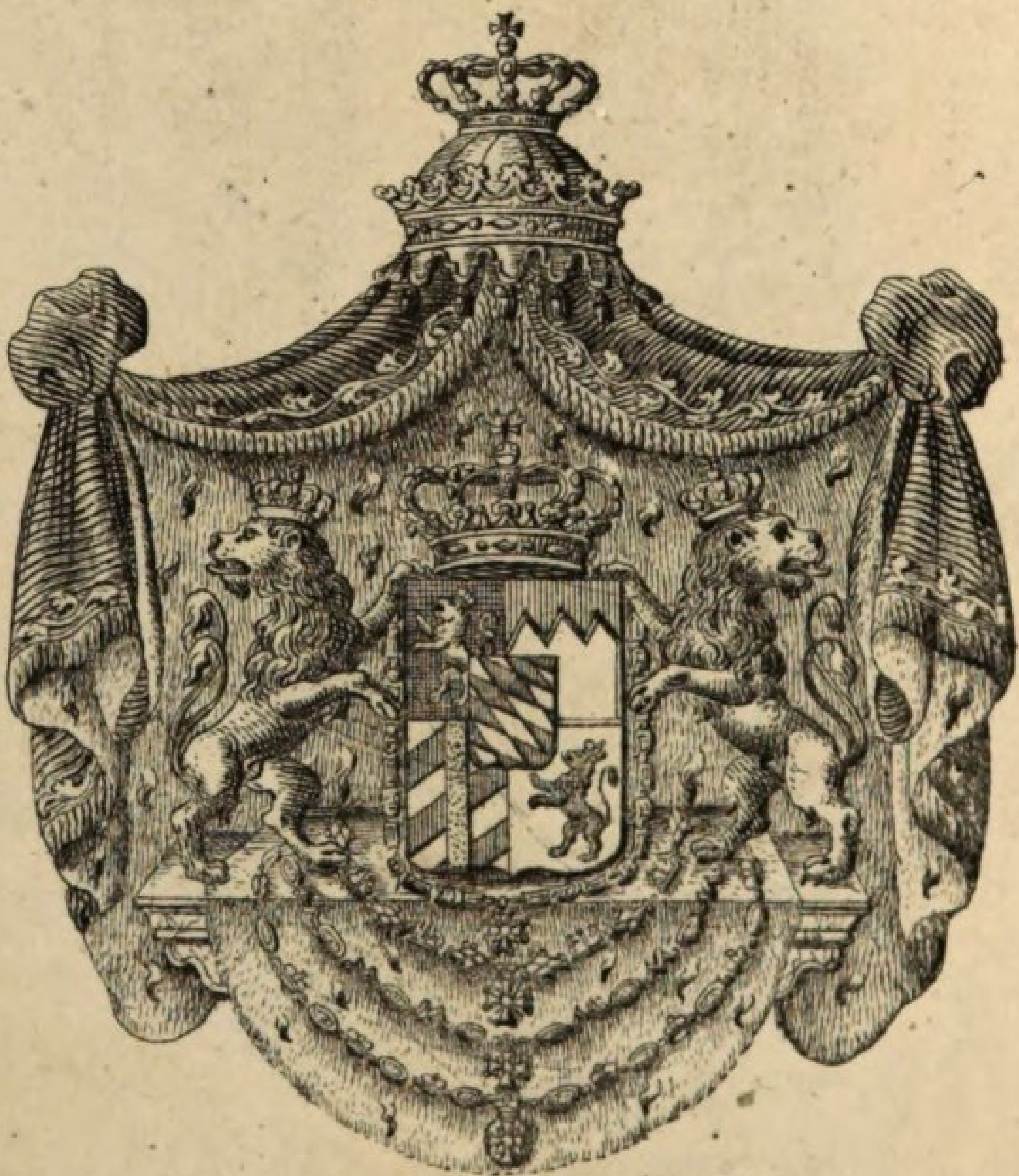
P. o. germ. 1357 o/12



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635564340018

<36635564340018

Bayer. Staatsbibliothek

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unſere Tage.

Schwab

Die deutsche

Prosa

2 Ak

639

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung

mit Rückſicht auf höhere Lehr-Anſtalten herausgegeben

von

Guſtav Schwab.

Zweiter Theil.

Von A. W. v. Schlegel bis auf unſere Tage.

Stuttgart.

Verlag von Sam. Gottl. Lieſching.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Von A. W. von Schlegel bis G. H. von Schubert.

Seite

Literarhiſtoriſche Nachweiſungen 3

A. W. v. Schlegel. I. Raphaels Madonna del Siſto 27

II. Die Aufklärung 34

III. Ueber tragiſches und komiſches Drama . . . 43

H. v. Bülow. Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt 48

Ernſt Wagner. Das Ahnungsvermögen der Seele 55

F. A. Krummacher. I. Parabeln.

1. Die Reue 58

2. Der Mohrenſklave und der Grieche . 59

3. Der Edelſtein 61

II. Und und Aber, oder Hebräer und Griechen . 61

Fr. L. Z. Werner. An Adelbert von Chamiſſo. 66

Schleiermacher. I. Das Leben der Phantaſie 70

II. Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln . 72

III. Reich Gottes und Wiedergeburt 78

IV. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft . . . 82

K. S. Zachariä. Von der Erde als Weltkörper 86

A. v. Humboldt. I. Das Leben in der Schöpfung 97

II. Die Tropengewächſe 101

E. M. Arndt. I. Leben auf der Inſel Rügen vor 65 Jahren . . 104

II. Portrait des Freiherrn vom Stein 111

Woltmann. Das Haus Brandenburg und ſeine Anfänge 117

Hölderlin. Die Athenienſer 123

Hegel. I. Hamann und ſeine Zeit 130

II. Ueber Schillers Wallenſtein 133

Creuzer. Geiſt der alten Religionen 136

Heinrich Zſchokke. Die ewigen Parteien 141

Rahel. Saatkörner 149

Fr. Schlegel. I. Verhältniß der orientaliſchen Religionen zur heil. Schrift 164

II. Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit . . . 168

III. Spinoza 173

IV. Die Aufgabe der chriſtlichen Kunſt 175

Wackenroder. Die Peterskirche 182

Seite
Novalis. I. Stillleben aus dem Mittelalter 187
II. Die Natur 189
III. Aphorismen über Poeſie 194
J. F. v. Meyer. Der Naturgeiſt 199
K. v. Wangenheim. Der Glaube an den Ur=Geiſt 207
Steffens. I. Ueber Sagen und Märchen in Dänemark 213
II. Natur und Menſch in geheimer Verbindung 217
III. Der Schneeſturz in Grönland 224
IV. Ein norwegiſches Gehöfte 227
V. Die Wunder der heiligen Geſchichte 229
VI. Steffens mit Tieck 240
Tieck. I. Das Verführeriſche in der Kunſt 248
II. Elfenwunder 252
III. Die Kunſt zu ſpeiſen 260
IV. Die drei Dichter und der Magier 264
V. Des Prieſters Lebenslauf 270
VI. Dichter, etymologiſch betrachtet 275
Thibaut. Kirchenmuſik außer dem Choral 278
Steigenteſch. Deutſche Titel 283
Hammer=Purgſtall. Die Erſtürmung Conſtantinopels 286
Weſſenberg. Die Sittlichkeit der Schaubühne 293
Schelling. I. Ausſichten für die Kunſt 298
II. Gott und das Böſe 300
Rotteck. Napoleons Deſpotie 305
E. T. A. Hoffmann. Ritter Gluck 310
Görres. I. Das Mittelalter 323
II. Der Dom zu Köln 328
III. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen . 331
IV. Deutſchlands Heil. 1. Das Allgemeine. 2. Das Einzelne . 337
B. G. Niebuhr. I. Einleitung in die römiſche Geſchichte 345
II. An einen Studioſen der Philologie . . . 349
Heinrich v. Kleiſt. Michael Kohlhaas 362
F. C. Schloſſer. Friedrich Wilhelm I. 370
Fr. de la Motte Fouqué. Der Rothmantel 378
Bührlen. Bemerkungen 392
Jahn. I. Ueber das Bücherleſen. 400
II. Mägdchenſchulen 406
III. Turnanſtalten 409
Adam Müller. Buchſtabe und Tradition 412
C. Ritter. Die Raumerfüllung auf der Erde 420
Rehfues. Der Golf von Neapel 429
De Wette. Der Straßburger Münſter 434
G. H. v. Schubert. I. Die Sonne 448
II. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn . 455
III. Die Grabeskirche und die heiligen Stätten in Jeruſalem 470

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unſere Tage.

Seite

Solger. Der Humor (Geſpräch) 505
Hormayr. Vom letzten Römer bis zum neuen Rom. (Panorama.) . 511
A. v. Arnim. Von Volksliedern 519
Chamiſſo. I. Peter Schlemihl, der Schattenloſe 526
II. Die Radack-Inſulaner 532
Fr. v. Raumer. Der Sturm auf Jeruſalem i. J. 1099. . . 540
Fr. Horn. Gedanken 546
Oken. Kunſt. In naturphiloſophiſchen Grundlinien 550
Theremin. Die geiſtliche Beredtſamkeit 553
K. v. Raumer. I. Ueber die Ausbildung der Sinne 559
II. Bildung zur Gelehrſamkeit. Bildung zu Kunſt und Handwerk 562
Schefer. Botany Bay.
I. Die Einfahrt 566
II. Die Meierei 568
III. Die künftigen Lancaſterſchulen 570
J. Grimm. I. Die Sagen 573
II. Geſellenleben 577
III. Die deutſchen Mundarten 580
IV. Deutſches und fremdes Recht 582
Varnhagen v. Enſe. I. Rede zum Andenken F. A. Wolfs . . . 586
II. Der Tod Schwerins 590
Bettina v. Arnim. I. Morgenwanderung zur Linde 594
II. Salzburg und Savigny 596
III. Der Sonntag 599
Fürſt Pückler. Warwick Caſtle 603
Rumohr. Vom Begriffe der Höflichkeit 610
J. Kerner. Die Univerſität Mittelſalz 615
W. Grimm. I. Die Poeſie des Nordens 622
II. Nibelunge Noth 624
Brüder Grimm. I. Sagen.
1. Der Mummel See 627
2. Brot und Salz ſegnet Gott 629
II. Märchen.
1. Der Arme und der Reiche 630

	Seite
Brüder Grimm. II. Märchen.	
2. Der Sperling und ſeine vier Kinder	634
3. Die zwölf Apoſtel	637
Börne. Umgang mit Menſchen	639
Fr. Strauß. Einſegnung der Kinder	644
Uhland. Die nordiſchen Mythen	648
J. D. Paſſavant. I. Rafael und Dürer	653
II. Rafaels Eigenſchaften	655
Neander. I. Die rechte und die falſche Art der Schriftauslegung	660
II. Wilberforce	665
J. C. Paſſavant. Die Willensfreiheit	670
Klumpp. Das evangel. Miſſionsweſen	675
Waagen. Peter Paul Rubens	685
Martius. I. Der braſilianiſche Urwald	691
II. Der Aequator	694
III. Naturgenuß und Natureinfluß	697
W. Müller. Homeros und die Homeriden	702
Ranke. Der Bauernkrieg	707
Ullmann. Teutſche Theologie	717
Immermann. Journale. Reiſen	723
Alexis. Der Göthakanal und der Trolhätta	728
Menzel. I. Die Schlacht im Teutoburger Wald	734
II. Der Pietismus	737
III. Griechen und Römer	743
Leo. I. Die Italiener	748
II. Der Staat	761
Tholuck. Das in Gott verborgene Leben	768
Barthold. Ueber Naturaliſation der Deutſchen in der Fremde	775
Heine. Grubenfahrt im Harz	781
Fechner-Miſes. Der Tod	787
P. A. Pfizer. Weſen und Würde der deutſchen Poeſie	791
Grüneiſen. I. Die Vielſeitigkeit unſerer Altvordern	798
II. Das Münſter zu Ulm	801
Lange. Die ſchweizeriſchen Waſſerfälle	805
W. Hauff. Märchen als Almanach	812
Roſenkranz. Das Epos des Volkes	818
Gervinus. Herder's größtes Verdienſt	822
Sternberg. Das deutſche Drama vor Leſſing	829
G. Pfizer. Luther's Welt- und Lebensanſicht	835
Mundt. Die Reform der deutſchen Sprache im vorigen Jahrhundert	845
Gutzkow. Chineſiſches Zeremoniell	850

Nachträge.

Kölle. Diplomatiſche Aphorismen	855
S. Boiſſerée. Der Dombau zu Cöln	859

Drittes Buch.

Von Auguſt Wilhelm von Schlegel bis G. H. v. Schubert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus den Schriftſtellern:

Auguſt Wilhelm von Schlegel, geb. den 8. Sept. 1767 zu Hannover, Sohn Johann Adolfs, Neffe Johann Elias', älterer Bruder Friedrichs, gebildet auf dem Lyceum zu Hannover, und als 18jähr. Jüngling dort wegen einer hexametr. Rede bewundert 1785, ſtud. in Göttingen 1786 ff. und gewinnt Bürgers Freundſchaft, deſſen Sonett ihm Unſterblichkeit verſpricht (1789); erhält ein Acceſſit für eine lat. Abhandlung 1787 u. verf. das Regiſter zu Heyne's Virgil 1788; geht als Hofmeiſter nach Amſterdam 1790, kehrt heim 1793; lebt als rudolſt. Rath in Jena 1796, wird durch die Horen und Muſenalmanache als Philolog, Aeſthetiker u. Dichter bekannt und zieht durch Proben einer Ueberſetzung Dante's aller Augen auf ſich; arbeitet an der Allg. Lit. Z. 1799; zerfällt aber mit dem Redakteur Schütz; überſetzt den Shakſpeare 1797 ff.; hält als außerord. Prof. der Philoſ. in Jena äſthet. Vorleſungen, und beginnt mit dem Bruder die kritiſche Reform im Athenäum 1798—1800; läßt ſeine Gedichte erſcheinen 1800; legt ſeine Stelle nieder, geht nach Berlin, ſchreibt mit dem Bruder die Charakteriſtiken und Kritiken 1801; giebt mit Tieck den Muſenalmanach heraus 1802; hält in Berlin Vorleſungen über Lit. u Kunſt, Ende 1802; dichtet den Jon; kämpft mit Kotzebue u. Merkel; überſetzt den Calderon 1803; giebt Blumenſträuße der ital., ſpan., portug. Poeſie heraus 1804; reist mit Frau v. Staël in Italien, Frankreich, Deutſchland und Schweden 1805 ff.; hält in Wien ſeine „Vorleſungen über dramat. Kunſt u. Literatur" 1808; polemiſirt gegen Napoleon und begleitet den Kronprinzen von Schweden als Kabin.-Sekretär 1813; lebt in Coppet 1814 ff; wird Prof. in Bonn 1818; wendet ſich mit großem Eifer dem Stud. der oriental. Literatur und dem Sanſcrit zu; Herausgeber der Ind. Bibliothek 1820 ff.; des Ramajana u. a. ſanskrit. Texte 1823 ff; reist nach England 1823; nach Berlin gerufen 1814;

Staatsbibliothek München

mehrerer Orden Ritter und Akademieen Mitglied. (Dichter und Nachdichter.) Mitgründer der romantiſchen Schule und ihrer Kritik, von belebendem Einfluß auf die ganze ſchöne Literatur der Deutſchen. Klaſſiſcher Styl.

Heinrich von Bülow, geb. um 1768 in der Mark, zu Hauſe und in der Militär-Akademie zu Berlin erzogen, im 15ten Jahre bei einem Inf.Regiment zu Berlin, ſpäter bei einem Cavall.-Regim. angeſtellt, lebt im Polyb, Tacitus und Rouſſeau, nimmt ſeinen Abſchied, und geht bei dem niederländ. Aufſtand in öſterr. Kriegsdienſte 1786, dann, in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, in's Vaterland zurück; zweimal nach Amerika; kommt verarmt heim; tritt als genialer Schriftſteller über das Kriegsweſen mit ſeinem „Syſtem der Kriegskunſt" auf 1799; ſucht vergebens Dienſte in ſeinem Vaterland, ſchreibt über den Feldzug von 1800; geht nach London, wo ſeine Schriftſtellerverſuche in der Kingsbench enden 1803; geht nach Paris und unerwartet wieder nach Berlin 1804; ſchreibt „über die Lehrſätze des neueren Krieges," die „Geſchichte des Prinzen Heinrich," die „militäriſche Monatsſchrift" und „die Tactik der Neuern, wie ſie ſeyn ſollte." Seine Geſchichte des Feldzugs von 1805 trägt ihm preußiſches Gefängniß zu Berlin ein; nach der Schlacht bei Jena wird er nach Colberg transportirt 1806, wo er im Kerker Swedenborgianer wird und die allgemeine Herrſchaft der neuen Lehre in ſeinem coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, herausg. 1809, auf 1848 prophezeit. Vor der Belagerung von Colberg wird er nach Königsberg und von da nach Riga in's Gefängniß gebracht; geſt. daſ. am Nervenfieber um 1808.

Ernſt Wagner, geb. den 2. Febr. 1768 zu Roßdorf bei Meiningen, von ſeinem Vater, einem Prediger, zur Univ. vorbereitet, ſtud. zu Jena; wird Privatſekr., Ger.Aktuar und Verwalter des Freih. v. Wechmar zu Roßdorf; Kabinets-Sekretär in Meiningen 1805; dichtet ausgezeichnete Romane in Göthe'ſcher Kunſtform: „die reiſenden Maler" 1806; „Wilibald" 1806; „Reiſen aus der Fremde in die Heimath" 1808 ff.; „Iſidora" 1812; lange kränklich, geſt. zu Meiningen den 25. Febr. 1812. Künſtleriſch edle, gemüthstiefe Proſa.

Friedrich Adolph Krummacher, geb. den 13. Juli 1768 zu Teklenburg in Weſtphalen; Prof. der Theol. zu Duisburg, reform. Prediger zu Crefeld 1807, Landprediger zu Kettwig in Weſtphalen 1807, ſpäter Conſiſt.R. Superintendent und Oberprediger zu Bernburg; Prediger zu St. Ansgarii in Bremen ſeit 1824;

dichtet die „Parabeln“ 1805; „das Feſtbüchlein“ 1808; die „Apologen und Paramythien“ 1809; ſchreibt das „Wörtlein Und“ 1811; religiöſer Volksſchriftſteller und in Schriften vom Fach eleganter Theolog. Wohlthuende Geſinnung, weicher Styl.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, geb. den 18. Nov. 1768 zu Königsberg, ſtud. daſelbſt um 1787 ff.; giebt unbeachtete Gedichte heraus 1789; Sekretär bei der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Petrikau 1793; bald darauf zu Warſchau, Geh. Sekretär zu Berlin 1805; trennt ſich von drei Gattinnen; dichtet die „Söhne des Thales“ 1803 ff. „das Kreuz an der Oſtſee“ 1806; „die Weihe der Kraft“ 1807, reſignirt und reist 1806—1809; herzogl. darmſt. Hofrath 1810; dichtet den „Attila“ 1808, die „Wanda“ 1810; wird in Rom katholiſch 1810, zu Aſchaffenburg Prieſter 1814; widerruft ſeine früheren Welt- und Religions-Anſichten, dichtet „die Weihe der Unkraft“ 1815; „Kunigunde“ 1815; den „24. Februar“ 1815; „die Mutter der Maccabäer“ 1820; lebt zu Wien ſeit 1816 als Weltgeiſtlicher; Ehrendomherr zu Kaminieck 1817; Redemptoriſt 1821; geſt. zu Wien den 17. Jun. 1823. (Dramat. Dichter.) Phantaſiemenſch und Myſtiker, aber immer ehrlich und überzeugt. Charakteriſirt ſich in einzelnen Briefen.

Friedrich Daniel Ernſt Schleiermacher, geb. den 25. Nov. 1768 zu Breslau, erzogen im Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky; ſtudirt die Theol. zu Barby; trennt ſich von der Brüdergemeinde 1787, und ſtudiert zu Halle fort; Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenſtein in Preußen; Mitglied des Schullehrerſeminars zu Berlin; ordinirt als Prediger 1794; Hülfsprediger in Landsberg an der Warthe 1794 f.; Prediger an der Charité zu Berlin 1796 — 1802. Tritt mit den „Monologen“ auf 1800; wird Hofprediger in Stolpe 1802; ſchreibt die „Kritik der Sittenlehre“ 1803; beginnt, anfangs mit Fr. Schlegel, über deſſen Lucinde er jugendlich geſchrieben, die Ueberſetzung Plato's 1804 ff.; redet „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ 1804; Prof. d. Philoſ. und Theol. in Halle 1805; Univerſitätsprediger 1806; Prediger an der Dreifaltigkeitskirche u. Prof. an der neuen Univ. zu Berlin, die er mitgeſtiftet 1809; Patriot und Mitglied des Tugendbundes; begeiſternder Lehrer; bringt die Dogmatik unter einen ſemipantheiſtiſchen Geſichtspunkt im „chriſtl. Glauben“ 1821 und (mit Milderungen) 1830. Wirkt urch viele liturgiſche, polemiſche und theologiſche Schriften; geſt. den 12. Februar 1834 zu Berlin. Reformator der modernen Theologie und ihr Haupt bis zu ihrer

ſpekulativen Umgeſtaltung. In der Sprache Handhaber der feinſten Dialektik. Großer Kanzelredner. „Frommer“ Zweifler.

Karl Salomo Zachariä, geb. den 14. Sept. 1769 zu Meiſſen, erhält ſeine Vorbildung auf der dortigen Fürſtenſchule, ſtud. Philologie, Philoſophie und die Rechte zu Leipzig 1787 ff.; zu Wittenberg als Begleiter des Grafen zur Lippe 1792 f.; promovirt daſ. und hält Vorträge 1795 f.; außerord. Prof. zu Wittenberg 1797, ordentl. 1802; erwirbt ſich einen Namen durch ſein Werk „die Einheit des Staats und der Kirche“ 1797 u. a. Schriften; auf die erneute Univ. Heidelberg verpflanzt 1807, zieht er das franz. Recht in den Kreis ſeiner Studien; (Handb. des franz. Civilrechts 1808, vierte Aufl. 1837); ſchreibt den „Entwurf eines Strafgeſetzbuchs“ 1826; die „Vierzig Bücher vom Staate“ 1820 ff., umgearbeitet 1839 ff. Lebt als Prof. der Rechte u. bad. Geheimerrath zu Heidelberg. Die Darſtellung ſchöngeiſtig und originell.

Friedrich Alexander Freiherr von Humboldt, geb. den 14. Sept. 1769 zu Berlin, unterrichtet vom nachmal. Geh.R. Kunth u. O.C.R. Zöllner, ſtud. in Göttingen und Frankfurt an der Oder; beſucht zu Hamburg die Handelsakademie bei Büſch, reist mit Geo. Forſter an den Rhein, nach Holland und England, u. referirt über die Baſalte am Rhein (1793); ſtud. Bergwerkswiſſenſchaft unter Werner u. Botanik zu Freiberg 1791; wird Aſſeſſor bei'm Berg- und Hüttenamt zu Berlin 1792; bald Oberbergmeiſter in Bayreuth; quittirt aber und bereist Italien und die Schweiz 1796; geht über Wien und Salzburg nach Paris 1797; lernt Bonpland kennen; holt ſich in Madrid Vollmacht zu einer Reiſe in die ſpan. Colonien, verläßt Europa Juni 1799 u. verbündet ſich mit Bonpland zu einer 5jährigen naturwiſſenſchaftl. Reiſe von 9000 Meilen; kommt mit einer unerhörten Ausbeute für Erd-, Völker-, Menſchen- u. Naturkunde aus den Tropenländern nach Europa zurück 1804 und legt die Reſultate in einem Prachtwerke nieder 1810 ff.; lebt zu Paris; publicirt die „Anſichten über die Natur“ 1808; durchreist das ruſſ. Reich mit dem Prof. Ehrenberg und Roſe 1827—1829; lebt nach ſeiner Rückkehr als wirklicher Geheimerath mit dem Präd. Excellenz u. höchſter Orden Ritter, den Königen Friedrich Wilhelm III. u. IV. ſehr nahe ſtehend, unermüdlich für die Wiſſenſchaft und Geſittung thätig zu Berlin; begleitet ſeinen Herrn nach England Febr. 1842; bereitet ein neues Werk „Koſmus“ vor, Frühjahr 1842. Forſcher und Naturſchilderer voll reicher deutſcher Poeſie, mit Zungen redend.

Ernſt Moritz Arndt, geb. den 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen, wo ſein Vater Pächter war, von Hauslehrern unterrichtet und von der Natur geſtärkt; beſucht die gelehrte Schule zu Stralſund 1786—1789, will der Univ. entweichen, ſtudirt für ſich zu Löbnitz bei den Eltern 1789—1791, bezieht Greifswald 1791 und Jena 1793, u. ſtud. Philoſ., Theol. und Geſchichte; kehrt nach Löbnitz heim 1794, wird Hauslehrer bei Koſegarten 1796, bereist Deutſchland, Ungarn, Italien u. Frankreich 1798 f.; Adjunkt der philoſ. Fakultät zu Greifswald 1803, ſchreibt über die Leibeigenſchaft, und der König von Schweden, anfangs entrüſtet, ſagt endlich: „wenn dem ſo iſt, ſo hat der Mann recht.“ Bereist Schweden 1803; außerordentl. Prof. zu Greifswald 1806; tritt als entſchiedener Franzoſenfeind auf und ſchreibt den erſten Theil des „Geiſts der Zeit“ 1806 zu Stralſund, wo er in der ſchwed. Reg.Canzlei beſchäftigt iſt; flüchtet vor den Franzoſen nach Stockholm Dec. 1806, arbeitet dort in der Staatskanzlei unter Wetterſtedt; nach des Königs Sturz muß er vor Napoleon fliehen Okt. 1809; geht nach Berlin und wieder nach der an die Schweden zurückgegebenen Heimath Greifswald 1810; lebt dort mit unterdrücktem Grimm; geht endlich 1812 nach Berlin, Breslau, wo er Scharnhorſt ſieht; bei Napoleons Annäherung nach Prag, wo er Gruner trifft; dann nach Moskau; kommt Ende Aug. nach Petersburg, wo er beim Miniſter vom Stein angeſtellt, deſſen Freund wird, für Deutſchlands Befreiung unermüdl. arbeitet, und viele berühmte Zeitgenoſſen ſieht; im J. 1813 kehrt er mit Stein nach Deutſchland zurück, erſt nach Königsberg, dann nach Dresden, wo er den dritten Theil des „Geiſts der Zeit“ überarbeitet; hierauf geht er in Aufträgen nach Berlin, und bald zum Congreß nach Reichenbach; nach der Schlacht bei Leipzig nach Frankfurt, wo er „der Rhein Deutſchlands Strom aber nicht Deutſchlands Gränze“ ſchreibt; ſpäter lebt er in Köln 1815 ff. und wird endlich Profeſſor der neueren Geſchichte an der neu errichteten Univerſität zu Bonn 1818. Im J. 1819 wird er politiſch verdächtigt, mit Hausſuchung heimgeſucht, im Herbſt 1820 ſuſpendirt und langer gerichtl. Unterſuchung unterworfen, als der Theilnahme an geh. Geſellſchaften u. republ. Umtriebe angeklagt. Nach 20 Jahren gezwungener Unthätigkeit von König Friedrich Wilhelm IV. in ſeinem Lehramt rehabilitirt, von der Univ. zum Rektor erwählt, von dem König von Baiern mit dem Verdienſtorden der baier. Krone, ſpäter von ſeinem Landesherrn mit dem rothen Adlerorden geſchmückt und von den Studenten unter Fackel-

ſchein angejubelt 1840. Aechter Patriot, um den Geiſt der deutſchen Jugend hochverdient; Styl deutſchthümlich, aber voll origineller Kraft. (Patriot. Dichter.)

Karl Ludwig von Woltmann, geb. den 9. Febr. 1770 zu Oldenburg; dort vorbereitet; ſtud. in Göttingen Sprachen, Rechte u. Geſchichte 1788 ff.; hält Vorleſungen für die Gymnaſiaſten in Oldenburg 1792, wird von der franzöſiſchen Revolution ergriffen, hält, von Spittler begünſtigt, Vorleſungen in Göttingen; wird außerord. Prof. der Phil. zu Jena 1794 u. iſt als Lehrer u. Geſchichtſchreiber thätig; wird durch ſeine Zeitſchrift über Geſchichte und Politik an Berlin gefeſſelt 1800 u. daſ. als Reſident von Heſſen-Homburg u. Geſchäftsträger von Bremen, Hamburg und Nürnberg fixirt 1804, 1806; geadelt 1805; mit Stein verbunden, flieht er vor Napoleon nach der Schlacht bei Lützen 1813 nach Prag, lebt dort ſeit einem Schlagfluſſe kränkelnd; ſchreibt (mit ſeiner Frau) die „Memoiren des Herrn v. S—a“ 1815; geſt. daſ. d. 19. Juni 1817. Glänzender, etwas oberflächlich pragmatiſcher Hiſtoriker, von allgemein äſthet. Bildung, mit trefflicher Darſtellung.

Friedrich Hölderlin, geb. den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar, verliert den Vater 1772; von einer zarten Mutter erzogen, in der Schule zu Nürtingen als Knabe mit Schelling befreundet; ſtud. in der Kloſterſchule zu Denkendorf 1784 ff.; zu Maulbronn 1786 f.; und im theol. Seminar zu Tübingen, hier mit Hegel verbunden, 1788 ff. wird Magiſter 1790, lief. poet. Beiträge zu Schillers Thalia 1793 und Städlins Muſenalmanach 1792 ff.; in engem Verkehr mit Conz, v. Seckendorf und Sinclair; verſenkt ins Studium des Idealismus und die Welt der Griechen, in Muſik lebend; Hofmeiſter im Meiningen'ſchen 1793; geht nach Jena, vertieft ſich in Fichte's Syſtem, wird von Schiller geliebt und geleitet 1795 f.; kehrt nach Nürtingen zurück; wird Hofmeiſter in Frankfurt am Main, flüchtet mit der Familie ſeiner Eleven nach Kaſſel; kehrt nach Frankfurt zurück; Alles 1796; läßt den „Hyperion“ erſcheinen 1797; verläßt Frankfurt, eine hoffnungsloſe Leidenſchaft im Buſen 1798; geht mit Sinclair nach Raſtadt, und lernt beim dortigen Congreß Murbeck d. J., Horn, Schenk u. a. geiſtreiche Männer kennen; lebt in Homburg; brütet über dramat. Entwürfen; beſucht ſein Vaterland, wird Hofmeiſter in der Schweiz 1800; kehrt nach Hauſe zurück 1801; wird Hofmeiſter in Bordeaux 1802; verläßt, vielleicht auf die Nachricht vom Tode der Geliebten, dieſe Stelle im Juni 1802; durchreist in der glühendſten Hitze Frank-

reich zu Fuß, und kommt Anfangs Juli krank am Gemüthe zu Stuttgart und bald darauf zu Nürtingen bei den Seinen an; bleibt dort und überſetzt den Sophokles 1803; wird durch Sinclair's Bemühungen Bibliothekar bei dem Landgrafen von Heſſen-Homburg, geht dorthin, ohne daß ſein Trübſinn zerſtreut wird 1804: findet endlich ein Aſyl bei einer Bürgersfamilie in Tübingen 1806; und lebt dort ſeit 36 Jahren. Seine Gedichte ſind von Landsleuten geſammelt worden 1826; ſeine Correſpondenz bewahrt ein liebender Halbbruder als ein Heiligthum. — Großer, tiefſinniger Lyriker in Poeſie und Proſa.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. den 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, wo ſein Vater Expeditionsrath war; gebildet auf dem Gymn. zu Stuttgart und 1788—1793 zu Tübingen im Studium der Philol., Philoſ. u. Theolog., Hauslehrer in der Schweiz; erhält durch ſeinen Freund Hölderlin eine Hofmeiſterſtelle in Frankfurt a. M. 1798 ff.; Privatdocent in Jena 1801; von Schiller und Göthe in ſeiner Bedeutſamkeit erkannt 1803; mit Schelling zum krit. Journal der Philoſophie verbunden und von ihm abhängig 1802 ff.; außerordentl. Prof. zu Jena 1805; Redacteur einer pol. Zeitung zu Bamberg 1806; Rektor und Profeſſor am Aegidianum zu Nürnberg 1808; Prof. zu Heidelberg 1816; zu Berlin 1818, geſt. daſ. den 14. Nov. 1831 an der Cholera. Tritt als Schöpfer der Philoſophie des reinen Begriffs hervor mit der „Phänomenologie" 1807; der „Logik" 1812, der „Encyklopädie" 1817, der „Rechtsphiloſophie" 1821; derzeit Alleinherrſcher auf dem Gebiete der Philoſophie u. großentheils auf dem der Wiſſenſchaft; durch die nach ſeinem Tode veröffentlichten Vorleſungen über alle Theile der Philoſophie zum Theil ſeiner herben Darſtellung entkleidet und einem größern Kreiſe zugänglich gemacht; unerbittlicher Dialektiker; König des — Glauben, Fühlen und Wollen unterjochenden Wiſſens. Der Styl, ſoweit er ihm gehört, nur in wenigen kleineren Schriften dem Layen zugänglich.

Georg Friedrich Creuzer, geb. den 10. März 1771 zu Marburg, früh verwaist, von einem gelehrten Oheim zur klaſſ. Literatur hingewieſen, ſtud. zu Marburg und Jena 1790 ff.; lebt in und bei Gießen, tritt mit Schriften über Herodot und Thucydides hervor 1798 ff.; wird Hauslehrer zu Leipzig 1798; Prof. der Eloquenz zu Marburg 1802; ſchreibt über die „hiſtor. Kunſt der Griechen" 1804; wird Prof. der Philol. und alten Hiſtorie auf der neugekräftigten Univerſität Heidelberg 1804; verbindet ſich mit Daub zur Herausgabe der „Studien" (1803—1819); ſchreibt

über den Zuſammenhang der Mythen ſeit 1808; tritt mit der „Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſ. der Griechen“ hervor 1810 ff. (umgearbeitet 1819 u. 1835) und geräth darüber in Streit mit Hermann 1818 f. u. in bittere Fehde mit Voß 1819—1823; bad. Geh. Hofrath 1818; ausw. Mitgl. d. Pariſer Akad. der Wiſſenſch. 1825; Geh. Rath 1826; Kommenthur des zähr. Löwenordens u. ſ. w. Tiefer Alterthumsforſcher; genialer Begründer der Symbolik; Styl anſchaulich und blühend.

Johann Heinrich Zſchokke, geb. den 22. März 1771 zu Magdeburg, gebildet auf der Kloſterſchule und dem Gymnaſ. der dortigen Altſtadt und heimlich durch Philoſophen u. Dichter, wandert mit Schauſpielern als Schauſpieldichter umher; ſtudirt ohne Plan zu Frankfurt an der Oder, und fängt dort zu dociren an, 1792; lehrt Moralphiloſ. und Aeſthet. 1794; geht in die Schweiz und wird Bürger von Graubündten 1797; Mitarbeiter des helvet. Miniſters der Wiſſenſchaften, Stapfer, 1798; Reg.Commiſſär des helvet. Directoriums zu Unterwalden, ſpäter des Cantons Waldſtätten 1799; Reg.Commiſſär der ital. Schweiz; Reg.Statthalter von Baſel 1800; lebt im Aargau ſeit 1801; Mitglied des Oberforſt- und Bergamts daſ. 1804; Mitgl. des großen Raths 1815; im Privatſtande ſeit 1829. Verf. einer Geſchichte der Schweiz und Bayerns, und vieler hiſtor., äſthet. Schriften, Schilderungen und Romane: Herausgeber der Erheiterungen; bekennt ſich am 2. Feb. 1842 zum Verf. der bekannten „Stunden der Andacht.“ Sichrer Styl, klare Darſtellungsweiſe.

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe, geb. Levin, ſpäter Robert, jüdiſcher Eltern Kind, geb. an Pfingſten 1771 zu Berlin; mit den geiſtvollſten Männern und Frauen des Jahrhunderts, ſo wie mit ſich ſelbſt, vierzig Jahre lang (1793—1833) im ſcharf-, tief- und feinſinnigſten Gedankenwechſel, den ihr Gatte als Nachlaß der Welt mitgetheilt hat; vermählt mit C. A. Varnhagen von Enſe 27. Sept. 1814; geſt. zu Berlin den 7. März 1833. Einer der durchdringendſten Geiſter ihrer Zeit, urtheilend und ahnend; auch im Irrthum tief; für ihre Zeit in mancher Beziehung, was Hamann für die ſeinige war.

Karl Wilhelm Friedrich Schlegel, geb. den 10. März 1772 zu Hannover, jüngerer Bruder Auguſt Wilhelms, bei verwandten Landgeiſtlichen erzogen, erlernt die Handlung in Leipzig, geht zur gelehrten Bildung über 1788; ſtud. Philol. in Göttingen und Leipzig, doctorirt, tritt als Schriftſteller auf 1793; arbeitet an verſch. Journalen (Charakteriſtiken und Kritiken); ſchreibt „Griechen

und Römer" 1ter Thl. 1797 und gewinnt dadurch Heyne's Achtung; „Poeſie der Griechen u. Römer" 1798; giebt das „Athenäum" mit ſeinem Bruder heraus 1798 ff.; ſchreibt die berüchtigte „Lucinde" 1799 (1ter Thl.); habilitirt ſich als Privatdocent in Jena 1800 und liest mit großem Beifall über Philoſophie; lyr. Dichter 1800 ff.; giebt Leſſings Gedanken und Meinungen heraus 1801: die „Europa" 1802 f.; führt die Aſſonanz ins Drama ein im Alarkos 1802; lebt in Dresden 1802; geht, mit ſeiner Frau (Mendelsſohns Tochter) 1803 zu Köln zur kathol. Confeſſion übergetreten, nach Paris und liest dort über Philoſophie; beſchäftigt ſich mit der Kunſt, der altfranz. Ritterpoeſie, der oriental. und beſ. indiſchen Literatur, und ſchreibt „über die Sprache und Weisheit der Indier" 1808; kehrt nach Deutſchland zurück, lebt in Wien 1808 ff.; ſammelt ſeine Gedichte 1809; hält Vorleſungen über neuere Geſchichte und die Literatur aller Völker, gedruckt 1811 und 1812; giebt das „deutſche Muſeum" heraus 1812, erwirbt ſich das Vertrauen des Fürſten v. Metternich; wird Hofſekretär und k. k. Legationsrath bei'm Bundestag, auch Mitglied der k. k. Akademie der Künſte; von Geſchäften zurückgezogen ſeit 1819; hält Vorleſungen über „Philoſophie der Geſchichte" gedr. 1828; ſchreibt die „Philoſophie des Lebens" 1828; geſt. auf einem Beſuch in Dresden d. 11. Jan. 1829. Mitſtifter der romant. Schule und Mitgeſtalter der neuern deutſchen Bildung (Dichter); tiefe, gedrungene, helle Schreibart nur in ſeinen frühern Werken.

Wilhelm Heinrich Wackenroder, geboren im Jahre 1772 zu Berlin, von angeſehenen Eltern ſorgfältig erzogen und gebildet, voll Kunſttalent, frühzeitig mit L. Tieck innig befreundet, mit welchem er die Schule und die Univ. Halle beſucht; die Kunſt ſtudierend, der Jurisprudenz gewidmet; Referendär beim Kammergericht in Berlin; giebt die „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders" heraus 1797, und hinterläßt vom 2ten Theil dieſes Werkes Fragmente, die Tieck nach ſeinem Tode den „Phantaſieen über die Kunſt für Freunde der Kunſt" einverleibt 1798. Von ſeiner in der Kunſt ſchwelgenden Phantaſie verzehrt, geſt. den 13. Febr. 1798 zu Berlin. Kühne Vorſtellungsweiſe, ſeltſame Bilder, gedrungener, kräftiger Styl.

Friedrich von Hardenberg, gen. Novalis, geb. den 2. Mai 1772 zu Wiederſtedt im Mannsfeldiſchen, von trefflichen Eltern wohlerzogen, erhält ſeine gelehrte Jugendbildung zu Braunſchweig und zu Eisleben, bei dem Philologen Jani, ſtud. unter Reinhold in Jena Philoſophie 1790 ff.; pflegt Schiller in ſeiner Krankheit

1791; erlernt in Wittenberg und Leipzig Jurisprudenz; dem Salinenweſen gewidmet 1797; verliert ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn; geht nach Freiberg, ſtud. Bergkunde, verlobt ſich mit Julie von Charpentier 1798, wird Salinenaſſeſſor zu Weißenfels 1799; innig verbrüdert mit den beiden Schlegel und Tieck; ſoll Amtshauptmann in Thüringen werden; geſt. zu Weißenfels im Vaterhauſe in Fr. Schlegels Armen unter den Tönen des Klaviers den 25. März 1801. Fr. Schlegel u. Tieck geben ſeine Werke: „Heinrich von Ofterdingen“, Poeſieen und Fragmente in 2 Bänden heraus. (Großer Dichter.) Sehnſüchtiger Prophet einer verklärten Natur und eines Jenſeits im Dieſſeits; beſtrebt, das Leben und Wiſſen mit dem Geiſt der Poeſie zu durchläutern; Styl tief und klar. Ein Barde der Fichte'ſchen Weltanſchauung.

Johann Friedrich von Meyer, geb. den 12. September 1772 zu Frankfurt a. M., Sohn eines Großhändlers, beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſt., ſtud. zu Göttingen Philologie, Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte 1790 ff., beſucht Leipzig 1793 u. Dresden 1794; fürſtl. Salm-Kyrburg'ſcher KammerDirektor 1795, zieht nach Frankfurt 1802; Rath und Beiſitzer des Stadtgerichts 1817; Senator u. Mitgl. des Conſiſt. 1816; Chef, Syndicus und Appellationsrath 1821; D. der Theol. zu Erlangen 1821; Präſid. der geſetzg. Verſamml. 1824; Präſident des App.Gerichts um 1830; Präſident der Frankf. Bibelgeſellſchaft; frommer und geiſtvoller Laye. (Geiſtl. Liederdichter.) Herausgeber eines Bibelwerkes 1819 ff., der „Blätter für höhere Wahrheit“ 1819 ff. Theilnehmer an J. Kerners „Blättern aus Prevorſt“ und „Magikon“.

Karl Auguſt Freiherr von Wangenheim, geb. d. 14 März 1773 zu Gotha, Sohn eines dort. Generalmajors, gebildet unter Döring auf dem dort. Gymnaſium, ſtud. die Rechte zu Jena und Erlangen, Aſſeſſor in der Saalfeld'ſchen Landesregierung 1795, Rath daſelbſt 1800, Vicepräſident und Vorſtand der Landesreg. unter dem Miniſter Kretſchmann 1803; durch denſelben ohne Urtheil und Recht aus dem Dienſt getrieben und vom Reichshofrathe gerechtfertigt 1804; lebt den Wiſſenſchaften in Hildburghauſen; durch einen Auftrag des Herzogs von Altenburg nach Stuttgart geführt, wird er von König Friedrich von Württemberg als Präſident des Oberfinanzdepartements in ſ. Dienſte berufen 1806; Präſident der Oberregierung 1809; des Studienraths, des Obertribunals in Tübingen, mit der Kuratel der Univerſität 1811, wo der geniale, wiſſenſchaftlich gebildete, mit dem Erziehungsweſen vertraute, von Liebe zur Jugend durchdrungene Mann ganz auf

ſeinem Platze iſt und ſich große Verdienſte um die geiſtige Bildung des Landes erwirbt; er miſcht ſich in den Württemb. Verfaſſungsſtreit und ſchreibt „die Idee der Staatsverfaſſung“, wird darüber zur Verantwortung gezogen, aber unerwartet in die Verfaſſungskommiſſion nach Stuttgart berufen 1815; nach König Friedrichs Tod Cultminiſter und Geheimer-Rath 1816; kämpft, von der altwürtt. Oppoſition hart angegriffen, von Uhland mit herrlichen Verfaſſungsliedern beſtritten, für ſeine Idee, bleibt aber dem Ultimatum von 1817 fremd; räumt ſeine Miniſterſtelle dem Herrn von Malchus und wird Bundestagsgeſandter 1817, wo er freiſinnig und von ſeiner Regierung geſchützt wirkt, bis einige „Notamina“ im Militärausſchuſſe vorgetragen, die Veranlaſſung zu ſeiner Erſetzung werden 1823. Im Penſionsſtande lebt er anfangs zu Dresden, dann zu Koburg in tiefer Zurückgezogenheit ganz den Wiſſenſchaften und der Zeitgeſchichte; beſucht 1830 Württemberg; wird in die Ständeverſammlung gewählt 1832, aber die von ſeinem alten Gegner Uhland vertheidigte Wahl auf den Grund eines Verfaſſungsparagraphen annullirt 1833; er kehrt in die Einſamkeit zurück, nachdem er über ſeine Wahl geſchrieben (1832); lebt ſeinen pädagogiſchen Lieblingsſtudien, bearbeitet das Erziehungswerk der Frau von Necker-Sauſſure und ſchreibt als Anhang dazu die Schrift „über Gefühl und Gefühlsvermögen“ 1838.

Henrich Steffens, geb. den 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen, Sohn eines Diſtrictchirurgs, erzogen in Drontheim 1776 ff., beſucht die gelehrte Schule zu Helſingör 1779 ff., zu Röskilde 1785, und endlich zu Kopenhagen 1787 ff., mehr durch Selbſtſtudium als (ſchlechte) Hauslehrer gebildet, und durch Büffon zum Forſchen in der Naturgeſchichte begeiſtert, das er auf der Univerſität fortſetzt 1790 ff., nach einer norweg. Reiſe in der Elbemündung geſtrandet 1794; lebt in Hamburg bis 1795; D. und Adjunkt der philoſ. Facult. zu Kiel 1796; geht nach Jena zu Schelling 1797; nach Freiberg zu Werner, und ſchreibt hier ſeine „Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde“; kehrt nach Kopenhagen zurück und hält dort Vorleſungen 1802; Prof. zu Halle 1804 ff. bis zur Schlacht von Jena; giebt ſeine „Grundzüge der philoſ. Naturwiſſenſchaft“ heraus 1806; lebt in Holſtein, Hamburg und Lübeck 1807—1809; ſchreibt eine kühne Broſchüre über die Idee der Univerſitäten 1809; kehrt nach Halle zurück und wirkt heimlich mit den deutſchen Patrioten; ſchreibt die „Oryktognoſie“ 1811 ff.; ſetzt ſich in Breslau 1811; begeiſterter Freiwilliger 1813; zieht vor Paris und wird mit dem eiſernen Kreuz verabſchiedet 1814; ord. Prof. der Phyſik

zu Breslau 1815; ſchreibt über „die gegenwärtige Zeit“ 1819; „Karrikaturen des Heiligen“ 1819 — 1821; „Anthropologie“ 1821; befehdet die „falſche Theologie“ 1823; wirft ſich mit ſeiner jugendlich bleibenden, entwicklungsfähigen Individualität auf die Novelle, wo er auf ein hiſtor. Fundament Pſychologie, Naturphiloſophie und Romantik, doch ohne Phantaſterei, baut (Gervinus): „Walſeth und Leith“ 1826; „die 4 Norweger“ 1827 ff.; „Malcolm“ 1834; die „Revolution“ 1837; legt ſeine Glaubenskämpfe der Welt vor: „wie ich wieder Lutheraner wurde“ 1831; ſchreibt ſeine „Religionsphiloſ.“ 1839; erzählt die Denkwürdigkeiten ſeines Lebens und ſeiner Zeit 1840 ff. Lebt ſeit 1832 als Prof. der Philoſ. mit dem Prädicat Geh.Reg.Rath in Berlin. Naturaliſirter Deutſcher. Als Naturphiloſoph, Romantiker und überzeugter Chriſt energiſch thätig; die Form mit der Geſtaltung ringend; der Styl begeiſtert und leuchtend.

Ludwig Tieck, geb. den 31. Mai 1773 zu Berlin, eines Handwerkers Sohn, erhält ſeine Jugendbildung zu Berlin; ſtud. innig befreundet mit Wackenroder, zu Berlin und Halle, tritt mit dem „William Lovell“ 1795 auf den literar. Schauplatz; läßt „Peter Leberecht“ 1795, und die „Volksmährchen“ 1797 ff. folgen; wird von A. W. Schlegel in der Jenaer L. Z. dem Publikum empfohlen; dichtet den „Blaubart“ und den „geſtiefelten Kater“ 1797, nimmt voll andächtiger Liebe zur Kunſt Antheil an Wackenroders „Herzensergießungen eines kunſtliebend. Kloſterbruders“ 1797; ſchreibt „Sternbalds Wanderungen“ 1798, „Phantaſien über die Kunſt“ 1799, zum Theil aus Wackenroders Nachlaß; geht von Berlin nach Hamburg und heirathet die Tochter des einſt von Götze verfolgten Paſtors Alberti; wohnt mit den Schlegel in Jena, und fertigt das klaſſ. Alterthum mit einer ſapph. Ode in Schillers Muſenalmanach ab 1799; überſetzt den Don Quixote 1799—1801; gibt die „romant. Dichtungen“ heraus, darin den „Zerbino“ 1799 f., die „Genoveva“, das „poet. Journal“, das „Ungeheuer und der verzauberte Wald“, ein muſik. Märchen; alles 1800; lebt der Natur, Kunſt und Bibliothek in Dresden mit Fr. Schlegel 1801 f. und gibt mit A. W. Schlegel den „Muſenalmanach“ auf 1802 heraus; „Minnelieder“ 1803; „Kaiſer Octavianus“ 1804, mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis 1806. Geht nach Rom und forſcht nach literariſchen Schätzen 1805; nach München, wo die Gicht ihn zu quälen anfängt 1806; nach Ziebingen in der Mark zu ſeinem Freunde Wilhelm von Burgsdorf; bearbeitet das „altengl. Theater“ 1811 ff., den „Ulrich v.

Lichtenſtein“ 1812; ſammelt den „Phantaſus“ 1812 ff.; reist nach London 1817, lebt in Dresden 1819 ff. (ſpäter als Hofrath und Theaterintendant 1825 ff.) dichtet den „Fortunat“ 1819; gibt das „deutſche Theater“ heraus 1820; ſeine Gedichte 1821 ff., Shakſpeare's Vorſchule 1823, „dramaturgiſche Blätter“ 1826 f.; wendet ſeine Poeſie, Kritik und Lebenserfahrung der Novelle zu: „Pietro von Apone, Zaubergeſchichte“ 1824; „die Geſellſchaft auf dem Lande“ 1825, „Dichterleben“ 1826 ff.; „der Aufruhr in den Cevennen“ (Torſo) 1826; „Inſel Felſenburg“ erneuert 1827 ff.; „der Alte vom Berge“ 1828; „Camoens“ 1832; „die Vogelſcheuche“ 1834; „der Tiſchlermeiſter“ 1835; „Vittoria Accorombona“ 1839, kündigt zwei neue hiſtoriſche Romane an 1841. Von den Königen von Bayern und Preußen durch Orden ausgezeichnet. (Erſter jetzt lebender deutſcher Dichter.) Mitgründer der romantiſchen Schule; unübertrefflicher Humor; klarſte und kunſtvollſte Darſtellung, vom Aether der Poeſie umwoben; flüſſigſter Styl.

Anton Friedrich Juſtus Thibaut, geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln in Hannover, ſtud. die Rechte zu Göttingen, Königsberg (noch unter Kant), und Kiel; wird hier Doctor 1796; Adjunct der jur. Fac. 1798; ord. Prof. 1799; nach Jena berufen 1802; in's regenerirte Heidelberg 1805; Correſpondent der kaiſ. Geſetzescommiſſion in Petersburg 1805; tritt mit ſeinem Hauptwerke, dem Pandektenrecht, hervor 1803 ff. Verlangt nach Napoleons Sturz Einheit des Rechts in Deutſchland, von Savigny bekämpft 1815. Großer Freund und Kenner der Muſik; ſchreibt über Paleſtrina und die „Reinheit der Tonkunſt“ 1825; vielfach geehrt, geſt. als Bad. Geh.Rath u. Commenthur den 28 März 1840. (Genialer Rechtslehrer.)

Auguſt Freiherr von Steigenteſch, geb. den 12. Jan. 1774 zu Hildesheim, Sohn eines kurmainz. Cabinetsminiſters, aus einer Schweizerfamilie ſtammend; tritt im 15ten Lebensjahr in öſterreichiſche Kriegsdienſte 1789, verläßt den Dienſt 1805 und 1809; tritt wieder ein als Generaladjutant des Fürſten von Schwarzenberg 1813; geht als Abgeordneter der 4 Mächte nach Norwegen 1814; wird Geſandter in Kopenhagen; in der Schweiz, in Petersburg 1815; in Turin 1824; zuletzt wirkl. Geheimerrath und Generalmajor, vieler hohen Orden Ritter; geſt. den 3. Jan. 1827 zu Wien. (Luſtſpieldichter) Verfaſſer lebendiger Romane und Novellen.

Joſeph von Hammer-Purgſtall, geb. den 9. Juni 1774 zu Grätz; Sprachknabe in Conſtantinopel 1789 (?); Sekretär des Freiherrn v. Jeniſch 1796; Dolmetſch-Sekretär des brit. Geſandten

im ägyptiſchen Kriege 1798; reist nach England; Leg.-Sekretär des Internuntius zu Conſtantinopel, Baron Stürmer 1802; kaiſ. Agent in der Moldau 1806; geht nach Wien zurück 1807; k. Rath und Hofdolmetſcher 1811; k. k. Hofrath 1811; perſ., ruſſ., öſterr., däniſcher Orden Ritter; mit dem Prädikat Purgſtall in den Freiherrnſtand erhoben 1832. (Grundgelehrter Dolmetſcher oriental. Poeſie) Geſchichtſchreiber des osman. Reichs 1827 ff.; Herausgeber der Fundgruben des Orients 1810 ff.; lebt zu Wien.

Ignaz Heinrich Freiherr von Weſſenberg, geb. den 4. Nov. 1774 zu Dresden, Sohn des öſterr. Geſandten daſelbſt, verdankt ſeinem alten Adel frühzeitige Domherrnſtellen, und iſt Dombechant zu Conſtanz, wo Dalberg ihn zum Gen.-Vikar dieſes Biſthums erhebt 1802, in welchem Wirkungskreiſe er voll Kraft und Einſicht für ein thätiges Chriſtenthum arbeitet; Coadjutor von Conſtanz 1814, durch Dalberg Biſthumsverweſer, vom Pabſt nicht beſtätigt (Breve vom 15. März 1817); reist nach Rom, ſich zu rechtfertigen, und giebt als Reiſefrucht die „Blüthen aus Italien" heraus 1818, wird von ſeinem Landesherrn (Baden) als Generalvicar geſchützt 1818; durch Auflöſung des Biſthums ſeiner Stelle verluſtig 1827. (Dichter.) Schreibt über den „ſittlichen Einfluß der Schaubühne" 1824 und „der Romane" 1826; über „die chriſtlichen Bilder" 1828; über die „großen Kirchenverſammlungen" 1840 ff. Einer der gemüthsvollſten aſcet. Schriftſteller ſeiner Confeſſion; im Leben u. Handeln vielfach an Fenelon erinnernd. Lebt zu Conſtanz.

Friedrich Wilhelm Joſeph Schelling, geb. den 27. Janr. 1775 zu Leonberg im Württemberg., bezieht ſehr frühzeitig die Kloſterſchulen ſeines Vaterlandes, und im 16. Jahre die Univ. Tübingen, wo er Philoſ. und Theol. ſtudiert 1790 ff.; wird mit 17 Jahren Magiſter 1792; Erzieher in Leipzig 1795; ſchreibt „vom Ich" 1795, und „Ideen zu einer Philoſ. der Natur" 1797; außerord. Prof. der Philoſ. zu Jena 1798; ſchreibt „von der Weltſeele" 1798; „Entw. eines Syſtems der Nat.-Philoſ." 1799; das „Syſtem des transſcendentalen Idealismus" 1800; giebt die Zeitſchrift für ſpek. Philoſ. heraus 1800 ff., und mit Hegel das krit. Journal der Phil. 1802; den „Bruno" 1802; über „die Methode des Akad. Stud." 1803; Doctor der Medicin 1802; ord. Prof. der Transſcendental- und Naturphiloſophie zu Würzburg 1803; geht nach München als Mitgl. der 1. Cl. der Akad. der Wiſſenſch. 1806; Gen.-Sekretär der Akad. der Künſte 1808; giebt mehre ſein Syſtem ergänzende Schriften heraus; redet „über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur" 1808; ſtreitet gegen Fichte 1806; gegen

Jakobi 1812; legt in ſeiner Abhandlung „über die Freiheit" 1809, und „über die Gottheiten von Samothrace" 1815 einen neuen Grund; nähert ſich dem Theismus in ſeiner Vorrede zu Couſin 1835; und der chriſtlichen Offenbarung in ſeinen Münchner Vorleſungen der neuern Zeit. Läßt mit der Publikation ſeiner „Weltalter" auf ſich warten. Prof. in Erlangen 1820; amtlos auf Anſuchen 1823; Geh. Hofr. und Prof. an der Univ. zu München 1827; bald darauf Präſident der Akad. d. Wiſſenſchaften, Geh.-Rath und General-Conſervator der wiſſenſchaftl. Samml.; mit deutſchen und fremden Orden geehrt; geht, vom König Friedr. Wilh. IV. eingeladen, nach Berlin und hält dort unter großem Beifall Vorleſungen über ſein erneutes und vervollſtändigtes Syſtem 1841 f.; Schöpfer der Naturphiloſ. und des Identitätsſyſt., ſpäter den Geiſt als Perſönlichkeit zu erfaſſen beſtrebt. Darſtellung und Styl tief und klar.

Karl von Rotteck, geb. den 1. Juni 1775 zu Freiburg im Breisgau, ſtud. auf dem Gymnaſ. und der Univ. ſeiner Vaterſtadt, wird daſ. Aſſeſſor beim Stadtmagiſtrat, Dr. der Rechte 1797, ordentl. Prof. der allg. Geſchichte 1798; reist nach Wien, Paris, in die Schweiz und nach Italien; ſchreibt ſein Hauptwerk „die allg. Geſchichte" 1813 ff. (vielfach aufgelegt); bad. Hofrath 1816; Prof. der Rechts- und Staatswiſſenſchaft 1817; Mitgl. der baier. Akad. der Wiſſenſch. 1817; Mitgl. der erſten Kammer der bad. Stände; freimüthiger Volksvertreter und Haupt der Oppoſition 1819 ff.; durch Bundesbeſchluß als Prof. zur Ruhe geſetzt 1832; Verf. vieler publiciſtiſchen Schriften, beſ. über das Kriegsweſen; Herausgeber des „Landſtänd. Archiv's" und Mitherausgeber des Staatslexikons; geſt. unter allg. Volkstheilnahme zu Freiburg den 26. Nov. 1840. Styl rhetoriſch blühend.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann, geb. den 24. Jan. 1776 zu Königsberg, ſtud. daſ. die Rechte; arbeitet bei der O. Amtsregierung in Großglogau und beim Kammergericht in Berlin; wird Aſſeſſor der Regierung in Poſen 1800, Rath in Plotzk 1802, in Warſchau 1803; durch die franz. Invaſion brodlos 1806; Muſikdirektor zu Bamberg 1808; bei der Joſeph Seconda'ſchen Geſellſchaft in Dresden 1813; kehrt nach Berlin zurück 1815; Rath beim k. Kammergericht daſ. 1816, wo er aber bald freiwillig auf eine Expeditorsſtelle zurücktritt. Berühmt geworden durch die „Fantaſieſtücke in Callot's Manier" 1814; ihnen folgen „die Elixiere des Teufels" 1816; „Nachtſtücke" 1816 f.; „Klein Zaches" 1819; „Serapionsbrüder" 1819 ff.; „Kater Murr" 1820; „Princeß Brambilla" 1821; „Meiſter Floh" 1822. Trauter Freund von

Fouqué und Hitzig; geſt. zu Berlin den 24. Jul. 1824. Phantaſtiſcher Humoriſt; nervos und überreizt; der Styl entſprechend.

Jakob Joſeph Görres, geb. den 25. Jan. 1776 zu Koblenz; erzogen daſ. geht er als 16jähr. Jüngling nach Mainz und beſucht dort die Klubbiſten 1792; wie Hoche die cisrhenan. Republik ſtiften will, geht Görres mit einer Deputation nach Paris nnd ſieht dort die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe 1797; ſchreibt „das rothe Blatt“ 1797; Lehrer an der Secondärſchule zu Koblenz; quittirt unter Napoleon, lebt als Privatlehrer in Heidelberg mit Brentano, Arnim u. a., und des „Knaben Wunderhorn“ und „die deutſchen Volksbücher“ (1807) entſtehen 1805 bis 1808; Görres kehrt als Prof. nach Koblenz zurück und legt ſich auf Naturphiloſophie und auf's Perſiſche, giebt die „Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt“ heraus 1810. Nach der Leipziger Schlacht ſtellt er ſich, eben vom Lazarethfieber erholt, an die Spitze des Volksſturms, wird Director des öffentl. Unterrichts, und giebt vom Jan. 1814 an, mit Gruner, dem Generalgouverneur von Koblenz befreundet, den Rhein. Merkur heraus, der als „fünfte Macht“ gegen die Franzoſen 3000 Exemplare jährlich abſetzt. Auf ſeinen Aufſatz über die „Schmalziſche Geſchichte“ wird der Rhein. Merkur verboten u. Görres verliert Stelle und Gehalt; er geht mit ſeiner Familie nach Heidelberg 1816, nach Koblenz zurück 1817; ſchreibt „Deutſchland und die Revolution“ und flüchtet nach Straßburg 1819; giebt das „Heldenbuch von Iran“ heraus 1820; ſchreibt „Europa und die Revolution“ 1821; wird an die neue Univerſität München berufen und Ultramontaner 1827; ſchreibt über Weltgeſchichte 1830; den „Athanaſius“ 1838; lebt zu München. Seine Darſtellung iſt „trunkene Miſchung der Poeſie mit der Wiſſenſchaft, ſubjective Verzückung.“ (Mundt.)

Barthold Georg Niebuhr, geb. den 27. Aug. 1776 zu Kopenhagen, Sohn des berühmten Reiſenden Carſten N., folgt dem Vater nach Melfort in Süderditmarſchen 1778 und lebt dort in tiefer Stille vom Vater und ſeit 1778 durch Boje's anregende Geſpräche friſch gebildet, aber auch kränklich, in den alten Sprachen von einem ſchlechten Hauslehrer unterrichtet; ſeit dem Türkenkrieg und den Unruhen in den Niederlanden den Blick in die Weltbegebenheiten gerichtet 1787 ff.; beſucht die gelehrte Schule des Städtchens 1789 f. und genießt den Privatunterricht des Rektors, wo er tiefer ins klaſſiſche Alterthum und die Kunſt des Styls eingeführt wird 1790 ff.; geht nach Hamburg in

Büſch's Handelsinſtitut, aber bald wieder zurück 1792; daheim übt er ſich in den Sprachen (deren er 1807 nicht weniger als 20 verſteht); bei'm Ausbruche der Revolution ängſtigt ihn ſchon der Rückſchritt zur Barbarei, wie in den letzten Monaten ſeines Lebens. Er ſtud. zu Kiel unter Hegewiſch, Cramer u. Reinhold u. tritt in nahe Verhältniſſe zu Hensler, Jakobi, Schloſſer, den beiden Stolberg und Baggeſen 1794 ff.; wird Privatſekretär bei'm Grafen Schimmelmann in Kopenhagen und tritt dadurch in Berührung mit der großen Welt 1796; durch Graf P. A. Bernſtorff ſupernum. Secretär an der K. Bibliothek; beſucht Kiel u. die Heimath u. verſpricht ſich mit der Schweſter der Hensler 1797; reist nach England und lebt in London und zu Edinburgh in der Familie von Francis Scott, wo er den „blödſichtigen, an Verſtande langſamen," älteſten Sohn — Walter Scott — beklagt 1798 ff.; kehrt nach Holſtein zurück 1800; wird zu Kopenhagen Commerzaſſeſſor für das oſtind Bureau u. Sekretär und Comptoirchef der Afrikan. Conſulat-Direction Mai 1800; heirathet; mißbilligt u. entſchuldigt Stolbergs Relig.-Veränderung, erlebt Nelſons Bombardement 1801: erfriſcht ſich durch die Wiſſenſchaften in den Freiſtunden u. ſtud. das Arabiſche 1802; bereist Deutſchland in finanz. Geſchäften der Reg. 1803; ſtud. alte Geſchichte 1804; ſiedelt nach Preußen über, als Mitdirektor der erſten Bank u. bei der Seehandlung angeſtellt in Berlin; wenige Tage vor der Schlacht von Jena, Okt. 1806; flieht mit dem König nach Memel, verbindet ſich in Königsberg innig mit Nicolovius; nach der Schlacht von Friedland geht er nach Riga; wird nach dem Frieden Mitglied der Immediatcommiſſion; kehrt nach Berlin zurück 1807; geht in Aufträgen nach Hamburg und Holland, um unter Stein eine Anleihe zu negoziren, was mißglückt 1808 ff.; geht nach Hamburg und Holſtein, nach Berlin und Königsberg, wird geheimer Staatsrath u. Sektionschef für das Staatsſchuldenzahlungsweſen in Berlin 1809; erzwingt unter Hardenberg ſeine Entlaſſung u. wird Hiſtoriograph an Joh. v. Müllers Stelle 1810. Er tritt, der Gelehrſamkeit zurückgegeben, mit der Abhandlung über die Amphiktyonen auf 1810; hält an der neuen Univ. Berlin Vorleſungen über die röm. Geſchichte 1810 ff., von der er 2 Bände verarbeitet 1811 ff., und lebt ganz auf Literatur, Kirche und Geſittung gerichtet 1812 ff.; tritt mit der Befreiung Deutſchlands in erneute polit. Thätigkeit; geht in's Hauptquartier nach Dresden u. reist mit nach Böhmen Sommer 1813; kehrt nach Berlin zurück Sept. 1813; unterhandelt Subſidien-

geſchäfte in Holland und beſucht Holſtein; geht wieder nach Berlin zurück u. unterrichtet den Kronprinzen in der Finanz- u. Adminiſtrationswiſſenſchaft 1814; ſein Vater und ſeine Frau ſterben 1815; er heirathet die Nichte ſeiner Schwägerin Hensler; ſchreibt das Leben ſeines Vaters; geht als Geſandter nach Rom 1816 und lebt dort den Blicken und Mittheilungen ſeiner Freunde entrückt; nimmt Urlaub von ſeiner Geſandtſchaft; beſucht Neapel und ſchließt mit De Serre Freundſchaft; entdeckt den Flav. Merobaudes in St. Gallen, wählt Bonn zu ſeinem Wohnort 1823, und ſetzt ſich dort, nachdem er Berlin beſucht und viel häusliches Unglück erfahren, von ſeiner Geſandtſchaft entlaſſen, und freie Vorleſungen über röm., griech., auch neueſte Geſchichte haltend 1824; nimmt die röm. Geſchichte wieder vor, arbeitet ſie um 1823 ff., ordnet ſeine Papiere, wie wir ſie in den „Lebensanſichten“ jetzt beſitzen; edirt die kleinen hiſt. u. philol. Schriften 1828 ff.; auf's heftigſte von der Jul.Revolution erſchüttert, geſt. wenige Tage vor ſeiner Frau, zu Bonn den 2ten Jan. 1831. Umfaſſender Gelehrter, Kritiker u. Hiſtoriker; ſein Styl durchdrungen von der erkannten Wahrheit; Begründer der ächten römiſchen Geſchichte.

Heinrich von Kleiſt, geb. den 10. Okt. 1776 zu Frankfurt an der Oder; Junker bei der Garde zu Berlin 1791; macht als ſolcher den Feldzug am Rhein mit 1793; nimmt als Lieutenant zu Potsdam ſeinen Abſchied und ſtud. in ſeiner Vaterſtadt 1799; ſchilt dort den verſuchten Selbſtmord eines Freundes, tief erſchüttert, gemeine Feigheit und allergrößte Sünde; kehrt nach Berlin zurück 1800 und wird eifriger Kantianer; erhält ein Amt im Departement des Miniſters Struenſee, fühlt ſich aber als Philoſoph unglücklich darin, verläßt es und geht nach Paris, wo er eine Kant'ſche Propaganda ſtiften will 1801; verläßt beſchämt und verarmt Frankreich, und wohnt eine Zeit lang am Thunerſee in der Schweiz in poetiſchen Arbeiten; geht nach Weimar zu Wieland und arbeitet in deſſen Hauſe und auf deſſen Rath an dem Trauerſpiel „die Familie Schroffenſtein“ 1802; geht mit einem charakterfeſten Freunde aufs neue in die Schweiz, dann nach Paris, wo er ſich mit ihm entzweit und ſeine Papiere vernichtet; auf der Heimkehr in Mainz 6 Monate lang tödtlich krank, kehrt er nach Potsdam zurück, arbeitet im Finanzdepartement; hört die Volksgeſchichte vom „Kohlhaas“ und ſchreibt ſie nieder; dichtet im preuß. Kriege „den zerbrochenen Krug“ und den „Amphitryon“ (nach Molière); vollendet „die Familie Schroffenſtein“ 1803; nach

der Schlacht bei Jena nach Königsberg geflüchtet, und nach der Heimkehr von den Franzoſen als verdächtig nach Joux bei Chalons transportirt, bald aber freigelaſſen 1807; lebt in Dresden, wo er ſich mit Adam Müller befreundet; dichtet „die Pentheſilea“ 1808; nach Berlin zurückgekehrt „das Käthchen von Heilbronn“ 1810, ſeine Erzählungen 1810 f., und ſein reichſtes Werk „den Prinzen von Homburg“ 1809; entwirft den „Guiskard“ und die „Hermannsſchlacht“ u. a., und erſchießt ſich mit ſeiner Freundin Adolphine Sophie Henrike Vogel, die, an einem unheilbaren Uebel leidend, ſich einen Dienſt von ihm hatte zuſchwören laſſen, im Gehölz bei Potsdam den 21. Nov. 1811. (Dramendichter.) Uneiniges Gemüth, das weder in der Wirklichkeit noch in der Kunſt Beruhigung fand. (Tieck.) Als Erzähler glänzend durch feſte Zeichnung der Geſtalten, ſichere Entwicklung der Gefühle und treffliche Darſtellung.

Friedrich Chriſtoph Schloſſer, geb. den 17. Nov. 1776 zu Jever, vor dem 6ten Jahre vaterlos und von 12 Kindern das jüngſte, auf dem Land und vom 10ten Jahr auf der Schule zu Jever erzogen, liest bis zum 15ten Jahr 3000 Bücher, wirft ſich dann auf alte Sprachen, Mathematik u. neue Lit., ſtudirt in Göttingen Theologie 1793 ff. und hört bei Spittler Geſchichte, lernt das meiſte zurückgezogen für ſich, namentl. Philoſ.; Candidat im Waldeck'ſchen, nach Jever zurückgekehrt 1796; Erzieher beim Grafen von Bentink in Varel bis 1798; Hauslehrer in Othmarſen bei Altona, nachdem ihm der Paß nach Rußland verweigert worden; hat Muße, Philoſ. u. klaſſ. Lit. zu ſtudiren; Hauslehrer bei einem reichen Frankf. Kaufmann 1800; benützt die Biblioth., verfaßt einen aus den Quellen geſchöpften „Leitfaden der Geſchichte;“ arbeitet die Schrift „Abälard und Dulcin“ aus 1807; hierauf „Beza und Peter der Martyr“ 1809; wird Conrector in Jever 1808; kehrt als Lehrer am Gymn. nach Frankf. zurück 1809; entwirft ſeine „Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer“ 1812; läßt ſich durch unermeßliche Lektüre ins Innre der Welt und Zeit einführen, unterrichtet zugl. in dem Hauſe ſeines alten Principals und Freundes; wird durch Dalberg Prof. am Gymn. zu Frankfurt 1812; giebt ſeine „Weltgeſchichte“ für Vorleſungen heraus 1815 ff.; nach Auflöſung der Dalberg'ſchen Herrſchaft und des Gymnaſiums ernennt ihn Senat und Bürgerſchaft zum Stadtbibliothekar 1814; er wird Prof. in Heidelberg, als Wilkens Nachfolger 1817 u. erhält den Char. als Hofrath, Geh. Hofr. u. Geh.Rath nacheinander; giebt ſeine lebendige Geſchichte des 18.

Jahrh. heraus 1823 und 1836 ff., ſeine „Ueberſ. der Geſch. der alten Welt“ 1826 ff., ſein „hiſtor. Archiv“ mit A. Bercht 1830 ff. Tiefer Forſcher und individualiſirender lebendiger Darſteller.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, geb. den 12. Febr. 1777 zu Brandenburg, Enkel des berühmten preuß. Generals Fouqué, macht neben Heinr. v. Kleiſt als Cavallerie-Lieutenant den Rheinfeldzug mit 1792 f.; lebt ſpäter in Berlin im Jünglingsbunde von Hitzig, Varnhagen, Chamiſſo, Neumann u. A. Erregt die Aufmerkſamkeit des Publikums durch ſeinen „Sigurd“ 1809; dichtet unter Vielem „Eginhard und Emma“ 1811, „Vaterländiſche Schauſpiele“ 1811 f., die „Undine“ 1812, Novellen, „den Zauberring“ 1812; und, nachdem er im Befreiungskriege gefochten, zu Nennhauſen bei Nathenow lebend, „die Korona“ 1814, den „Thiodolf“ 1815, und viele dramatiſche Dichtungen; ſammelt ſeine lyriſchen Gedichte 1816 ff.; lebt als k. preuß. Major a. D., Ritter des Johanniter Ordens und des rothen Adlerordens, zu Halle. — Einflußreich auf die Jugend ſeiner Zeit, vielbewundert, ungerecht bei Seite geſetzt, ſeit er der eigenen Manier ſich zu ſehr überlaſſen. Einer der phantaſie- und erfindungsreichſten Romantiker.

Friedrich Ludwig Bührlen, geb. den 10. Sept. 1777, der erſtgeborne Sohn eines bürgerl. Vaters von zehn Kindern, in der alten Reichsſtadt aufgewachſen und von einem Mutterbruder zur Mathematik, von einem Vatersbruder zur Muſik ermuntert, beſucht das Ulmer Gymnaſ. 20 Jahre lang, ſtud. die Rechtswiſſenſchaft in Landshut u. Würzburg 1804 ff., beſucht das Fichtelgeb. und Jean Paul 1805, reist nach Wien 1806; praktizirt in Augsburg 1807 ff., wird Landgerichtsaſſeſſor im Eichſtädtiſchen 1809; in Söflingen bei Ulm 1810; Regiſtrator bei verſch. Dikaſterien, zu Stuttgart, zul. bei der Oberrechnungskammer 1811 ff., mit dem Titel eines Canzleiraths 1836; zugleich bei der Intendantur des k. Theaters mit berathender Stimme angeſtellt 1841. Seine Erſtlinge erſch. in den „ſüddeutſchen Miscellen von Rehfues“ 1812; er zeigt ſich als feiner Beobachter des innern und äußern Lebens in den „Lebensanſichten“ 1814, den „Anſichten von höhern Dingen“ 1829, verſch. Reiſebildern, Erzählungen und einem Roman; Styl aus Möſer und Göthe ſehr glücklich temperirt.

Clemens Brentano, geb. den 9 Septbr. 1778 in Frankfurt am Main; erzogen in ſeiner Vaterſtadt; ſtud. zu Jena um 1796, unter dem Einfluſſe Göthe's und der Schlegel; Dr. der Phil.; lebt amtlos abwechſelnd in ſeiner Vaterſtadt, in Heidelberg, Wien und Berlin; tritt, pſeudonym als „Maria“ mit einem Bändchen

„Satiren mit poetiſchem Winke“ auf 1800; ſchreibt den Roman „Godwi“ 1801, die „luſt. Muſikanten“ ein Singſpiel 1803; das Luſtſpiel „Ponce de Leon“ 1804; heurathet Soph. Mereau 1805, verliert ſie 1806; nimmt Antheil am Wunderhorn 1806 ff. und an der „Tröſt.-Einſamkeit“ ſowie an Erzählungen und Dichtungen von Görres und Arnim 1807 ff; erneuert den „Goldfaden“ 1809; tritt mit weitern Dichtungen auf, von welchen er die „Philiſter vor, in und nach der Geſchichte“ 1811 und „Schneeglöckchen“ 1819 wieder angekauft und vertilgt haben ſoll. Dichtet „die Gründung Prags“ 1817; Novellen und Märchen, darunter „die Wehmütter“ 1833; das neuſte „Gockel, Hinkel, Gackeleia“ 1840 ff. Zur kath. Conf. übergetreten und in Aſceſe verſenkt lebt er lang im Kloſter zu Dülmen und beobachtet die dortige ſtigmatiſirte Nonne 1818 ff.; längere Zeit in Rom 1822 ff., neuerdings in München. Reicher, phantaſtiſch bizarrer Geiſt, verſchleudernder Styl.

Friedrich Ludwig Jahn, geboren im Jahre 1778 in Pommern, Sohn eines Predigers, ſtud. zu Jena und Halle; Mitglied des Tugendbundes 1808; Lehrer der Gymnaſtik an der Erziehungsanſtalt des Dr. Plamann in Berlin 1809; ſchreibt ſein „deutſches Volksthum“ 1810, und begründet die Turnkunſt, (ſchriftlich mit Eiſelen 1816); wird dadurch Wohlthäter des jüngern Geſchlechts und Mitarbeiter an der Befreiung Deutſchlands 1810 ff.; ſammelt in Breslau Freiwillige und zieht als Bataillonsführer in den heiligen Krieg 1814; vom Staat als Turnlehrer angeſtellt und beſoldet 1815 ff.; hält in Berlin Vorleſungen über das deutſche Volksthum 1817; wird beargwohnt; ſein Turnplatz geſchloſſen 1819; er ſelbſt, wie er eben eine Profeſſur in Greifswalde antreten will, als Demagog nach Spandau, dann nach Küſtrin gebracht und vor eine Immediatkommiſſion geſtellt, bis zur Entſcheidung als Feſtungsgefangener nach Colberg geſchickt 1820; das k. O.Landesgericht in Breslau erkennt zweijährigen Feſtungsarreſt gegen ihn 13. Jan. 1824; das von Frankfurt a. d. Oder reformirt dieſes Urtheil und ſpricht ihn von aller frechen Demagogie frei 25. März 1825; unter einigen Städten wählen dürfend, ſetzt er ſich in Freiburg an der Unſtrut 1825; läßt in den „Denkniſſen“ über ſich berichten 1836; verliert Bibliothek und Papiere daſ. durch Brand 1838; darf unter Friedr. Wilh. IV. nach Berlin zurückkehren und erhält ſein Dienſtehrenzeichen zurück 1841. Voll Thatkraft und Energie, die im Style zur Manier wird.

Adam Heinrich von Müller, Ritter von Nitterdorf, geb. d. 30. Juni 1779 zu Berlin, ſtud. zu Göttingen; wird Referendär

bei der kurmärk. Kammer zu Berlin, bereist Schweden und Däne=mark; tritt zur kath. Conf. über zu Wien 1805; hält Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur 1806; verſucht in der ſchönen Literatur Vermittlung zwiſchen der alten und neuen Schule 1807; ſchreibt über Staat, Staatskunſt und Staatshaushaltung 1809—1812; wirkt als Tyroler Schützenhauptmann 1813 ff.; wird k. k. Reg.Rath u. Gen.Conſul für Sachſen und lebt als ſolcher zu Leipzig; wird k. k. Hofrath und in den Ritterſtand er=hoben; nach Wien zurückberufen 1827; geſt. daſ. den 17. Jan. 1829. Als Literat und Publiciſt ſeine eigne Straße gehend; geiſtvoller Styl.

Karl Ritter, geb. d. 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg, nach des Va=ters Tode als 6jährig mit ſeinem Lehrer Gutsmuths nach Schnepfen=thal gebracht; in Halle zum Pädagogen ausgebildet; Erzieher im Bethmann=Hollweg'ſchen Hauſe zu Frankfurt a. M. 1798; geht zu Peſtalozzi 1809; mit 2 ſeiner Eleven nach Genf 1811; beſucht Frankreich und Italien 1812 f., und führt ſeine jungen Freunde nach Göttingen 1814; Lehrer der Geſchichte am Gymn. zu Frank=furt 1819, außerord. Prof. der Geographie zu Berlin 1820; von Lichtenſtein ausgezeichnet, wird er Schöpfer der vergleichenden Erdkunde; fängt an, ſein klaſſiſches Werk herauszugeben 1817—1822, 1833 ff.; ſchreibt auch die „Vorhalle europ. Völkergeſchichten" 1820, und viele Abhandlungen. Ord. Prof., zugleich Lehrer der Statiſtik an der Kriegsſchule u. ſ. w., unterrichtet den Prinzen Albrecht von Preußen und den Kronprinzen von Bayern in der Geographie. Unermeßliche Gelehrſamkeit, zuſammenfaſſender Geiſt, anſchauliche Darſtellung und condenſirender Styl.

Philipp Joſeph von Rehfues, geb. den 2. Oct. 1779 zu Tü=bingen, Sohn eines Bürgermeiſters daſ., ſtud. im theol. Seminar zu Tübingen, bereist Italien 1801 ff.; Hofrath und Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg 1806—1814; bereist in dieſer Zeit Spanien und Frankreich; durch muthige Zeit=Schriften im J. 1813 dem Freiherrn vom Stein bekannt geworden, wird er zum Generalgouvernement nach Coblenz gerufen 1814; Kreisdirektor in Bonn, und Civil.Verwalter eines franz. Departements 1815; thätig bei der Gründung der Univ. Bonn, Organiſ.Kommiſſär der=ſelben 1818; Curator 1819; Geh.Reg.Rath 1819, ſpäter Geh=Ober.Reg.Rath; in den preußiſchen Adelsſtand erhoben 1826; Ritter des R. A. O. 2. Kl. mit Stern 1837. Schreibt in ſeiner frühern Periode über Italien u. Spanien mit Geiſt und Sach=kenntniß; tritt in ſpäterem Alter anonym mit einer Reihe ausge=

zeichneter Romane hervor: „Scipio Cicala,“ „das Kaſtell von Gozzo,“ „die neue Medea,“ 1831 ff.; nimmt ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte, Mai 1842. Reiche Lebenserfahrung, lebendige Darſtellung, ſicherer und klaſſiſcher Styl.

Wilhelm Martin Leberecht De Wette, geb den 12. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar aus einer Predigerfamilie, beſucht die Schulen von Buttſtädt und ſeit 1796 von Weimar; unterrichtet den berühmten Parlamentsredner Mounier und ſeinen Sohn, den nachmal. Pair, als Emigranten, und begleitet den letztern in die Schweiz und nach Grenoble; ſtud. Theol. zu Jena 1799 ff.; lieſt als Privatdocent über die Bücher Moſis 1805 ff.; wird außerordentl. Prof. der Philoſ. zu Heidelberg 1807, ord. der Theol. daſ. 1809; zu Berlin 1810, D. der Theologie durch die Fakultät zu Breslau 1811: erläutert das A. T. in gründlichen Schriften 1806 ff.; überſetzt die Bibel mit Auguſti 1809 ff.; ſtellt die Theol. ſyſtematiſch dar, in die Philoſ. ſeines Freundes Fries eingehend 1815 ff.; ein Troſtſchreiben an Sands Mutter, nach Kotzebues Ermordung, vom 31. März 1819, zieht am 30 Auguſt d. J. ſeine Entlaſſung aus preuſſiſchen Dienſten nach ſich; der acad. Senat verwendet ſich für ihn und wird zurecht gewieſen; er ſelbſt ſchlägt ſein Quartalgehalt aus und geht in ſein Vaterland zurück; vollendet in Weimar ſeine „Sittenlehre“ 1820; ſchreibt „Theodor, oder des Zweiflers Weihe“ 1821; wird zum Prediger in Braunſchweig gewählt, aber nicht beſtätigt 1821; nach Baſel auf den Lehrſtuhl der Theol. berufen 1822, ſchreibt den „Heinrich Melchthal“ 1829; giebt Predigten und gelehrte Schriften heraus 1827 ff., lebt zu Baſel. Vielſeitig gebildeter Theolog der rationaliſtiſchen Schule; blühender und oft begeiſterter Styl.

Gotthilf Heinrich von Schubert, geb. d. 26. April 1780 zu Hohenſtein in Sachſen, Sohn eines Predigers, erzogen auf der Schule zu Greiz und dem Gymn. zu Weimar, wo ihn Herder in's Haus aufnimmt; ſtud. die Theol. in Leipzig 1800; die Naturphiloſophie bei Schelling wider des Vaters Willen 1801; wird D. der Med. 1803; heirathet aus Neigung und praktizirt zu Altenburg 1803 ff.; ſchreibt einen Roman 1804; geht nach Freiberg und erwirbt Werners Liebe 1805; zieht nach Dresden zu ſeinen Freunden Köthe u. Wetzel 1807; aus den Vorleſungen, die er dort hält, erwachſen „die Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften“ 1808; die „Ahndungen einer allg. Geſchichte des Lebens“ 1806 (u. 1820) bleiben unvollendet; Direktor des Realinſtituts in Nürnberg 1809; ſchreibt die „Symbolik des Traums“ 1814: „Altes

und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde“ 1816 ff.; „Handbuch der Naturgeſchichte“ 1816 ff.; nach dem Tode ſeiner Gattin, deren Nichte er heirathet, entſcheiden ſich ſeine relig. Anſichten fürs poſitive Chriſtenthum; er wird Prinzenlehrer in Schwerin 1816; Prof. der Naturwiſſenſchaften in Erlangen 1819; ſchreibt über „die Urwelt und die Fixſterne“ 1822; „Lehrbuch der Naturgeſchichte“ 1823; wird Prof. in München 1826; mit Hofr., dann Geh. Hofr. Charakter; Ritter des bayr. Civ.Verd.Ordens; giebt ſein „Wanderbüchlein“ 1823, ſeine „Reiſe ins ſüdl. Frankreich und Italien“ 1827 ff., heraus; ſeine „Geſchichte der Seele“ 1830; pilgert mit ſeiner Frau in den Orient, 1836 f., und ſchildert dieſe Reiſe 1837 f.; veröffentlicht 2 Bände Erzählungen 1840 f.; lebt in München. Gemüthvoller Naturphiloſoph, wendet ſeinen Geiſt und Tiefſinn dem Chriſtenthum zu. Der Styl oft geheimnißtrunken.

A. W. von Schlegel.

I. Raphael's Madonna del Siſto.

(1798.)

(Fragment eines Geſprächs.)

Waller. Von dem Raphael wollen Sie ſchweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang ſtehen ſah?

Louiſe. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bei mir nicht allemal von dem über, deſſen das Herz voll iſt. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuſchreiben, und doch iſt mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit mir hinwegnehmen ſollte. Aber wie ſoll man der Sprache mächtig werden, um das Höchſte des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt ſo unmittelbar und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabei, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit daſteht, und gar nicht anders als es iſt, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingeſtanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem gefeierten Namen bei Ihnen, daß Sie einige Umſtände machen, und ſich nicht ſo getroſt mittheilen, wie ein Menſch doch über alles thun darf, wovon er bekennt,* daß es ihm lieb iſt?

Louiſe. Es kann ſeyn, und ich habe ſchon gewünſcht, überall nicht zu wiſſen, dieſes Bild ſey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müſſen. In der Reihe der andern Gemälde habe ich es niemals geſehen, weil es immer unten

* Im Texte ſteht: verdient, was keinen Sinn giebt.

für die Schüler auf der Staffelei ſtand: aber wie es ſich ſchon durch die einfache Zuſammenſetzung der drei großen Figuren unterſcheiden müßte für den erſten Blick! In beiden Sälen iſt nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verſtändlicheres, ſelbſt für das ganz unkünſtleriſche Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt ſeyn, der ſich in den Sinn des Malers oder der Malerei überhaupt zu verſetzen weiß; aber hier trifft eben das erſte und letzte zuſammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen zu, wo nicht für Raphael überhaupt, doch für dieſes Bild von ihm.

Louiſe. Liegt es nicht darin, daß die Geſtalten ſo einzeln daſtehen, jede für ſich geltend? Das Auge ruht dazwiſchen aus, und hat nichts zu ſondern, nichts willkührlich angenommenes ſich klar zu machen. Und doch ſind ſie innig verbunden, ſelbſt für den erſten augenblicklichen Eindruck: denn, ſagt! wer würde ſich nicht gern neben dieſen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louiſe; in der Begeiſterung vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann ſie doch ein jeder nach ſeiner Weiſe haben.

Louiſe. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, das ſie trägt, iſt ein Gott: denn ſo hat noch niemals ein Kind ausgeſehen. Sie hingegen iſt nur das Höchſte von menſchlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß ſie den Sohn ſo ſtill, ſo ohne ſichtbare Regung von Entzücken oder Selbſtgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es iſt auch nichts ätheriſches an ihr, alles gediegen und körperlich. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt ſie ſchreitend auf die Wolken, und ſchwebt nicht in der Glorie, in die ſich ihre große Geſtalt hinzeichnet. Der Kopf ganz gerade aus, und eben ſo die Blicke. Das Oval des Geſichtes iſt oben ziemlich breit, die braunen Augen weit aus einander, die Stirn klein, das Haar ſchlicht geſcheitelt, — aber nein! ich kann das nicht einzeln und phyſiognomiſch deuten.

Waller. Sie ſollen auch nicht; ſagen Sie, was Ihnen einfällt.

Louiſe. Das ſcheint mir vortrefflich, daß man ſie oben nicht ganz im Freien ſieht: der Schleier, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen iſt, dient ihr gleichſam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriß wird dadurch an dieſer Seite ſehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grunde hervor, weiter hinunter aber geht das Gewand längs der ganzen Geſtalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louiſe. Der umgebende Schleier ſtimmt auch mit der Beſcheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber ſie läßt ſich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, ſichtbar bleibt, beſonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid feſt anſchließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleier an, bis, wo er ſich an den Füßen aus einander ſchlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorſchein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht ſelbſt geſehen hätte, würde es mir doch ſchwer werden.

Louiſe. Laſſen Sie nur! Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erſt in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, ſelbſt daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand ſie verſteckt, iſt nicht umſonſt: man ſieht die Geſtalt beſtimmter und ſie erſcheint menſchlicher.

Waller. Nach meinem Gefühl auch majeſtätiſcher.

Louiſe. Ja, eben weil es eine ſo reine Erſcheinung iſt, die nicht Menſchen mit dem, was nach ihrer Meinung Ehrfurcht fodert, ausgeſchmückt haben, ſondern die in ihrer eigenen Natur

daſteht. Denken Sie nun, wie groß ſie das Kind auf dem Schleier trägt, ſo daß es oberhalb frei bleibt und nur die Enden unter ihm zuſammen genommen ſind. Sie faßt mit der Rechten unter deſſen rechten Arm, die Linke unterſtützt das rechte Bein, das über das andere hinüber geſchlagen iſt und an welches die Linke des Kindes greift, nicht ſpielend wie Kinder thun, ſondern in der Ruhe, welche vollbracht hat. Es ſitzt nach vorn gewendet und ſcheint nichts zu wollen, aber was es einſt wird wollen können, iſt unermeßlich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles iſt bereits geſchehen, und es zeigt ſich nur auf dem Arm der Mutter der Erde wieder, wie es ſie zuerſt betrat. Die Formen ſind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder ſtark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrſchen die Welt. Der Mund iſt beſonders ernſt, ſehr geſchweift, beide Enden der Lippen ziehen ſich herunter. Dieſer fremde Zug an einem Kinde giebt ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporſtrebend den Kopf umgiebt. Die Augen ſcheinen zwei unbewegliche Sterne, ſie liegen tief; die Stirn iſt voll Nachdenken. Und doch kann man nicht ſagen, dieſer Knabe iſt ſchon ein Mann. Es iſt keine Ueberreife, aber Uebermenſchlichkeit. Denn ſo weit ſich das Göttliche in kindiſcher Hülle offenbaren kann, iſt es hier geſchehn, und ich kann mir den Mann zu dieſem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Iſt das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Chriſtuskopf für unmöglich halten?

Louiſe. Ja, ich geſtehe Ihnen, ich ſehe den Erlöſer der Welt am liebſten als Kind. Das Geheimniß der Vermiſchung beider Naturen ſcheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am beſten gelöſet, die ſo gränzenlos in ihrem Weſen wie begränzt iſt.

Waller. Faſt möchte ich Ihrer Meinung werden.

Louiſe. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zuſammen. Welch ein erhabenes Daſeyn, und ganz allein durch

das bloße Daſeyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte ſagen, auch ohne Beleuchtung: ein geſchloſſenes Helldunkel iſt wenigſtens nicht da, keine Magie der Erſcheinung.

Reinhold. Es iſt aber doch in den kräftigſten Farben und ganz in Raphaels herrlichſter Weiſe gemalt.

Louiſe. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beinahe ohne Kolorit beſtehen können? Wirklich iſt dieſes ſo, daß ich es nicht anders wünſchen mag. Ich liebe das bräunliche daran und den Roſt der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louiſe. Sey's was es wolle, ich laſſe mir ſelbſt die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben, als es iſt. Denn worin bei ihr die wahre Zartheit liegt, das iſt die Reinheit und Keuſchheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichſam nur dadurch gereift erſcheint, daß ſie für ewig feſtgehalten wurde, und dieſes bringt eben in der ganz irdiſchen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, ſelbſt wenn es noch vollkommner ſeyn könnte.

Louiſe. Iſt es nicht genug, wenn etwas ſo vollkommen iſt, daß man es bis zu dieſem Grade lieben muß? Wenigſtens können Sie mir die Schwachheit geſtatten. Aber ſtören Sie mich nicht. Ich wollte ſagen, daß eine ſolche Gegenwart doch gar nichts als ſich ſelber bedarf, daß die bloße Geſtalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe iſt nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht liebkoſend, das Kind weiß nichts von ſeiner Mutter. Die Mutter iſt da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in dieſem heiligen Dienſte erſcheint ſie vor der anbetenden Welt, ſo groß wie ſie ihn im Himmel verwaltet, von wannen ſie wieder herabgekommen iſt. Sie iſt ohne Leidenſchaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenſchaft ſchweigen.

Wie ich hinaufgeſtiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu ſchauen, kann ich nicht läugnen, es iſt ein ſanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen ſind naß geworden.

Waller. Ihre Bewunderung geht in gläubige Schwärmerei über.

Louiſe. Wie dann und wann bei den Götterbildern der Alten. Es iſt keine Gefahr dabei, wenn Raphael der Hierophant iſt. Sagen Sie, Reinhold, iſt nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beiden Figuren, welche rechts und links knieen, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektoniſche Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen ſich wirklich in einiger Entfernung wie zwei Dreiecke aus, die ein ſchmales Oval zwiſchen ſich tragen. Sie ſind vor der Jungfrau einander ſo nahe gegenüber, daß ihr Gewand ſie eben zu berühren ſcheint. Die Köpfe ſtehen ungefähr der Mitte der Hauptgeſtalt gleich. Die drei Figuren zuſammen bilden wieder ein größeres Dreieck, welchem oben ein von beiden Seiten ſchräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle dieſe Verhältniſſe werden durch die hart von einander abgeſchnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härteſten ſteht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen ſeine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum ſichtbar angedeutet ſind, bläulich wird; der ſchwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht, zeichnen ſich doch weniger ſtark aus. Die beiden Heiligen ſinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bei.

Louiſe. Wiſſen Sie, wie mir überhaupt die zwei knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt ſein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er ſeine Linke betheuernd

auf die Bruſt legt, und die Rechte zum Bilde herausſtreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und dieſe Hände ſind vortrefflich gezeichnet.

Louiſe. Die junge Heilige, die ſo innig und anmuthig die Hände auf der Bruſt zuſammenfaltet, wendet ihr Geſicht mit geſenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vordern Schulter herum. Sie iſt zu ſchüchtern, um hinaufzuſchauen, zu demüthig und auch mehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Der Alte iſt kühner als Mann und als Greis: wohin ſein Sinn ſteht, dahin blickt ſein Auge; auch ſcheint er für andere und nicht für ſich ſelbſt zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigene Seelenheil. Sie hat ein ſehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünſche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch iſt ſie nicht das Vorzüglichſte auf dem Bilde.

Louiſe. Eins muß ja wohl zurückſtehen, obwohl ich es nicht gewahr werde und nicht wiſſen will. Lieber laſſen Sie mich von den himmliſchen Kindern ſprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das iſt nun die kindliche und die engliſche Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel nm nichts zu bitten haben: ſie betrachten nur in ihrem wonnevollen unſchuldigen Sinn. Der älteſte wieder anders wie der jüngere. Er ſchaut über ſich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in ſein ſüßes trunkenes Auge, man ſieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit ſchon, welche der Kleine kindlich anſtaunet, der mit ſeinen runden Wangen auf beiden Aermchen aufliegt.

Waller. Ja, liebe Freundin, es giebt viele Engel, die geiſtiger noch und geiſtlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel ſind: aber ſo irdiſch und himmliſch zugleich ſind mir noch keine vorgekommen.

Louiſe. Es iſt wahr, ſie ſind Kinder der Erde in bunten

Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg ſind. Der Größere iſt ſanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen ſträubt ſich das Haar ſo trotzig um das volle Geſichtchen. Man kann ſie nicht ohne Verlangen anſehen, aber dann leitet der älteſte mit ſeinem ſinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heiterer nur, denn alles, was kindlich iſt, erheitert ja die Seele.

II. Die Aufklärung.

(1802.)

Wenn die Aufklärung wirklich leiſtet, was ſie verſpricht, ſo wäre es unſtreitig eine herrliche Bequemlichkeit, etwas zu haben, womit man alle möglichen Dinge beleuchten könnte, und ſicher wäre, immer das rechte an ihnen zu ſehen. Auch haben ſich die Aufklärer nicht übel bedacht, da ſie die Benennung ihres Geſchäfts vom Lichte entlehnten, dieſer faſt anbetungswürdigen Seele der Natur, dem ſchönſten Symbol der göttlichen Allgegenwart und Allwiſſenheit. Es fragt ſich aber, ob es die reine Freude am Licht, oder ohne Bild, das unbedingte Intereſſe für Wahrheit iſt, was ſie zu ſo eifrigen Predigern der Aufklärung macht, oder ob ſie das Licht nur deswegen ſchätzen, weil man dabei bequemlich ſehen, und allerlei nothwendige Verrichtungen vornehmen kann. Es ſcheint wohl das Letzte, denn unbedingte Liebe zur Wahrheit erzeugt unfehlbar Philoſophie: denn wenn man mit gründlichem Ernſt die menſchlichen Dinge erwägt, ſo wird man durch die Wahrnehmung von der Unzuverläßigkeit ſo vieler Annahmen, die im gemeinen Leben als ausgemacht gelten, immer weiter zurück und hinaufwärts zu den letzten Gründen des menſchlichen Wiſſens geführt werden, welches der Anfang der Philoſophie iſt. Die Aufklärung will nun zwar eine Art von Popularphiloſophie vorſtellen, aber keineswegs wiſſenſchaft=

lich und abſtrakt oder richtiger ausgedrückt (denn das letzte Wort ſchreibt ſich wohl hauptſächlich von der analytiſchen Philoſophie her) ſpeculativ ſeyn, weil ſie darüber die allgemeine Verſtändlichkeit einbüßen würde, die ſie von ihren Lehren verlangt und rühmt. Ferner empfiehlt ſie freilich das Forſchen und Zweifeln, aber nur bis auf einen gewiſſen Grad, über welchen hinaus ſie es wieder als eine Thorheit und Verirrung des Geiſtes anſieht, welcher zu ſteuern ſie eben eingeſetzt worden ſey. Endlich geht der unintereſſirte Wahrheitsforſcher ſeinen Weg fort, unbekümmert, bei welchen Reſultaten er endlich anlangen wird; ihm iſt mit Aufopferung aller perſönlichen Neigungen die Wahrheit immer lieb und recht, wie ſie ſich ihm auch bey beſſerer Erkenntniß beſtimmen möge. Die Aufklärung bezeugt hingegen eine zärtliche Beſorgniß um das, was ſie zum Wohl der Menſchheit rechnet, ſie beſtellt gern die Reſultate der Unterſuchung im voraus, damit ja nichts zerſtörendes und gefährliches, nichts allzukühnes oder dem Misbrauch unterworfenes zum Vorſchein komme.

Da ſie folglich überall auf halbem Wege ſtehen bleibt, die Wahrheit an ſich aber durchaus nur zu einem unbedingten Streben anregen kann, ſo muß es wohl etwas anders ſeyn, was ſie von der Wahrheit will, mit einem Worte Brauchbarkeit und Anwendbarkeit. Hier zeigt ſich nun ſchon die ganze verkehrte Denkart, das an ſich Gute, (wovon das Wahre ein Theil, eine Seite iſt) dem Nützlichen unterzuordnen. Nützlich iſt dasjenige, was auf Beförderung des körperlichen Wohls abzielt. Wer nun das Nützliche als das Oberſte ſetzt, der muß einſehen, daß es damit zuletzt auf ſinnlichen Genuß hinausläuft, und bei einiger Klarheit und Conſequenz ſich zu dem craſſeſten Epicureismus, zur Vergötterung des Vergnügens bekennen. Dies wollen die Aufgeklärten aber wieder nicht, ſondern ſie ſind zu der vollendeten Abſurdidät gelangt, ein Nützliches an ſich zu conſtituiren, welches nicht das blos Angenehme ſeyn ſoll, und auch nicht das Gute an ſich iſt, wofür ſie es jedoch ausgeben möchten Somit haben ſie alle Dinge auf den Kopf geſtellt, indem ſie die

Vernunft den Sinnen dienſtbar machen; die Sinne hinwiederum ſollen nach ihrer Abſicht nicht ſinnlich, ſondern vernünftig ſeyn.

Wie ich nun durch das bisherige deutlich genug gemacht zu haben glaube, daß es das ökonomiſche Prinzip iſt, welches die Aufklärer leitet, ſo iſt es auch die nur zu irdiſchen Verrichtungen taugliche Fähigkeit des Geiſtes, der in lauter Endlichkeiten befangene Verſtand, den ſie dabei in's Werk geſetzt, und ſich damit an die höchſten Aufgaben der Vernunft gewagt haben. Ein beſchränkter, endlicher Zweck läßt ſich ganz durchſchauen, und ſo ſoll ihnen auch das menſchliche Daſeyn und die Welt rein wie ein Rechenexempel aufgehen. Sie verfolgen dabei als Unaufgeklärtheit die urſprüngliche Irrationalität, die ihnen überall im Wege iſt, denn ſie wiſſen und ahnden es nicht, daß jede Erſcheinung das Quadrat oder der Cubus einer nur durch Annäherung zu findenden nie rein in Zahlen auszudrückenden Wurzel iſt. Bei dieſer Unphiloſophie liegt eine ungeheure Anmaßung in ihrem Unternehmen. Der Text aller Predigten über die Aufklärung iſt in der That eine lächerliche Parodie auf die Worte der Schöpfungsgeſchichte, welche lautet: Cajus oder Sempronius, oder dieſes und jenes hohe Landescollegium, ſprach: es werde Licht, und es ward Licht; und nach der üblichen Abtheilungsart von Predigten wird dann gehandelt, erſtlich wie es bishero finſter geweſen, und zweitens, wie es nunmehro hell werden ſolle. — Ihr wollet erleuchten? Gut; das Licht iſt eine Gabe des Himmels: wo ſind die Proben eurer himmliſchen Sendung? Das Licht iſt vermöge ſeiner Natur zuvörderſt ſelbſt hell, und dann erleuchtet es die übrigen Dinge. Eben ſo verhält es ſich mit dem, was im menſchlichen Gemüthe einzig den Namen des Lichts verdienen kann: die Ideen, welche in der inneren Anſchauung unmittelbar Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit und ewigen Gültigkeit mit ſich führen, und demnächſt auch die äußerlichen Erſcheinungen in ihr wahres Verhältniß unter einander und gegen jene ſetzen. Die Menſchen, welche ſolche geiſtige Intuition mit ungewöhnlicher Energie und Klar-

heit in ſich hatten, ſind von Zeit zu Zeit die wahren Erleuchter und Aufklärer der Welt geweſen; aber ſolch ein innres Licht verwerft ihr als Schwärmerei und Wahnſinn. Ihr bekennt damit, daß ihr das eurige erſt äußerlich anzünden müßt, und ſonach wird es in Kerzen und Lampen beſtehen, die wohl bei häuslichen Geſchäften dienen mögen, die ihr aber keineswegs unter freien Himmel hinaustragen ſolltet, wie ihr doch thut. Denn entweder iſt es Tag, ſo verſchwindet der Schein eures Lämpchens ganz und gar, und wird lächerlich; oder es iſt Nacht, ſo leuchten die Geſtirne genugſam, und den Ungewittern und Stürmen, welche dieſe verdunkeln, werden auch eure ſchwachen ſterblichen Lichterchen nicht widerſtehen. Auch unſer Gemüth theilt ſich wie die äußere Welt zwiſchen Licht und Dunkel, und der Wechſel von Tag und Nacht iſt ein ſehr treffendes Bild unſers geiſtigen Daſeyns. Der Sonnenſchein iſt die Vernunft, als Sittlichkeit auf das thätige Leben angewandt, wo wir an die Bedingungen der Wirklichkeit gebunden ſind. Die Nacht aber umhüllt dieſe mit einem wohlthätigen Schleier, und eröffnet uns dagegen durch die Geſtirne die Ausſicht in die Räume der Möglichkeit; ſie iſt die Zeit der Träume. Einige Dichter haben den geſtirnten Himmel ſo vorgeſtellt, als ob die Sonne nach Endigung ihrer Laufbahn in alle jene unzähligen leuchtenden Funken zerſtöbe; dies iſt ein vortreffliches Bild für das Verhältniß der Vernunft und Phantaſie: in den verlorenſten Ahndungen dieſer iſt noch Vernunft; beide ſind gleich ſchaffend und allmächtig und ob ſie ſich wohl unendlich entgegengeſetzt ſcheinen, indem die Vernunft unbedingt auf Einheit dringt, die Phantaſie in grenzenloſer Mannichfaltigkeit ihr Spiel treibt, ſind ſie doch die gemeinſchaftliche Grundkraft unſers Weſens. Was ſchon in den alten Kosmogonieen gelehrt ward, daß die Nacht die Mutter aller Dinge ſey, dies erneuert ſich in dem Leben eines jeden Menſchen: aus dem urſprünglichen Chaos geſtaltet ſich ihm durch Liebe und Haß, durch Sympathie und Antipathie die Welt. Eben auf dem Dunkel, worein ſich die Wurzel unſers Daſeyns verliert,

auf dem unauflöslichen Geheimniß beruht der Zauber des Lebens, dieß iſt die Seele aller Poeſie. Die Aufklärung nun, welche gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat, iſt folglich die entſchiedenſte Gegnerin jener, und thut ihr allen möglichen Abbruch. Man beobachte einmal die Art, wie Kinder die Sprache erlernen, wie ſie da in guter Zuverſicht ſich ins Unverſtändliche hinein begeben; wenn ſie auf Verſtändlichkeit warten wollten, ſo würden ſie niemals anfangen zu ſprechen. Man kann aber bemerken, daß die Worte ganz magiſch auf ſie wirken, wie Formeln, mit denen man etwas herbei und wegbannen kann, daher die uneigentlichſten und fremdeſten Redensarten, welche ſie unmöglich in ihre Beſtandtheile auflöſen können, ihnen unmittelbar einleuchten und beruhigende Kraft mit ſich führen. Deßwegen kommt auch nichts darauf an, daß ſie die Metapher eher erfahren als den eigentlichen Ausdruck, das Zuſammengeſetzte und Abgeleitete eher als das Einfache und Urſprüngliche, und dabei alles fragmentariſch und chaotiſch. Ja, wenn es möglich wäre, ihnen die Sprache durch einen methodiſchen Unterricht beizubringen, nach den Claſſen der Wörter, der Ableitung, Zuſammenſetzung, ferner nach den Formen der Biegung und den Regeln der Verknüpfung, endlich nach der Uebertragung vom Eigentlichen auf's Bildliche, ſo würde ihnen die Sprache lebenslang nur ein äußerliches Werkzeug bleiben, eine Chiffernſammlung, aus a + b, x, und andern ſolchen algebraiſchen Zeichen beſtehend. Daß ſie uns etwas wahrhaft Innerliches iſt, wodurch wir unſer Gemüth offenbaren, und auch in andern gleiche Wirkungen hervorzurufen hoffen, verdanken wir bloß jener anfänglichen Einprägung gleichſam durch eine Reihe von Machtſprüchen. Die kindliche Anſicht der Sprache, die ſich ſo ganz an den Laut hängt, iſt der poetiſchen am nächſten, wie ſchon der Gebrauch des Sylbenmaßes in der Poeſie beweist. — Die erwachſenen Menſchen, ſelbſt die ausgezeichnetſten Geiſter unter ihnen ſind im Verhältniß zum Univerſum immer noch ſolchen Kindern zu vergleichen; die Natur ſpricht ihnen als Mutter und Amme ihre

ewigen Geſetze in der Bildlichkeit der Erſcheinungen vor, die ſie dann unvollkommen nachlallen, mit verworrnem Verſtändniß, aber entſchiednem Gefühl. Wie eine methodiſche Erlernung die Sprache entzaubern würde, ſo ein Unterricht über das Leben und die Welt, wie ihn die Aufklärer ſchon von der Pädagogik an bezwecken, nothwendig beides, wenn nicht die mächtigere Natur ihre Bemühungen vereitelte. Es iſt gar leicht, etwas Vorurtheil und Aberglauben zu ſchelten; mehr aber hat es auf ſich, ſolche Meinungen in ihrem Zuſammenhange zu begreifen, und ihre nothwendige Gründung in Anlagen der menſchlichen Natur und auf gewiſſen Stufen der Entwickelung einzuſehen. Dieſe Meinungen haben ſich oft ſelbſt mißverſtanden, da ſie ſich auf angebliche einzelne Erfahrungen beriefen: allein dem Philoſophen kommt es zu, ſie beſſer zu verſtehen, ihre wahren Quellen zu finden und die in ihnen zuweilen ſehr grob materialiſirte Idee zu erkennen.

Natürlich hat ſich die Aufklärung auch in die Moral gemiſcht, und darin großes Unheil angerichtet. Nach ihrer ökonomiſchen Richtung gab ſie alle Tugenden, die ſich nicht der Brauchbarkeit für irdiſche Angelegenheiten fügen wollten, für Ueberſpannung und Schwärmerei aus. Ohne irgend eine Ausnahme für beſondre Naturen gelten zu laſſen, ſollten alle gleichermaßen in das Joch gewiſſer bürgerlicher Pflichten geſpannt werden, in das Gewerbs- und Amts- und dann das Familienleben, und zwar nicht aus Patriotismus und Liebe, ſondern um den Acker des Staats wie Zugvieh zu pflügen und die Bevölkerung zu befördern. Da die ächte ſittliche Schätzung durchaus auf die Reinheit der Motive geht, und nicht auf den Erfolg, ſo fragten ſie vielmehr immer: was kommt dabei heraus? Die Ausübung der Tugenden ſollte als nützlich auf alle Weiſe befördert werden, würde ſie auch durch fremde Motive unterſtützt, und ſo erfanden die Aufklärer die ſaubere Glückſeligkeitslehre, nach welcher ſie den Menſchen einredeten, die Moral heiſche nichts von ihnen als ihren wahren Vortheil, und durch Erfüllung der Pflichten werde auch ihr irdiſches Wohl unfehlbar berathen: eine Er-

wägung, die, wenn ſie ins Spiel kommt, derſelben allen Werth nimmt. — Die Ehre, dieſe uns wenigſtens in Ueberreſten angeſtammte große Idee aus dem Mittelalter, an deſſen glänzenden Hervorbringungen im Leben wie in der Poeſie ſie den entſcheidendſten Antheil hatte, indem ſie die ritterliche Tapferkeit und Liebe bildete, iſt von den Aufklärern beſonders ſchnöde, als eine abgeſchmackte Chimäre behandelt worden, natürlich wegen der Unnützlichkeit, und weil hier das mit dem eignen Vortheil auf keine Weiſe paſſen will. Die Ehre iſt gleichſam eine romantiſirte Sittlichkeit; hierin liegt es ſchon, warum die Alten ſie in dieſem Sinne nicht kannten, was ich auch daraus einzuſehen glaube, daß bei den Alten Religion und Moral mehr getrennt war; da nun das Chriſtenthum das geſammte Thun des Menſchen in Anſpruch nahm, ſo rettete ſich das Gefühl von der Selbſtſtändigkeit des ſittlichen Strebens dahin, und erfand neben der religiöſen Moral eine noch von ihr unabhängige weltliche. Die ritterlichen Grundſätze der Ehre werden alſo auch ſo lange nicht wegfallen können, als das Chriſtenthum einen ſo bedeutenden Einfluß auf unſre Sittenlehre hat, als es bisher ungeachtet ſeines Verfalls noch immer ausgeübt. — Aber ſo nach den Quellen zu fragen, findet der Aufklärer überflüſſig, ſondern ſchreitet mit ſeinem ökonomiſchen Verſtande gleich zur Verurtheilung.

Die aufgeklärte Theologie beſteht zuvörderſt in der Foderung vollkommner Begreiflichkeit der Religion, alſo in der Verwerfung aller Geheimniſſe und Myſterien; wo ſie ſich in einer geoffenbarten Religion finden, die man zum Scheine noch will gelten laſſen, werden ſie wegerklärt. Das Unvernünftige in dem Beſtreben, alles auf Verſtändlichkeit zurückzuführen, tritt hier im vollſten Maaße ein, denn der Menſch, der ganz aus Widerſprüchen zuſammengewebt iſt, kann ſich nicht mit ſeiner Betrachtung in das Unſichtbare und Ewige vertiefen, ohne ſich in einen Abgrund der Geheimniſſe zu ſtürzen. Ferner wird in dieſer Theologie die Phantaſie als das Organ der Religion, und die Nothwendigkeit, dem Unendlichen eine ſinnbildliche, ſo

viel möglich individualiſirende Darſtellung zu geben, verkannt. Da es ſich nun in allen Religionen ereignet, daß der innere Gottesdienſt über den äußeren Ceremonien, die als Zeichen deſſelben urſprünglich eingeſetzt waren, gänzlich verloren geht, daß die Hülle für das Weſen genommen wird, ſo hat die Aufklärung in ihrer Polemik hiegegen gewiſſermaßen Recht. Wer heißt ſie aber die Idee, welche einem Gottesdienſte zum Grunde liegt, nicht beſſer faſſen, als ſeine grobſinnlichen Bekenner? Um ihren Namen zu verdienen, ſollte ſie vielmehr das gleichſam verſteinerte und entſeelte Symbol wieder zu beſeelen wiſſen. Aber ſie will eine pur vernünftige Religion, ohne Mythologie, ohne Bilder und ohne Gebräuche. Man ſieht leicht ein, daß dies tödtlich für die Poeſie iſt, welche einzig auf dieſer Seite ihre Berührungspunkte mit der Religion hat. So wird auch gegen den Anthropomorphismus geeifert, und die Bibel, die von einem Ende bis zum andern Gott unter menſchlichen Bildern darſtellt, kommt dabei freilich ſchlecht weg. Sobald der Menſch ſich aber in eine perſönliche Beziehung mit der Gottheit ſetzt, ſo kann er gar nicht aus dieſer Vorſtellungsart heraus, und es wird im Hintergrunde ſeines Gemüths, bewußter oder unbewußter Weiſe, eine menſchliche Bildung ſchweben. Was liegt denn auch hierin ſo unwürdiges und verkleinerndes? Allerdings, wenn wir den Körper blos irdiſch betrachten, als ein Werkzeug ſinnlicher Bedürfniſſe und Genüſſe. Mit geiſtigeren Blicken angeſehen, iſt er eine Allegorie auf das Weltgebäude, ein Spiegel und Abbild des Univerſums, was die Aſtrologen ſo ſchön durch das magiſche Wort Mikrokosmus bezeichnet haben; betrachtet man nun die Natur hinwiederum als den Leib Gottes, ſo bekömmt der Anthropomorphismus eine ganz andere Geſtalt und eine Bedeutung, die weit über den Horizont der gewöhnlichen Aufklärung hinausgeht. — Endlich gehört zur aufgeklärten Theologie, bei einer Religion, die ein hiſtoriſches Fundament hat wie die chriſtliche, die aufgeklärte Anſicht der Geſchichte, d. h. die Annahme, daß ehemalige Geſchlechter in nichts von

dem unſrigen verſchieden geweſen ſeyn können; alles wird alſo nach dem engen Zirkel heutiger Erfahrungen gemodelt, und wenn es da nicht hineinpaßt, verſpottet oder wegerklärt. Als den Stifter dieſer Anſicht kann man hauptſächlich Voltaire nennen, dem unſre neueren Exegeten mehr folgen als ſie ſelbſt wiſſen.

Mit der Toleranz, die als Zubehör der Aufklärung betrachtet zu werden pflegt, verhält ſich's ungefähr ebenſo. Als politiſche Maxime betrachtet, daß nämlich Glieder verſchiedener Religionsparteyen in einem Staate ungeſtört ihren Gottesdienſt ausüben dürfen, kann ſie ſehr empfehlenswerth ſeyn, außer wo Staat und Kirche durch höhere Verknüpfung wieder eins werden, iſt aber in ſo fern keinesweges eine Erfindung der neueſten Zeiten. Als Geſinnung hingegen fragt ſich, ob ſie nicht bloß verkleideter Indifferentismus iſt; denn unmöglich kann es einem gleichgültig ſeyn, ob Menſchen, für die er ſich intereſſirt, über die wichtigſten Angelegenheiten mit ihm gleich denken. Dazu, das gültige und gute hierin auch in einer von der unſrigen ſehr verſchiedenen Form und Denkart zu erkennen, gehört philoſophiſche Univerſalität des Geiſtes; alsdann wird es aber auch nicht mehr bloße Duldung ſeyn, ſondern wahre Schätzung. Ueberhaupt liegt in dem Worte Toleranz, ſo beſcheiden und friedlich es klingt, eine große Anmaßung. Laßt uns doch erſt fragen, in wie fern die andern, verſchieden geſinnten, uns dulden und ertragen mögen. So viel iſt ausgemacht, daß von Toleranz noch gar nicht die Rede ſeyn ſollte, wo man ſich das Recht anmaaßt, irgend eine religiöſe Anſicht mit dem Namen Schwärmerei, d. h. nur ſchonender ausgedrückt, Verrücktheit zu belegen. Die ſo geprieſene Toleranz unſerer Zeiten darf aber nicht auf die mindeſte Probe geſetzt werden, (etwa, daß jemand Ernſt mit dem Chriſtenthum macht, oder religiöſen Glauben an ſonſt etwas den Toleranten wunderbar ſcheinendes, hegt), ſo kommt ſie in ihrer wahren Geſtalt zum Vorſchein, und verräth die ihr eigentlich zum Grunde liegende Maxime: Alles ſoll tolerirt werden, außer die Religion.

III. Ueber tragiſches und komiſches Drama.

(1809.)

Die drei Hauptgattungen der Poeſie überhaupt ſind die epiſche, die lyriſche und die dramatiſche. Alle übrigen Nebenarten laſſen ſich entweder nach ihrer Verwandtſchaft einer von dieſen unterordnen und daraus ableiten, oder ſie ſind als Miſchungen aus ihnen zu erklären. Wenn wir aber jene drey Gattungen in ihrer Reinheit auffaſſen wollen, ſo gehen wir auf die Geſtalt zurück, worin ſie ſich bei den Griechen zeigen. Die Theorie läßt ſich auf die Geſchichte der griechiſchen Poeſie am bequemſten anwenden: denn die letztere iſt, ſo zu ſagen, ſyſtematiſch; ſie bietet für jeden unabhängig von der Erfahrung abgeleiteten Begriff die entſprechenden Beiſpiele am urkundlichſten dar.

Es iſt merkwürdig, daß bei der epiſchen und lyriſchen Poeſie keine ſolche Spaltung in zwei entgegengeſetzte Arten Statt findet, wie bei der dramatiſchen. Man hat zwar die ſogenannte ſcherzhafte Epopöe als eine eigne Gattung aufgeſtellt, es iſt aber eine zufällige Nebenart, eine bloße Parodie des Epos, welche darin beſteht, daß man die in jenem herrſchende feierlich abgemeſſene Entfaltung, die nur großen Gegenſtänden zu geziemen ſcheint, auf das Kleine und Unbedeutende anwendet. In der lyriſchen Poeſie finden nur Grade und Abſtufungen Statt, zwiſchen dem Liede, der Ode und der Elegie, aber keine eigentliche Entgegenſetzung.

Der Geiſt des epiſchen Gedichtes, wie wir ihn in deſſen Vater Homer erkennen, iſt klare Beſonnenheit. Das Epos iſt eine ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Der Dichter erzählt ſowohl traurige als fröhliche Begebenheiten, aber er erzählt ſie mit Gleichmuth, und hält ſie als ſchon vergangen in einer gewiſſen Ferne von unſerm Gemüth.

Das lyriſche Gedicht iſt der muſikaliſche Ausdruck von Gemüthsbewegungen durch die Sprache. Das Weſen der muſi-

kaliſchen Stimmung beſteht darin, daß wir irgend eine Regung, ſey ſie nun an ſich erfreulich oder ſchmerzlich, mit Wohlgefallen feſtzuhalten, ja innerlich zu verewigen ſuchen. Die Empfindung muß alſo ſchon in dem Grade gemildert ſeyn, daß ſie uns nicht durch Streben nach der Luſt oder Flucht vor dem Schmerz über ſich ſelbſt hinausreiße, ſondern daß wir, unbekümmert um den Wechſel welchen die Zeit herbeiführt, in einem einzelnen Augenblick unſers Daſeyns einheimiſch werden wollen.

Der dramatiſche Dichter ſtellt uns zwar auch, wie der epiſche, äußerliche Vorfälle dar, aber als wirklich und gegenwärtig. Er nimmt unſre Theilnahme dabei in Anſpruch, aber nicht ſo genügſam wie der lyriſche Dichter, ſondern weit unmittelbarer als dieſer will er uns erfreuen und betrüben. Er ruft alle Regungen hervor, die bei dem Anblick der Handlungen und Schickſale wirklicher Menſchen in uns wirkſam ſind, und will dieſe Regungen erſt durch die Geſammtheit der hervorgebrachten Eindrücke in die Befriedigung einer harmoniſchen Stimmung auflöſen. Da er dem Leben ſo nahe tritt, ja ſeine Dichtung ganz darein zu verwandeln ſucht, ſo würde bei ihm der Gleichmuth des epiſchen Dichters zur Gleichgültigkeit werden; er muß ſich für eine der Hauptanſichten von den Beziehungen des menſchlichen Daſeyns entſcheiden, und ſeine Zuhörer nöthigen, ebenfalls mit ihm Partei zu nehmen.

Daß ich es auf den einfachſten und verſtändlichſten Ausdruck zurückführe: das Tragiſche und Komiſche verhalten ſich zu einander wie Ernſt und Scherz. Jedermann kennt dieſe beiden Richtungen des Gemüths aus eigner Erfahrung. Aber welches eigentlich ihr Weſen iſt, und woher ſie entſpringen, das dürfte eine tiefe philoſophiſche Unterſuchung erfodern. Beide tragen zwar das Gepräge unſerer geſammten Natur an ſich; aber der Ernſt gehört mehr ihrer ſittlichen, der Scherz ihrer ſinnlichen Seite an. Die nicht mit Vernunft begabten Geſchöpfe ſind eigentlich weder des Ernſtes noch des Scherzes fähig. Die Thiere ſcheinen zwar zuweilen zu arbeiten, als wären ſie ernſt-

haft auf einen Zweck gerichtet, und als ordneten ſie folglich den gegenwärtigen Augenblick einem künftigen unter; andremale ſpielen ſie, d. h. ſie überlaſſen ſich zwecklos der Luſt des Daſeyns, aber ſie haben nicht das Bewußtſeyn davon, welches beide Zuſtände erſt zu wahrem Ernſt und Scherz erheben würde. Dem Menſchen allein, unter allen Geſchöpfen die wir kennen, iſt der Rückblick auf die Vergangenheit und die Ausſicht in die Zukunft gegönnt, und er hat dieſes erhabene Vorrecht theuer zu erkaufen. Ernſt im weiteſten Sinne genommen, iſt die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Allein ſobald wir uns Rechenſchaft von unſerm eignen Thun geben, nöthigt uns die Vernunft dieſen Zweck wieder auf höhere, und ſo endlich auf den höchſten allgemeinen Zweck unſers Daſeyns zu beziehen: und hier bricht ſich die unſerm Weſen inwohnende Foderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegen führt; im glücklichſten Falle, wenn ein Menſch ohne Unfälle das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm doch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlaſſen zu müſſen, oder davon verlaſſen zu werden. Es gibt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne das Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſers Daſeyns bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehlichen Verkettung der Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bei der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſern eignen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Namen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fodern, und durch einen plötzlichen Schlag

uns alles ſchwer Erworbene rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbieten: dann muß jedes nicht dem Gefühl verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andre Schutzwehr giebt, als das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufs. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; und wenn die Betrachtung des Möglichen als lebendige Wirklichkeit aus dem Geiſte heraustritt, wenn jene Stimmung die auffallendſten Beiſpiele von gewaltſamen Umwälzungen menſchlicher Schickſale, vom Unterliegen des Willens dabei oder bewieſener Seelenſtärke, in der Darſtellung durchdringt und beſeelt: dann entſteht tragiſche Poeſie. Hieraus erhellt ſchon zum Theil, wie dieſe in unſrer Natur gegründet iſt, und bis auf einen gewiſſen Grad wäre die Frage beantwortet, wie wir ſo traurige Darſtellungen lieben, ja etwas tröſtliches und erhebendes darin finden können. Jene Stimmung kommt nämlich bei tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubieten verſuchen.

So wie der Ernſt, auf den höchſten Grad geſteigert, das Weſen der tragiſchen Darſtellungsart iſt, ſo der Scherz der komiſchen. Die Stimmung zum Scherz iſt ein Vergeſſen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlſeyns. Man iſt dann geneigt, alles nur ſpielend zu nehmen und leicht über die Seele weggleiten zu laſſen. Die Unvollkommenheiten der Menſchen und ihre Misverhältniſſe unter einander ſind dann nicht mehr ein Gegenſtand der Mißbilligung und des Bedauerns, ſondern dieſe wunderlichen Gegenſätze unterhalten den Verſtand und ergötzen die Fantaſie. Der Dichter muß daher in der komiſchen Darſtellung alles entfernt halten, was ſittlichen Unwillen über die Handlungen, wahre Theilnahme mit den Lagen ſeiner Menſchen erregen kann, weil

wir ſonſt unfehlbar in den Ernſt zurückfallen. Er muß ihre verkehrten Handlungen als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Weſen entſprungen, und was ihnen begegnet, als eine bloß lächerliche Noth ſchildern, die keine verderblichen Folgen haben wird. Dieß iſt immer noch der Fall in dem, was wir Komödie nennen, worin jedoch ſchon eine Miſchung von Ernſt iſt. Die älteſte Komödie der Griechen aber war durchaus ſcherzhaft, und bildete dadurch den vollkommenſten Gegenſatz mit ihrer Tragödie. Nicht bloß die Charakter und Lagen einzelner Menſchen wurden in einem Gemälde des Weirklichn komiſch aufgefaßt; ſondern die geſammtegeſellige Verfaſſung, der Staat, die Natur und die Götterwelt wurden mit ſcherzender Willkühr fantaſtiſch geſchildert.

H. von Bülow.

Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt.

(1799.)

Wenn ein jeder Staat ſich bis zu ſeinen natürlichen Grenzen früher oder ſpäter ausdehnen wird; wenn es unnütz und gefährlich iſt, jenſeits dieſer natürlichen Grenzen zu operiren, ſo muß ein ununterbrochener Friede aus dieſer Ordnung der Dinge von ſelbſt ſich ergeben

Man müßte eine unbegreifliche Verblendung bei den Menſchen vorausſetzen, wenn man glauben wollte, daß ſie ſich deſſen ohnerachtet noch immer fruchtlos befehden würden. Denn warum führt man noch immer Krieg? Um ſich durch Eroberungen zu vergrößern. Wenn nun die Erfahrung die Unmöglichkeit darthut, dieſen Zweck zu erreichen, wird man dann nicht aufhören zu kriegen? Einige Mächte führen auch Krieg, weil ſie noch nicht bis zu ihren natürlichen Grenzen ſich ausgedehnt haben, weil ſie ſich noch vergrößern müſſen, um andern widerſtehen zu können, indem ſie wohl wiſſen, daß überlegenen Maſſen, wenn man nicht durch natürliche Hinderniſſe beſchützt wird, nicht zu widerſtehen iſt.

Je geſchwinder alſo Europa unter verſchiedene durch natürliche Grenzen eingeſchloſſene Mächte zertheilt ſeyn wird, um ſo eher wird der Zuſtand des ewigen Friedens eintreten. Zu wünſchen wäre alſo, daß eine ſolche heilſame Operation auf das baldigſte vollbracht ſeyn möchte.

Das phyſiſche Wohlſeyn der Menſchen wird durch einen

ununterbrochenen Frieden einen großen Zuwachs erhalten; denn der Krieg iſt der gefräßigſte Verzehrer der Elemente des Daſeyns. Die Zahl der Produzenten wird durch denſelben vermindert, die Produktenmaſſe folglich auch. Nichtig wäre der Einwurf, Uebervölkerung ſei durch ungeſtörten Frieden zu beſorgen. Je mehr Menſchen, je mehr Produkte, und in einem entvölkerten Lande läuft man Gefahr, zu verhungern, aus Mangel der Eſſer.

Von dieſem Uebervölkerungspunkte ſind wir in unſerem menſchenarmen, ja ich wiederhole es, in unſerm ſehr ſchwach bevölkerten Europa noch unendlich weit entfernt. Noch ſind Wüſten, welche die Hand des Arbeitſamen erwarten. Daß es ſo ſchwer für die größte Zahl iſt, zu leben, daß ſie elend lebt, rührt von Urſachen her, die hier nur anzuzeigen wohl nicht der Ort ſeyn möchte. Nur zwei Bemerkungen erlaube man mir. Für jeden Menſchen, falls getheilt würde, iſt noch weit mehr Raum da, als er möglicher Weiſe je würde kultiviren können, und als er zu ſeinem Unterhalte braucht. Ferner, ein Garten produzirt weit mehr, wie ein Feld von gleicher Fläche, und die Produktion ſteigt durch Intenſion der Kultur in einer Progreſſion, welche diejenige der Extenſion weit hinter ſich zurückläßt; ſo wie ein Tiefdenker, der einen Gegenſtand betrachtet, weit mehr Begriffe entwickelt, wie ein Oberflächler, der mehrere zugleich umfaßt.

Die Verderbtheit der Menſchen erzeugte den Krieg. Der Krieg ſeinerſeits unterhält und vermehrt die Verderbtheit. Dieſe beiden Verbündeten gehen Hand in Hand. Der Untergang eines von beiden zieht den andern mit in den Abgrund. So heilſam alſo iſt die Folge des immerwährenden Friedens, und letztern werden wir dem neuern Kriegsſyſtem zu verdanken haben; welches wiederum aus der Erfindung des Pulvers herzuleiten iſt, welche man ſo oft, aber ſehr mit Unrecht, als eine Geißel der Menſchheit verflucht hat.

Der in dieſer Schrift entwickelte Grundſatz der Baſis * iſt

* Die Bildung und der Schutz der Operationslinien eines Heeres durch Feſtungen und Magazine.

eine Folge der Erfindung des Pulvers, und der dauernde Friede eine Folge des erkannten und durch die Erfahrung erprobten und beſtätigten Grundſatzes der Baſis.

Als Kunſt betrachtet, aber als zerſtörende Kunſt, war die Kriegskunſt der Alten der neuern unendlich überlegen, weil phyſiſche Maſſen gegen ſie nichts vermochten. An wohlthätigen Wirkungen läßt die neuere die alte Kriegsart zurück, und erſtere iſt vortrefflich im Verhältniß ihrer Schlechtheit.

Daß die neuere Kunſt die Kriege weniger mörderiſch macht, iſt ſchon als wahr angenommen worden; daß aber der ununterbrochene Friede die heilſame Wirkung derſelben ſeyn möchte, hat man noch nie behauptet, und ich glaube es bewieſen zu haben.

Wie konnte es natürliche Grenzen für ein römiſches Heer geben, welches ohne Baſis, ohne Operationslinie fortſchreiten konnte? Was vermochte die größere Zahl gegen daſſelbe bei einer Art zu fechten, wo inhärente Vortrefflichkeit der Truppen einzig den Sieg errang?

Daher konnte man damals die Welt bezwingen, ſtatt daß jetzt die Bilanz der Mächte das heilſame Reſultat des neuern Kriegsſyſtems ſeyn muß.

Es iſt alſo leicht zu begreifen, wie wenig eine Entmodernisirung des neuern Kriegsſyſtems, falls ſie möglich wäre das Beſte der Menſchheit befördern würde. Allein glücklicher Weiſe ſetzen ſich derſelben unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Im Gegentheil entfernt ſich das neuere Syſtem, je mehr es ausgebildet wird, immer mehr von dem alten. Die ganze Geſchichte, ſeit Erfindung des Pulvers, zeigt uns eine ſolche Fortſchreitung, und ſeit dieſer Epoche iſt die Kriegskunſt als Kunſt immer ſchwächer geworden, indem ſie immer weniger fähig wird, die Umſtände zu beſiegen, ſondern von denſelben immer mehr abhängig werden muß.

Ueberwundene Schwierigkeiten hat man bei kriegeriſchen Operationen, ſo wie bei allen andern, als das Kennzeichen des

Genies in dem Beſieger dieſer Schwierigkeiten betrachtet. Wie nun, wenn der — mit ſolchen Waffen, als die neuere Kriegskunſt an die Hand giebt, unüberwindlichen — Schwierigkeiten immer mehrere werden müſſen, und dieß zwar in dem Verhältniſſe, als dieſe Kriegskunſt ſelbſt ausgebildet wird? Wird dann die Sphäre des Genies nicht immer mehr beenget werden, ſo daß es nicht der Mühe lohnet, ſeine Talente einem ſo undankbaren Fache zu widmen, und man ſie lieber auf gemeinnützige Gegenſtände anwenden wird?

Durch die Ausbildung des neuern Kriegsſyſtems aber wird es immer ſchwächer, werden der nicht zu überwindenden Schwierigkeiten immer mehrere, weil es die ſich ſelbſt zerſtörende Eigenſchaft in ſich trägt.

Der Krieg wird dann nicht mehr Kunſt ſeyn, er wird bloß Wiſſenſchaft werden; denn Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Wiſſenſchaft iſt bloß im Verſtande, Kunſt ſteigt aus dem Verſtande in die Sphäre der Aktivität herab. Kunſt iſt die Anwendung der Wiſſenſchaft. Kunſt iſt alles, was gut oder ſchlecht gemacht werden kann. Die Prädikate gut oder ſchlecht laſſen ſich nicht auf den Begriff der Wiſſenſchaft ausdehnen. Man weiß ſie oder weiß ſie nicht. Wahr oder falſch läßt ſich von Wiſſenſchaft ſagen. Gut oder ſchlecht von Kunſt.

Je mehr nun das Gebiet der Kriegskunſt eingeengt wird, durch Umſtände oder Schwierigkeiten, für ſie unüberwindlich um deſto mehr erweitert ſich dasjenige der Kriegswiſſenſchaft welche zuletzt in ihrer größten Ausdehnung das Mögliche und Unmögliche in dieſer Kunſt ganz lehren wird. Dann läßt ſich die Anwendung von jedermann erlernen, dann wird eigentlich Kunſt ſelbſt Wiſſenſchaft. Was nun ein jeder lernen kann, dadurch kann man ſich nicht vor andern auszeichnen, folglich fällt das Streben nach kriegeriſchem Ruhme weg, und auch dieß befördert den ununterbrochenen Frieden.

Wenn wir nun hier zuſammenfaſſen, was durch die in dieſer Abtheilung geleſenen Unterſuchungen als nothwendige, aus dem Grundſatze der Baſis hervorgehenden Folgerungen erwieſen

worden, nemlich: „daß die Maſſen, und nicht höhere Vortreff=lichkeit der Truppen, in den neuern Kriegen entſcheiden; daß, da kleine nicht mehr große Reiche bezwingen können, folglich Europa unter verſchiedene große Mächte wird zertheilt werden, die ſich, eine jede, nur bis zu ihren natürlichen Grenzen aus=dehnen werden, jenſeit welcher offenſive Operationen nicht mehr gelingen können, innerhalb welcher ein Vertheidigungskrieg aber leicht iſt und glücklich ſeyn muß; daß, da die größere Zahl entſcheidet, ein bewaffnetes Volk ein geübtes Heer beſiegen könne; daß ein immerwährender Friede aus dieſem Allen folge;" ſo ergiebt ſich als Reſultat aus dieſem Allen, „daß aus der Noth=wendigkeit einer Baſis der Operationslinien das künftige Heil der Menſchheit folge; und daß dieſe Nothwendigkeit zuerſt zu erweiſen ein verdienſtliches Werk ſei."

Schon oft iſt in dieſer Schrift geſagt worden, daß die kriegeriſchen Operationen der Alten keiner Baſis bedurften. Ein römiſches Heer war ein ſelbſtſtändiger Körper, von allen äußern Dingen in hohem Grade unabhängig, weil die Quellen ſeiner Fortdauer für eine beträchtliche Zeit in ihm ſelbſt lagen. Rö=miſche Heere waren wandelnde Magazine. Im Vertrauen auf ihre überlegene moraliſche und phyſiſche Kraft, Geſchicklichkeit und ihre beſſern Waffen, der Beſiegung jedes ſich ihnen entgegenſtellen=den Feindes gewiß, achteten ſie nicht der Umzingelungen.

Von den Griechen läßt ſich dieſes zwar nicht in gleichem Grade behaupten; allein die Kleinheit ihrer Heere, die geringe Zahl ihrer Reuterei, und vielleicht auch ihre Mäßigkeit, machte ſie unabhängig von Magazinen. Die orientaliſchen Völker hatten faſt gar keine Reuterei, und wenn einige, ſo wie die Parther, faſt ausſchließend zu Pferde fochten, ſo war es leichte Reuterei, die in ſtets grünen Ebenen keiner Futteranhäufungen bedurfte; ſo wie noch jetzt die Tartarn ohne Magazine ſubſiſtiren können, weil ihre verheerenden Feldzüge, oder vielmehr Streifereien, von kurzer Dauer ſind.

Die Zerſtörer der römiſchen Macht erſchienen entweder als

leichte tartariſche Reuterei, oder ſo wie die germaniſchen Völker, Franken und andere, faſt ohne alle Kavallerie. Auch ſie bedurften keiner Magazine, keiner Operationslinie, folglich keiner Baſis derſelben.

In dem nachfolgenden mittlern Zeitalter artete der Krieg in Räubereien durch kleine Parteien zu Pferde aus, und die Tapferkeit beſtand darin, auf einem geharniſchten Kutſchenpferde, ſelbſt wie ein eiſernes Kaſtell unverwundbar geharniſcht, gegen die Lanzenſtöße eines Gegners unerſchütterlich feſt ſitzen zu bleiben. In den Kreuzzügen finden wir aber wiederum zahlreiches Fußvolk, allein kein Syſtem der Subſiſtenz, weil man bei zahlreichen Heeren kein ſchweres, durch Pulver wirkendes Geſchütz mitführte. Mahomet der Zweite bediente ſich zuerſt, nach Erfindung des Pulvers, bei der Belagerung von Konſtantinopel einer oder mehrerer großen Kanonen. Man ſpricht aber, wenn ich mich recht erinnere, daß die Genueſer ſchon vorher daraus ſchoſſen. Die Sache iſt ſo wichtig eben nicht. Der erſte Churfürſt von Brandenburg, aus dem Hauſe Hohenzollern, eroberte die Raubſchlöſſer des widerſpenſtigen Adels durch eine Kanone. Alles das iſt ungefähr gleichzeitig. Aber wie lange dauerte es noch, bevor das Feuerſyſtem nur einigermaßen vervollkommnet war? Die Türken ſcheinen zuerſt darin einige Fortſchritte gemacht zu haben, denn unter Soliman dem Zweiten war ihr Fußvolk das beſte in Europa. Sie ſind aber nach dieſen wenigen Fortſchritten auf eben der geringen Stufe der Vollkommenheit verblieben, oder gar wieder zurückgeſunken. Im dreißigjährigen Kriege beſtand noch ein Schwanken zwiſchen dem Feuerſyſtem und dem alten, welches Guſtav Adolph durch ſeine Neuerungen keineswegs zerſtörte. In dieſem ſonderbaren Kriege findet man keine Spur eines regelmäßigen baſirten Syſtems. Die Heere waren ſehr klein und lebten vom Plündern; daher dieſer vor allen der verheerendſte Krieg war. Guſtav Adolph läuft von Pommern nach Bayern; geht wieder zurück nach Sachſen. Er nimmt Läger, wo er einen Fluß im Rücken hatte. Torſten=

ſon durchläuft Deutſchland von einem Ende zum andern. Die Schweden ſind bald am Rhein, bald in Böhmen, bald in Niederſachſen. Weimar führt Krieg wie ein herumſchweifender Abenteurer ohne bleibende Stätte; kein Syſtem, nichts Geordnetes, kein Zweck, kein Plan; allenthalben ein Chaos.

Der ſcharfſinnige Marſchall Türenne brachte zuerſt in dieſes Chaos einige Ordnung. Man entdeckt den Grundſatz der Baſis in den bewundernswürdigen Feldzügen von 1674 und 75. Dieſe ſind in der neuern Geſchichte die erſten Feldzüge zu nennen. Vorher machten ſich die Feldherren berühmt durch einzelne glänzende Kriegsthaten, wo ſie überlegenes Genie entwickelten, die aber in der Kette der Begebenheiten als iſolirt zu betrachten waren; die beiden Meiſter in der Kriegskunſt, Montecuculi und Türenne aber gaben der Welt zuerſt das Beiſpiel eines planmäßigen ſyſtematiſchen Feldzuges, ohne Fehler entworfen und ausgeführt.

Ernſt Wagner.

Das Ahnungsvermögen der Seele.

(1809.)

Einmal ſaß ich feſt im Briefſchreiben. Das Zimmer war drey Treppen hoch. Ein Bekannter ſaß leſend in meinem Zimmer. Von ungefähr hörte ich die Rolle an der Thüre des großen Hauſes knarren, was in jeder Stunde zehnmal geſchah. Doch konnte man es wegen des Lärms auf der Straße ſelten hören. „N. kommt zu mir,“ ſagte ich. Er war nicht oft bei mir; am wenigſten erwartete ich ihn heute. — Es dauerte lange, ehe wir uns überzeugten, da er ſich unten im Hauſe aufgehalten hatte. Endlich trat er herein, und ſagte ſogleich: „Schreibſt Du nicht jetzt an R.?“ — „Nein!“ (antwortete ich. Aber ich hatte ſo eben unter mehreren Papieren nach R.s Briefe geſucht, um ihn zu beantworten.) „Aber wie ſo?“ — „Es fiel mir ein, als ich die Hausthüre öffnete,“ ſagte er. — Der heitere N. entdeckte mir bei jener Gelegenheit, daß auch ihm ſchon Einiges von dieſer Art aufgeſtoßen ſey. — „Ich bin längſt davon überzeugt (ſagte er), daß meine eigentliche Seele ſich nicht immer von Vernunft, Verſtand, Sinnen, Körper und dergleichen gefangen und umſchloſſen halten läßt, ſondern ſich oft als einen Herrn für ſich zeigt, auf ihre eigene Hand lebt, allerley von Raum und Zeit ganz unabhängige Exkurſionen macht, und dann in demſelben Augenblicke bald in Meſſina bey meinem Hauswirthe, bald in Stockholm bey meinem Traiteur, bald hier unter dem Petſchaft eines Briefes in der Hand des Briefträgers,

bald in Weimar bei dem Liebchen sub rosa herumwandelt — während ſie mich, das heißt ihren Pflegbefohlenen, zu Hauſe ſchlafend liegen oder wachend in jenem Traume ſitzen läßt, aus dem ich mich erſt bey ihrer Wiederkehr ermuntern kann. Sie bekümmert ſich aber in der Regel gar nicht um meine irdiſchen Geſchäfte und Wünſche; ſondern es geſchieht mehr in der Eigenſchaft eines Schutzgeiſtes oder aus eigner Laune, daß ſie meinem Bewußtſeyn zuweilen etwas mir Bevorſtehendes, oder ihr plötzliches Zuſammentreffen mit einer andern Seele (wie das unſrige vorhin an der Hausthüre) meldet. Sobald hingegen — um doch ein ernſtlicheres Wort über die Sache zu ſagen — von himmliſchen Dingen, d. h. von Wahrheit, Güte und Schönheit der Rede iſt, fehlt ſie nie, verſäumt ſie nie, das Nöthige bey meinem Organismus in Erinnerung zu bringen. Alle Functionen des ſogenannten Gewiſſens verwaltet einzig die Seele. Sie weiß alles, iſt vollkommen gut und kann alles; nur alles nach den Geſetzen ihres Vaterlandes, die ich zuweilen ahnde. Sie lehrt, beſſert und verſchönert in mir (d. h. in meinem Leben) alles, wozu ſie nur irgend meinen Organismus fähig machen kann. Sie fehlt und trügt ewig nicht; denn ſie iſt ja der wirkliche Funke aus jenem unerſchöpflichen Springquell aller bewegten lebendigen Materie (Gott), den Er Selbſt, nach den ewigen Geſetzen ſeiner Liebe, jedem Menſchenleben ſchon von dem erſten Augenblicke an, wo der Organismus deſſelben entſteht, zum beygeſellten Gaſte, zum himmliſchen Gefährten verordnet hat — der nun ſeinen Pflegbefohlenen hoch — über aller Thiere Verſtand, Vernunft, Gedächtniß, Willen u. ſ. w. unendlich hoch — erleuchtet. Dieſer Funke, ein belebender Athem der Unſterblichkeit, iſt ein Theil des lebendigen Gottes ſelbſt, und weiht mich, den Menſchen, zum Kinde Gottes, indem er in mir wohnt und meine Seele wird. Sie iſt nicht frey, dieſe Seele — denn ſie kann nur nach den Geſetzen des Wahren, Guten und Schönen wirken, weil ſie alles dieß ſelbſt iſt. Auch ſoll der Menſch nur in ſo fern frey ſeyn, als er nicht von

ſeinem Körper abhängig ſeyn darf; aber in Rückſicht auf ſeine Handlungsweiſe iſt er in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Worts nur in ſo fern frey zu nennen, als er noch ein Thier iſt, jene Geſetze noch nicht erkannt, noch nicht, den Anregungen ſeiner Seele gemäß, zu ſeinen eignen gemacht hat, und daher noch in jenem träumeriſchen Zuſtande herumſchwankt, den ich nur deſto bejammernswürdiger finde, je mehr noch manche Philoſophen den Menſchen dadurch zu ehren ſtreben. Wäre ein Menſch vollkommen eins und im verſtändlichen Einklange mit ſeiner Seele (einig mit ſich, würden Andere ſagen), ſo lebte er ſchon jetzt im Lande des Göttlichen, wo keine Willkühr mehr herrſcht und alles klares Geſetz iſt. — Das Geſetz der göttlichen Liebe bannt gleichſam die Seele, ſo ſehr auch meine Unwürdigkeit ſie abſtößt, ſtets an mein Leben, bis einſt deſſen Organismus ſich auflöst; wo dann die Seele entweder, wenn mein Leben durch ihre Bemühungen würdig dazu ward, ſich mit den Formen deſſelben und meinem vollkommenſten irdiſchen Bewußtſeyn auf ewig vermählt, oder aber jene Formen, als unwürdig, der großen Gährung von neuem überläßt, und — einem würdigern Leben oder ihrem ewigen Quelle wieder zueilt, trauernd, daß es ihrer Liebe nicht gelang, mich von jener „Freiheit" zu befreien. — Alle ſogenannten Ahndungen halte ich für die höchſten Lehren und Anregungen der liebenden Seele, die wir zu vernehmen fähig ſind; aber bei einem höchſt reinen, ſchönen Leben muß ich mir auch wirkliche Anſchauungen als vollkommen möglich denken."

„Hypotheſen!" rief ich damals meinem Freunde zu. —

F. A. Krummacher.

I. Parabeln.

(1805.)

1. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obſtbäumchen gezogen. Zu ſeiner großen Freude trugen ſie die erſten Früchte und er war begierig zu ſehen, von welcher Art ſie ſeyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böſer Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, alſo daß ſie hingiengen und die Bäumchen alleſammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn ſie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens herzutrat und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er ſehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böſe Buben haben mir meine Freude verdorben!

Dieſe Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns ſehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und ſprach: Ach, mein Vater iſt bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, ſondern mit Verachtung ſtrafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm ſorgfältig verhehlen und auf deiner Hut ſeyn.

Als aber Gotthold, — denn ſo hieß der Knabe — zu

Hauſe kam, und das freundliche Antlitz ſeines Vaters ſah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzuſehen. Denn er dachte, wie ſollte ich ihn fröhlich anſehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich ſelber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. —

Jetzo trat der Vater herzu und reichte jeglichem ſeiner Kinder von den Früchten des Herbſtes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei und freueten ſich ſehr, und aßen. Gotthold aber verbarg ſein Angeſicht und weinete bitterlich.

Da hub der Vater an und ſprach: Mein Kind, was weineſt du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein andrer erſcheine, als ich bin und mich ſelbſt erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, ſondern ſtrafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf und aufhöre, mein eigener Quäler zu ſeyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! denn ſiehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt.

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an ſein Herz und ſprach: ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieſes das erſte und letztemal ſey, daß du etwas zu verhehlen haſt. Dann ſoll es mir nicht leid ſeyn um die Bäumchen.

---

2. Der Mohrenſklave und der Grieche.

Philemon, Aelteſter der Gemeine zu Smyrna, trat eines Tages mit freudigem Angeſicht zu dem Biſchof Ignatius und ſprach: ich habe dem Reiche des Herrn eine Seele gewonnen. Siehe, ein äthiopiſcher Sklave begehret ein Chriſt zu werden. —

Darauf fragte der Biſchof: Kennet er den Herrn und ſein Wort? — Und Philemon antwortete und ſprach: Er entbehret der Unterweiſung von Jugend auf, und ſein Herz iſt unverſtändig. Aber, ſeit er die Verſammlung geſehen, begehrt er ein Chriſt zu werden. Was hindert, daß wir ihn taufen?

Da antwortete Ignatius und ſprach: es war ein reicher

Mann, der hatte viele Aecker rings um ſeine Wohnung, und ſchöne Gärten, wohlbepflanzt mit allerlei Bäumen und Gewächſen. Aber mitten zwiſchen inne lag ein Hügel, von wannen man die Gegend weithin überſchaute. Da rief der Herr ſeinem Gärtner und ſprach: Mich verdreußt, daß dieſe Höhe zwiſchen fruchtbaren Auen und Feldern ſo kahl ſich erhebt, und weder Schatten noch Frucht erzeuget. Welch ein ſchöner Anblick wird es ſeyn, wenn wir ſie mit hochragenden ſchattigen Bäumen bepflanzen.

Der Gärtner antwortete: So war auch längſt mein Wunſch und Gedanke. Statt des kahlen Geſteins und unnützen Geſtrüppes wird die neue Pflanzung der Gegend zur Zierde gereichen.

Da gebot ihm der Herr und ſprach: Geh hin und nimm aus meiner Pflanzſchule die edelſten Bäume und bepflanze den Hügel! — Der Gärtner aber lächelte und ſprach: Auf dieſem nackten und ſteinigten Boden? Es wäre ein Jammer um die edeln Gewächſe; ſie würden verdorren. Laß mich zuvor des Hügels Grund und Boden bearbeiten, und ſtatt des Geſteins ihm lockere Erde geben, und dann die edleren Pflanzen.

So erzählte der Biſchof. — Ich verſtehe dich, antwortete Philemon, und führte den Aethiopier in die Schule.

* * *

Darnach kam ein Anderer und begehrte ein Chriſt zu werden, ein Grieche, der fürchtete Gott und trug Leid in ſeinem Herzen um ſeiner Sünde willen.

Da ſprach Philemon zu dem Biſchof: Ich will ihn in die Schule führen. — Ignatius aber antwortete und ſprach: Bringe ihn her, daß ich ihn taufe. — Da wunderte ſich Philemon und fragte: Warum wehrteſt du denn zuvor dem Mohrenſklaven? Gedenkſt du nicht deines Gleichniſſes?

Darauf ſagte der frommme Biſchof: ſiehſt du denn hier todtes Geſtein, und erkenneſt nicht das keimende Leben! Lieber, ſetze es in ein gutes Erdreich und begeuß es, ſo wird es leben.

3. Der Edelſtein.

Ein roher Edelſtein lag im Sande zwiſchen vielen andern gemeinen Steinen. Ein Knabe ſammelte von dieſen zu ſeinem Spiel und brachte ſie nach Hauſe zugleich mit dem Edelſtein; aber er kannte dieſen nicht. Da ſah der Vater des Knaben dem Spiele zu und bemerkte den rohen Edelſtein, und ſagte zu ſeinem Sohn: Gieb mir dieſen Stein! — Solches that der Knabe und lächelte, denn er dachte: was will der Vater mit dem Stein machen?

Dieſer aber nahm und ſchliff den Stein künſtlich in regelmäßige Flächen und Ecken, und herrlich ſtrahlte nun der geſchliffene Demant.

Siehe, ſagte darauf der Vater, hier iſt der Stein, den du mir gabeſt. Da erſtaunte der Knabe über des Geſteines Glanz und herrliches Funkeln, und rief aus: Mein Vater, wie vermochteſt du dieſes?

Der Vater ſprach: Ich erkannte des rohen Steines Tugend und verborgene Kräfte; ſo befreit' ich ihn von der verhüllenden Schlacke. — Jetzt ſtrahlt er mit ſeinem natürlichen Glanze.

Darnach als der Knabe ein Jüngling worden war, gab ihm der Vater den veredelten Stein als ein Sinnbild von des Lebens Werth und Würde.

II. Und und Aber, oder Hebräer und Griechen.

Fragment eines Geſprächs.

(1811.)

Das Erhabene iſt es, worin ſich die ganze Bildung und Empfindung des hebräiſchen Volkes vereint und concentrirt. Und dieſes deshalb — weil ihm der erhabenſte Gedanke, der höchſte Glaube gegeben wurde, der Glaube an Jehovah, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Lebendigen, der da war, iſt, und ſeyn wird, und in und von welchem alles Leben wohnt und ausgehet. Daher wird alles auf ihn zurückgeführt — der ſtär=

kere Gedanke und die Hauptempfindung verdrängt und ſchwächt alle Untergedanken und ſchwächere Empfindungen, ſo wie das Kerzenlicht im Sonnenglanz ſeinen Schein verliert — alle Mittelurſachen werden überſprungen — die Ereigniſſe ſtehen nebeneinander — ſie folgen auf- nicht auseinander. Darum iſt das Wörtlein UND das Wort des hebräiſchen Alterthums, und ſeiner heiligen Urkunden. Es bindet den Himmel an die Erde, den Menſchen und die Natur an Gott, und wehret aller Klügelei des blöden Verſtandes und aller Anmaßung einer ſtolzen Weltweisheit. — Darum iſt dieſem Wort auch in der älteſten und heiligen Sprache eine Macht und Gewalt gegeben worden, wie in keiner andern. Sprachkundige wiſſen, daß es nicht blos die Stelle faſt aller andern ſogenannten Partikeln vertreten kann, indem es z. B. zwar, ſogar, aber, dennoch, oder und entweder, nämlich, weil, deßhalb, daß und damit, wann und dann ausdrückt und bezeichnet; ſondern ſogar die Gegenwart in Zukunft, und die Zukunft in Gegenwart, den Befehl in die Ausführung, Wollen in That verwandelt. — Es iſt ein recht königliches Wort — und — in dieſer Sprache — göttliches Geſchlechts — es deutet auf etwas Unvollendetes hin, das aber vollendet werden wird! — Es herrſchet hier; in andern dienet es nur. — — — —

Als darauf einer von der Geſellſchaft ſagte, ob denn nicht die griechiſche Sprache durch den größern Reichthum der Bindewörter einen großen Vorzug habe vor der ſogenannten heiligen hebräiſchen Sprache? ſo antwortete Winand: Allerdings! — — ſo wie ich ihr einen Reichthum von Bild- und Kunſtwerken einräume, deren die hebräiſche Nation kein einziges aufzuweiſen hat. Aber warum ſollen wir denn beide Nationen auf dieſe Weiſe vergleichen? Sie ſind zu divergirend, als daß ſie verglichen werden könnten. Und wie kann denn die Kunſt der Maaßſtab ſeyn? Und ſoll es die Kunſt ſeyn — wie wenn wir dann die edelſte aller ſchönen Künſte, die Dichtkunſt, nähmen! Und wir ſtellten dem Homer und Pindar den Hiob,

die Pſalmen oder einen Jeſajas entgegen? — Aber das wollen und dürfen wir nicht. Unſere Unterſuchung betrifft nur das Wörtlein UND. Und ſprach nicht auch bei dem Beginn der neuen Weltordnung die Vorſehung das Wörtlein UND zwiſchen dieſen beiden Nationen der alten Welt aus? „Griechen und Hebräer“ hieß es da. — So ſey es auch mit uns! Ohne Griechen und Hebräer wäre die neue religiöſe und geiſtige Weltordnung nicht entſtanden, in welcher wir leben und der wir ſo viel — ja unſer ganzes geiſtiges Leben verdanken. — Aber wir kehren zum UND zurück; denn ich habe noch einiges zu bemerken.

Das Wörtlein UND iſt das Wort des hebräiſchen Alterthums — und das Wörtlein ABER das des Griechiſchen. Beide erklären die verſchiedene Nationalbildung und den Geiſt beider Nationen. Die Griechen wurden durch Freiheit, Kunſt und Spiel zu dem gebildet, was ſie wurden. Die Sinnlichkeit, das Fleiſch war bei ihnen das Vorherrſchende; der Geiſt diente dieſem, aber nicht ſklaviſch — ſie verlangten nicht nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Dazu hatte dieſes Volk gar zu herrliche Anlagen und ein lebendiges Gefühl für Freiheit. Schönheit und Harmonie war das Ziel ſeines Strebens. Ueberall Leben und Regſamkeit in einer ſinnlichen, aber in der ſchönſten Form und Geſtalt — dabei die beſonnenſte Mäßigung und Beſchränkung in allem ſeinem Streben und unaufhörlichen Bilden. Dieſe Sophroſyne (Beſonnenheit), herrſcht eben ſo ſehr in Homers unſterblichen Geſängen, als in den Bildſäulen eines Phidias, und in der Philoſophie des Sokrates und Platon, ſowie in den Geſchichten eines Herodot, Thucydides und Xenophon, oder in den Dramen eines Sophokles. Selbſt die Tugend heißet bei ihnen Arete, d. h. Harmonie, Zuſammenſtimmung. Homer iſt das Nationalwerk und das Nationalbild dieſes Volkes, ſowie der Pentateuch oder die Geneſis [das] des israelitiſchen. Im Homer iſt aber nicht UND das königliche Wort, das alles beherrſcht und vertheilet, es iſt blos ein dienendes —

ſondern ABER (μὲν, δὲ u. ſ. w.) iſt es. Und warum? — Der Geiſt des griechiſchen Alterthums iſt plaſtiſch — er ziehet alles in ſeinen Kreis herab, und geſtaltet es nach Gränzen und Geſetzen, die er ſich ſelbſt in fröhlicher Freiheit giebt. Himmel und Erde, Götter und Heroen, die Morgenröthe und die Nacht, die Bitten und die Strafe — alles muß ſich dieſe Geſtaltung gefallen laſſen. Selbſt der Olymp iſt bald auf Erden, bald im Himmel. Elfenbein und Marmor und Holz müſſen zu einem Gott werden, oder die Götter zu Elfenbein, Holz und Marmor. So vereinet der griechiſche Geiſt alles.

Aber nicht die Vereinigung allein ſchaffet die Harmonie und die Schönheit — alsdann müßte das Unisono die ſchönſte Muſik ſeyn: ſondern die beſonnene Vereinigung des Verſchiedenen und Mannigfaltigen zu einem Ganzen. Dieſe Harmoniſirung und Vereinigung geſchieht mit völliger Freiheit des Gemüths — ſo daß ſie als ein Spiel der Gemüths- und Verſtandeskräfte, und zugleich wieder durch Geſetz und Regel nothwendig, erſcheinet. — Doch ich komme wieder in meinen vorigen Lehrton. — Ich will alſo nur kurz und gut ſagen Das Leben und Weben der griechiſchen Welt iſt das Leben der Jugendwelt, — und ihr Treiben und Streben iſt ein freies Spiel. Jeder Knabe durchlebt ein frohes goldenes Zeitalter in Spiel und Freiheit, ehe der Israelitiſche Ernſt des Lebens ihm erſcheinet und ihn mit Ahnungen der Zukunft erfüllt. Ich erinnere mich gerne an jene Zeit, als unſere ganze Jugendkraft und Freiheitsgefühl ſich im Ballſpiel regte. Das ernſteſte Geſetz waltete in dieſem Spiel, und Jeder gehorchte demſelben mit dem ſtrengſten Gehorſam, aber auch mit der höchſten Freiheit; alles ging im abgemeſſenſten Rhythmus, und Ernſt und Spiel verſchmolzen in einander; immer war eines gegen den andern und alles doch auf das innigſte vereinigt, der angeſtrengteſte Kampf und doch die innigſte Harmonie. — Sehet hier das Bild der Hellenen-Welt! — Inniger, fröhlicher Genuß der Gegenwart, Herabziehen der ganzen Ober-

und Unterwelt in ſeine eigene Vereinigung und Verſchmelzung des Verſchiedenſten zu Einem Ganzen. — Die Griechen lebten, wie die Kindheit, ein eigentliches Leben der Natur — wovon Sirach ſagt: es wären immer Zwei gegen Zwei und Eins wider das Andere und doch die größte Eintracht und Harmonie.

So vereinigten auch die Griechen das Verſchiedenartigſte, Leben und Tod, auf ihren Urnen und Sarkophagen durch die Abbildungen energiſcher Kampfſpiele, luſtiger Tänze und muthwilliger Faunen und Satyrn. Alles aber ſtehet in der größten Ruhe da, — die Diſſonanzen ſind aufgelöſet in die ſchönſte Harmonie, die Gegenwart iſt in ſich vollendet, ein Kunſtwerk. Hier iſt alſo nichts Unbegränztes — oder noch zu Erwartendes. Aber in der Rede entſteht das Kunſtgebilde in der Zeitfolge und das Verſchiedenartige ſchließet, paßt und rundet ſich allmählig dem Ganzen an. Und hier macht das ABER nun die Uebergänge — es iſt wie der Meiſſelſchlag des Bildhauers, der den ſpröden und todten Marmor zu einer lebenden Göttergeſtalt umbildet und das Widerſtrebende zur geiſtig-ſinnlichen Einheit verbindet, und die Sinnlichkeit mit dem Geiſte vermählt. So mußte das ABER das Wort der Griechenwelt werden! Man leſe nur die erſten ſechszehn Verſe der Ilias oder Odyſſee, oder ſchlage auf, wo man wolle.

Fr. L. Z. Werner.

An Adelbert von Chamiſſo.

Berlin, den 14. Febr. 1808.

Mein ſehr geliebter Freund! Ich begrüße Sie mit einem Namen, den ich Ihnen angetragen haben würde, wären Sie mir nicht zuvorgekommen. Ich habe Sie ſchon ſeit ein paar Jahren ganz vorzüglich beobachtet und es ſcheint mir gar keine Frage, daß wir Freunde ſein müſſen. Verzeihen Sie, daß ich Ihren lieben Brief jetzt erſt beantworte. Ich war in Verhältniſſen, die mich dieſer anſcheinenden Unart wegen entſchuldigen, aus denen mich Gott jedoch eben ſo rettete, als aus mehreren Irrſalen meines Lebens. Sie ſchreiben mir mit einer Herzlichkeit, die mich innigſt rührt, und für die ich Ihnen herzlich danke. Sie wollen mich als einen Freund, einen Rather, eine ſtützende feſte Säule, wie Sie ſich ausdrücken, umarmen. Ich glaube Ihnen das. Auch ich kenne die Lage, wo der Menſch, wenn der Boden unter ihm zu ſinken ſcheint, ſich nach einem Anhalt umſieht, und jetzt beſonders, wo ich ſehr allein bin, wandelt mich dieſer menſchliche Wunſch oft an. Aber es ſteht in der Bibel: Verflucht iſt der, der ſich auf Menſchen verläßt, und hält Fleiſch für ſeinen Arm! — Wir ſind beide freilich unbehülflich und hülfsbedürftig; aber wir haben ja Gott und alles was wir uns gegenſeitig thun können, iſt etwa, daß Einer dem Andern die Einwirkungen mittheilt, deren ihn Gott gewürdigt hat, wozu ich denn auch gern erbötig bin, inſofern es mündlich geſchehen kann, da dergleichen Mittheilungen ihrer Natur nach ſich ſchriftlich nicht thun laſſen.

Dieſes wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geſchrieben habe, und zwar in den trivialen Stellen beſonders, hin und wieder ſchwache Spuren entdecken kann, ſo bin ich ein erbärmlicher Menſch, der ſich ſelbſt ſo wenig als Andern zu rathen weiß. Ich verſuchte es in den Thals Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zuſammen zu klingeln, und dieſen Klingklang hat man gelobt: ſollte es Gottes Wille ſein, ſo werde ich vielleicht künftig einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann eben ſo alberner weiſe tadeln. Indeſſen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und alſo klingle ich, ſo lange die Leute noch darauf hören. Unter uns beiden kann die Rede davon nicht ſein. Wir wollen es uns eingeſtehen, daß die Thals Söhne und die grünen Almanache nur Pallette ſind, an denen wir die Farben unſers Pinſels probirt haben. **Anch' io son' pittore!*** dieſen Ausruf wollen wir nachſprechen. Aber beten können wir zu Gott, daß er uns, wenn auch nicht zu Malern, doch zu ihm gefälligen Menſchen mache! Ich höre jetzt bei Fichte die Anweiſung zum ſeeligen Leben oder, was er und jeder Vernünftige damit für ſynonym hält, zum Leben in der Liebe, zum einzigen wahren Leben. Fichte iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen von geſunder Kraftfülle. Dem Johanneiſchen Syſtem ergeben, iſt er ſelbſt ein Johannes, ein Vorläufer der Zeit, in der Glaube und Kraft ſich vereinigen ſollen, die wir glaubend erwarten, und was an uns iſt, herbeiführen müſſen, und die uns um ſo näher iſt, je mächtiger die Menſchheit durch den Druck von außen und Leiden von innen dazu fortgeſtoßen wird. Sie ſind mit Fichten bekannt, und haben ihn mit Erfolg benutzen können, da Sie ſelbſt religiös organiſirt ſind, und Fichte für dergleichen Gemüther (denn Andre verwirrt er) geſchaffen ſcheint. Seine Exiſtenz iſt Beweis, daß es für die Philoſophie einen Punkt giebt, aus dem ſie die Religion ahndet. Fichten's Syſtem ſcheint, ſo weit ich es kenne, eine

* „Auch ich bin ein Maler" — Ausruf des Correggio beim Anſchauen der Werke Rafael's.

Vorſchule der Religion wie Jean Paul eine der Aeſthetik geſchrieben hat; daß Aeſthetik keine Gedichte machen lehrt, wiſſen Sie, Ihnen hat Gott eine praktiſche Vorſchule gegeben — Leiden! danken Sie ihm dafür, Sie können anders nicht zur Religion d. h. zum klaren Bewußtſein Ihrer Göttlichkeit gelangen. Sie ſind im Kampfe zwiſchen Pflicht und Neigung, ſtärkt Gott Sie inſofern, daß jene ſiegt, ſo ſind Sie geborgen. Wenn Sie der Muth verläßt, was auch dem Beſten kommen kann, ſo ſchütten Sie Ihr Herz aus vor Gott und würdigen Freunden, unter welchen unſere treffliche Freundin Sander, als geprüfte Sachkennerin, um ſo höher ſteht. — Schreiben Sie mir gelegentlich, ob Sie an Jeſum Chriſtum, d. h. an das Mittler-Amt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch hält es darin ein Jeder wie er kann. — Den Theremin liebe ich ſehr; er iſt geſund und ſchuldlos. Ich wünſche ſehnlichſt ihn bald verheirathet zu ſehen mit einem geſunden Mädchen, es wäre die einzige Heirath, die ich, wenn ich's könnte, aus allen Kräften beſchleunigen würde, ich rechne jedoch dabei vorzüglich auf den Beiſtand unſerer edlen Sander, deren geringſtes Verdienſt es iſt: klüger zu ſein, als wir Alle. Sie, mein theurer Adalbert, können noch nicht füglich heirathen. Zur Heirath nämlich gehört hauptſächlich, daß man dem Götzendienſte nicht anhängt, und dem ſind Sie noch ſehr ergeben. Jede reine Seele durchlebt die Periode der Ideale, indeſſen behält dennoch Gottes Gebot: Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir, ſeine unumſtößliche Kraft. Auch mit Ihrem Stande ſcheinen Sie nicht zufrieden, das thut mir leid, da Sie religiöſe ſind, und es zum prieſterlichen Stande* keine beſſere Vorbereitung giebt, als den Soldatenſtand, wiewohl ſie ſich nicht vereinbaren laſſen, da bekanntlich der Prieſter ſich nicht mit Blut beflecken darf. Daß Sie die Unſchuld in Sich und Andern achten, weiß ich; befleißigen Sie ſich eben ſo ſehr der Wahrhaftigkeit, welche die Baſis der Vergöttlichung iſt. Nehmen Sie es nicht

* Sonderbare Vorausſetzung, die auf einem Mißverſtändniſſe Werners zu beruhen ſcheint. S.

übel, wenn ich nicht oft ſchreibe, ich muß viel Briefe ſchreiben, auch mit allerlei Menſchen viel ſprechen, habe alſo nicht viel Zeit übrig. Was der Rede werth iſt, kann ohnedem nicht geſchrieben, ſondern muß geſprochen werden, ich muß auch Sie ſprechen, und wenn Sie nicht zu mir kommen können, ſo komme ich wohl einmal, will's Gott, zu Ihnen.

Leben Sie wohl und vergeſſen Sie nicht den, der ſich im Ernſte Ihren Freund nennt und im Scherz Zacharias.

Unſer wackerer Sander war ſehr krank, beſſert ſich aber jetzt gottlob. Er hat eine ſeltene Reinheit und Zartheit des Herzens, die zum Theil ſchon der Zug beweiſt, daß er mit deßhalb hypochondriſch iſt, weil er ſeiner Frau unwerth zu ſein glaubt; ein Irrthum zwar, denn wer redlich liebt, iſt des trefflichſten Weibes werth, aber doch ein ſehr edler. Seine Frau fühlt und erwiedert das durch die ſorgfältigſte Pflege, und ich bin überzeugt, daß ſie lieber zu Grunde gehen, als den ohne ſie ganz hülfloſen Vater ihrer Kinder hülflos laſſen könnte. Sie ſollten dieſe kräftige Dulderin ſehen, wenn ſie eine Thräne, die man ihr nicht übelnehmen kann, in's Herz ſchluckt.

Schleiermacher.

I. Das Leben der Phantaſie.

(1801.)

O wüßten doch die Menſchen dieſe Götterkraft der Fantaſie zu brauchen, ſie die allein den Geiſt ins Freie ſtellt, ihn über jede Gewalt und jede Beſchränkung weit hinaus trägt, ſie, ohne die des Menſchen Kreis ſo eng und ängſtlich iſt! Wie Vieles berührt denn Jeden im kurzen Laufe des Lebens? Von wieviel Seiten müßte der Menſch nicht unbeſtimmt und ungebildet bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihn von außen wirklich anſtößt, ſein innres Handeln ginge? Aber ſo ſinnlich ſind ſie in der Sittlichkeit, daß ſie auch ſich ſelbſt nur da recht vertraun, wo ihnen die äußre Darſtellung des Handelns Bürgſchaft leiſtet für ihres Bewußtſeyns Wahrheit. Umſonſt ſteht in der großen Gemeinſchaft der Menſchen der, der ſo ſich ſelbſt beſchränkt! es hilft ihm nicht, daß ihm vergönnt iſt, ihr Thun und Leben anzuſchaun; vergebens muß er ſich über die träge Langſamkeit der Welt und ihre matten Bewegungen beklagen. Er wünſcht ſich immer neue Verhältniſſe, von außen immer andre Aufforderungen zum Handeln, und neue Freunde, nachdem die alten was ſie konnten auf ſein Gemüth gewirkt; und allzulangſam weilt ihm überall das Leben. Und wenn es auch in beſchleunigterem Lauf ihn tauſend neue Wege führen wollte, könnte denn in der kurzen Spanne Zeit ſich die Unendlichkeit erſchöpfen? Was ſo jene niemals ſich erwünſchen können, gewinne ich durch das innere Leben der Fantaſie. Sie erſetzt mir, was der Wirklichkeit gebricht;

jedes Verhältniß, worin ich einen andern erblike, mach' ich mir durch ſie zum eigenen; es bewegt ſich innerlich der Geiſt, geſtaltets ſeiner Natur gemäß, und bildet, wie er handeln würde, mit ſicherem Gefühle vor. Auf gemeines Urtheil der Menſchen über fremdes Seyn und fremde That, das mit todten Buchſtaben nach leeren Formeln berechnet wird, iſt freilich kein Verlaß; und gar anders, als ſie vorher geurtheilt haben, handeln ſie hernach. Hat aber, wie es ſein muß, wo wahres Leben iſt, ein inneres Handeln das Bilden der Fantaſie geleitet, und iſt ſo die vorgebildete That des gewohnten innern Handelns reines Bewußtſein; dann hat das angeſchaute Fremde den Geiſt gebildet, eben als wär' es auch in der Wirklichkeit ſein Eigenes, als hätte er auch äußerlich gehandelt. So nehm' ich wie bisher auch ferner kraft dieſes innern Handelns von der ganzen Welt Beſitz, und beſſer nutz' ich Alles in ſtillem Anſchaun, als wenn jedes Bild in raſchem Wechſel auch äußere That begleiten müßte. Tiefer prägt ſo ſich jedes Verhältniß ein, beſtimmter ergreift es der Geiſt, und reiner iſt des eignen Weſens Abdruck im freien unbefangnen Urtheil. Was dann das äußere Leben wirklich bringt, iſt nur des frühern und reichern innern Beſtätigung und Probe; nicht aber iſt in das dürftige Maaß von jenem die Bildung des Geiſtes eingeſchränkt. Drum klag' ich über des Schickſals Trägheit eben ſo wenig, als über ſeinen ſchnellen und krümmungsvollen Lauf. Ich weiß, daß nie mein äußeres Leben von allen Seiten das innere Weſen darſtellen und vollenden wird. Nie wird es mir ein großes Verhältniß bieten, wo meine That das Wohl und Weh von Tauſenden entſchiede, und ſich's äußerlich beweiſen könnte, wie Alles mir nichts iſt gegen ein einziges von den hohen und heiligen Idealen der Vernunft. Nie werd' ich vielleicht in offne Fehde gerathen mit der Welt, und zeigen können, wie wenig Alles, was ihr vergönnt iſt zu geben und zu nehmen, den innern Frieden und die ſtille Einheit meines Weſens ſtört. Doch hoff' ich in mir ſelbſt zu wiſſen, wie ich auch das behandeln würde, wie zu dem allen

ſchon lange mein Gemüth bereitet und gebildet iſt. So leb' ich, wiewohl in ſtiller Verborgenheit, dennoch auf dem großen thatenreichen Schauplatz der Welt. So iſt der Bund mit der geliebten Seele ſchon dem Einſamen geſtiftet, die ſchöne Gemeinſchaft beſteht, und iſt der beſſre Theil des Lebens. So werd' ich auch der Freunde Liebe, die einzige theure Habe, mir gewiß erhalten, was auch mir oder ihnen in Zukunft mag begegnen.

II. Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln.

An die Gebildeten unter ihren Verächtern.

(1806.)

Das Maaß des Wiſſens iſt nicht das Maaß der Frömmigkeit; ſondern dieſe kann ſich herrlich offenbaren, urſprünglich und eigenthümlich auch in dem, der jenes Wiſſen nicht urſprünglich in ſich ſelbſt hat, ſondern nur, wie Jeder, Einzelnes davon durch die Verbindung mit den Uebrigen. Ja der Fromme geſteht es Euch gern und willig zu, auch wenn Ihr etwas ſtolz auf ihn herab ſeht, daß er als ſolcher, er müßte denn zugleich auch ein Weiſer ſein, das Wiſſen nicht ſo in ſich habe wie Ihr; und ich will Euch ſogar mit klaren Worten dolmetſchen, was die meiſten von ihnen nur ahnen, aber nicht von ſich zu geben wiſſen, daß, wenn Ihr Gott an die Spitze eurer Wiſſenſchaft ſtellt als den Grund alles Erkennens oder auch alles Erkannten zugleich, ſie dieſes zwar loben und ehren, dies aber nicht daſſelbige iſt wie ihre Art Gott zu haben und um ihn zu wiſſen, aus welcher ja, wie ſie gern geſtehen und an ihnen genugſam zu ſehen iſt, das Erkennen und die Wiſſenſchaft nicht hervorgeht. Denn freilich iſt der Religion die Betrachtung weſentlich; und wer in zugeſchloſſener Stumpfſinnigkeit hingeht, wem nicht der Sinn offen iſt für das Leben der Welt, den werdet Ihr nie fromm nennen

wollen; aber dieſe Betrachtung geht nicht wie Euer Wiſſen um die Natur auf das Weſen eines Endlichen im Zuſammenhang mit und im Gegenſatz gegen das andere Endliche, noch auch wie Eure Gotteserkenntniß, wenn ich hier beiläufig noch in alten Ausdrükken reden darf, auf das Weſen der höchſten Urſache an ſich und ihrem Verhältniß zu alle dem, was zugleich Urſache iſt und Wirkung; ſondern die Betrachtung des Frommen iſt nur das unmittelbare Bewußtſein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieſes ſuchen und finden in Allem, was lebt und ſich regt, in allem Werden und Wechſel, in allem Thun und Leiden, und das Leben ſelbſt im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieſes Sein, das iſt Religion. Ihre Befriedigung iſt, wo ſie dieſes findet; wo ſich dies verbirgt, da iſt für ſie Hemmung und Aengſtigung, Noth und Tod. Und ſo iſt ſie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und beſitzend Alles in Gott und Gott in Allem. Aber das Wiſſen und Erkennen iſt ſie nicht, weder der Welt noch Gottes, ſondern dies erkennt ſie nur an, ohne es zu ſein; es iſt ihr auch eine Regung und Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, die ſie auch ſieht in Gott und Gott in ihr. — Ebenſo, wonach ſtrebt Eure Sittenlehre, Eure Wiſſenſchaft des Handelns? Auch ſie will ja das Einzelne des menſchlichen Handelns und Hervorbringens aus einander halten in ſeiner Beſtimmtheit, und auch dies zu einem in ſich gegründeten und gefügten Ganzen ausbilden. Aber der Fromme bekennt Euch, daß er, als ſolcher, auch hievon nichts weiß. Er betrachtet ja freilich das menſchliche Handeln, aber ſeine Betrachtung iſt gar nicht die, aus welcher jenes Syſtem entſteht; ſondern er ſucht und ſpürt nur in Allem daſſelbige, nämlich das Handeln aus Gott, die Wirkſamkeit Gottes in den Menſchen. Zwar wenn Eure Sittenlehre die rechte iſt, und ſeine Frömmigkeit die rechte, ſo wird er kein anderes Handeln für das göttliche anerkennen, als dasjenige,

welches auch in Euer Syſtem aufgenommen iſt; aber dieſes Syſtem ſelbſt zu kennen und zu bilden, iſt Eure, der Wiſſenden, Sache, nicht ſeine. Und wollt Ihr dies nicht glauben, ſo ſeht auf die Frauen, denen Ihr ja ſelbſt Religion zugeſteht, nicht nur als Schmuk und Zierde, ſondern von denen Ihr auch eben hierin das feinſte Gefühl fordert, göttliches Handeln zu unterſcheiden von anderm, ob Ihr ihnen wohl anmuthet, Eure Sittenlehre als Wiſſenſchaft zu verſtehen. — Und daſſelbe, daß ich es gerade herausſage, iſt es auch mit dem Handeln ſelbſt. Der Künſtler bildet, was ihm gegeben iſt zu bilden, kraft ſeines beſondern Talents; und dieſe ſind ſo geſchieden, daß, welches der eine beſitzt, dem andern fehlt; wenn nicht Einer wider den Willen des Himmels alle beſitzen will; und niemals pflegt Ihr zu fragen, wenn Euch Jemand als fromm gerühmt wird, welche von dieſen Gaben ihm wohl einwohne, kraft ſeiner Frömmigkeit. Der bürgerliche Menſch, in dem Sinne der Alten nehme ich es, nicht in dem dürftigen von heut zu Tage, ordnet, leitet, bewegt kraft ſeiner Sittlichkeit. Aber dieſe iſt etwas Anderes als ſeine Frömmigkeit; denn die letzte hat auch eine leidende Seite, ſie erſcheint auch als ein Hingeben, ein ſich Bewegenlaſſen von dem Ganzen, welchem der Menſch gegenüberſteht, wenn die erſte ſich immer nur zeigt, als ein Eingreifen in daſſelbe, als ein Selbſtbewegen. Und die Sittlichkeit hängt daher ganz an dem Bewußtſein der Freiheit, in deren Gebiet auch Alles fällt, was ſie hervorbringt; die Frömmigkeit dagegen iſt gar nicht an dieſe Seite des Lebens gebunden, ſondern eben ſo rege in dem entgegengeſetzten Gebiet der Nothwendigkeit, wo kein eigenes Handeln eines Einzelnen erſcheint. Alſo ſind doch beide verſchieden von einander, und wenn freilich auf jedem Handeln aus Gott, auf jeder Thätigkeit, durch welche ſich das Unendliche im Endlichen offenbart, die Frömmigkeit mit Wohlgefallen verweilt, ſo iſt ſie doch nicht dieſe Thätigkeit ſelbſt. So behauptet ſie denn ihr eigenes Gebiet und ihren eigenen Charakter nur dadurch, daß ſie aus dem der Wiſſenſchaft ſowohl als aus dem der Praxis gänzlich herausgeht, und

indem ſie ſich neben beide hinſtellt, wird erſt das gemeinſchaftliche Feld vollkommen ausgefüllt und die menſchliche Natur von dieſer Seite vollendet. Sie zeigt ſich Euch als das nothwendige und unentbehrliche Dritte zu jenen beiden, als ihr natürliches Gegenſtück, nicht geringer an Würde und Herrlichkeit, als welches von jenen Ihr wollt.

Verſteht mich aber nur nicht wunderlich, ich bitte Euch, als meinte ich etwa Eines von dieſen könnte ſein ohne das Andere, und es könnte etwa Einer Religion haben und fromm ſein, dabei aber unſittlich. Unmöglich iſt ja dieſes. Aber eben ſo unmöglich, bedenkt es wohl, iſt ja nach meiner Meinung, daß Einer ſittlich ſein kann ohne Religion, oder wiſſenſchaftlich ohne ſie. Und wenn Ihr etwa nicht mit Unrecht, aus dem, was ich ſchon geſagt, ſchließen wolltet, Einer könnte doch meinetwegen Religion haben ohne Wiſſenſchaft, und ſo hätte ich doch die Trennung ſelbſt angefangen; ſo laßt Euch erinnern, daß ich auch hier nur daſſelbe gemeint, daß die Frömmigkeit nicht das Maaß der Wiſſenſchaft iſt. Aber ſo wenig Einer wahrhaft wiſſenſchaftlich ſein kann ohne fromm: ſo gewiß kann auch der Fromme zwar wohl unwiſſend ſein, aber nie falſch wiſſend; denn ſein eigenes Sein iſt nicht von jener untergeordneten Art, welche, nach dem alten Grundſatz, daß nur von Gleichem Gleiches kann erkannt werden, nichts Erkennbares hätte als das Nichtſeiende unter dem trüglichen Schein des Seins. Sondern es iſt ein wahres Sein, welches auch wahres Sein erkennt, und wo ihm dieſes nicht begegnet, auch nicht glaubt etwas zu ſehen. Welch ein köſtliches Kleinod der Wiſſenſchaft aber nach meiner Meinung die Unwiſſenheit ſei für den, der noch von jenem falſchen Schein befangen iſt, das wißt Ihr aus meinen Reden, und wenn Ihr ſelbſt es für Euch noch nicht einſeht, ſo geht und lernt es von Eurem Sokrates. Alſo geſteht nur, daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt einig bin, und daß das eigentliche und wahre Gegentheil des Wiſſens, [nicht Unwiſſenheit iſt, ſondern Dünkelwiſſen:] *

* Dieſe, oder ähnliche Worte ſcheinen im Text ausgefallen.

denn mit Unwiſſenheit bleibt Euer Wiſſen auch immer vermiſcht, jenes Dünkelwiſſen aber wird ebenfalls und zwar zwar am ſicherſten, aufgehoben durch die Frömmigkeit, ſo daß ſie mit dieſem zuſammen nicht beſtehen kann. Solche Trennung alſo des Wiſſens von der Frömmigkeit und des Handelns von der Frömmigkeit, gebt mir nicht Schuld daß ich ſetzte, und Ihr könnt es nicht, ohne mir unverdient Eure eigene Anſicht unterzuſchieben, und Eure eben ſo gewohnte als unvermeidliche Verirrung, dieſelbe, die ich Euch vorzüglich zeigen möchte im Spiegel meiner Rede. Denn Euch eben, weil Ihr die Religion nicht anerkennt als das Dritte, treten die andern beiden, das Wiſſen und das Handeln, ſo auseinander, daß Ihr deren Einheit nicht erblickt, ſondern meint, man könne das rechte Wiſſen haben ohne das rechte Handeln, und umgekehrt. Eben weil Ihr die Trennung, die ich nur für die Betrachtung gelten laſſe, wo ſie nothwendig iſt, für dieſe zwar gerade verſchmäht, dagegen aber auf das Leben ſie übertragt, als ob das, wovon wir reden, im Leben ſelbſt getrennt könnte vorhanden ſein und unabhängig Eines vom Andern; deshalb eben habt Ihr von keiner dieſer Thätigkeiten eine lebendige Anſchauung, ſondern es wird Euch jede ein Getrenntes, ein Abgeriſſenes, und Eure Vorſtellung iſt überall dürftig, das Gepräge der Nichtigkeit an ſich tragend, weil Ihr nicht lebendig in das Lebendige eingreift. Wahre Wiſſenſchaft iſt vollendete Anſchauung; wahre Praxis iſt ſelbſterzeugte Bildung und Kunſt; wahre Religion iſt Sinn und Geſchmack für das Unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne dieſe, oder ſich dünken laſſen, man habe ſie ſo, das iſt verwegene übermüthige Täuſchung, frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in ſicherer Ruhe fordern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur ſcheinbar zu beſitzen. Was kann wohl der Menſch bilden wollen der Rede Werthes im Leben und in der Kunſt, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm ſelbſt geworden iſt? Oder wie kann Einer die Welt wiſſenſchaftlich umfaſſen wollen, oder wenn

ſich auch die Erkenntniß ihm aufdrängte in einem beſtimmten Talent, ſelbſt dieſes üben, ohne jenen?

Denn was iſt alle Wiſſenſchaft, als das Sein der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? Was iſt alle Kunſt und Bildung, als Euer Sein in den Dingen, denen ihr Maaß, Geſtalt und Ordnung gebet? Und wie kann beides in Euch zum Leben gedeihen als nur ſofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, ſofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in Euch lebt? Darum werdet Ihr jeden wahrhaft Wiſſenden auch andächtig finden und fromm; und wo Ihr Wiſſenſchaft ſeht ohne Religion, da glaubt ſicher, ſie iſt entweder nur übergetragen und angelernt, oder ſie iſt krankhaft in ſich, wenn ſie nicht gar jenem leeren Schein ſelbſt zugehört, der gar kein Wiſſen iſt, ſondern nur dem Bedürfniß dient. Oder wofür haltet Ihr dies Ableiten und Ineinanderflechten von Begriffen, das nicht beſſer ſelbſt lebt als es dem Lebendigen entſpricht? Wofür auf dem Gebiet der Sittenlehre dieſe armſelige Einförmigkeit, die das höchſte menſchliche Leben in einer einzigen todten Formel zu begreifen meint? Wie kann dieſes nur aufkommen, als nur weil es an dem Grundgefühl der lebendigen Natur fehlt, die überall Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit aufſtellt? Wie jenes, als weil der Sinn fehlt, das Weſen und die Grenzen des Endlichen nur aus dem Unendlichen zu beſtimmen, damit es in dieſen Grenzen ſelbſt unendlich ſei? Daher die Herrſchaft des bloßen Begriffs! Daher ſtatt des organiſchen Baues die mechaniſchen Kunſtſtücke Eurer Syſteme! Daher das leere Spiel mit analytiſchen Formeln, ſeien ſie kategoriſch oder hypothetiſch, zu deren Feſſeln ſich das Leben nicht bequemen will. Wollt Ihr die Religion verſchmähen, fürchtet Ihr der Sehnſucht nach dem Urſprünglichen Euch hinzugeben, und der Ehrfurcht vor ihm: ſo wird auch die Wiſſenſchaft Eurem Ruf nicht erſcheinen; denn ſie müßte entweder ſo niedrig werden als Euer Leben iſt, oder ſie müßte ſich abſondern von ihm, und allein ſtehen; und in ſolchem Zwieſpalt kann ſie nicht gedeihen. Wenn der Menſch

nicht in der unmittelbaren Einheit der Anſchauung und des Gefühls Eins wird mit dem Ewigen, bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtſeins ewig getrennt von ihm.

III. Reich Gottes und Wiedergeburt.

(1812 und 1821.)

Wie das Reich eines Fürſten der Erde doch nicht überall, wo äußerlich nach ſeinem Willen gehandelt wird, ſondern nur da recht iſt, wo ſein Wille auch der wahre gemeinſame Wille derer iſt, die ihm dienen und unter ihm leben, während die übrigen mehr oder weniger in einer heimlichen Feindſchaft gegen ihn, wie ſehr auch der äußere Schein das Gegentheil ſage, begriffen ſind: eben ſo iſt auch das Reich Gottes in dieſem engern Sinne nur in denen, welche von einem gemeinſamen Geiſte, der Gottes Willen in ihrem Herzen verkündigt, getrieben werden. Dieſe mannigfaltigen Gaben, die immer zu demſelben Zweck zuſammenſtimmen, weil ſie aus demſelben Geiſt hervorgehen, dieſe Früchte des Geiſtes, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Glaube, Keuſchheit; dieſe mancherlei Aemter, die jetzt von dieſem, dann von jenem — denn nie fehlt ein Anderer, wenn Einer dahin iſt — aber immer treu und tüchtig beſetzt ſind unter dem Einen Herrn, dieſe freiwilligen, auf immer und auf Leben und Tod verbundenen Diener im Wort der Wahrheit in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit, dieſe Unbekannten und überall bekannt, dieſe Sterbenden die immer wieder aufleben, dieſe Armen die viel reich machen, dieſe Starken die nie eitler Ehre geizig ſind, ſich unter einander zu entrüſten und zu haſſen, das iſt das Reich Gottes. Und in jedem Einzelnen iſt es, wie die Schrift ſagt, Friede und Freude im heiligen Geiſt; der Friede Gottes, der auf die ewige Liebe und Weisheit vertrauend, ſich durch nichts irre machen läßt in dem Glauben daran, daß der Herr ſich je länger je mehr in der Welt der Geiſter verherrlichen werde, der

Friede Gottes, durch den es ſtill wird und ruhig in dem ſonſt ſtürmiſchen Gemüth, durch den die irdiſchen Gewalten der Seele zur Ruhe gebracht ſind, daß ſie dem klaren Spiegel gleicht, in dem alle Gegenſtände ſich rein und richtig abbilden; das Reich Gottes in jedem Menſchen iſt Freude am heiligen Geiſt, die über alles irdiſche weit erhabene Freude an der Gemeinſchaft der Menſchen mit Gott, die Freude die keines andern Ereigniſſes bedarf, als daß wir immer wirkſamer die Kraft Gottes in uns fühlen und immer weniger aus dem Bewußtſeyn verlieren den, in welchem wir leben weben und ſind. Aber nicht alle Menſchen leben in dieſer Verbindung und genießen dieſes Friedens und dieſer Freude. Wir kennen die große Menge derer, die aus dem Fleiſche geboren auch nur Fleiſch ſind. Sie haben zwar auch alle oder wenigſtens ihrer viele unter ſich einen gemeinſchaftlichen Zweck; aber weil das, was ſie ſuchen, für jeden nur in ſeinem ſinnlichen Daſein liegt, ſo bilden ſie überall keine feſte Gemeinſchaft, ſie unter ſich ſind nur einzeln und vorübergehend verbunden, und keiner kann ſchon an und für ſich das, was der andere thut oder genießt, auch als ſein eigen und ſeinen Zweck befördernd anſehen. So haben ſie auch keinen andern Frieden als indem die ſtürmiſchen Leidenſchaften, die ſinnlichen Triebe, oder auch die ſanften fröhlichen geſelligen Neigungen der Seele befriediget werden und ihrem Tichten und Trachten hiernach ſich kein äußeres Hinderniß entgegengeſetzt. So haben ſie auch keine andere Freude, als wenn ſie ſich im vollen Beſitz der Güter und Kräfte des Lebens befinden, aus denen jene Befriedigung hervorgeht; wenn ſich ihnen neue Schätze dieſer Art eröffnen, wenn ſie ſich im Vergleich mit andern überflüßig begabt finden, und alſo ihre Befriedigungen auf lange oder auf immer geſichert. Das iſt gewiß, daß dieſe nicht im Reiche Gottes ſind, ſondern fern von demſelben führen ſie ein reiches üppiges ſich herrlich ausbreitendes Leben — in ſeiner Art. Es kann ſehr verfeinert werden und veredelt, aber auch die feinſte edelſte Sinnlichkeit bleibt doch nur Fleiſch, und nie wird ſie Geiſt. Wenn auch in

dem ganzen Leben ſolcher Menſchen keine Handlung vorkäme, die nicht in dem Leben deſſen, den der Geiſt Gottes treibt, auch vorkommen könnte: ſobald der innere Grund nur dieſer iſt und kein anderer; ſobald Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Liebe nur als Mittel angeſehen werden zum Genuß, und nur in dieſem, von welcher Art er auch ſei, der Zweck liegt, ſobald nicht der auf Gott und göttliche Ordnung gerichtete Sinn herrſcht, ſo fühlen wir den Unterſchied auf das allerbeſtimmteſte. Aus irgend einer noch größern Erhöhung, Vervollkommnung, äußerlichen Reinigung dieſes ſeinem inneren Grunde nach ſinnlichen Lebens kann jenes geiſtige niemals hervorgehen; ein ſolches iſt aus Fleiſch geboren und bleibt Fleiſch, wenn auch zur höchſten Blüthe der Geſundheit und Schönheit entwikkelt, es giebt nicht etwa einen Uebergang wie von dem roh ſinnlichen zu dem zahmen gebändigten anmuthigen, ſo auch einen von dieſem zu dem wahrhaft guten und heiligen. Sollen ſolche Menſchen in das Reich Gottes kommen, ſo müſſen ſie dort ein ganz anderes neues Leben führen, und der Anfang eines neuen Lebens iſt eine neue Geburt. Und fern ſind wir gewiß alle von der Anmaßung zu glauben, diejenigen, die ſo leben, könnten eben deshalb, weil ſie einmal ſo ausgebildet ſind, zu dem neuen Leben gar nicht kommen, und es ſei eine neue Geburt, wenn ſie ihnen auch nöthig wäre, doch nicht möglich für ſie, ſondern was einmal Fleiſch geboren wäre das müſſe auch für immer Fleiſch bleiben. Denn daraus müßte ja folgen, was Geiſt iſt, das ſei auch ſchon urſprünglich aus dem Geiſt geboren; aber das iſt keinesweges das Bewußtſein, welches wir von uns ſelbſt haben. Vielmehr ſagt einem jeden von uns ſeine Erfahrung, ſeine beſtimmte Erinnerung, daß der Friede Gottes uns nicht urſprünglich und immer eingewohnt hat, ſondern daß er uns geworden iſt, daß das Fleiſch früher in uns geherrſcht hat als der Geiſt. Wenn wir auch nie eine Zeit grober Vergehungen, ſchändender Leidenſchaften, erniedrigender Lüſte gehabt haben: wir ſind doch nicht von Unſchuld und Reinheit des Herzens anfangend allmählig immer mehr zur Fülle

der Kraft und Tugend eines gottgefälligen Lebens gekommen, ſondern zwiſchen dem Anfang unſers Daſeins und unſerm gegenwärtigen Leben und Streben liegt dennoch eine Zeit, wo die Luſt die herrſchende Kraft war, wo ſie empfieng und die Sünde gebar. Wenn wir ehrlich ſeyn wollen, es giebt eine Zeit, in welche wir nur mit dem Gefühl zurückſehn, daß wir uns ſcheinen ſeitdem andere Menſchen geworden zu ſeyn. Was damals unſer innerſtes Ich und Selbſt war, das iſt uns ein Fernes und Fremdes geworden; und das Geſetz göttlicher Ordnung, was jetzt durch Gottes Gnade das Geſetz unſeres Lebens geworden iſt, das wir lieben und üben, das war uns damals ein fernes und fremdes, wir wurden es nur inne als eine äußere, den freien Lauf unſers Lebens hemmende Gewalt, eben wie uns jetzt die einzelnen Regungen des Fleiſches und der Sünde eine ſolche Gewalt ſind, die wir nicht zu unſerm eigenen Leben rechnen. Und ſo iſt es denn wahr, das eine Leben hat aufgehört und das andere hat angefangen, der Anfang des neuen Lebens aber iſt die neue Geburt; und es gilt allgemein, wenn jemand in Chriſto iſt, der iſt eine neue Kreatur, das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt alles neu worden. Wir können nicht anders ſagen, als dieß iſt nach unſerer chriſtlichen Ueberzeugung der Gang des ganzen menſchlichen Geſchlechts und jedes einzelnen. So ſcheidet im allgemeinen Chriſtus zwei Zeiten des menſchlichen Geſchlechts, und iſt ſelbſt die Wiedergeburt deſſelben; die chriſtliche Zeit iſt nicht die Fortſetzung der jüdiſchen und heidniſchen, ſondern eine neue. So iſt für jedes Volk die Erſcheinung des Evangeliums in demſelben ſeine Wiedergeburt, nicht nur eine Vervollkommung des vorigen, ſondern wie die Geſchichte lehrt, geht vielmehr oft manches, was auch gut und ſchön war, erſt unter, und die ganze Bildung, das ganze Leben ſchlägt einen andern Weg ein. So iſt faſt jede große Weltbegebenheit ein Gericht über ein mächtig gewordenes Verderben, und der Keim eines neuen Lebens in irgend einer Hinſicht; und nur da, wo wir beides finden und in ſeinem Zuſammenſeyn verſtehen, nur da finden und erkennen

wir eine große Erſcheinung. Und eben daſſelbe gilt nun von dem Einzelnen; die Sünde muß irgendwo mächtig geworden ſeyn, das Fleiſch muß gelebt und geherrſcht haben, damit die Gnade mächtig werde, wenn der Geiſt zum Leben gelangt; jeder muß erſt gekoſtet haben von dem verderblichen Leben, dann wird er durch die zweite That der göttlichen Allmacht und Liebe geboren aus dem Geiſte, und wird Geiſt. Von dieſer Verwandlung haben wir alle als Chriſten ein unbezwingliches und unveräußerliches Bewußtſeyn; und wenn wir als Mitglieder unſeres Bundes im engeren Sinne ſolche bewillkommen, die vorher demſelben nicht angehörten, ſo ſetzen wir voraus, daß ſie es geworden ſind durch die neue Geburt, die aus Gott iſt.

IV. Ueber die chriſtliche Gaſtfreundſchaft.

(1818.)

Die Gaſtfreundſchaft hat überall in der menſchlichen Geſellſchaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zuſtand verſchwunden iſt, in welchem jeder jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindſelig behandelt: ſo beginnt auch die natürliche Milde ſich zu entwikkeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verſchlagen, oder durch beſonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen ſind, die Ferne zu ſuchen; dieſe ſowol als jene erſcheinen hülfsbedürftig und verlaſſen, und ſolches Mitgefühl treibt gutartige Menſchen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen ſich erweitern, deſto mehr verſchwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlaſſungen ſich häufen, die den Menſchen, und zwar großentheils ſeines Vortheils und Gewinns wegen, aus der Heimath treiben, deſto dringender wird es Veranſtaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger, auch in der weiteſten Ferne von ſeiner Heimath nicht nur ſeine Bedürfniſſe befriedigen, ſondern ſich auch die Annehmlichkeiten des Lebens

verſchaffen kann, ohne zu fremder Milde ſeine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt ſich alſo, was früherhin eines und daſſelbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gaſtfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen ſpäteren Geſtaltungen der letzteren ſehen wir die Beziehung auf jenen urſprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wol nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede ſeyn, als wenn chriſtliche Hausväter, die auf irgend eine Weiſe in näherer Verbindung ſtehen, gegenſeitig auch ſich und die ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichſam zur Erinnerung an jenen erſten Urſprung der Gaſtfreundſchaft. Und ſo iſt es im Weſentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Völkern auch in verſchiedenem Maaß; und wenn der Verfaſſer unſeres Textes uns für die chriſtliche Gaſtfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel,* ein geiſtiges Ziel vorhält, ſo iſt doch gewiß ſeine Abſicht nicht geweſen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tiſchreden miſchten ſich die hülfreichen Warnungen und die tröſtlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöſer ſehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gaſtmahl, wo der Wein ausging, das Waſſer in Wein verwandeln, ſondern auch an andern feſtlichen Tagen ſehen wir ihn bald von den Oberſten des Volkes gaſtlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo dann der eigentliche Mittelpunkt des Feſtes war, und immer entſpann ſich eine Fülle der Lehre und des geiſtigen Genuſſes aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wol Alle, wenn jemand verlangte, die chriſtliche Gaſtfreundſchaft ſolle ſich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geiſtige mit untergraben. Denn die Gemüthsſtimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein ſich der freieſte und heiterſte geiſtige Genuß im geſelligen Zuſammenſein zu ent-

* Hebr. 13, 2.

wikkeln pflegt. Nur das Verhältniß des leiblichen zum geiſtigen, wie es ſchon von ſelbſt nach Zeit und Ort gar ſehr verſchieden ſein muß, iſt nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht läugnen, es wird zu unſerer Zeit auch beſonders unſerem Volke nachgeſagt, daß in allen Erweiſungen der Gaſtfreundſchaft das leibliche mehr als nöthig ſey, hervorſtehe, und man klagt oft, daß dadurch das geſellige Leben bei uns, mehr als dies anderwärts der Fall iſt, erſchwert werde. Aber es iſt wol nicht leicht in dieſen Sachen zu richten. Daß das leibliche in der Geſelligkeit ſich in einem gewiſſen Maaß ausbreite, kann unrecht ſein, wenn es die Verhältniſſe des Hausſtandes überſchreitet, wenn die große Regel des chriſtlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß jeder etwas haben ſoll um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es iſt unmöglich etwas allgemeines zu ſagen, um das Maaß zu beſtimmen. Denn an und für ſich ſcheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gaſtfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geiſtige Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöſer ſelbſt behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wiſſen wer er war. Auch berichten uns die Evangeliſten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward belehrend zu reden und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den feſtlichen Anſtalten der Sinn ſeiner Rede doch nicht vorüber ging. Und wenn der Erlöſer bei ſolchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel ausſprach gegen die Gaſtfreiheit der Reichen ſeiner Zeit, ſo iſt es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und ſein Stillſchweigen ſpricht ebenfalls dafür, daß ſich hierüber nichts allgemeines beſtimmen laſſe. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unſeres Textes ſo deutlich liegt; wir ſollen gaſtfrei ſein, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gaſtfreiheit nämlich ſoll auf geiſtigen Verkehr und geiſtigen Genuß gerichtet ſeyn, und alles Aeußere und Leibliche ſoll dem nur dienen. Ueberall wo wir ſehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geiſtiger

Genuß könne hervorgerufen werden, da iſt von vorne herein der einzige des Chriſten würdige Zweck aller Geſelligkeit verfehlt, und auch die einfachſten äußeren Anſtalten erſcheinen uns ſchon als verſchwendete Kraft und Zeit. Ueberall wo die Aufmerkſamkeit ausſchließend oder ängſtlich auf das Aeußere gerichtet iſt, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, ſich zu brüſten mit geſuchter Zierlichkeit oder ſchwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Geſtalt eine Denkart ſich offenbart, welche ſich an das leibliche vornämlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höhern Zweck, und als Grundlage zu einer geiſtigen Mittheilung betrachtet: da fühlt ſich jeder beengt, der das geiſtige ſucht; die ferneren Bewegungen des Geiſtes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verſtändigen Geſelligkeit muß nothwendig verfehlt werden.

K. S. Zachariä.

Von der Erde als Weltkörper.

(1820 und 1839.)

Von dem Inneren der Erde wiſſen wir nur wenig, und die Tiefe, bis zu welcher man bis jetzt unter den Meeresſpiegel in die Erde eingedrungen iſt, beträgt noch kaum den 20000ſten Theil des Erdhalbmeſſers. Nur ſo viel läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß die Erde blos mit einer feſten Rinde umgeben iſt, in ihrem Innern aber ein Feuermeer wogt. (Wir lebten alſo auf einem Gewölbe, durch welches wir vielleicht nur wenige Meilen von einem Feuermeere getrennt wären! Oft gewarnt durch Erderſchütterungen, durch die Ausbrüche der Vulkane und durch andere Naturerſcheinungen, leben wir dennoch unbeſorgt auf dieſem Gewölbe, wie unter dem nicht feſtern, welches der Staat über uns ſpannt. Das Glück der Menſchen beruht auf der Ungewißheit ihrer Zukunft.) — Bekannter ſind wir mit dem Luftkreiſe, welcher die Erde umgiebt. Abgeſehn von den Dünſten, die in demſelben von der Erde aufſteigen, beſteht er faſt überall aus 0,73 Stickſtoff und 0,27 Sauerſtoff. Doch die Veränderungen, die in der Erdatmoſphäre vorgehn, ſind mit den Verſchiedenheiten des Klimas ſo genau verwebt, daß ſie beſſer in der Lehre von dieſen in Erwägung gezogen werden.

Die Oberfläche der Erde iſt theils Waſſer, theils Land. Den größeren Theil — ohngefähr zwei Drittheile — der Erdoberfläche nimmt das Waſſer ein. Das Land wird überall vom Meere, nicht dieſes von jenem umſchloſſen, ſo daß das feſte Land aus einer Menge größerer oder kleinerer, bald ſo, bald

anders geſtalteter Inſeln beſteht. Doch iſt das Verhältniß zwiſchen dem Raume, welchen das Waſſer, und dem, welchen das feſte Land auf der Oberfläche der Erde einnimmt, nicht ein ſtändiges oder ein — ein für allemal beſtimmtes, Verhältniß. In dem Kampfe zwiſchen Waſſer und Land iſt bald das eine, bald das andere der unterliegende Theil. Die Ströme ſetzen an ihren Mündungen in das Meer unaufhörlich neues Land an. Einige Theile des feſten Landes, z. B. die ſkandinaviſche Halbinſel, ſcheinen ſich allmälig mehr und mehr über den Meeresſpiegel zu erheben. In der Südſee arbeiten die Korallenthierchen unermüdlich an den Grundlagen zu neuen Inſeln. Dagegen wird an andern Orten der Erde das feſte Land dem Meere oder den Seen oder den Strömen zur Beute. Ja, es giebt große Landſtriche, welche ſich, wie z. B. die Oſtküſte von Grönland, allmälig unter den Meeresſpiegel herabzuſenken ſcheinen, andere, welche von ihren Bewohnern, wie z. B. Holland, nur durch Feſtungswerke, d. i. durch Dämme oder Deiche, gegen die Eroberungsſucht des Meeres vertheidiget werden können. Endlich wechſelt auch an einigen Orten die Oberfläche der Erde periodiſch ihre äußere Beſchaffenheit; das feſte Land wird von Zeit zu Zeit, wie z. B. in Südamerika, durch Ueberſchwemmungen in einen großen See verwandelt, aus welchem nur einzelne Anhöhen als Inſeln hervorragen. — Dieſer Kampf des Waſſers mit dem feſten Lande hat in allen ſeinen Geſtalten und Auftritten den erheblichſten und mannigfaltigſten Einfluß auf die Menſchenwelt gehabt. Wenn z. B. die Bewohner der Niederlande von jeher und ſo oft ihren Freiheitsmuth bethätiget haben, nährte und ſtärkte nicht dieſen Muth der Kampf, den ſie für ihr Land mit der See zu beſtehen hatten? Oder, wenn im Innern des ſüdamerikaniſchen Feſtlandes, ungeachtet das Land von ſo vielen und großen Strömen durchſchnitten iſt, dennoch Kultur und Civiliſation nie bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben ſcheinen, iſt das nicht, wenigſtens zum Theil, den periodiſchen Ueberſchwemmungen zuzuſchreiben, welchen das Land unterworfen iſt?

Der Menſch, ein Landthier, wohnt alſo auf einer Inſelwelt. Die beiden größten Inſeln ſind das Feſtland der alten und das der neuen Welt. Die eine und die andere Inſel wird durch eine Landenge, die erſtere durch die Landenge von Suez, die letztere durch die von Panama, jedoch die eine in einer andern Richtung als die andere, gehälftet. So beſteht alſo ein jeder dieſer Kontinente wieder aus zwei großen Halbinſeln; jedoch mit dem Unterſchiede, daß die eine Halbinſel ein Vorland, Europa, hat. Um dieſe beiden Hauptinſeln oder um dieſe vier Halbinſeln herum liegen wieder eine Menge anderer Inſeln, die größten in der Südſee. — Dieſe Geſtalt unſerer Inſelwelt ſteht mit der Geſchichte und mit dem dermaligen Zuſtand unſeres Geſchlechts in dem genaueſten Zuſammenhange. So iſt z. B. die Landenge von Panama, (wie A. v. Humboldt bemerkt,) das Bollwerk, welches die Selbſtſtändigkeit des chineſiſchen und des japaniſchen Reiches gegen die Europäer — für jetzt noch — ſchützt. So iſt dieſe, ſo wie die Landenge von Suez von dem entſchiedenſten Einfluſſe auf den Gang des Welthandels. Doch was läßt ſich ſchon jetzt von der Zukunft ahnden?

Von Natur — d. i. abgeſehen von der Macht des Menſchen über die Außenwelt — iſt das Meer die ſchärfſte Grenzſcheide zwiſchen den Wohnplätzen der Menſchen, die ſtärkſte Schutzwehr, welche ein Volk gegen die Angriffe anderer Völker haben kann, das ſicherſte Mittel, ein Volk bei ſeinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten. (Daher wählten auch die Schriftſteller, welche das Ideal eines Staates zu entwerfen verſuchten, faſt ohne Ausnahme eine Inſel zum Wohnplatze für das Volk, das dieſes Ideal verwirklichen ſollte; z. B. Thomas Morus, Franz Bacon, Harrington, der Geſchichtſchreiber der Inſel Felſenburg.) Schon von ſchiffbaren Flüſſen und von Strömen kann man behaupten, daß ſie an ſich die Menſchen und ihre Wohnplätze von einander ſcheiden und ſondern, wenn ſie auch andererſeits der Geſelligkeit in ſo fern befreundet ſind, als ſie zu Anſiedelungen an ihren

Ufern einladen, Völkern auf ihren Wanderzügen zu Wegweiſern dienen. — Nun hat zwar die Erfindung, ſchwimmende Inſeln, d. i. Schiffe, zu bauen und zu ſteuern, dieſes Verhältniß der Gewäſſer und insbeſondere das des Meeres zur Menſchenwelt nicht gänzlich aufgehoben oder umgeändert; wie z. B. die Geſchichte Großbrittaniens beurkundet. Doch iſt es den Menſchen durch die Erfindung und durch die allmälige Vervollkommnung der Schifffahrt gelungen, einen Verkehr mit einander zu eröffnen, welchen ſie ſonſt beziehungsweiſe überall nicht oder nicht eben ſo leicht und vortheilhaft mit einander zu unterhalten im Stande ſeyn würden. Es iſt ihnen gelungen, die Ströme in Heerſtraßen, die Flüſſe in Gemeinde = oder Nachbarwege, das Meer in eine Weltſtraße zu verwandeln. So ſteht aber die geſammte Geſchichte der Menſchheit, die Geſchichte der Nationen und der Völker mit der Zahl und Beſchaffenheit, mit der Vertheilung und Richtung der Ströme und ſchiffbaren Flüſſe und eben ſo mit der Geſtalt unſerer Inſelwelt, mit dem Verhältniſſe, in welchem die Wohnſitze der Nationen und Völker dem Weltmeere näher oder ferner liegen, in welchem alſo die Nationen und Völker von dieſer Weltſtraße leichter oder ſchwerer Gebrauch machen können, in dem genaueſten und mannigfaltigſten Zuſammenhange. Denn die Grundurſachen aller Kultur und Civiliſation ſind einerſeits die Geſelligkeit und andererſeits die Unfriedfertigkeit der Menſchen. Die größere oder geringere Wirkſamkeit dieſer Urſachen aber hängt weſentlich von dem Verhältniſſe ab, in welchem die Menſchen leichter oder ſchwerer mit einander verkehren — ſich zu einander geſellen oder einander bekriegen können. Man kann ſogar, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, behaupten, daß kein Volk auf eine höhere Stufe der Kultur und Civiliſation und zu einer ausgebildeteren Verfaſſung urſprünglich gelangt iſt, deſſen Land nicht an die See grenzte oder nicht von einem oder mehreren Strömen oder ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten wurde. Die großen aſiatiſchen Reiche, welche zuerſt in der Geſchichte auftauchen, entſtanden am Euphrat,

am Tigris, am perſiſchen Meerbuſen. Die Geſtalt der Halbinſel dieſſeits des Ganges, der Indus und der Ganges, welche dieſe Halbinſel durchſtrömen, geben genügenden Aufſchluß über die Thatſache, daß ſich dort ſchon in den früheſten Zeiten große und mächtige Staaten gebildet hatten. Aehnliches läßt ſich über das himmliſche Reich, über China, bemerken. (Thibet erhielt ſeine Kultur, den neueſten Unterſuchungen nach, vom ſüdlicheren Aſien.) In Europa und in Afrika finden wir zuerſt am mittelländiſchen Meere ein regſameres geiſtiges Leben, künſtlicher geordnete Verfaſſungen. Daß ſich die heutige Bevölkerung Europa's durch eine höhere und vielſeitigere Bildung vor den Völkern der übrigen Welttheile auszeichnet, hat unter anderm darin ſeinen Grund, daß ſich Europa, in mäßiger Breite, durch Buchten und Meerbuſen mannigfaltig ausgezackt und eingebogen, in die See hinausſtreckt, daß es im Verhältniß zu andern Theilen der Erde vielleicht am allermeiſten von Flüſſen durchſchnitten iſt. Auch aus der Geſchichte der Ureinwohner der neuen Welt laſſen ſich Beweiſe für den obigen Satz entlehnen. (Peru; Mexiko; Bauwerke in Nordamerika an den großen Strömen des Weſtens, welche auf eine weit fortgeſchrittene Kultur der ehemaligen Bewohner jener Gegenden hindeuten.) Außerdem aber hat man in der politiſchen Hydrographie den Eindruck in Anſchlag zu bringen, welchen der Anblick des Weltmeeres auf das Gemüth des Menſchen macht. Der Anblick des Weltmeeres macht die Menſchen muthiger, unternehmender, freiſinniger. Darum veränderten, wie Plutarch bemerkt, die dreißig Männer, welche in Athen die Herrſchaft an ſich geriſſen hatten, (die triginta tyranni), den Sitzungsort eines Gerichts, welches die Ausſicht auf die See gewährte, ſo daß die Ausſicht nun nach dem Lande gieng, auf daß ſich die Richter nicht der verlornen Freiheit erinnerten. „Stundenlang“, ſagt ein anderer Schriftſteller, „ſaßen wir hier (in Cette) auf den Klippen, horchten dem Rauſchen der Wogen, ſahen wie Woge über Woge herzog aus der blauen Ferne, um endlich in weißem Schaum an un-

ſeren Füßen zu zerſchellen, ſtaunten den ewigen Kampf der Meeresfluth mit dem Lande an und die Trophäen der Kämpfer. Jetzt erſt verſtehe ich den Sinn der Worte in meinem Plinius: O mare! o littora! Man iſt ein anderer Menſch, wenn man da ſteht am Meeresufer und die Erde peitſchen ſieht vom Meere und dieſe dem Meere ſich entgegenſtämmen. — Alle Nationen, die einſt über andere geboten, die Griechen, die Römer, die Saracenen, die Spanier, wohnten am Ufer des Meeres. Ideen und Werke der Bewohner der Binnenländer verhalten ſich zu den Ideen und Werken der Völker am Meere, wie die Waſſermaſſen ihrer Flüſſe und Seen zum Oceane. Eine Nation, die ihre Meeresufer verliert, hat Alles verloren; denn ſie hat den Begriff der Größe verloren. Wo ſind die Thaten des zahlreichſten Volkes, das immer nur im Binnenlande lebte, die ſich mit den Großthaten der Hand voll Genueſer, Portugieſen, Belgier, Dänen, Schweden vergleichen können? Ein Menſch, der nie am Meeresufer war, bleibt ſo beſchränkt, wie es der Horizont auf dem Feſtlande gegen den unermeßlichen Geſichtskreis auf dem Meere iſt.“ Wohl iſt in den Bemerkungen dieſes Schriftſtellers Einiges auf die Rechnung des erſten Eindrucks zu ſetzen. Jedoch, wer am Meere wohnt, iſt ſich des Einfluſſes nur weniger bewußt, welchen die Nähe des Meeres auf ſeine Gemüthsſtimmung hat. Schon das iſt etwas, an einem großen Fluſſe zu wohnen.

Die größten der Inſeln, welche aus dem Weltmeere hervorragen, — die Feſtlande oder Kontinente, — erheben ſich in einigen ihrer Theile mehr, in andern weniger über den Meeresſpiegel; ſie beſtehen aus Bergrücken, (ſey es, daß dieſe die ſchon feſte Erdrinde durchbrochen haben, oder daß ſich das übrige feſte Land an ſie angeſetzt oder angelagert hat), aus Hochebenen, aus Abdachungen, aus Flächen, die wieder bald ſo bald anders geſtaltet ſind. Schon iſt von Einigen, z. B. von Ritter, der Verſuch gemacht worden, die Feſtlande nach Maßgabe dieſer Verſchiedenheit oder der Figur ihrer Oberfläche in

Länder oder Bezirke zu theilen. Und in der That iſt dieſer Eintheilungsgrund der einzige, welcher dem einzutheilenden oder zu zerlegenden Gegenſtande, dieſen an und für ſich betrachtet, entſpricht. Auch unter den kleineren Inſeln und auf denſelben finden ſich ähnliche Ungleichheiten und Unebenheiten des Bodens.

Unermeßlich iſt der Einfluß, den dieſe ſo verſchiedenartige Geſtalt und Figur der Oberfläche des Landes, für ſich und in Verbindung mit der Größe und Begrenzung der einzelnen Inſeln, auf die Menſchen- und Staatenwelt hat und gehabt hat. — Hier nur einige Thatſachen zur Erläuterung und Beſtätigung dieſes Satzes! Gebirgige Länder (wie z. B. Tyrol, mehrere Kantone der Schweiz, die Baskiſchen Provinzen Spaniens) laſſen ſich leichter vertheidigen, als ebene Landſtrecken. Daſſelbe gilt von einem Lande, welches (wie z. B. Böhmen) von einem hohen Bergrücken, gleich als von einem Walle, umgeben iſt; auch in einem gewiſſen Grade von einem Lande, das (wie z. B. Italien, die Halbinſel jenſeits der Pyrenäen, die dieſſeits des Ganges) auf der einen Seite durch einen hohen Bergrücken und von den übrigen Seiten durch das Meer begrenzt iſt. Ich ſage, daß eine ſolche Halbinſel nur in einem gewiſſen Grade eine für den Vertheidigungskrieg vortheilhafte Begrenzung habe. Wenn der Feind den Bergrücken einmal überſtiegen oder ſeewärts eine Landung mit Erfolg gemacht hat, ſo wird er, je erſchwerter ihm der Rückzug iſt, deſto tapferer fechten; wie auch die Geſchichte der ſo eben genannten Länder beweist. — Wo ſich das Feſtland in große Ebenen verflacht, entſtehen und verſchwinden leichter große Reiche, als in Landſtrichen, welche durch Bergrücken unterbrochen ſind oder aus welchen Hochebenen aufſteigen. Wie oft hat in Mittelaſien, einem Lande jener Art, ein ſolcher Wechſel ſtatt gefunden! Wie weit ſtetiger iſt dagegen in dieſer Beziehung die Geſchichte der Deutſchen, dieſen Namen in ſeiner engeren Bedeutung genommen; beſonders wegen des Bergrückens, welcher, von Oſten nach Weſten hinſtreichend, Deutſchland in das nördliche und in das ſüdliche theilt. Dieſer Bergrücken war

die Hauptursache, daß es einerſeits den Deutſchen gelang, die oft wiederholten Angriffe der Nachbarvölker mit Erfolg abzuwehren, und daß es ihnen andererſeits doch nie glückte, die politiſche Einheit der Nation vollſtändig oder auf die Dauer zu begründen. — Auch auf die inneren Angelegenheiten der Staaten, auf ihre Verfaſſung und auf die Regierungsweiſe, hat die Geſtalt des feſten Landes Einfluß. In Gebirgsgegenden reiben ſich die Menſchen weniger an einander; da erheiſcht ſchon der Kampf mit der Natur ihre ganze Kraft; da ſind ſie, von Gefahren umgeben, muthiger und ſtolzer; da hat die Macht der Regierung, wie in dem Charakter, ſo ſchon in den örtlichen Verhältniſſen der Regierten gewiſſe Schranken. Auf dem ebnen Lande kann wenigſtens und muß oft die Regierung kräftiger einſchreiten. — Endlich, eine nicht minder bedeutende Rolle ſpielt die Geſtalt des feſten Landes in der Geſchichte des Handels, ſeines Ganges und ſeiner Wege, und in der Geſchichte der Züge und Wanderungen der Völker. So findet man in mehreren Gebirgsländern (z. B. auf dem Kaukaſus, auf den Himalayabergen, auf beiden Seiten der Pyrenäen) Ueberbleibſel von Völkern, deren Name auf dem ebnen Lande bereits längſt verhallt iſt. Denn ein Bergvolk hängt feſter an ſeiner Heimat, als ein Volk, welches das ebene Land bewohnt: ſey es, daß jenes ſeine Sitten mehr dem Boden aneignen muß, oder daß es, abgeſchieden von der Welt, weniger von der Welt angezogen wird, oder daß in einer Gebirgsgegend eine geheimnißvollere Anziehungskraft liegt. — Doch hat man ſich bei dieſen, ſo wie bei allen ähnlichen Betrachtungen vor dem Fehler der Einſeitigkeit zu hüten. Die Menſchenwelt iſt ein ſo künſtlich verſchlungenes Ganzes, der Urſachen, auf welche das Treiben und die Schickſale der Menſchen zurückgeführt werden können oder wenigſtens von uns nur zurückgeführt werden können, ſind ſo viele, Freiheit und Naturnothwendigkeit ſtehen in der Menſchenwelt in einem ſo ſchwer zu erklärenden Zuſammenhange mit einander, daß durch das Zuſammenwirken mehrerer und ver-

ſchiedenartiger Urſachen nicht ſelten die Wirkſamkeit der einen oder der andern in einem gegebenen Falle aufgehoben oder unkenntlich gemacht wird. Und dennoch kann die Wiſſenſchaft nur eine jede Urſache für ſich in ihren Wirkungen verfolgen.

Jedoch, ſo gewiß auch die Geſtalt und Figur der Oberfläche des feſten Landes einen mehr oder weniger entſcheidenden Einfluß auf die Menſchen- und Staatenwelt hat, gleichwohl würde man ſich irren, wenn man der Natur den Zweck unterlegen wollte, daß ſie durch die Geſtaltung des feſten Landes den Staaten beſtimmte „natürliche" Grenzen angewieſen, d. i. den verſchiedenen Nationen und Völkern der Erde die Art angedeutet und vorgezeichnet habe, wie ſie den Erdboden unter ſich vertheilen ſollten. Und doch iſt dieſe Lehre in den neueren und in den neueſten Zeiten nicht ſelten gepredigt worden. Bald hat man Bergrücken und Ströme und Wüſten und Meere für die von der Natur ſelbſt den Staaten geſetzten Grenzmarken erklärt. Bald wollte man den Erdboden nach Stromgebieten, d. i. ſo vertheilen, daß der ganze Landſtrich, aus welchem ein Strom von ſeinem Urſprunge an bis zu ſeiner Mündung in die See ſeinen Waſſerſchatz zieht, das Eigenthum eines und deſſelben Volkes ſeyn ſollte u. ſ. w. — Ich will gegen dieſe Lehre nicht das geltend machen, daß ſie zur Beſchönigung eines gewaltſamen Angriffs auf den dermaligen Beſitzſtand der europäiſchen Völker benutzt oder gemißbraucht werden könnte, ſo gewiß ſie auch dieſer Vorwurf trifft. Auch das will ich ihr nicht entgegenſetzen, wie gern der Menſch die eigene Weisheit zur Weisheit der Natur erhebt. Schon wenn man dieſe Lehre auf ihrem eigenen Boden bekämpft, iſt ſie nicht zu retten. Sie betrachtet die Geſtalt des feſten Landes in Beziehung auf das politiſche Intereſſe der Menſchheit; ſie verlangt eine auf der Geſtalt des feſten Landes beruhende **bleibende** Vertheilung des Erdbodens nach Ländern und Staatsgebieten. Aber iſt es denn Zweck der Natur, daß die Völker für immer an ein beſtimmtes Land, gleich als Leibeigene und Grundholden, gebunden ſeyn

ſollten? oder wollte nicht die Natur vielmehr Streit und Zwietracht unter den Menſchen ſtiften, wohl wiſſend, daß Kultur und Civiliſation nur im Treibhauſe gedeihen? hat ſie nicht ſogar von Zeit zu Zeit ganze Nationen unter einander geworfen, (wie z. B. die Mongolen unter die Chineſen, die Deutſchen unter die Römer,) um die eine durch die andere zu veredeln oder um ein neues und beſſeres Geſchlecht zu erzeugen? Die Lehre, die hier bekämpft wird, hat keinen Sinn, wenn ſie nicht dem Intereſſe der Völker entſpricht. Aber man nehme z. B. eine Karte des heutigen Europa, man verſuche eine Vertheilung des europäiſchen Bodens nach ſeiner Geſtalt und Figur, und man wird zu Reſultaten gelangen, welche mit dem Zwecke dieſer Vertheilung geradezu im Widerſpruche ſtehn. Allerdings iſt es für einen Staat vortheilhaft, wenn ſein Gebiet natürliche Grenzen hat. Aber, wenn man den Erdboden in dem Intereſſe der Staaten vertheilen dürfte und wollte, hätte man ſonſt nichts zu berückſichtigen, als den Ländern natürliche Grenzen, in der oben beſtimmten Bedeutung zu geben? Iſt nicht z. B. auch die Figur des Staatsgebietes (ob dieſe die Kreisgeſtalt oder die Geſtalt eines Viereckes iſt u. ſ. w.) etwas? Uebrigens kann ja die Befeſtigungskunſt den Mangel an natürlichen Grenzen wenigſtens in einem gewiſſen Grade ergänzen. (Meiſter in der Kunſt, die Landesgrenze zu befeſtigen, waren die Römer. Doch iſt der Werth dieſer Kunſt durch die Beſchaffenheit der Angriffsmittel bedingt.)

Wenn auch die Natur die Wohnplätze der Menſchen an einigen Orten der Erde durch Landmarken (durch Gebirgszüge oder durch Wüſten,) geſchieden und geſondert hat, ſo ſind dieſe noch nirgends von der Art, daß ſie dem Verkehr zu Lande unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legten. Meiſt hat die Natur ſogar beſondere Veranſtaltungen getroffen, um den Menſchen das Ueberſchreiten dieſer Landmarken zu erleichtern. Die Gebirgszüge ſind durch Abſätze oder Flußbetten unterbrochen; in den Wüſten liegen fruchtbare Inſeln, die Oaſen; zur Beſchiffung dieſer Sandmeere ſchenkte die Natur den Menſchen das

Schiff der Wüſte, das Kameel. Auch die Macht der Menſchen über die Außenwelt vermag in einem gewiſſen Grade über die Schwierigkeiten zu gebieten, welche jene Landmarken dem Verkehre entgegenſetzen; jedoch am wenigſten über die Unwirthbarkeit der Wüſten. Das dürfte z. B. eine von den Urſachen ſeyn, warum die Völker des inneren Afrika nie vom Norden her in dem Beſitze ihrer uralten Wohnſitze geſtört worden zu ſeyn ſcheinen.

So klein auch unſere Erde, verglichen mit andern Weltkörpern iſt, ſo iſt doch der Flächenraum, über welchen das Menſchengeſchlecht verbreitet iſt, im Verhältniß zu der Beweglichkeit der Menſchen noch immer ſo groß, daß ſchon deßwegen der Gedanke, als könnte das Menſchengeſchlecht dereinſt eine einzige große Geſellſchaft bilden, welche durch eine allgemein verbreitete, wahrhaft menſchliche Kultur und Civiliſation der Idee der Menſchheit entſpräche, zu den leeren Träumen oder zu den frommen Wünſchen zu gehören ſcheint, ſo gewiß auch dieſer Gedanke zu den erhabenſten gehört, welche der Menſch zu faſſen im Stande iſt. Aber gerade in dieſer Beziehung vermag der Menſch ſeine Macht über die Außenwelt zu beurkunden; er vermag ſelbſt über Raum und Zeit zu gebieten. Gerade in dieſer Beziehung hat die europäiſche Menſchheit in den neueſten Zeiten, — durch die Anwendung des Dampfes als einer Schiffe und Wagen bewegenden Kraft, durch die Erfindung der Eiſenbahnen, durch die Verſuche in der Luftſchwimmkunſt, — Fortſchritte gemacht, welche von der Vorwelt nicht geahndet, der Nachwelt die Ausſicht auf noch größere Fortſchritte eröffnen. Dieſe Erleichterung des Verkehres unter den Menſchen, ob ſie wohl nur auf das Intereſſe des Handels und das des geſellſchaftlichen Umganges berechnet zu ſeyn ſcheint, iſt dennoch zugleich den höchſten Zwecken der Menſchheit förderlich. Nur darf man in der Geſchichte der Menſchheit nicht nach Jahrzehnten, ja nicht einmal nach Jahrhunderten zählen.

Alexander von Humboldt.

I. Das Leben in der Schöpfung.

(1805.)

Wenn der Menſch mit regſamem Sinne die Natur durchforſcht, oder in ſeiner Phantaſie die weiten Räume der organiſchen Schöpfung mißt, ſo wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner ſo tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, ſelbſt am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Geſange der Vögel, wie von dem Sumſen ſchwirrender Inſekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünſte ſchweben, auch die oberen ätheriſch-reinen, ſind belebt. Denn ſo oft man den Rücken der peruaniſchen Cordilleren, oder, ſüdlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges beſtieg, hat man ſelbſt in dieſen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, faſt zweimal höher als der Aetna, ſahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Inſekten. Wenn auch, von ſenkrechten Luftſtrömen getrieben, ſie ſich dahin, als Fremdlinge, verirrten, wohin unruhige Forſchbegier des Menſchen ſorgſame Schritte leitet; ſo beweiſet ihr Daſeyn doch, daß die biegſamere animaliſche Schöpfung ausdauert, wo die vegetabiliſche längſt ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den ſchneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt; höher, als alle Gipfel der Andeskette, ſchwebte oft über uns der Cundur, der Rieſe unter den Geyern. Raubſucht und Nachſtellung der zartwolligen Vikunas, welche gemſenartig und heerdenweiſe in den

Bayerische Staatsbibliothek München

beſchneiten Grasebenen ſchwärmen, locken den mächtigen Vogel in dieſe Region.

Zeigt nun ſchon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, ſo enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopiſcher Geſchöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewäſſern empor. Unbeweglich und in Scheintod verſenkt, ſchweben ſie in den Lüften, bis der Thau ſie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchſichtigen wirbelnden Körper einſchließt, und (wahrſcheinlich durch den Lebensſtoff, den alles Waſſer enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geſchöpfen trägt der Luftkreis auch zahlloſe Keime künftiger Bildungen, Inſekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Feder-Kronen zur langen Herbſtreiſe geſchickt ſind. Selbſt den belebenden Staub, den, bei getrennten Geſchlechtern, die männlichen Blüthen ausſtreuen, tragen Winde und geflügelte Inſekten über Meer und Land den einſamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforſchers dringt, iſt Leben, oder Keim zum Leben, verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht ſind, und über deſſen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organiſchen Geſchöpfen zur nothwendigſten Nahrung; ſo bedürfen dieſelben dabei doch noch einer gröberen Speiſe, welche nur der Boden dieſes gasförmigen Oceans darbietet. Dieſer Boden iſt zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umfloſſen; den größern Theil bildet das Waſſer, vielleicht einſt vor Jahrtauſenden durch elektriſches Feuer aus luftförmigen Stoffen zuſammengenommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkſtatt der Wolken, wie in den pulſirenden Gefäſſen der Thiere und Pflanzen, zerſetzt.

Unentſchieden iſt es, wo größere Lebensfülle verbreitet ſey, ob auf dem Continent, oder in dem unergründeten Meere. In dieſem erſcheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgeſtorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt

die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöſchlich wird mir der Eindruck jener ſtillen Tropen-Nächte der Südſee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das geſenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetariſches Licht ausgoßen; und wo zugleich in der ſchäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwaſſer verbergen zahlloſe Gewürme von wunderbarer Geſtalt. Unſerem Auge faſt unerkennbar ſind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeſte, wie die Lemna, deren Schatten ſie ſuchen. Von mannichfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die ſilberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufer-Naide, und ein Pentaſtoma, welches die weitzellige Lunge der tropiſchen Klapperſchlange bewohnt. So ſind auch die verborgenſten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier beſcheiden bei den Geſchlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Daſeyn beruht das Daſeyn der thieriſchen Schöpfung. Unabläſſig ſind ſie bemüht, den rohen Stoff der Erde organiſch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu miſchen, was nach tauſend Umwandlungen zur regſamen Nervenfaſer veredelt wird. Derſelbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thieriſchen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich iſt der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporſteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Froſt bald die entwickelte Knoſpe tödtet, bald die reifende Frucht erhaſcht. Doch überall darf der Menſch ſich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und ſchiebt plötzlich (wie einſt zwiſchen den griechiſchen Inſeln) einen

ſchlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerſcheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis ſie nach Jahrtauſenden über den Waſſerſpiegel hervorragend abſterben, und ein flaches Corallen-Eiland bilden: ſo ſind die organiſchen Kräfte ſogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen ſo plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, iſt bei der großen Entfernung der Küſten ſchwer zu entſcheiden. Aber auf dem nackten Steine, ſobald ihn zuerſt die Luft berührt, bildet ſich in den nordiſchen Ländern ein Gewebe ſammtartiger Faſern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erſcheinen. Einige ſind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere ſind in Furchen durchſchnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt ſich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt ſich nach und nach in ein ſtaubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden ſich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert ſich ſchichtenweiſe ein organiſches Gewebe auf das andere, und wie das ſich anſiedelnde Menſchengeſchlecht beſtimmte Stufen der ſittlichen Cultur durchlaufen muß, ſo iſt die allmählige Verbreitung der Pflanzen an beſtimmte phyſiſche Geſetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einſt zarte Flechten das erdenloſe Geſtein. Laubmooſe, Gräſer, krautartige Gewächſe und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemeſſenen Zwiſchenzeit aus. Was im Norden Flechten und Mooſe, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uferpflanzen. Die Geſchichte der Pflanzendecke und ihre allmählige Ausbreitung über die öde Erdrinde, hat ihre Epochen, wie die Geſchichte des ſpätern Menſchengeſchlechts.

II. Die Tropengewächſe.

Es wäre ein Unternehmen, eines großen Künſtlers werth, den Charakter aller dieſer Pflanzengruppen nicht in Treibhäuſern, oder in den Beſchreibungen der Botaniker, ſondern in der großen Tropen-Natur ſelbſt, zu ſtudiren. Wie intereſſant und lehrreich für den Landſchaftsmaler wäre ein Werk, welches dem Auge die aufgezählten ſechzehn Hauptformen, erſt einzeln, und dann in ihrem Contraſte gegen einander, darſtellte. Was iſt maleriſcher, als baumartige Farrenkräuter, die ihre zartgewebten Blätter über die mexikaniſchen Lorbeereichen ausbreiten! Was reizender, als Piſanggebüſche von hohen Bambusgräſern umſchattet! Dem Künſtler iſt es gegeben, die Gruppen zu zergliedern, und unter ſeiner Hand löst ſich (wenn ich den Ausdruck wagen darf) das große Zauberbild der Natur, gleich den geſchriebenen Werken der Menſchen, in wenige einfache Züge auf!

Am glühenden Sonnenſtrahl des tropiſchen Himmels gedeihen die herrlichſten Geſtalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der rieſenmäßigen Feigenbäume. Das friſche Grün der Pothosblätter und der Dracontien contraſtirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Baniſterien umſchlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der *Theobroma*, wie aus der dichten und rauhen Rinde der *Crescentien* und der *Guſtavia*. Bei dieſer Fülle von Blüthen und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe, wird es oft dem Naturforſcher ſchwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Deudrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von

Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen ſind die Gewächſe ſaftſtrotzender, von friſcherem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichern Erdſtrichen. Geſellſchaftlich lebende Pflanzen, welche die europäiſche Vegetation ſo einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, faſt zweimal ſo hoch als unſere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unſere Lilien ſind. An den ſchattigen Ufern des Magdalenenfluſſes in Süd-Amerika wächst eine rankende Ariſtolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, ſich die indiſchen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im ſüdindiſchen Archipel hat die Blüthe der Raffleſia faſt drei Fuß Durchmeſſer und wiegt 14 Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher ſich unter den Wendekreiſen nicht blos einzelne Berge, ſondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieſer Höhe iſt, gewähren dem Tropen-Bewohner einen ſeltſamen Anblick. Außer den Palmen und Piſanggebüſchen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordiſchen Ländern anzugehören ſcheinen. Cypreſſen, Tannen und Eichen, Berberisſträucher und Erlen (nahe mit den unſrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im ſüdlichen Mexico, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menſchen in der heißen Zone verliehen, ohne ſeine Heimath zu verlaſſen, alle Pflanzengeſtalten der Erde zu ſehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine ſeiner leuchtenden Welten verbirgt.

Dieſen und ſo manchen andern Naturgenuß entbehren die nordiſchen Völker. Viele Geſtirne und viele Pflanzenformen, von dieſen gerade die ſchönſten (Palmen und Piſanggewächſe, baumartige Gräſer und feingefiederte Mimoſen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächſe, welche unſere Treibhäuſer einſchließen, gewähren nur ein ſchwaches Bild von der Majeſtät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung un-

ſerer Sprache, in der glühenden Phantaſie des Dichters, in der darſtellenden Kunſt der Maler, iſt eine reiche Quelle des Erſatzes geöffnet. Aus ihr ſchöpft unſere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotiſchen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einſame Menſch ſich aneignen, was in den fernſten Erdſtrichen erforſcht wird, und ſo in ſeinem Innern eine Welt ſich ſchaffen, welche das Werk ſeines Geiſtes, frei und unvergänglich, wie dieſe, iſt.

E. M. Arndt.

I. Leben auf der Inſel Rügen vor 65 Jahren.

(1840.)

Es war auf der Inſel Rügen damals noch die Zeit des ungeſtörten chriſtlichen Glaubens, und meine guten Aeltern und die Baſe Sofie, meiner Mutter jüngſte Schweſter, welche mit uns lebte, waren treue fromme Menſchen. Sie hatten in dem Magiſter Stenzler, dem Großvater des jetzigen Profeſſors Stenzler in Breslau, Paſtor in Garze, einen vorzüglichen Prediger und Seelſorger. Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigſten Grund verſäumt, bei ſchlechtem Wetter hingefahren, bei ſchönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn ſeine älteren Buben neben ſich herlaufen ließ. Dieſe durften aber auch bei keiner Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, ſondern mußten zum zweiten Mal über Feld laufen. Wann der Vater dann nicht mitging, ſo gab er uns ſeinen alten Großknecht zum Führer, einen chriſtlichen bibliſchen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein beſonderer Beſchützer war. Weil ich kleiner zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines ſehr guten Gedächtniſſes erfreute und großen Eifer und viel Beleſenheit in der Heiligen Schrift hatte, ſo prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magiſter eingab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an der oberſten Stelle, und hatte viel größere Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen älteren Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüſten, eine von der Lanken und eine von Barnekow unter mir. Weil

ich nun bei'm Aufſagen und Vorleſen große Zuverſicht hatte und es da, wie blöd ich ſonſt auch war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, ſo rechnete der alte treue Jakob ſich das gleichſam zu ſeiner Ehre an, und ging wie triumphirend mit mir zu Hauſe.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indeſſen war die Schule unter den Geſpielen in Feld und Wald und auf Wieſen und Haiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beſte. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie auf's liebe Ungefähr herumlaufen, ſondern wußte es meiſtens ſo einzurichten, daß wir bei dem Herumſpringen und Herumſpielen irgend etwas auszurichten und zu beſtellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angeſtrengt zu werden pflegen, mußten wir älteren Buben nach unſern kleinen Kräften auch ſchon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Aerndte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Roſſetummler, der eigentlich den mir abgeſtrittenen Namen Philipp hätte haben ſollen, ein flinker Roſſehüter. Ich ärndtete wegen meiner ſorgſamen Gewiſſenhaftigkeit nicht miszuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die erſehnten leuchtenden Abendröthen, wo ich fröhlich meine Kuhheerde in den Hof trieb und dann geſchwind in der Dämmerung noch auf einen Apfel- oder Kirſch-Baum kletterte, wo ich ſüße Beute für mich wußte. Meiſtens aber hatte die freundliche Baſe Sofie ſchon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unſer gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umſtände der Familie und durch den Karakter der Aeltern beſtimmt. Die Sitte war damals beides feierlich und ſtreng, und Kinder und Geſinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Aeltern und Herrſchaften immer im gehörigen Abſtande gehalten. Es ward ſelbſt in den untern Ständen im Allgemeinen eben ſo ſehr, als man ſich jetzt

lotterig und ungezogen gehen läßt, nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit geſtrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beſchäftigte die Jungen meiſt draußen herum, im Hauſe aber überließ er ſie, wie es in dieſem Alter ſeyn mußte, faſt ganz der Mutter. Die Mutter war von Karakter ernſt und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Werth legte, auch kein Bedürfniß davon hatte. Dieſe Frau, welche ihre irdiſchen Sorgen und Geſchäfte ſo treu und eifrig erfüllte, lebte doch faſt wenig von irdiſcher Luft und irdiſchem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Thee iſt faſt jemals über ihre Lippen gekommen, Fleiſch hat ſie wenig berührt, ſondern ſich von Brod, Butter, Milch und Obſt ernährt. Dieſes mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir älteren Burſche ſind faſt ſtreng erzogen worden. Eben ſo wenig ward uns in Beſchuhung und Bekleidung Weichlichkeit geſtattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der wohl auf einer Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu beſtellen, der Vater ſchrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward geſattelt, der Junge drauf geſetzt, und ohne Mantel und Ueberrock, es mogte Sonnenſchein oder Regen und Schneegeſtöber ſeyn, mußte er mit ſeinem Gewerb fortgaloppiren. Ja der Vater noch jung und kräftig, fühlte mit unſerer Pimplichkeit kein weichliches Mitleid. Fuhr er im Winter Stunden weit mit klingendem Einſpänner-Schlitten zu Verwandten oder Freunden, ſo mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhucken, und, wenn ſie fror, nebenbei ſpringen, um ſich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hauſe auf einem Stuhl oder Bett eingeſchlafen lag, während die Männer Karten ſpielten; wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr Nachts aufrüttelte und ich ſchlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht abſichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich denn auch immer alert ſeyn mußte,

wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibiſch plinſende Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beſchädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andre dergleichen Nöthe betraf, welche die Jugend ſich ſelbſtwillig oder gar muthwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, ſo mogte ſie zuſehen, ſie vor den Augen des Vaters zu verſtecken, geſchweige, daß ſie bei ihm Hülfe oder Mitleid hätte ſuchen können. Kam dergleichen zufällig vor ſein Angeſicht, ſo ward neben Schmerz und Noth Muthwille und Unvorſichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böſe Fälle von Bäumen oder Pferden, Verſinkungen und Wiederherausreißungen in Waſſer und unter Eis, wie alltäglich waren ſolche Geſchichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schumacher aus Stralſund und Magiſter Stenzlers nebſt vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unſre Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und ſchon einmal verſunken war, als mein Bruder Karl mich bei'm Schopf faßte und herauszog. Ich machte mich nun mit den naſſen triefenden Kleidern in die Geſindeſtube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In dieſem Zuſtande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Geſellſchaftszimmer erſcheinen. Die Männer ſpielten L'hombre; die Frauen ſaßen am Theetiſch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer ſtand ſcheu und bange, irgendwie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, ſo ſehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen mit auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erſchien meine Retterin, die gute Tante Sofie; ſie fühlte zufällig meinen naſſen Rock, zog mich in's Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes naſſes Abentheuer und erbarmte ſich meines Elends. Flugs ward ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und ſo in's Bett. Die naſſen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und

den andern Morgen erſchien ich zierlich und wohlgemuth wieder in der Geſellſchaft. Die Baſe aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind ſchon genug geplagt worden bin, mein Wegſchleichen entſchuldigt.

Ich habe eben geſagt, daß damals alles nach einer gewiſſen Vornehmigkeit und Zierlichkeit ſtrebte. Dies ging durch alle Klaſſen durch bis zu denen hinab, welche an die allerunterſten gränzen. Mein Vater war der Sohn eines Hirten, ein Freigelaſſener, der bei einem großen Herrn gedient und durch die Gunſt der Umſtände ſich ein bischen aus dem Staube herausgebildet hatte. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann und hatte ſich durch Reiſen und Verkehr mit Gebildeten ſo viel Bildung zugeeignet, als ein Ungelehrter damals in Deutſchland überhaupt gewinnen konnte. Er war an Verſtand und Lebensmuth Vielen überlegen, und war in vielen Dingen geſchickter, ſchrieb ſein Deutſch und ſeinen Namen richtiger und ſchöner, als die meiſten Landräthe und Generale jener Zeit. Kurz, er war ein hübſcher anſtändiger Mann, wenigſtens für das Ländchen Rügen, wie die Menſchenkinder dort damals mit einander verkehrten, und hielt mit den würdigſten Geiſtlichen, Beamten und kleineren Edelleuten der Nachbarſchaft Umgang. Man behalf ſich da, wie die arme Zeit, wo alles äußerſt wohlfeil und das Geld alſo ſehr theuer war, mit der leichten nordiſchen Gaſtlichkeit, welche in unſerer Landſchaft durch die ſchwediſchen Sitten, woran ſie ſich in anderthalb Jahrhunderten hatte gewöhnen müſſen, vielleicht im ganzen Norddeutſchland die frohherzigſte war. In Jagd, Spiel und Verkehr ging alles auf das freundſchaftlichſte und herzigſte mit einander um. Von den Geiſtlichen waren die Herren Stenzler und Krüger, von den benachbarten Edelleuten einige von Kahlden vom Zudar und ein von der Lanken öfter in unſerm Hauſe. Mein frommer und freundlicher alter Chriſtengel von Wotke war leider ſchon ſeit einigen Jahren wieder in ſein hinterpommerſches Kaſſubien gezogen.

Verſteht ſich, daß die Jungen des Pächters Ludwig Arndt

Pächterjungen blieben, arme kleine Geelſchnäbel, die in eigengemachten Jäckchen und Höschen und in geflickten Schnürſtiefelchen vor den Herren ihre Bücklinge machen mußten. Aber die armen Schelme mußten doch ſchon ihre Bücklinge machen, und wie! Bei alltäglichen Gelegenheiten ging es alltäglich her, aber bei feſtlichen Gelegenheiten, bei Feierſchmäuſen, Hochzeiten u. ſ. w. was waren das für Anſtalten und Zurüſtungen auch bei ſo kleinen Leuten, als die Meinigen waren! Ich erzähle aus den Jahren 1770 und 1780. Alſo ſtehe es!

Es ging bei ſolchen Gelegenheiten in dem Hauſe eines guten Pächters oder eines ſchlichten Dorfpfarrers ganz eben ſo her, wie in dem eines Barons oder Herrn Majors Von, mit derſelben Feierlichkeit und Verzierung des Lebens; aber freilich ſteifer und ungelenker, alſo lächerlicher und alberner. Es war nur der Parukenſtil oder der heuchleriſch wälſch und jeſuitiſch verzierlichte und vermanierlichte Schnörkel- und Arabeskenſtil, der von Ludwig dem Vierzehnten bis an die franzöſiſche Umwälzung hinab gedauert hat. Noch lächelt mir's im Herzen, wenn ich der Putzzimmer der damaligen Zeiten gedenke. Langſam feierlich mit unlieblichen Schwenkungen und Knickſungen bewegte ſich die rundliche Frau Paſtorin und Pachterin mit ihren Mamſellen Töchtern gegen einander, um die Hüften wulſtige Poſchen geſchlagen, das oft falſche dicht eingepuderte Haar zu drei Stockwerken Locken aufgethürmt, die Füße auf hohen Abſätzen chineſiſch in die engſten Schuhe eingezwängt, wacklicht einhertrippelnd. Die Männer nach ihrer Weiſe eben ſo ſteif, aber doch tüchtiger. Bei dieſen hatten die großen Bilder des ſiebenjährigen Krieges den wälſchen Geſchmack etwas durchbrochen. Man mogte mit Recht ſagen, es waren die komiſchen Transfigurationen Friedrichs des Zweiten und ſeiner Helden. Mächtige Stiefeln bis über die Kniee aufgezogen, ſchwere ſilberne Sporen daran, um die Kniee weiße Stiefelmanſchetten, in den Händen ein langes ſpaniſches Rohr mit vergoldetem Knopf, ein großer dreieckiger Hut über den ſteif einpomadirten und eingewächſeten Locken und der langen Haarpeitſche —

da war doch noch etwas Männliches darin. — Und die Jungen? Selbſt dieſe kleinen unbedeutenden Kreaturen mußten ſchon mit heran. O es war eine ſchreckliche Kopfmarter bei ſolchen Feſtlichkeiten. Oft bedurfte es einer vollen ausgeſchlagenen Stunde, bis der Zopf geſteift und das Toupet und die Locken mit Wachs, Pomade, Nadeln und Puder geglättet und aufgethürmt waren. Da ward, wenn drei, vier Jungen in der Eile fertig gemacht werden ſollten, mit Wachs und Pomade drauf geſchlagen, daß die hellen Thränen über die Wangen liefen. Und wann die armen Knaben nun in die Geſellſchaft traten, mußten ſie bei jedermänniglich, bei Herren und Damen, mit tiefer Verbeugung die Runde machen und Hand küſſen.

Das Poſſierlichſte bei dieſen Abkonterfeiungen und Nachkonterfeiungen des feinen und vornehmen Lebens war noch der Gebrauch der hochdeutſchen Sprache, welcher damals in jenem Inſelchen auch für etwas Ueberaußes und Ungemeines galt und auch wohl gelten mußte, weil Wenige damit ordentlich umzugehen verſtanden, ohne dem Dativ und Akkuſativ in einer Viertelſtunde wenigſtens einige hundert Maulſchellen zu geben. Es gehörte nämlich unerläßlich zum guten Ton, wenigſtens die erſten fünf bis zehn Minuten der Eröffnung und Verſammlung einer Geſellſchaft hochdeutſch zu radbrechen; erſt wann die erſte Hitze der feierlichen Stimmung abgekühlt und die erſten Beklemmungen, welche der Ueberfluß von Komplimenten verurſacht, über einer Taſſe Kaffee verſeufzet waren, ſtieg man wieder in den Alltagsſocken ſeines gemüthlichen Plattdeutſch hinunter. Auch franzöſiſche Brocken wurden hin und wieder ausgeworfen, und ich weiß, wie ich mich in mir erlächelte, als ich das Wälſche ordentlich zu lernen anfing, wenn ich an das **Wun Schur! Wun Schur! (Bon jour)** und **à la Wundör! (à la bonheur)**, oder an die **Fladrun (flacon)**, wie das gnädige Fräulein B. ihre Waſſerflaſche nannte, zurückdachte, und wie die Jagdjunker und Pächter, wann ſie zu Roß zuſammenſtießen, ſich mit ſolchen ähnlichen Floskeln zu begrüßen und vornehm zu bewerfen pflegten.

II. Portrait des Freiherrn vom Stein.

(1831 und 1840.)

Ueber jeden öffentlichen Mann, der in bedeutendſten Verhältniſſen und außerordentlichſter Zeit gelebt und gewirkt hat, müſſen die verſchiedenſten Urtheile ergehen, zumal wenn ſeine ganze Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit ein ſehr ausgezeichnetes Gepräge trug. Auch dies hat der Selige erfahren, um ſo mehr erfahren, je mehr die Zeit ſelbſt in den ſchärfſten Gegenſätzen ſteht. So iſt es geſchehen, und dieſer in ſeinem ganzen Weſen Feſteſte und ihm ſelbſt Aehnlichſte iſt wohl gar der Veränderliche und Ungleiche genannt worden, ſo daß die Einen ihn als zu freiſinnig, ja als neuerungsſüchtig, die Andern als zu ariſtokratiſch geſinnt und das Alte vorliebend geſcholten haben. Wir haben dieſen großen und guten Mann gekannt mit ſeinen Tugenden und mit ſeinen Fehlern, die er nach dem Looſe der menſchlichen Gebrechlichkeit auch an ſich trug. Auch er iſt in der wechſelvollen Zeit gleich andern Sterblichen mit Empfindungen und Anſichten oft hin und her bewegt worden, gewiß aber weniger als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; in ſeinen Geſinnungen und Grundſätzen aber iſt er immer der Zuverläſſige und Unwandelbare geblieben: was gut, tapfer, frei menſchlich und chriſtlich deutſch war, hat in Rede und That immer den wärmſten Freund, Vertheidiger und Lober in ihm gefunden; und wann die Spur ſeiner äußern Wirkſamkeit, ſeiner äußern Werke und Thaten durch die ewig fortwandelnde und verwandelnde Zeit einſt meiſt verwiſcht ſeyn wird, doch wird ſein innerer Schatz, die Liebe, Treue und Hingebung für ſein Volk und ſein Vaterland, wird das Unſichtbare und Unbewußte, das unſterbliche, unvergängliche Abbild des geiſtigen Wirkens eines edlen und biedern Menſchen, wie wir glauben und wiſſen, noch in dem Enkel und Urenkel des deutſchen Volks fortleben und fortwirken.

Gott hatte ein feuriges, gewaltiges, muthiges Herz in ſeine Bruſt gelegt, ihn mit einer raſchen blitzſchnellen Auffaſſung, einem

kühnen geſchwinden Verſtande gerüſtet: Geſchwindigkeit, Kühnheit, Heftigkeit — das war er ſelbſt. Er mußte fortſtoßen, was ihm im Wege ſtand, niederreißen, was ihn in ſeinem Laufe aufhalten wollte — ſehr ſchlimm, wenn dieſe großen aber auch gefährlichen Anlagen durch keine Anerkennung von Maaß, Zucht und Ordnung geregelt geweſen wären. Vor nichts zurückbeben, geſchwindeſtes Handeln, regeſtes Schaffen war ſein Element. Daß der Inhaber einer ſo feurigen und heftigen Natur ſich nicht oft geirrt und zuweilen überlaufen haben ſollte, darf nicht geläugnet werden; aber Erziehung der Menſchen und Führung Gottes hatten ſein Gemüth früh auf das Edle und Wahre gerichtet und machten die Fehler eines ſolchen Temperaments meiſtens bald wieder gut. Wie er geboren war, hätte er, um im beſten Sinne einer großherzigen Natur in freieſter Wirkſamkeit ſich entfalten zu können, immer in den erſten Stellen ſtehen müſſen. Den gewöhnlichen Künſten, wodurch geherrſcht und gewirkt wird, hat er ſich nie bequemen können. Des Widerſtandes war er ungeduldig und begriff meiſtens erſt ſpät ſeine Nothwendigkeit. Widerſpruch und Widerſtreit der Gedanken und Worte hat niemand mehr gereizt und an Tüchtigen geachtet, als eben er. In ſolchem Kampf der Geiſter, nur geſchwind und mit kurzen Blitzhieben mußte er geführt werden, fühlte er ſich ganz in ſeinem Elemente. Heftig, auch hart iſt er oft geweſen, gegen die Heuchler und Schurken unerbittlich, gegen Schwache und Blöde zuweilen verletzend; auch Zorn hat ihn übereilt; Groll und Rache aber hat ſein edler Muth nie gekannt, und den Guten und Braven, gegen welche er durch ein geſchwindes Urtheil oder ein raſches Wort je einmal geſündigt hatte, hat er laut oder ſtill, durch Worte und mit dem Herzen, immer gern Wiedererſtattung gethan. Wie ſein ganzer Sinn in Deutſchland und Preußen und in der Erinnerung und Hoffnung des geliebten Vaterlandes lebte und webte, wie er dafür den letzten Tropfen von Leben und Vermögen jeden Augenblick freudig geopfert hätte, ſo war der ſtarke und helle Stahl ſeines Karakters auch ganz deutſch ausgeſchmiedet.

An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Menſch ihn übertroffen; er ſah und wandelte ſtrack und gerad vor ſich hin. Das war ſein Glaube, daß durch Wahrheit, Einfalt und Redlichkeit alle Dinge allein gewonnen werden ſollen und erhalten werden können, und daß kein Weg, der irgend krumm ſeyn muß, Segen bringe. Das war ſein Spruch: Es darf nichts gethan werden, was nicht grad und offen gethan werden kann. Alſo: Offener Weg, hohe Zwecke, und reine Mittel zu den Zwecken. Und einen ſolchen Mann hat ein verächtlicher franzöſiſcher Geldfeilſcher und Späher, Namens Bourienne, ſich erfrecht mit dem Argwohn zu beſchatten, als ſey er fähig geweſen, mit ſolchen zu zetteln, die auf ſchleichende Dolchſtiche ſinnen? Als ein Mann, deſſen Luſt im Schaffen und Hervorbringen beſtehen ſollte, ſah er den Gegenſtand, der ihn eben anzog, ſogleich in ſeiner ganzen abgeſonderten Schärfe, einzeln, eng, einſeitig, und meinte wohl anfangs oft, ihn auch ſo machen und ausführen zu können. Erſt allmälig und bei ruhigerer Betrachtung erweiterte und vergrößerte er ſich vor ſeinen Blicken, und zeigte ſeine verſchiedenen Seiten und Verhältniſſe und die verwandten Beziehungen. So war er demnach beſtellt, daß er nie von oben nach unten hinab, ſondern immer von unten nach oben hinaufſtieg, von dem Kleinen zum Großen, von dem Engen zum Weiten, vom Einzelnen zum Ganzen; die ideale Spitze der Dinge ſah er erſt, lange nachdem ſie vollendet waren. Für alles, ſobald es vollendet und fertig war, verlor er anfangs auch gänzlich die lebendige Theilnahme; es mußte gleichſam von der Zeit ſchon etwas beroſtet und bemooſt ſeyn, damit er den Sonnenſchein einer idealiſchen Liebe darauf zurückwerfen könnte.

Seinen Stand und die Vorzüge deſſelben erkannte und ſchätzte er; den alten deutſchen Ritter, den weiland ſendbar freien und unmittelbaren kaiſerlichen Reichsmann fühlte er; auch theilte er manche Anſichten und Vorurtheile ſeines Standes mit ſeinen Genoſſen; und wenn er in der neuen Zeit friſch gehandelt und gelebt hat, ſo hat er ſchon durch die Zeit, worein ſeine Jugend-

bildung gefallen, einem Alter angehört, von deſſen Art und Sitte bei den in dem letzten Jahrhundert Gebornen begreiflicher Weiſe kaum eine Ahnung ſeyn kann. Er fühlte ſeinen deutſchen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Beſitz und altes Geſchlecht, aber er hatte dieſen Ritter auch idealiſirt. Ihm ſollte der Edelmann ſeyn der Ewigrüſtige, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirkſame; ihm ſollte der Landherr ſeyn der tapfere einfache Landmann, der erſte Bauer, ein Beiſpiel von Arbeit, Ordnung, Sparſamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf und mit allen ſeinen Kräften der Gemeine, dem Kreiſe und der Landſchaft angehörend. Und ſo war, lebte und wirkte der Mann auch, ſtreng in ſeinen Grundſätzen, einfach in ſeinen Sitten, enthaltſam und mäßig in ſeinen Genüſſen, ſparſam in ſeiner Haushaltung, im Kleinen ſchonend, gewinnend, erhaltend, damit er im Großen und für große Zwecke ſtets viel zu verwenden hätte. Den faulen oder den in Eitelkeit und Zweckloſigkeit ſein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienſte der Ahnen blos des nichtigen Genuſſes pflegte, verachtete niemand mehr als er; den thätigen, brauchbaren, geſchickten, ausgezeichneten Menſchen jedes Standes ſah der ſtolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als ſeinen gebornen Gleichen an; ja ſo beſcheiden war er, daß er ſich jeden Augenblick unter jeden ſtellte, der ihn in irgend einer Sache oder irgend einem Geſchäfte an Einſicht und Geſchicklichkeit übertraf. Er hat immer nur das Achtungswürdige geachtet, und ſelbſt auf die Dinge, welche meiſt nur im Schein zu beſtehen ſcheinen, immer den Glanz einer höheren Anſicht und eines edleren Strebens gelegt. Hätten nur alle Edelleute ſolchen Ritterſtolz! Wenn ſein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend geweſen iſt, ſo war ſein Wirken durch Geſelligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen menſchlichen Kreiſen und Verhältniſſen, freilich auf eine unberechnenbare Weiſe, viel bedeutender. Er konnte von einer Lebendigkeit, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und dem

Wortgefechte ſeyn, die alles Friſche und Geiſtreiche mit einem unwiderſtehlichen Zauber fortriſſen, wenn aus der überſprudelnden Feuerfülle ſein blitzender Witz und ſeine übermüthige Laune überſtrömten; in ernſter Stimmung aber, wenn von hohen Verhältniſſen und Angelegenheiten der Menſchheit, wenn von Gegenſtänden der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und von ſeinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß ſich dann dieſes edle und ſtolze Gemüth für alles Schöne und Große begeiſternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in ſich trug! Bei dieſen, bei ſo ernſten Unterhaltungen, erſchien der ganze tiefe und wehmüthige Ernſt ſeines Weſens, das Hochtragiſche, das ſelbſt in dem würdigſten Handeln und Wirken keine Genüge fand. Was geht hieraus hervor? Daß der Feurige und Starke doch auch ein ſehr Milder und Weicher war, daß er, wie unten ein Mann des Muthes, ſo oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdiſchen und Menſchlichen ihm tragiſch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorſchwebte: daher war er in ſeinem innerſten Weſen von Herzen demüthig und beſcheiden; daher hatte er den Glauben aller guten Menſchen, daß der Menſch nichts könne ohne Gott, daß Gott die Welt regiere; daß auch der Weiſeſte und Größte wenig könne und ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder, der ruhmredig und ruhmthätig das Seine ſuchte und ſich auf Künſte der Liſt etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine unſichtbare göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Chriſt an ſeinen Erlöſer, und baute alle ſeine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und feſter Chriſt; darum war er ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein ſtreng ſittlicher Hausherr und Hausvater, ein raſtlos thätiger und arbeitſamer Bürger — und durch dieſen ſeligen Glauben und durch die hochſtrebende und überweltliche Richtung ſeines Sinnes, die ihn in keinem Augenblick ſeines inhaltvollen Lebens verlaſſen

hat, ſind Eigenſchaften und Anlagen, welche leicht in unbändigen Stolz und Trotz, und in übermenſchliche Härte hätten ausarten können, für das Glück der Seinigen und das Heil des Vaterlandes zu allem Guten gewendet und zu feſter Männlichkeit und würdiger Tapferkeit beſänftigt und gemildert worden. Ewig daure das Gedächtniß des deutſchen Biedermanns! Friſch ſtehe ſeine Tugend in dieſer gewaltigen Zeit vor uns! damit wir wiſſen, wie wir handeln und leiden ſollen, wann das Vaterland uns aufruft.

Woltmann.

Das Haus Brandenburg und ſeine Anfänge.

(1801.)

Ein Jahrhundert verfloß, ſeitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's aufging: immer ſtrahlender zeigte er ſich in ſeinem Lauf nach unwandelbaren Geſetzen. Vier Jahrhunderte ſind vergangen; da ſtand ein großer Geiſt aus dem Hauſe Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutſchen und der Chriſtenheit auf, und ſuchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daß er nur Heil, nicht Verderben bringen ſollte; bald empfing Ihn der Kurfürſten glänzende Reihe; nun ward in jener Mark, die eine Zeitlang ein Spiel der Herrſcher geweſen war, eine Größe gegründet, in welcher die deutſche Verfaſſung und der Geiſt der Zeitalter, inſofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg fanden.

Jenes Streben für Erhalturg des Reiches der Deutſchen und Bildung des Geiſtes der Zeiten iſt hervorſpringend im Charakter der erhabenen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geſchichte verfolgt die Entwicklung deſſelben mit Begeiſterung am Schluſſe des erſten Jahrhunderts der preußiſchen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichſten Urſachen ihrer gegenwärtigen Größe.

Das erſte Erſcheinen der Ahnen des Königlichen Hauſes iſt durch den Eifer bezeichnet, womit ſie das bürgerliche Glück des deutſchen Vaterlandes umfaſſen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen ſie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaiſers, und gewöhnen nicht nur im deutſchen Oberlande, ſondern auch

in der Schweiz und den niederländiſchen Provinzen den zügelloſen Geiſt an die Satzungen der Rechte.

Allein das Anſehn der von den Altvordern überlieferten Geſetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil ſprechen, will zum Schatten werden; aus allen ſeinen Fugen iſt der Deutſche Staat geriſſen; von tauſend Fehdeſchlöſſern ſchreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigſten, geiſtvollſten und mächtigſten Geſchlechter, welche je Kronen trugen, die Hohenſtaufen, ſind kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiſte des Pabſtthums und der Fehde bei Fürſten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer ſagen ſich die deutſchen Großen, daß Konradins Haupt nicht in Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiſerliche Diadem nie im Hauſe der Hohenſtaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Großen zu faſſen, und indem die erſte Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Beſitzer betrachtet wird, will die deutſche Nation ſich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückſtürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürſten von Mainz, voll verſtändiger Kühnheit, das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wußte, daß keiner von den großen deutſchen Fürſten die Kaiſerkrone annehmen würde; aber er wußte auch, daß in dieſer allgemeinen Zerrüttung ein Kaiſer das Heil der deutſchen Nation und ſein eigenes Anſehn mehr in ſeiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht ſeines Hauſes finden müſſe. Als ein Mann, welcher das menſchliche Gemüth kannte, und klug den kleinſten Umſtand für ſeinen Vortheil benutzte, als ein fehdeluſtiger Ritter, welcher den Krieg verſtand, wiewohl auch dieſen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich *ſeine* Bemühung hob den verehrten Ahnherrn des öſterreichiſchen Hauſes auf den Thron der Deutſchen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit mit der Gegenwart verglichen; dem Deutſchen iſt es eines der gehaltvollſten

Schauſpiele, wenn die Väter der großen deutſchen Geſchlechter, ohne Ahnung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältniſſen ihrer Häuſer, ſich traulich die Hand reichen, ſich redlich einander erhöhn, um die Nation mit ſich zu erheben.

Nicht bloß Habsburg hatte durch Hohenzollern zu Anſehn gelangen ſollen, ſondern in ihm das Geſetz.

Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiſer Ludwig von Baiern den Sieg entſchied, als Oeſterreich durch das Schwert die Kaiſerkrone gewinnen wollte, wiewol die Mehrheit der Kurſtimmen, alſo das Geſetz, für jenen entſchieden. Friedrich der Schöne von Oeſterreich hatte geſiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und ſtellte ihn gefangen ſeinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutſchen zeigten ſich die älteſten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des brandenburgiſchen Hauſes, daß der Geiſt der Zeit durch daſſelbe nicht gehemmt, ſondern noch mehr vorwärts getrieben werden ſolle, ſo lange er in ſeinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müſſe, ſobald er ſeine Gränzen verheerend überſchreitet, brachte Kurfürſt Friedrich der Erſte, der Gründer der brandenburgiſchen Macht, in das erhabene Geſchlecht.

In ſeiner Kraft hat er ſich erhoben, als ein neuer, jugendlich mächtiger Geiſt der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufſtand; und ſo ſchien ſelbſt in dem Zeitpunkte, da er die Größe ſeines Hauſes gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, daß ſie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derſelben innigſt verbunden wachſen werde, ſelten hinter ihr zurück, faſt immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem großen Herrſcherhauſe, hat es wenigſtens einen Fürſten gegeben, von welchem man gleichſam ſagen kann, daß er ein vollkommner Repräſentant ſeines Volkes, wenigſtens in einem beſtimmten Zeitalter, geweſen; aber in den deutſchen Fürſtenhäuſern erſchienen bisweilen ſolche Heroen, welche den

Charakter, den ihr Geſchlecht trägt oder tragen wird, und den Geiſt ihres Zeitalters, ſogar der menſchlichen Natur überhaupt, wie in einem idealiſchen Bilde vielmehr in ſich darſtellen, als die Eigenthümlichkeit ihrer Nation. Der vornehmſte Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß wir nach unſerm politiſchen Daſeyn, unſern Schickſalen von jeher, und ſelbſt nach unſerer geographiſchen Lage, der phyſiſchen Beſchaffenheit unſers Landes und Himmels, nicht einen ſo beſtimmten Nationalcharacter erhalten haben, wie andere gebildete Völker Europas.

Friedrich der Erſte, Kurfürſt von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich ſeinen Verdienſten um Kaiſer und Reich wurde, iſt ein großes Beiſpiel jener Erfahrung. Als deutſcher Patriot drückte er ſeinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein. Von dreißig Feldzügen, die ſein kriegeriſches Leben zählt, waren die meiſten für Deutſchland und die Chriſtenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz ſprach er mit der Begeiſterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäßige Verfügung, wodurch die Kirchenvenbeſſerung, vorzüglich zu Deutſchlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finſtern Gedanken und eigennützigen Leidenſchaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Baſel durch ihn beſchloſſen. Beſonders vernahm man ſeine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politiſchen Schwäche der deutſchen Nation ſprach. Jener allgemeine Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreiſe, um den Kräften deſſelben gewiſſe Mittelpunkte zu geben, entſtanden aus ſeinen Gedanken, freilich erſt, da ſein patriotiſches Herz ſchon in Staub zerfallen war. Am glänzendſten aber erſchien ſeine Liebe für das Land der Deutſchen, als nach dem Tode des Kaiſers Siegmund die Kurfürſten an ſein Geſchlecht die Kaiſerkrone übertragen wollten. Er ſelbſt war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und

ſeine fränkiſchen Beſitzungen bildeten ſchon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiſerliche Diadem von ſich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Oeſterreich, deſſen Ländergruppe ihn vorzüglich geſchickt machte und aufrief, auf das Koncilium zu Baſel zum Beſten der Chriſtenheit und Deutſchlands zu wirken, dieſes wider die Polen zu ſchützen, und beſonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in beſtimmten Gränzen zu gedeihen, ſondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erſte war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preußen, welcher Habsburg auf den Kaiſerthron erhob, einzig aus der Ueberzeugung, daß Deutſchlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch ſeine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutſchen Reichs, wird Friedrich der Erſte durch ſeine Anſicht von dem Genius ſeines Zeitalters. Drei Eigenthümlichkeiten deſſelben ſtellten ſich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte, und welche mit hundert unbeſtimmten Bildern die beſſern Seelen umgaukelte, mit zerſtörender Leidenſchaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, ſtürmte durch alle bürgerlichen Verhältniſſe. Es war eigentlich noch der alte Fehdegeiſt des Mittelalters; aber politiſche Gedanken und Bedürfniß eines freiern geſellſchaftlichen Lebens hatten ſich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heiſchte der Geiſt der Zeit, und mit Recht, eine Verbeſſerung der kirchlichen Einrichtungen, aber verlor ſich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach ihrer Laune geſtalten wollen, um tyranniſch dem Gefühl, der Einbildungskraft Andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwiſchen den aufgewachten Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erſcheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürſten, denen Kaiſer Karl der Vierte gelehrte Kultur faſt zur Pflicht gemacht hatte, und

welche in dieſen ſtürmiſchen Jahren kriegserfahrne Helden ſeyn mußten, mochten vorzüglich dahin ſtreben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben dieſen Erſcheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Beſonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerlichen Freiheit unterdrücken zu wollen, ſuchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder feſter zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in deſſen Flammen alle bisherigen Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürſten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daß ein wilder Volksſinn ſich in dieſes große Geſchäft, das Bedürfniß der Zeiten miſchte. Er, welcher das Schrecken der Päbſte und Prälaten auf den Kirchenverſammlungen war, hat ſich den größten Gefahren preisgegeben, um der Huſſiten raſende Religionsfreiheit ſelbſt durch Feuer nnd Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er in ſeinem eigenen Beiſpiele, wie der Kampf zwiſchen den Wiſſenſchaften und dem Rittergeiſte zum friedlichen Verein derſelben gelenkt werden könne. Einer der ſchönſten und ſtärkſten Ritter unter ſeinen Zeitgenoſſen, und vielleicht der gelehrteſte Fürſt; das Schwert wider den Türken gezückt in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geſchichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeiſtert, und zurückſchauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: ſteht er da, ein idealiſches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deutſchen Reiches vorzüglich dahin ſtrebte, den Geiſt der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, iſt er zugleich Repräſentant des Hauptcharakters des Geſchlechts, das aus ſeiner Heldenkraft empor blühen ſollte.

Hölderlin.

Die Athenienſer.

(1797.)

Ungeſtörter in jedem Betracht, von gewaltſamem Einfluß freier, als irgend ein Volk der Erde, erwuchs das Volk der Athener. Kein Eroberer ſchwächt ſie, kein Kriegsglük berauſcht ſie, kein fremder Gottesdienſt betäubt ſie, keine eilfertige Weisheit treibt ſie zu unzeitiger Reife. Sich ſelber überlaſſen, wie der werdende Diamant, iſt ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Piſiſtratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen ſie am trojaniſchen Kriege, der, wie im Treibhaus, die meiſten griechiſchen Völker zu früh erhizte und belebte. — Kein außerordentlich Schikſal erzeugt den Menſchen. Groß und koloſſaliſch ſind die Söhne einer ſolchen Mutter, aber ſchöne Weſen, oder, was daſſelbe iſt, Menſchen werden ſie nie oder ſpät erſt, wenn die Kontraſte ſich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen.

In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte ſich eben deswegen auch früher zerſtreut und aufgelöst, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit ſeiner Zucht die übermüthige Natur zuſammen gehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner Alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und ſelbſtbewußtes Streben, und ſoviel man in gewiſſem Sinne von der Einfalt der Spartaner ſprechen kann, ſo war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt ganz nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen

zu frühe die Ordnung des Inſtinkts, ſie ſchlugen zu früh aus der Art, und ſo mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rükkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.

Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird ſchwerlich ein vollkommener Mann. —

Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels ſind nicht, wie ein Feuerregen, auf ſie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauſchte ſie nicht mit Liebkoſungen und übergütigen Gaben, wie ſonſt wohl hie und da die thörichte Mutter thut.

Hiezu kam die wundergroße That des Theſeus, die freiwillige Beſchränkung ſeiner eignen königlichen Gewalt.

O! ſolch ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldnen Aehren erzeugen, und ſichtbar wirkt und wuchert es ſpät noch unter den Athenern.

Alſo noch einmal! daß die Athener ſo frei von gewaltſamem Einfluß aller Art, ſo recht bei mittelmäßiger Koſt aufwuchſen, das hat ſie ſo vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt' es!

Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! treibt aus der engvereinten Knoſpe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und ſo von ihm euch unterſcheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle, und ſo von ihm euch unterſcheide, kurz, laßt den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas auſſer ihm giebt; denn ſo nur wird er Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſo bald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön.

Sonderbar! rief einer von den Freunden.

Du haſt noch nie ſo tief aus meiner Seele geſprochen, rief Diotima.

Ich hab' es von Dir, erwiedert' ich.

So war der Athener ein Menſch, fuhr ich fort, ſo mußt' er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön, an Leib und Seele, wie man zu ſagen pflegt.

Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter. Denn im Anfang waren der Menſch und ſeine Götter Eins, da, ſich ſelber unbekannt, die ewige Schönheit war. — Ich ſpreche Myſterien, aber ſie ſind. —

Das erſte Kind der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt. So war es bei den Athenern.

Der Schönheit zweite Tochter iſt Religion. Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Auch ſo war's bei den Athenern. Und ohne ſolche Liebe der Schönheit, ohne ſolche Religion iſt jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geiſt, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeſchlagen iſt.

Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und beſonders den Athenern, daß ihre Kunſt und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menſchennatur — ſind, und nur hervorgehn konnten aus vollendeter Menſchennatur, das zeigt ſich deutlich, wenn man nur die Gegenſtände ihrer heiligen Kunſt, und die Religion mit unbefangenem Auge ſehn will, womit ſie jene Gegenſtände liebten und ehrten.

Mängel und Mißtritte giebt es überall und ſo auch hier. Aber das iſt ſicher, daß man in den Gegenſtänden ihrer Kunſt doch meiſt den reifen Menſchen findet. Da iſt nicht das Kleinliche, nicht das Ungeheure der Aegyptier und Gothen, da iſt Menſchen-

ſinn und Menſchengeſtalt. Sie ſchweifen weniger als andre, zu den Extremen des Ueberſinnlichen und des Sinnlichen aus. In der ſchönen Mitte der Menſchheit bleiben ihre Götter mehr, denn andre.

Und wie der Gegenſtand, ſo auch die Liebe. Nicht zu knechtiſch und nicht gar zu ſehr vertraulich! —

Aus der Geiſtesſchönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit.

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Deſpotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Geſezesdeſpotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine, freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geſezlichen zu hängen.

Der Athener kann die Willkühr nicht ertragen, weil ſeine göttliche Natur nicht will geſtört ſeyn, er kann Geſezlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt ſeyn, und thut auch recht daran.

Gut! unterbrach mich einer, das begreif' ich, aber, wie dieß dichteriſche religiöſe Volk nun auch ein philoſophiſch Volk ſeyn ſoll, das ſeh' ich nicht.

Sie wären ſogar, ſagt' ich, ohne Dichtung nie ein philoſophiſch Volk geweſen!

Was hat die Philoſophie, erwiedert' er, was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit Dichtung zu thun?

Die Dichtung, ſagt' ich, meiner Sache gewiß, iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen, göttlichen Seyns. Und ſo läuft am End' auch wieder in ihr das Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zuſammen.

Das iſt ein paradoxer Menſch, rief Diotima, jedoch ich ahn' ihn. Aber ihr ſchweift mir aus. Von Athen iſt die Rede.

Der Menſch, begann ich wieder, der nicht wenigſtens im Leben Einmal volle lautre Schönheit in ſich fühlte, wenn in ihm die Kräfte ſeines Weſens, wie die Farben an Iris Bogen, in einander ſpielten, der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeiſterung alles innigſt übereinſtimmt, der Menſch wird nicht einmal ein philoſophiſcher Zweifler werden, ſein Geiſt iſt nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geſchweige zum Aufbauen. Denn glaubt es mir, der Zweifler findet darum nur in allem, was gedacht wird, Widerſpruch und Mangel, weil er die Harmonie der mangelloſen Schönheit kennt, die nie gedacht wird. Das trokne Brod, das menſchliche Vernunft wohlmeinend ihm reicht, verſchmähet er nur darum, weil er in geheim am Göttertiſche ſchwelgt.

Schwärmer! rief Diotima, darum warſt auch du ein Zweifler. Aber die Athener!

Ich bin ganz nach ihnen, ſagt’ ich. Das große Wort, das ἐν διαφερον ἑαυτῳ (das Eine in ſich ſelber Unterſchiedne) des Heraklit, das konnte nur ein Grieche finden, denn es iſt das Weſen der Schönheit, und ehe das gefunden war, gabs keine Philoſophie.

Nun konnte man beſtimmen, das Ganze war da. Die Blume war gereift; man konnte nun zergliedern.

Der Moment der Schönheit war nun kund geworden unter den Menſchen, war da im Leben und Geiſte, das Unendlicheinige war.

Man konnt’ es auseinander ſetzen, zertheilen im Geiſte, konnte das Getheilte neu zuſammen denken, konnte ſo das Weſen des Höchſten und Beſten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Geſeze geben in des Geiſtes mannigfaltigen Gebieten.

Seht ihr nun, warum beſonders die Athener auch ein philoſophiſch Volk ſeyn mußten?

Das konnte der Aegyptier nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb’ und Gegenliebe lebt, wer nicht in dieſem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worinn er ſich

regt, iſt von Natur auch in ſich ſelbſt ſo einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigſtens ſo leicht nicht wie ein Grieche.

Wie ein prächtiger Deſpot, wirft ſeine Bewohner der orientaliſche Himmelsſtrich mit ſeiner Macht und ſeinem Glanze zu Boden, und, ehe der Menſch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er ſprechen gelernt hat, muß er beten; ehe ſein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es ſich neigen, und ehe der Geiſt noch ſtark genug iſt, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schickſal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier iſt hingegeben, eh' er ein Ganzes iſt, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchſte, was er nennt, iſt eine verſchleierte Macht, ein ſchauerhaft Räthſel; die ſtumme finſtre Iſis iſt ſein Erſtes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus iſt nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabenſten Nichts wird Nichts geboren.

Der Norden treibt hingegen ſeine Zöglinge zu früh in ſich hinein, und wenn der Geiſt des feurigen Aegyptiers zu reiſeluſtig in die Welt hinaus eilt, ſchikt im Norden ſich der Geiſt zur Rükkehr in ſich ſelbſt an, ehe er nur reiſefertig iſt.

Man muß im Norden ſchon verſtändig ſeyn, noch eh' ein reif Gefühl in einem iſt, man mißt ſich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr ſchönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum ſelbſtbewußten Geiſte werden, ehe man Menſch, zum klugen Manne, ehe man Kind iſt; die Einigkeit des ganzen Menſchen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeihn und reifen, eh' er ſich bildet und entwikelt. Der bloſe Verſtand, die bloſe Vernunft ſind immer die Könige des Nordens.

Aber aus bloſem Verſtand iſt nie Verſtändiges, aus bloſer Vernunft iſt nie Vernünftiges gekommen.

Verſtand iſt ohne Geiſtesſchönheit, wie ein dienſtbarer Geſelle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet iſt, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meiſter bauen will. Des Verſtandes ganzes Geſchäft iſt Nothwerk. Vor dem Unſinn, vor dem Un-

recht ſchützt er uns, indem er ordnet; aber ſicher zu ſeyn vor Unſinn und vor Unrecht iſt doch nicht die höchſte Stufe menſchlicher Vortrefflichkeit.

Vernunft iſt ohne Geiſtes-, ohne Herzensſchönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauſes über die Knechte geſetzt hat; der weiß, ſo wenig, als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden ſoll, und ruft nur: tummelt euch, und ſiehet es faſt ungern, wenn es vor ſich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und ſeine Rolle wäre geſpielt.

Aus bloſem Verſtande kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn nur die beſchränkte Erkenntniß des Vorhandnen.

Aus bloſer Vernunft kömmt keine Philoſophie, denn Philoſophie iſt mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortſchritts in Vereinigung und Unterſcheidung eines möglichen Stoffs.

Leuchtet aber das Göttliche ἐν διαφερον ἑαυτῳ, das Ideal der Schönheit der ſtrebenden Vernunft, ſo fordert ſie nicht blind, und weiß, warum, wozu ſie fordert.

Scheint, wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt, dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Nothwerk ſtehn, doch denkt er gerne des Feſttags, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.

Hegel.

I. Hamann und ſeine Zeit.

(1828.)

Faſſen wir die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann ſich zeigt, ſo gehört er der Zeit an, wo in Deutſchland der denkende Geiſt, dem ſeine Unabhängigkeit zunächſt in der Schul=Philoſophie aufgegangen war, ſich nunmehr in der Wirklichkeit zu ergehen, was in dieſer als feſt und wahr galt, in Anſpruch zu nehmen, und ihr ganzes Gebiet ſich zu vindiciren begann. Es iſt dem deutſchen Vorwärtsgehen des Geiſtes zu ſeiner Freiheit eigenthümlich, daß das Denken ſich in der wolfiſchen Philoſophie eine methodiſche nüchterne Form verſchaffte; nachdem der Verſtand nun, mit Befaſſung auch der anderen Wiſſenſchaften, der Mathematik ohnehin, unter dieſer Form, den allgemeinen Unterricht und die wiſſenſchaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und ſeiner ſchulgerechten Form herauszutreten und mit ſeinen Grundſätzen alle Intereſſen des Geiſtes, die poſitiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populare Weiſe zu beſprechen. Ebenſo wenig als dieſe Anwendung des Verſtandes etwas Geiſtreiches an ſich hatte, zeigte der Inhalt einheimiſche Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dieß Aufklären allein darin beſtand, die Grundſätze des Deismus, der religiöſen Toleranz und der Moralität, welche Rouſſeau und Voltaire zur allgemeinen Denkweiſe der höheren Klaſſen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutſchland ein=

zuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrich II. ſelbſt ſich eine Zeitlang aufhielt, viele andere regierende deutſche Fürſten (vielleicht die Mehrzahl) es ſich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder ſeinen Freunden in Bekanntſchaft, Verbindung und Korreſpondenz zu ſeyn, gieng von Berlin der Vertrieb derſelben Grundſätze aus in die Sphäre der Mittel-Klaſſen, mit Einſchluß des geiſtlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denſelben gerichtet war, vielmehr in Deutſchland die Aufklärung ihre thätigſten und wirkſamſten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwiſchen beiden Ländern der Unterſchied ſtatt, daß in Frankreich dieſem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles ſich anſchloß, was Genie, Geiſt, Talent, Edelmuth beſaß, und dieſe neue Weiſe der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der Friſche eines naiven, geiſtreichen, energiſchen, geſunden Menſchenverſtandes erſchien. In Deutſchland dagegen ſpaltete ſich jener große Impuls in zwei verſchiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geſchäft der Aufklärung mit trockenem Verſtande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geiſtes und Wiſſens, kleinlichen oder gemeinen Leidenſchaften, und wo es am reſpektabelſten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was ſich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geiſtes und Gemüths aufthat, in feindſelige, tracaſſierende, verhöhnende Oppoſition. Berlin war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelſohn, Teller, Spalding, Zöllner u. ſ. f. in ihren Schriften, und die Geſammtperſon, die allgemeine deutſche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verſchiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jeruſalem u. ſ. f. ſind als Nachbarn in dieſen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb deſſelben befand ſich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geiſt und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus auf’s Gehäſſigſte angegriffen und herabgeſetzt wurde. Gegen Nordoſt ſehen wir in Königsberg Kant, Hippel, Hamann, gegen Süden in

Weimar und Jena Herder, Wieland, Göthe, ſpäter Schiller, Fichte, Schelling u. A.; weiter hinüber gegen Weſten Jacobi mit ſeinen Freunden: Leſſing, längſt gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrſamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geiſtes, als ſeine Freunde, die vertraut mit ihm zu ſeyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutſchlands der Einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgeſetzt war. Obgleich beide Seiten im Intereſſe der Freiheit des Geiſtes übereinkamen, ſo verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verſtand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtſeyn des Unendlichen, was ſich auf dieſer Seite befand, deſſen Tiefe in der Poeſie wie in der denkenden Vernunft. Von jener Wirkſamkeit iſt das Werk geblieben, von dieſer aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geſchäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abſtraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menſchlichkeit und Rechtlichkeit ihre geiſtige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, ſo war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen iſt wohl Hamann nicht nur auch originell, ſondern mehr noch ein Original, indem er in einer Concentration ſeiner tiefen Partikularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, ſowohl der Expanſion denkender Vernunft als des Geſchmacks, ſich unfähig gezeigt hat.

Hamann ſteht der Berliner Aufklärung zunächſt durch den Tiefſinn ſeiner chriſtlichen Orthodoxie gegenüber, aber ſo, daß ſeine Denkweiſe nicht das Feſthalten der verholzten orthodoxen Theologie ſeiner Zeit iſt; ſein Geiſt behält die höchſte Freiheit, in der nichts ein Poſitives bleibt, ſondern ſich zur Gegenwart und Beſitz des Geiſtes verſubjektivirt. Mit ſeinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, ſteht er in dem Verhältniſſe eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen.

Von jener Aufklärung iſt er ferner nicht nur durch den Inhalt, ſondern auch aus dem Grunde geſchieden, aus dem er von Kant getrennt iſt, nämlich weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverſtanden bleibt. Hippel'n ſteht er inſofern näher, als er ſeinen innern Sinn, wie nicht zur Expanſion der Erkenntniß, ebenſo wenig [zu] der Poeſie herausführen kann, und nur der humoriſtiſchen, blitzenden, deſultoriſchen Aeußerung fähig iſt; aber dieſer Humor iſt ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Verſuch von Geſtalten; er bleibt ganz beſchränkt ſubjektiv. Am meiſten Uebereinſtimmendes hat er mit demjenigen ſeiner Freunde, mit dem ſich das Verhältniß auch in dem Briefwechſel am innigſten und rückhaltsloſeſten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu ſchreiben fähig war; doch ſind Jacobi's Briefe in ſich klar, ſie gehen auf Gedanken, und dieſe kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, ſo daß die Briefe zu einer zuſammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzoſen ſagen: Le stile c'est l'homme même; Hamann's Schriften haben nicht ſowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß ſie durch und durch Styl ſind. In Allem, was aus Hamann's Feder gekommen, iſt die Perſönlichkeit ſo zudringlich und das Ueberwiegende, daß der Leſer durchaus allenthalben mehr noch auf ſie, als auf das, was als Inhalt aufzufaſſen wäre, hingewieſen wird.

II. Ueber Schiller's Wallenſtein.

(Zeit, unbekannt.)

Der unmittelbare Eindruck nach der Leſung Wallenſtein's iſt trauriges Verſtummen über den Fall eines mächtigen Menſchen, unter einem ſchweigenden und tauben Schickſal. Wenn

das Stück endigt, ſo iſt Alles aus, das Reich des Nichts, des Todes hat den Sieg behalten; es endigt nicht als eine Theodicee.

Das Stück enthält zweierlei Schickſale Wallenſtein's; — das eine, das Schickſal des Beſtimmtwerdens eines Entſchluſſes, das zweite, das Schickſal dieſes Entſchluſſes und der Gegenwirkung auf ihn. Jedes kann für ſich als ein tragiſches Ganzes angeſehen werden. Das erſte — Wallenſtein, ein großer Menſch, — denn er hat als er ſelbſt, als Individuum, über viele Menſchen geboten, — tritt auf als dieſes gebietende Weſen, geheimnißvoll, weil er kein Geheimniß hat, im Glanz und Genuß dieſer Herrſchaft. Die Beſtimmtheit theilt ſich gegen ſeine Unbeſtimmtheit nothwendig in zwei Zweige, der eine in ihm, der andere außer ihm; der in ihm iſt nicht ſowohl ein Ringen nach derſelben, als ein Gähren derſelben; er beſitzt perſönliche Größe, Ruhm als Feldherr, als Retter eines Kaiſerthums durch Individualität, Herrſchaft über Viele, die ihm gehorchen, Furcht bei Freunden und Feinden; er iſt ſelbſt über die Beſtimmtheit erhaben, dem von ihm geretteten Kaiſer oder gar dem Fanatismus anzugehören; welche Beſtimmtheit wird ihn erfüllen? er bereitet ſich die Mittel zu dem größten Zwecke ſeiner Zeit, dem, für das allgemeine Deutſchland Frieden zu gebieten; ebenſo dazu, ſich ſelbſt ein Königreich, und ſeinen Freunden verhältnißmäßige Belohnung zu verſchaffen; — aber ſeine erhabene, ſich ſelbſt genügende, mit den größten Zwecken ſpielende und darum charakterloſe Seele kann keinen Zweck ergreifen, ſie ſucht ein Höheres, von dem ſie geſtoßen werde; der unabhängige Menſch, der doch lebendig und kein Mönch iſt, will die Schuld der Beſtimmtheit von ſich abwälzen, und wenn nichts für ihn iſt, das ihm gebieten kann, — es darf nichts für ihn ſeyn — ſo erſchafft er ſich, was ihm gebiete; Wallenſtein ſucht ſeinen Entſchluß, ſein Handeln und ſein Schickſal in den Sternen; (Max Piccolomini ſpricht davon nur wie ein Verliebter). Eben die Einſeitigkeit des Unbeſtimmtſeyns mitten unter lauter Beſtimmtheiten, der Unabhängigkeit unter lauter Abhängigkeiten, bringt ihn in

Beziehung mit tauſend Beſtimmtheiten, ſeine Freunde bilden dieſe zu Zwecken aus, die zu den ſeinigen werden, ſeine Feinde ebenſo, gegen die ſie aber kämpfen müſſen; und dieſe Beſtimmtheit, die ſich in dem gährenden Stoff — denn es ſind Menſchen — ſelbſt gebildet hat, ergreift ihn, da er damit zuſammen — und alſo davon abhängt, mehr, als daß er ſie machte. Dieſes Erliegen der Unbeſtimmtheit unter die Beſtimmtheit iſt ein höchſt tragiſches Weſen, und groß, konſequent dargeſtellt; — die Reflexion wird darin das Genie nicht rechtfertigen, ſondern aufzeigen. Der Eindruck von dieſem Inhalt, als einem tragiſchen Ganzen, ſteht mir ſehr lebhaft vor. Wenn dieß Ganze ein Roman wäre, ſo könnte man fordern, das Beſtimmte erklärt zu ſehen, — nämlich dasjenige, was Wallenſtein zu dieſer Herrſchaft über die Menſchen gebracht hat. Das Große, Beſtimmungsloſe, für ſie Kühne, feſſelt ſie; es iſt aber im Stück, und konnte nicht handelnd dramatiſch, d. h. beſtimmend und zugleich beſtimmt auftreten; es tritt nur als Schattenbild, wie es im Prolog, vielleicht in anderm Sinne heißt, auf; aber das Lager iſt dieſes Herrſchen, als ein Gewordenes, als ein Produkt.

Das Ende dieſer Tragödie wäre demnach das Ergreifen des Entſchluſſes; die andere Tragödie das Zerſchellen dieſes Entſchluſſes an ſeinem Entgegengeſetzten; und ſo groß die erſte iſt, ſo wenig iſt mir die zweite Tragödie befriedigend. Leben gegen Leben; aber es ſteht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abſcheulich! der Tod ſiegt über das Leben! Dieß iſt nicht tragiſch, ſondern entſetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Bruſt ſpringen!

Creuzer.

Geiſt der alten Religionen.

(1812 und 1821.)

Es war doch Alles, was im religiöſen Denken der Griechiſchen Völker unter ſo mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im Weſentlichen nichts anders, als eine Vergötterung der leiblichen Natur. Die lebendigen Elemente, was ſie ſo nannten, Luft, Feuer, Waſſer und Erde, in ihrer Wechſelwirkung und in ihrem Einfluß auf den Menſchen, die auffallendſten Erſcheinungen im Thierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflanzenwelt; daneben beſonders Sonne und Mond, die Planeten nebſt einigen andern ausgezeichneten Sternen, und noch der Sirius — das waren die Dinge, die der Grieche verehrte und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tauſend und tauſend Fabeln machte. Phyſiſch war faſt ſeine ganze Religion, die öffentliche, wie die geheime. Auf das eigenthümliche Seyn der natürlichen Dinge, auf ihr Beſtehen und Leben, im Reflex des Menſchengeiſtes — darauf bezog ſich alles religiöſe Thun und Denken. Der Gottesdienſt heiligte in dieſem Kreiſe Alles. Selbſt das Kleinſte verſchmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In dieſem magiſchen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes phyſiſche Daſeyn, Regen und Weben abgeſtrahlt. Es war eine Religion der Phantaſie. Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in ſeinem wechſelnden Laufe, Sonnen- und Mondsperioden mit den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Ernte, dieſe bildeten den immer wiederkehrenden

Kreis der Feſte. Naturgeiſter wurden erſchaffen, Sternengeiſter, Luft-, Erd-, Waſſer- und Feuergeiſter, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unüberſehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Weſen anwuchſen. In ihren Beziehungen zu einander wurden die Geſetze des phyſiſchen Lebens aufgefaßt, wie ſie ſich dem offenen Naturſinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organiſchen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiöſen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward an's Licht gezogen, und in Bild und Geſtalt vor Augen geſtellt. Was der Culturmenſch im geſellſchaftlichen Leben verſchämt und beſorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Naturmenſchen in Namen und Abbild religiös ergriffen und dem öffentlichen Dienſte geheiligt. In dieſem ganzen immanenten Glauben, daß ich ſo ſpreche, in dieſem Glauben, der den Gott in die Natur ſetzt und mit ihr identificirt; ſodann bei der freieren Lebensweiſe ſüdlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterſcheidungen von Schicklich und Unſchicklich, des Gottes Würdig und Unwürdig, wie ſie ſich erſt unter ganz andern Lebensanſichten und hiſtoriſchen Ereigniſſen für uns feſtgeſetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unſchuldiger ſolche ſinnliche Göttergeſchichten und Bilder haben konnten, als z. B. die Römer in der Kaiſerzeit und als die neueren Europäer.

Die Götterwelt der Griechiſchen Bildnerei beruht auf demſelben phyſiſchen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantaſie und ſteigerte die religiöſen Vorſtellungen. Hier war eine jede Göttergeſtalt ein Körpergeiſt. In einer ſchönen Individualität das eigenthümliche Weſen der ganzen Art, und, ſo zu ſagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erſcheinens das innere Beſtehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigenthümliche Beſtreben des Griechiſchen Künſtlers. Damit iſt ein bedeutender Fortſchritt gethan. In dieſer plaſtiſchen Darſtellung des Göttlichen ward

nun nicht mehr die Natur, als ſolche, in ihren individuellſten Aeußerungen genommen, und als ſolche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur wahren Weſenheit des Körperlichen, zum eigentlichen Seyn der Menſchengeſtalt gehörte, ward abgethan und dahinten gelaſſen. Es ward als Schranke und Hinderniß des wahren leiblichen Daſeyns erkannt. Das Geſetz ſelbſt ſollte verkörpert werden, welches die bildende Natur in der Menſchenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erſchien, ſondern was das Auge des Geiſtes in der Tiefe der Menſchengeſtalt ſah, ward vom Künſtler gebildet. Es war eine Idee, die der Griechiſche Bildner vom Körper ausgehend ſuchte und erſtrebte. Es war ein Geiſtiges im Leiblichen, ein Körpergeiſt. Selbſt die höchſten Eigenſchaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen, und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Dieſe Eigenſchaften ſchaute der Grieche auch in den Werken ſeiner Dichter an. Auch in den Göttergeſchichten ſah er ſie. Götterähnlich an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren die Heroen, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeſchichte zeigte dem Griechen, wie dieſe Edlen der Vorzeit kein anderes Beſtreben gekannt hatten, als das Göttliche zu thun, und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde, oder doch der nächſten Ehre nach ihr, theilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Vertheidigung ſeiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des geſitteten Lebens, Stiftung von Heiligthümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer ſelbſt — das hatte jene Heroen ausgezeichnet; und ſo ſtanden ſie jedem freien Griechen als Muſter vor Augen. Darin war ein feſter Grund für die Moral gelegt. — Noch mehr Ethiſches war in der Art, wie die Myſterien die Heroenlehre aufgefaßt hatten; wo, wenn gleich unter ſinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwieſpalt im Menſchen und der Sieg des Beſſern in den Lebensläufen

vaterländiſcher Helden ganz allgemein und im edelſten Sinne dargeſtellt ward. Es war damit eine religiöſe Erziehung begründet, die, von der entſcheidendſten Lebensſtufe an, dem Griechiſchen Manne die ehrwürdigen Geſtalten einer höheren Welt beſtändig vorhielt. Ein Jeder hatte Heroenberuf. Jeder ſollte werden, was dieſe Helden geweſen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin ſollte eines Jeden vornehmſte Sorge ſeyn.

Das war nur ein Folgeſatz aus dem Allgemeinen, der die Summe aller Geheimlehre befaßte, und wodurch ſie mit dem ganzen Orient zuſammenhing. Es iſt die Lehre von der Emanation, von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott und von der Wiederaufnahme in ihn. Hierbei drang ſich die Frage auf: warum doch jener Abfall geſchehen, warum das ewige, ſelige Weſen ſich außer ſich geſetzt, und in einer Welt habe offenbaren wollen? Eine Frage, die, wie neuerlich Görres (in der Mythengeſchichte der Aſiat. Welt) von mehreren vortrefflich gezeigt, alle alten Religionstheorien vorzüglich beſchäftigt hat.

Wie die Griechiſche Myſterienlehre dieſe Frage gefaßt und zu löſen verſucht hatte, haben wir geſehen. Dieſe vaterländiſche Geheimlehre immer mehr zu beſtätigen und zu läutern, war das Bemühen vieler geiſtvollen Denker, beſonders aus der Pythagoreiſchen und Platoniſchen Schule. Als nun das Chriſtenthum verkündigt war, da war auch auf jene Hauptfrage eine andere, eine neue Antwort gegeben. Vielleicht kann ſie jenen heidniſchen Philoſophen gegenüber auf folgende Weiſe geſagt werden: Es iſt im Chriſtenthume die Lehre von der Menſchwerdung und von der Verſöhnung der Mittelpunkt, worauf Alles bezogen wird. Hiernach war mit Gottes ewigem Rathſchluß, ſich in einer Welt zu offenbaren, wodurch alſo das Außer Gott ſeyn und mithin der Abfall und die Sünde ſelbſt geſetzt war, zugleich der andere Rathſchluß von Ewigkeit her in der Gottheit gegeben, dieſe Welt wieder zu ſich zu nehmen. Gott ſelbſt, aus Gott herausgeſetzt (alſo in die

Lage des Abfalls gebracht, wie der Menſch, aber nicht in deſſen Schuld), beſteht den moraliſchen Kampf bis auf den Punkt, wohin der Sieg in dieſem Kampfe gebracht werden mußte, d. h. bis zur Zurückgabe ſeiner endlichen Natur; wodurch alſo das Außer Gott, und mithin in ihm die Möglichkeit zur Sünde aufgehoben iſt. Damit iſt der Sieg über den Tod gegeben, indem das aus Gott heraus Geſetzte, durch freie, ethiſche Kraft ſich ſelbſt vernichtend, wieder in die Gottheit zurückkehrt. Mit jenem Akte des durch den Gottmenſchen vollendeten Kampfes iſt von Seiten des abgefallenen Theils (von Seiten des Menſchengeſchlechts) die große Aufgabe gelöst, nach deren Löſung von Adam her alle Creatur geſeufzt und ſich geſehnt hat. Durch eine That der höchſten Freiheit iſt das außer Gott Geſetzte wieder fähig geworden, in Gott zu ſeyn. Das Opfer iſt dargebracht, und die Verſöhnung iſt vollendet. Es hat nämlich jeder Menſch das damals dargebrachte Opfer mit dargebracht, wenn er ein Chriſt, d. h. ein Chriſtus, ein Geſalbter, ein Geweiheter und ein heiliger Opferheld, wie jener war, ſeyn will. In die eigene Wahl, in die ethiſche Kraft, iſt die Rückkehr in Gott einem Jeden geſtellt. Jene Veranſtaltung der möglichen Rückkehr durch jenen ewigen Rathſchluß der Menſchwerdung, ſo wie die wirklich vollendete Rückkehr durch den freithätig übernommenen Opfertod, iſt das Geheimniß der ewigen Liebe. Dieſes Geſetz der Liebe giebt allein Aufſchluß über die Entſchließung Gottes, ſich in einer Welt zu offenbaren; ſie löſet das Räthſel der Schöpfung und der Weltgeſchichte. Denn nun, nachdem jenes heilige Todesopfer dargebracht worden, nun iſt es beſſer, daß eine Welt geſchaffen worden; wäre ſie nicht, ſo wäre auch jener Triumph des Heiligen nicht. Durch letzteren iſt erſt das Daſeyn der Welt gerechtfertigt. Erſt mit dem in Chriſtus vollendeten Opfer feiern alle Himmel und alle Naturen die Herrlichkeit des in der Welt ſich offenbarenden Gottes.

Zſchokke.

Die ewigen Parteien.

(Um 1816.)

Die ungeheuern, zuweilen an's Fabelhafte ſtreifenden Begebenheiten unſers Zeitalters ſind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeſtrömt, als der große Haufe der Zeitgenoſſen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An dieſe Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüſſel zu vielen unbegreiflichen Räthſeln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem ſtillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geſchichten und Aufklärungen über den Urſprung und Fortſchritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltherrſchaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß ſich darin Viele das Verdienſt am großen Heldenwerk unſerer Tage zuſchreiben. Die Schriftſteller, welche das Volk zur Selbſtermannung begeiſterten, werden ſagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldenſinnig für ihre und ihrer Fürſten Freiheit und Ehre aufopferten, werden ſagen: Wir! Die Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen in's Werk ſetzten, werden ſich, dem Throne nahe ſtehend, brüſten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimſten Staats- und Fürſtengeheimniſſe nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn dieſe geheimen Geſchichten geben nur wieder Geſchichten von un-

erklärten Erſcheinungen; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verſchwinden; nicht von dem dahinter ſpielenden alles bewegenden, unſichtbaren Geiſt.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauſpielhauſe, welcher der Aufführung eines Meiſterwerks beiwohnt, die Geſtalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten ſieht, ohne den Geiſt des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er ſah: ſo ſchreibt er eine Geſchichte der Dinge, wie ſie gewöhnlich geſchrieben wird; verbindet er die Erſcheinungen mit ſchöpferiſcher Kraft zu einem Ganzen, zeigt Urſachen und Wirkungen, ſo ſchreibt er eine ſogenannte pragmatiſche Geſchichte; ſtand der taube Zuſchauer hinter den Couliſſen, und ſah die Vorbereitungen der Spieler, ſo ſchreibt er ſogar eine geheime Geſchichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verſtanden.

Unſers Zeitalters Geſchichte iſt nur eine winzige Phraſe im unendlichen Weltſchauſpiel, deſſen Bühne der Erdball, deſſen Darſteller die Menſchheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit ſich ſelber iſt. — Wer die Phraſe in ihrer rechten Bedeutung verſtehen will, muß ſie nicht aus dem urſprünglichen Zuſammenhang herausreißen und daraus eine verſtümmelte Einzelheit machen. Er ſoll ſie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen, welches an der Spitze von den älteſten, ſchriftlichen Urkunden des menſchlichen Geſchlechts ſteht, iſt der weiſſagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, ſechstauſendjährigen Weltſchauſpiels; Ueberſchrift und Inhalt der geſammten nachfolgenden Geſchichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Böſen entzweite ſich die Menſchheit; ſie iſt noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht ringt ſie nach dem höchſten Gut, und ungeachtet des

Widerſtrebens von Millionen, nähern ſich dieſe dem Höheren, ohne es zu glauben.

Das Schlechteſte auf Erden iſt die Erde, und was aus ihr kömmt und ſich zu ihr thieriſch hinabneigt, als gewährte ſie den rechten Genuß. Das Beſte unter dem Himmel iſt der Geiſt und was ſich zum Göttlichen emporarbeitet. — — — Da ſtehen die uralten Kämpfer; immer dieſelben ſeit Anbeginn, nur in verſchiedenen Zeiten, mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da ſtehen gegen einander Kain und Abel, das goldene Kalb und die moſaiſche Geſetztafel; der Atheniſche Pöbel mit dem Giftbecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jeruſalems und Chriſtus Jeſus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtyrer; Gregor VII. und Kaiſer Heinrich IV.; Pabſt Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebſt Luther, und Leo X.; Leopold von Oeſterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleoniſche Frankreich und die bedrängten Europäer: les légitimes und les libéraux.

Immer und immer war es der alte Kampf zwiſchen Leiblichem und Geiſtigem, Vergänglichem und Ewigem, ſo weit wir in die Völkergeſchichten zurückſteigen können. Die einen ſtritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Beſſern. Die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Erſprießliche; die andern für das irdiſche Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menſchen Vernunft offenbaret iſt. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldſack nnd Stammbaum, gegen die reinern Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienſt, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geſchlagen; aber die Idee, das Geiſtige, ſiegte jedesmal ob, ſelbſt wenn die Verfechter deſſelben unterlagen. Wahrheit iſt eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über ſie hinſtürzt, um ſie zu erſticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menſchen von höhern und reinern Geſinnungen und Beſtrebungen, die den kurzſichtigen oder ſelbſtſüchtigen Genoſſen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn ſie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derſelben war in älteſten Zeiten ſehr klein; ſie wuchs unter der Kraft griechiſcher und römiſcher Weiſen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jeſu Chriſti; und fortſchreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie iſt heute ſchon ſehr achtbar, wenn ſchon, im Verhältniſſe zu den an dem Irdiſchen klebenden Volksmaſſen, klein. Sie bildet heutiges Tages ſchon eine unſichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genoſſen verſtehen einander, wo ſie ſich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle in verſchiedenen Sprachen und verſchiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnſucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, wiewohl ſie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintanſetzen, ihrer Kirche getreu ſind. Sie kommen aus verſchiedenen Schulen und bekennen ſich doch zu einerlei Grundſätzen.

Was wollen ſie?

Sie wollen wie in Deutſchland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit daſſelbe. Herrſchaft des geſunden Menſchenverſtandes; Grundſätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anſtatt der „Konvenienz-Politik“; Verhütung des militäriſchen Despotismus und der kirchlichen Prieſtermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürſten gegen Andere begründet; keine Schooßkinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker ſeufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weiſe Sparſamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Geſetzlichkeit ſtatt Willkührlichkeit; Staatsverfaſſung ſtatt Eigenmacht, Achtung der Volksſtimme in

des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr Religioſität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das iſt wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen. Da erſcheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöſter; die Geburtsadelichen und Großzeremonienmeiſter; alle, die im Spiele, das geſpielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Dieſe glauben für etwas Solides zu fechten, weil ſie, um was ſie ſtreiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantaſten, die für bloße Ideen hadern, oder für Böſewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwiſchen nennt man die herrſchenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geiſt der Zeit. Und eben die Geſchichte des Geiſtes, der die Zeit und die Maſſen des Raums bewegt, iſt die wahre Geſchichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einſt der nordamerikaniſche Freiheitskrieg, hat nachmals auch die franzöſiſche Staatsumwälzung in Europa die lebendigſte Theilnahme und Meinungsſpaltung erregt. Dieſe Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzoſen perſönlich liebte oder haßte; ſondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, ſo daß jeder Streich, jenſeits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war ſein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der geſunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Beſitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt ſich Niemand. Wenn aber eine brittiſche Flotte Kopenhagen bombardirt, und Washington zerſtört, zucken ſchon viele Millionen

Herzen im Unwillen, nicht wegen des einſtürzenden Gemäuers, ſondern wegen eines zuſammenſtürzenden Rechtes.

Nie kam den deutſchen Völkern in Sinn, gleich den Franzoſen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freiſtaaten gelten ſollte, und ſtand plötzlich vor ihrem Geiſte. Die franzöſiſche Republik, verabſcheut durch die Gräuel, welche ſie geboren hatte, verſchwand; aber die Ideen deſſen, was gerecht und wahr iſt und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als franzöſiſcher Kaiſer, die Stelle. Man bemerkte häufig, daß dieſelben Perſonen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiſerthum lebhaften Antheil nahmen, weil ſie von daher das einwirkende Beiſpiel des Beſſern, des Freiſinnigen, erwarteten. Es ſchien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Beſſern oder Schlechtern. Man hatte z. B. geſehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich blos an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigſten, nicht den Privilegirteſten an die wichtigſten Stellen ſetzte. Napoleon blendete lange; aber ſeine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchſichtiger. Kein hoher Gedanke der Menſchheit begeiſterte ihn, ſondern eine ganz gemeine Leidenſchaft. Da fiel Alles und Frankreich ſelbſt ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und ſeine Stunde ſchlug. Fürſten und Völker ſtanden auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wiſſen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heilloſe.

Dem Außenſpiel nach ſchienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöſet und eins zu ſeyn; dem Innern oder Geiſtigen nach ſtanden ſie aber noch immer weit von einander.

Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferſtanden. Der Krieg mit den Franzoſen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menſchheit Fittige ankleben, daß ſie ſchneller dem Urbilde des Beſten nahe kommen, und verzweifeln über ihren Stillſtand. Aber ſie ſteht nicht ſtill, ſo wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken ſieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles in's Alte zurückdrängen, und täuſchen ſich wie unerfahrene Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzuſtoßen glauben, während ſie das Schifflein und ſich vorwärts treiben.

Aber es iſt ein ſchweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu verſöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies iſt die Aufgabe der Weltweiſen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürſten nicht, wenn ſie zu Gunſten vom feſtern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere ſie, wenn ſie ſich vom Geſchrei entgegenſtrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden laſſen. Dieß Geſchrei iſt die alte Diſſonanz zwiſchen Politik und Moral; ſie löſet ſich auch nirgends rein auf, als in der Religioſität des Gemüths.

Bei Thieren, thieriſchen und barbariſchen Menſchen iſt die Religioſität, das heißt, die Beziehung alles Seyns, auf Gott und Ewigkeit, nicht vorhanden: nur Inſtinkt und Liſt oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, ſondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsſtufen ſtehen, ſogenannten civiliſirten, ſtreiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird ſchon zu Hülfe genommen. Doch dient ſie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträ-

gen, Friedens-, Kriegs- und Handelsbündniſſen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Völker.

Wenn die heilige Beziehung der Völker und Fürſten zu Gott, wenn ein religiöſer Sinn dereinſt die Verträge und Bündniſſe ſchließt, und die Klugheit bloß als Magd dabei dient, dann wird die menſchliche Geſellſchaft einen Rieſenſchritt zur Selbſtvollendung und dauerhaften Glückſeligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Beſtie; Religioſität allein der höhere Menſch, als unſterbliches Weſen. Das Göttliche iſt die Krone des Geiſterthums.

Rahel Varnhagen v. Enſe, geb. Robert.

Saatkörner.

(1799—1833.)

(1799.)

Man kann mit Empfindungen, wie mit andern Gütern, ſchlecht haushalten. Man kann durch eine geſchäftige Einbildungskraft ſo dem natürlichen Gebrauch der Ideen vorgreifen, daß, wenn die Zukunft als Gegenwart erſcheint, man nur eine Vergangenheit zu wiederholen hat, und befremdet iſt, ſich gelaſſen bei Dingen zu finden, die man als das Entſetzlichſte gefürchtet hat. Das pflegt man abgeſtumpft zu nennen; und es iſt doch nur das eigentlichſte Unglück. —

Billigkeit, Haß und Vorliebe wird geübt; aber keine Gerechtigkeit. —

So lange wir nicht auch das Unrecht, welches uns geſchieht und uns die kühlen, brennenden Thränen auspreßt, auch für Recht halten, ſind wir noch in der dickſten Finſterniß, ohne Dämmerung. —

Die niederträchtigſten Menſchen ſind die, welche, was ſie in ſich loben, nicht auch in Andern ehren. —

Wer zu ſchonen verſteht, der kann auch kränken: wer aber kränkt, verſteht [noch] nicht, auch zu ſchonen. —

Der Dichter unterſcheidet ſich auf dieſe Weiſe vom Lügner: daß der erſte eine Lüge nicht ohne Wahrheit erzählt, und der zweite eine Wahrheit nicht ohne Lüge erzählen kann. —

Es gehört mit zu den Kenntniſſen, wie man das Leben behandeln ſollte, zu wiſſen, daß man Berechnungen anſtellen ſoll, wo das Herz und ein edles Gemüth ſich ſträubt zu rechnen:

und daß man es wagt, ſich dem Zufall zu ergeben, wo Alles berechnet werden könnte. —

In der geringſten Stube iſt ein Roman, wenn man nur die Herzen kennt. —

Giebt es Wunder, ſo ſind es die in unſerer eigenen Bruſt; was wir nicht kennen, nennen wir ſo. Wie überraſcht, wenn auch nicht beſchämt, wenn uns die Begeiſterung wird, ſie zu gewahren!

(1801.)

Lange exiſtiren die guten Dinge, ehe ſie ihr Renommée haben, und lange exiſtirt ihr Renommée, wenn ſie nicht mehr ſind.

Von Menſchen kommt kein Glück; da erwartet man es nur.

(1803.)

Das Fühlen iſt etwas Feineres, als das Denken: das Denken hat das Vermögen, ſich ſelbſt zu erklären, das Fühlen kann das nicht, und iſt unſere Gränze; dieſe Gränze ſind wir ſelbſt; es weiß nur, daß es exiſtirt. Mit Gränzen ließe ſich Alles definiren; und die Gränze, die das nicht mehr erlaubt, umſchließt unſer eigenes Weſen, und iſt folglich ein Theil deſſelben. —

Denken iſt Graben, mit einem Senkblei meſſen. Viele Menſchen haben keine Kräfte zum Graben, und andere keinen Muth und keine Gewohnheit, das Blei in's Tiefe ſinken zu laſſen. —

Schlechte Scribenten. Wer wird ſich denn dadurch, daß ſie ſich drucken laſſen, zu ihrem Umgang zwingen laſſen?

(1805.)

Nun weiß ich mit einem Male, warum es mich ſo empört, wenn ein Menſch, was ihm ungeſund iſt, immer wieder genießt; nicht allein, weil es von der unangenehmſten Wirkung und thieriſch iſt; die Thiere wiſſen, was ihnen heilſam iſt, und vermeiden das Gegentheil. Es heißt die Vernunft ſelbſt auf eine thieriſche Weiſe gebrauchen, dieſes natürliche Gefühl zu übertäuben und nicht zu achten. —

Wenn es einem lange ſchlecht geht, mit Einem Worte, in einem gewiſſen Alter, wird man ganz blaſirt über Schlechtes; das ſind aber ſchlechte Leute, die es über Gutes werden. —

(1805.)

Undankbar iſt nicht, wenn man nicht dankt; undankbar iſt, wenn man annimmt, was man nicht leiſten würde. —

Charakter iſt das aus den Verhältniſſen aller Eigenſchaften eines Menſchen oder Werkes u. ſ. w. und durch ihre einmal geſetzte und gegebene Zuſammenſtellung nothwendige Reſultat, in der Handlungsweiſe, Erſcheinung u. ſ. w. Mich dünkt, nichts anderes iſt Charakter, im weiteſten, allgemeinſten Urſinne des Worts. Man kann gewiß dieſe Erklärung noch bündiger faſſen, das fühle ich ſogar ſelbſt, aber auf einen andern Grundfuß wohl nicht ſtellen. —

Wenn Einem etwas Entſetzliches geſchieht, auch körperlich, beklagt man ſich erſt, wenn es vorbei iſt.

(1807.)

Menſchen ohne Sitten (aber nicht, wie ſie bei'm Thee davon ſprechen) ſind die wahre Geißel der Andern. Daher kommt Alles! Was kann man denn wohl mit einem tauben, vertäubten Gewiſſen begreifen und faſſen; und mit einem matten, ſtockigen Herzen! Und ſie tragen Alle menſchlich Angeſicht. Man ſollte die Fratzen und Schreckbilder ſehen, wenn ſie ausſähen, wie ſie ſind. —

Daß in Europa Männer und Weiber zwei verſchiedene Nationen ſind, iſt hart. Die einen ſittlich, die andern nicht; das geht nimmermehr — ohne Verſtellung. Und das war die Chevallerie. Dieſe wenigen Worte ſind ſehr wahr: enthalten viel Unglück und viel Schlechtes. Es ſchreibt einmal Einer ſolch Buch. —

Wer immer nur an Geſchichten, Vorfälle denkt: hat einen gemeinen Winkel in der Seele. Und der ſtrahlt Finſterniß, wie eine entgegengeſetzte Sonne. —

Zu dem reinen, einzigen Enthuſiasmus der edelſten höheren Theilnahme gehört guter Wille gar nicht allein: — auch die größte Verehrung gebiert ſie nicht allein. Ein Auffaſſen, ein Durchdringen, ein in jedem Punkte anſaugendes Begreifen des innigſten Weſens unſerer Freunde gehört vom Himmel verliehen dazu. —

Ein gebildeter Menſch iſt nicht der, den die Natur verſchwenderiſch behandelt hat; ein gebildeter Menſch iſt der, der die Gaben, die er hat, gütig, weiſe und richtig, und auf die höchſte Weiſe gebraucht: der dieß mit Ernſt will, der mit feſten Augen hinſehen kann, wo es ihm fehlt, und einzuſehen vermag, was ihm fehlt.

(1808.)

Die Gemeinen verſtehen ſich unter einander; ſie haben ordentlich eine Münze des Verſtändniſſes erfunden, wo kein Heller reiner Gehalt drinn iſt; aber davon leben ihre Geiſter, andere Nahrung fordern ſie nicht. Und am Ende der Rechnung zahlen ſie ſich ſelbſt damit aus; und der Umlauf geht wieder los.

(1809.)

Ob eine Wahrheit grob iſt oder nicht, darüber kann man ihr als ſolcher nichts anhaben; ſie entſpricht ihrem Weſen, wenn ſie wahr iſt; und wo ſie hin trifft, das iſt der Ort, der ſie zur Grobheit oder zur Höflichkeit macht.—

Voltaire iſt doch recht dumm; man irrt ſich nur oft und denkt, er iſt klug, wenn er etwas Geſcheidtes ſagt; dieß kommt aber nur von ſeiner Ungründlichkeit; er iſt zu oberflächlich, um nicht allerhand zu meinen und zu ſagen; er irrt nicht tief; und aus Mangel an Zuſammenhang ſagt er ſo vielerlei. — Wenn das die hörten, bei denen ich ihn oft ſo lobe!—

Wer ſein Pflugeiſen in Einrichtungen umhertreibt, wer Geſetze aufhäuft, zur Saat: deſſen Ernte erleben nur künftige Geſchlechter. Geht's doch jedem nur irgend thätigen Privatmenſchen ebenſo.—

Ambition iſt etwas Hohles: ſie iſt der Anſpruch an die Meinung Anderer über uns. Wer ſind dieſe Andern? Wen liebt man darunter? Wen achtet man darunter? Schlecht darf ein Publikum nicht von uns denken. Aber daß es uns bewundert, vorzieht, beehrfurchtet, iſt das wohl einen Seufzer werth?

(1810.)

Wie iſt es möglich, daß man eine Gemüthsehrlichkeit in jemanden bewundert, ohne auf der Stelle ebenſo zu werden?

Ohne ſo zu ſeyn! Kraft der Ausübung kann man bewundern, ohne ſie zu beſitzen, Fähigkeit des Geiſtes, Stärke des Kopfes, Reichthum des Herzens — gut! Aber wie kann man ein ſtrenges Bemühn, in alles dieß Zuſammenhang zu bringen, einen ehrlichen Umgang im Innern der Seele, im Gebiete des Gewiſſens, lieben und preiſen, ohne immer und ewig daſſelbe, was man bewundert, zu üben! —

Der Menſch kann nicht recht aus einanderſetzen, was das iſt: der Wille. Aber ein Jeder ſieht, das Aug' in ſich gekehrt, vernimmt, nach ſeinem Innern horchend, daß es ein letztes Wollen in ihm giebt, unterſchieden von dem vielen zerſpaltenen, ein Wollen, welches mit den beſten Ueberzeugungen zuſammenſtimmt, und der reinſte, alſo der uns bekannte, beſte Willen iſt. Dieſer, im Zuſammenhange mit jedem unſerer Beſtreben und all unſern Aeußerungen, macht wahrhaft liebenswürdig, und iſt allein liebenswürdig. —

Mir kommt immer vor, als ſagten alle Philoſophen daſſelbe; wenn ſie nicht ſeicht ſind. Sie machen ſich andere Terminologieen, die man, ehrlich, gleich annehmen kann: und den Unterſchied finde ich nur darin, daß ſich ein jeder bei einem andern Nichtwiſſen beruhigt; entweder aus einem ſolchen ſeine Deduktion anfängt oder ſie dahin führt, oder, weniger ſtreng, es mit drunter laufen läßt.

(1813.)

Alle Buße ſey Reinigung, Stärkung, Feinerung, Beſſerung; Reue vor der That, und fleißige Unſchuld nach jeder. —

So wie kein Dichter ſich ausdenken kann, was beſſer, mannigfaltiger und ſonderbarer wäre, als was ſich wirklich in der Welt zuträgt; und nur der den beſten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geſchieht, zu ſehen und in ſeiner Seele zuſammenzuhalten: ebenſo ſind unſere tief-natürlichſten Wünſche roh, und gräuelhaft entwickelte ſich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, iſt in allen Beziehungen heilſam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können.

(1814.)

Tragiſch iſt das, was wir durchaus nicht verſtehen, worein wir uns ergeben müſſen; welches keine Klugheit, keine Weisheit zerſtören, noch vermeiden kann; wohin unſere innerſte Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und [worin ſie uns feſt] hält; wenn dieß uns zerſtört, und wir mit der Frage ſitzen bleiben: warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geiſt und alle Kraft nur dient, die Zerſtörung zu faſſen, zu fühlen oder ſich über ſie zu zerſtreuen. —

So verhaßt mir der Krieg iſt, wegen ſeiner Greuel, wegen meiner perſönlichen Furcht, und weil er meinem Herzen ſo weh thut: ſo iſt er es doch gewiß, und zur Hälfte ganz darum, weil er die Erde in Unordnung bringt, welche mir das Entſetzlichſte, ja nicht zu Faſſende iſt! daß er Alles ſtört, jedes Hausweſen ins Tiefſte, jedes Geregelte, jeden Plan, jedes Geordnete. Dieß thun Schulden auch; und ich verabſcheue ſie.

(1815.)

Könnten ſehr geiſtreiche, geiſtvoll ergründende, wahrhafte Menſchen mit einem ſtarken Charakter das Lügen ſtudieren und dann wie andere erlernte Dinge mit Fertigkeit ausüben, es müßte zu koloſſalen Wirkungen führen: der Wahrheit würde ganz angſt und bang, ſie ſtände ganz klein, als Seufzer, als Regret, als Angeführter in der Welt da, und flüchtete ganz in die dunkle innere; ſo reell könnte das Lügen im Großen, Planmäßigen aufſtehen. Die Lügner unſerer Zeit pfuſchen nur, wie groß ſie auch ihr Spiel ausdehnen wollen, ſie haben keine Wahrheit in der Seele, und haben die Lüge nicht ſtudiert. —

Eigenſchaften ſind keine Talente, ſie müſſen aber alle dazu gemacht werden können, ſonſt iſt man noch gar nicht gebildet.

(1816.)

Nicht die Menſchen haſſen ihr Vaterland, oder die Orte, wo ſie gelebt haben, welche ſehr unglücklich waren; wohl aber die, welche ſich allda ungebührlich aufgeführt und Tadel zugezogen haben; und dieſe ſind es auch allein, die nach ihrem

Lande zurückzukehren meiden. Die erſteren behalten immer eine erinnerungsvolle Vorliebe dafür.

(1817.)

Wenn unſere Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſeyn, hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft (eben weil die andern Kräfte ſchweigen) aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. —

Wir ſind gezwungen, einen höheren, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und Alles verſteht, anzunehmen; das angſt- und entzückensfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt; eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in Allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen, über uns ſteht. Und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſern Maßſtab an, den höchſten, den er uns gab: das iſt Vernunft und liebliche Güte, ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit. —

Schon als Kind wünſcht' ich mir oft den jüngſten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an ſein Licht käme. An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzu wenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menſchlichen Handelns und die Geſinnung als Triebfeder! Redlich iſt's und ſittenbetriebſam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorhergehen, und ſtufenweiſe, nach unſerer Kraft und beſten Einſicht, jenes allheilende Licht ſchon jetzt uns näher zu bringen. Wie können wir jetzt zeitig dieß anders, als durch gedrucktes Wort?

(1819.)

Alles Ereignete, was ſich ereignete, iſt nicht hiſtoriſch. Was ſich ereignet, dieß gehört ganz gewiß mit zur allgemeinen großen Entwicklung in der uns bekannten Natur, des Menſchen Geiſt und des Menſchen Zuſtand mit eingerechnet; aber hiſtoriſch iſt nur das, was die weiſeſten Leute, Beobachter, Hiſtoriker, wie an einem Faden aufgereiht uns darzuſtellen für würdig

fanden, weil ſie es in ſeinen Beziehungen auf Entwickelung für nöthig hielten. Nöthig iſt auch Alles, was ſich nur ergeben mag, für Weſen, die das Univerſum in ſeinen Bedürfniſſen und Zwecken überſchauen: für Menſchen aber bleibt nur wenig hiſtoriſch; und alle ſchlechte Einrichtungen oder gute [Einrichtungen] für ſchlechte Dinge und Anſtalten müſſen abgetragen werden und zerſtört, und ſind, weil ſie Schlechtes befördern wollen und nicht die beſſern Anſprüche im Menſchen, nur ſimple Ergebniſſe, Ereigniſſe, und müſſen nicht hiſtoriſch Begründetes genannt werden. --

Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz ebenſo angeſehen werden wird, wie Eigenliebe und andere Eitelkeit, und Krieg wie Schlägerei. Der jetzige Zuſtand widerſpricht unſerer Religion. Um dieſen Widerſpruch nicht einzuſehen, werden die entſetzlichen, langweiligen Lügen geſagt, gedruckt und dramatiſirt. —

Wer iſt denn vermögend, Geſchichte zu ſchreiben oder zu leſen? Doch nur ſolche, die ſie als Gegenwart verſtehen! Nur dieſe vermögen das Vergangene zu beleben, und es ſich gleichſam in Gegenwart zu überſetzen. —

Das Abſolute iſt das in ſich Begründete, ſeinen eigenen Daſeynsgrund Verſtehende.

(1820.)

Wir verlieren alles, was wir lieben; am Ende das, was wir kennen, das Leben. —

Was iſt am Ende der Menſch anders, als eine Frage. Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, iſt er hier. Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund zu allem Irrthum.

(1821.)

Unſer innerſter Wille iſt wie eine Pflanze: einfach beſtimmt: aber ohne Wurzel* in der Erde; unſer Geiſt das Bewußtſeyn drüber, wie eine in uns mitgegebene Sonne. —

* So der Text **III.** S. 40. Sollte Rahel nicht geſchrieben haben: „aber eine Wurzel in der Erde;“ u. ſ. w.? S.

Es iſt kein leerer Ausdruck, wenn wir ſagen: „es will regnen, es will blitzen.“ Es iſt, eigentlich gedacht, keine Regung möglich, als durch Willen. Wenn wir auch nicht einmal ſelbſt wiſſen, wie wir zum Willen kommen, zum Grundwillen alles unſers Wollens: — ein noch größeres Indiz, daß ein Urwille exiſtirt, aus dem unſer Grundwille, wie alle Willen, hervorgehen. —

Wir machen keine neue Erfahrungen. Aber es ſind immer neue Menſchen, die alte Erfahrungen machen. —

Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da iſt nichts. —

Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und ſind getrieben, es darzuſtellen: andere treiben ſich, Bilder zu machen.

(1822.)

Bildergierig, bilderſchaffend, nachbildend ſind wir gemacht. Alles iſt Zwang, Zwang zur höchſten Freiheit und Zuſammenſtimmung. —

Es iſt ausgemacht, daß, wenn wir keine Anlage zur Sittlichkeit hätten, wir mit der höchſten Anſtrengung von Nachdenken nie auf ihre Anforderungen gefallen wären. Könnte ein perſönliches Weſen je darauf kommen, daß es ſeine Perſönlichkeit aufgeben und die eines Andern höher ſtellen ſollte, als ſeine eigene? Mich dünkt ſogar, es iſt ſchon eine hohe Stufe der Entwickelung, Perſon und perſönlich zu ſeyn. Nur kommt mir vor, wir können in einem andern Zuſtand von Daſeyn noch eine ſchwerere Aufgabe in uns fühlen, die wir uns jetzt auch nicht vorzuſtellen vermögen. Und nur, daß wir dergleichen zu errathen vermögen, iſt ein Schimmer vom abſoluten, allgemeinen, ſich ſelber begründenden Daſeyn, wovon die Stufen ſich verlieren müſſen in einem Geiſt, einem abſoluten, der Alles zugleich erſchaut. —

Das Wort „Geiſt der Zeit“ möchte ich außer Umlauf ſetzen können; es verwirrt entſetzlich. „Die allgemeine Ueberzeugung“ möchte ich es nennen, was man im Guten damit zu bezeichnen

denkt. Als man die vermeintlichen Hexen verbrannte, das war der Geiſt der Zeit: die allgemeine Ueberzeugung aber machte, daß dieſer Greuel aufhörte. —

Vernunft iſt der einzige wahre Deſpot; ſie iſt aber auch der größte Sklave; ſie kann nur verneinen und bejahen.

(1823.)

Wenn Eltern oder Kinderpfleger etwa bis zum dritten Jahre ihren Zöglingen ſo gerne Züge von Verſtand, Auffaſſungsvermögen, einer Art von Witz, kleiner Liſt oder auch nur Gedächtniß nacherzählen, ſo iſt das nicht nur aus Eitelkeit oder Vorliebe für ein beſtimmtes Kind. Es iſt weit mehr das mit Recht wiederkehrende Erſtaunen, der unergründliche Zauber, das Wunder eines erwachenden Erkenntniſſes! Wo beginnt es, wo kommt es her? Das möchten wir immer von neuem wiſſen, von neuem belauſchen. —

Sittlichkeit bereut nur die verlorene Zeit, ſagt Schleiermacher. Nicht doch! das Unwiederbringliche der That, die in ihren Folgen nicht mehr einzuholen iſt! Reue, häßlich gehandelt zu haben, reiniget gleich die Seele. —

Schleiermacher ſagt: ſich Gott als Perſon denken, ſey unzulänglich: ihn ſich als ſtarre Nothwendigkeit denken, wieder. Alſo wie ich: als höheren Geiſt, von welchem ich nur das mir zugetheilte faſſe. —

Wiſſen um unſer Wiſſen iſt Philoſophie. Ergebenheit und Vorausſetzung, wo wir zu wiſſen aufhören, Religion. —

Kunſt iſt, das mit Talent darſtellen, was ſeyn könnte, unſerer beſſern Einſicht nach. Alſo eigentlich gutes Naturgefühl, und Sinn für Wahrheit, in der Ausübung. —

Man darf den Menſchen, wie den Fürſten, vorſchmeicheln, wie ſie ſeyn ſollten; aber nicht, wie ſie zu ſeyn wähnen, noch ihrem Wahn ſchmeicheln von dem, was ſeyn ſoll. —

Es iſt ein krankhafter, ſchwächlicher Geiſtes- und Charakterzuſtand, auf Lob und nicht auf Inhalt des Lobes zu ſehen.

(1824.)

Die Seele erſetzt gleich wieder, wie an Wurzeln; ſobald ſie aus ihren Tiefen das Geheimſte an's Tageslicht geſetzt hat, ſo bilden ſich gleich wieder in ihrem Grund neue Geheimniſſe. —

Ein Stein kann eine Geſchichte haben, aber nur eine Creatur mit Bewußtſeyn ein Schickſal. Die meiſten Menſchen haben nur eine Geſchichte. —

Geiſt iſt nicht Seele, nicht Perſon. Mit dem ſehen wir nur unſere Perſon. —

Alle Geiſter haben nur Ein Thema bekommen: es iſt wie ein Spiel von Karten oder Schach: wenig feſte Bedingungen und die größten, unendlichſten Combinationen. Nur wenn wir uns irren, d. h. eine gemachte oder von der Natur uns vorgelegte Combination für etwas Abſolutes, Unveränderliches halten und uns darüber zufrieden geben, es nämlich lieben, dann fühlen wir uns reich. —

Die Materialien zum Wiſſen ſind Leitern, auf denen man zu ſich hinabſteigt und [die man] unten nicht mehr gebraucht. Wie viele ſolche Leitern mögen wir ſchon weggeworfen haben, ehe wir zu der jetzigen — jetzigen — Vollkommenheit unſers Ich's kamen! —

Das Stück „lebendiges Wiſſen" iſt unſer Unterpfand. Das Ich muß immer vollſtändiger werden. —

Erſtlich ſollen wir alle zu einem ſittlichen Vermögen werden; dann zu einem einigen, reinen, ſittlichen Willen. —

Wir ſind nur Adjektive; noch kein völliges Subſtantivum —

Alles Hieſige ſind Vermuthungen. Die großartigſte, freudigſte Hoffnung beſteht darin, daß wir's [das Jenſeits, die neue Natur] nicht ahnen können. —

Sie ſind nicht mehr zu erdulden, die nicht ſelbſtändig und urſprünglich ſind; die ihre Bildung nicht ſelbſt produciren. Wenn es auch nur auf Einem Punkt in einem Menſchen auf dieſe Weiſe richtig hergeht, ſo iſt er liebenswürdig, erträglich und einträglich; kommt ihm aber die vielſeitigſte Bildung ſchon ausgemünzt zu, ſo iſt er ſeicht, ſpielt mit Zahlpfennigen, kann ſich

nie als Wohlhabender fühlen, und muß ſich als Eitler und Leerer aufdringen. —

Zu einem Talent gehört Charakter; Gemüths- und Geiſtesfertigkeiten, in Naturanlagen begründet, machen es nicht. Was hilft die reinſte, klingendſte Stimme, die beweglichſte Kehle, das ſchnellfaſſendſte Ohr, das beſte Gedächtniß, die größte Nachahmungsgabe, wenn nicht eine einfache tiefe, perſönliche Anſicht der Natur, die Seele und der Diktator dieſer phyſiſch-materiellen Gaben wird? —

Ein Vorurtheil ſtolz und breit ausſprechen zu hören, wird unerträglich, wenn nicht wenigſtens die Perſon, die damit aufzutreten wagt, es ſelbſt erfunden hat. Aber wenn unaktive Köpfe, einer nach dem andern, nichts anderes thun, als bloß das Ueberkommene wiederholen, dann fühlt man ſich auf's äußerſte und bis zur Racheluſt gebracht.

(1825.)

Beten iſt ein ſich Faſſen, ein Zuſammenſammeln mit andrem Willen; mit vereinfachtem, allgemeinem ſoll geſchehn, gedacht, empfunden, eingeſehen werden. Wir fliehen in's Centrum. —

Alter iſt immer ungerecht gegen Jugend, weil Alter wohl wiſſen kann, wie Jugend zu Muthe iſt, aber Jugend nicht, wie dem Alter; und dieß verlangt immer, ſie ſoll das ſcharfe Tröpfchen Wahrheitseſſenz ſchon deſtillirt beſitzen, ohne je den Baum des Lebens, weder in Laub, noch in Blüthe, oder in Frucht erlebt zu haben.

(1826.)

Alle Wiſſenſchaften ſind Eine, und durch jeder gründlichſte Bearbeitung werden ſie zu Einer werden. Das Wiſſen fromm-ſpekulativer Menſchen iſt, das alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden iſt ſchon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte ſagen, durch den Weg der Strahlen. Troſt und Verlaß giebt die Sonne, wo wir an's Unerklärliche kommen.

(1827.)

Viele Menſchen, wenn ſie ein für ſie entſetzlich unglückliches

Ereigniß erfahren, ſind nach dem erſten Schreck ganz gefaßt und zuſammengenommen: und andere ſind ſehr verwundert, wenn ſie dieſelben Perſonen ſpäter in Leidweſen, Traurigkeit und Nachſpürung ihres Elends finden. Aber es kann gar nicht anders hergehen; der Schreck und erſte Schmerz iſt nur Folge des Bewußtſeyns, daß wir nun eine ganze Maſſe ſich folgender Schmerzen und Entbehrungen zu tragen, zu leiden haben werden: wir können bei dem erſten Erfahren, daß dieß jetzt unvermeidlich ſeyn wird, nicht einmal auffaſſen, was dieß nun im Einzelnen enthalten wird; nach und nach in Tag und Stunde ſtellt ſich jedes Uebel, jedes Entbehren, Vermiſſen, jede Lücke, Leere, jeder Verluſt als eben ſo viel perſönliche Feinde ein, die uns martern. —

Wenn wir einen all' unſern beſten Anforderungen entſprechenden Gegenſtand fänden, würde nur Liebe, nie Leidenſchaft entſtehen; die Anſtrengung, die uns übrige Liebe anzubringen, iſt Leidenſchaft.

(1828.)

Kompakte Irrthümer, die gar nicht aus den Köpfen hinauskommen wollen, fallen am Ende mit den Köpfen. —

Frei ſeyn kann gar nichts heißen, als ſeiner innerſten Natur ſklaviſch folgen zu dürfen. Abſolute Freiheit, abſoluter Wille iſt etwas Unmenſchliches. Eine Wahl ohne Bewegungsgrund iſt Unſinn.

(1829.)

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir Alle von ihm herkommen, und gleich gut und ſchlecht behandelt werden ſollen. —

Das Gewiſſen ſagt uns nicht allein, ob wir recht oder unrecht thun, ſondern auch, ob uns Unrecht oder Recht geſchieht; ob wir eine Behauptung, ein Ereigniß, einen Zuſtand der Wahrheit gemäß finden oder nicht. Es iſt das letzte einfache Wollen in uns, welches wir eingepflanzt in uns vorfinden, von einem höheren uns unbekannten Princip; es iſt eine von den Vernunftswurzeln der Intelligenz überhaupt.

(1830.)

Einſicht macht uns Menſchen zum Sklaven der Pflicht, wie zum Statthalter der Erde. Wir dürfen uns nicht tröſten: „wollte es der liebe Gott anders haben, würde er's anders machen;“ wir ſollen's anders machen. Wir haben Miteinſicht. —

Unter Styl verſtehe ich niemals den Inhalt, ſondern nur die minder oder mehr gebildete, geſchickte, angenehme Weiſe, wie der zu Tag gefördert wird. Schon nicht den Plan oder die Klarheit des zu Sagenden. Daher lobte ich das fein und ſchnell urtheilende Ohr von Friedrich Schlegel und Heine. Odiöſe, ſchlechte, falſche, grobe Dinge ſagen ſie beide. Schön und gut ſchreiben, iſt ganz etwas anderes. Das [letztere] hängt vom Bewieſenen oder Ausgeſprochenen ab; von der Seele, was ſie will und hat; vom Geiſt und Verſtand, was der findet und jener kann; vom Urtheil und ſeiner Macht, dieß Alles zu einem Ganzen zu machen.

(1831.)

Iſt der Tod wunderbarer, als das Leben? Dieß Leben, mit den innern, geiſtigen Lücken? Dieſes zerriſſene Bruchſtück? — Wer mir durch den dunklen Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde! Ich will leben, alſo muß ich auch leben. —

Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes verſenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens; welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefſten Unterwürfigkeit leitet, und uns auf die größte Liebe anweist!

Beſchränkt zu ſeyn, das iſt nicht genug; wenn wir uns nicht beſchränkt machen können. In Ermangelung deſſen aber, iſt ſich beſchränkt wiſſen ſchon ein großer Beſitz. —

Wir können ja ein neues Begreifungsvermögen bekommen, oder werden. —

Als Chriſtus für einen Ketzer, Frevler und Rebellen gehalten wurde, waren ſeine Ankläger und Verfolger die herrſchenden Betitelten, Uniformirten, mit dem ſiegenden großen Volke Alliirten. Deren Nachkommen aber, die Juden, ſind bis

heute, durch ihren bloßen Namen, noch aller Schmach ausge=ſetzt; und die Nachkommen der Anhänger Chriſti ſind die ſiegen=den Verächter geworden. Der Reſt gläubiger Juden hält ſich aber noch für alte Ariſtokraten, und verachtet die ganze Chriſtenheit; auf dieſe Weiſe gehen die Juden als warnendes Beiſpiel umher.

(1832.)

Wie ſelten iſt mir in der Welt ein Kern des Menſchen, ſein Herz, ſo rein erhalten vorgekommen, daß er, willig und freudig, ihm perſönliche und momentane Vortheile fahren ließe, wenn ſeine Ueberzeugung eine andere werden muß. —

Milder als Mairegen ſind Kinderküſſe. —

Von allen Autoren, die ich kenne, hat keiner einen größe=ren, reicheren, inhaltvolleren Gedanken ausgeſprochen, als Saint=Martin, durch die Worte: „Unſere künftige Glückſeligkeit wird darin beſtehen, daß wir jeden Augenblick etwas Neues erfahren werden.“ Dann auch nur werden wir befreit ſeyn, und am Erſchaffen Theil haben. —

Je mehr Leben einer Ueberzeugung inwohnt, je tiefere und reichere Beziehungen ſie hat, je mehr ſie allen unſern Anlagen zuſagt und entſpricht, je ſchwerer iſt das grad' als eine Ma=ſchine zuſammenzufaſſen und ſo darzuſtellen: jedes Syſtem aber will zur Maſchine werden: nur Ein groß und lebendig Orga=niſirtes giebt es: die erſchaffene, ſich noch erſchaffende Welt.

Fr. Schlegel.

I. Verhältniß der orientaliſchen Religionen zur heil. Schrift.

(1808.)

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theil bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andere wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigene ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſey, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die moſaiſche Urkunde in dem Verfolg ihres älteſten geſchichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum hiſtoriſchen Unterricht ward

ſie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweiſt, wie ein Strahl des urſprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung ſey gerettet und erhalten worden; ſo zeigen uns die indiſchen Urkunden die Entſtehung des Irrthums, die erſten Ausgeburten, deren der Geiſt immer mehr ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlaſſen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch ſo herrliche Lichtſpuren übrig geblieben ſind.

Der Gegenſatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völkern des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglaube ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äußerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſeyn, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der

damaligen Zeit zu verſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damals bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet, und oft gerade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles Andre bei Seite ſetzend, gerichtet ſeyn mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehovah nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſeyn; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und beſondern Verhältniß mit der Vorſehung, in welches der Menſch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Chriſtenthums, ſo ganz verkennen, daß man ſie mit jenem Irrthum verwechſelte, der den Vorwurf der angeblichen jüdiſchen Beſchränktheit des alten Teſtaments begründen ſoll.

Mit dem Chriſtenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und ſelbſt der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falſche Aehnlichkeit. Das Einzelne ſtimmt oft ſonderbar überein, aber es iſt alles entſtellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es iſt die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen. Von ganz andrer und höherer Art iſt jene Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, beſonders der perſiſchen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Böſen mit der heiligen Schrift ſowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man dieſen Spuren zu ausſchließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, iſt oftmals Urſache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Perſern jener Lehre irriges beigemiſcht war, findet ſich in den heiligen Schriften nichts; was ſie lehren, iſt nicht Syſtem, ſondern

aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verſtanden wird, leiten ſie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils ſcheinbar ſo verwandten Denkart dazu dienen, es ſogar hiſtoriſch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieſelbe Anſicht, im alten Teſtamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrſche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des alten Teſtaments die einzig richtige ſeyn, und als ſolche durch eine vollſtändige Kenntniß der Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes auch von außen beſtätigt werden. Es iſt dieß ſogar bloß aus dem Geſichtspunkte der Kritik angeſehen, ganz deutlich; es würde ſelbſt dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientaliſchen Denkarten, gewiß in dieſem Falle, von allen die erhabenſte und tiefſinnigſte. Denn wie läßt ſich wohl ein Werk verſtehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zu Grunde liegt? und wo kann wohl dieſe Denkart ſelbſt ergriffen werden, als da, wo ſie ganz ausgeſprochen worden, und in vollkommener Klarheit erſcheint? Daß dies im neuen Teſtamente geſchehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommenen Andeutung des alten oder mit dem zum Theil irrigen perſiſchen Syſtem zuſammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Teſtamentes durch keine bloße Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und anderer Nebengelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden ſich überall, beſonders in den älteſten orientaliſchen Syſtemen; den Zuſammenhang des Ganzen aber und die ſichre Abſonderung des beigemiſchten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Chriſtenthum, welches allein Aufſchluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher iſt als alles Wiſſen und Wähnen der Vernunft.

———————

II. Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit.

(1812.)

Der Widerſpruch und die Seltſamkeit der Meinungen, die mit dem größten Scharfſinn erſonnen und vertheidiget, mit dem höchſten Aufwand der Redekunſt verbreitet wurden; der dadurch ſich allgemein verbreitende Zweifel und Unglaube, die Verwirrung aller Begriffe, die Auflöſung aller Grundſätze, haben ſich kaum jemals in ihrem ganzen verderblichen Einfluſſe auf das Leben ſo gezeigt, wie damals. Die eine Klaſſe der ältern Philoſophen ſtimmte bei mancher ſonſtigen Verſchiedenheit nur darin überein, daß ſie die Natur ganz allein von Seiten ihrer ſteten Veränderlichkeit und Beweglichkeit auffaßten. Alles ſey in einem ſteten Fluſſe, ſagten ſie. Dieſe Behauptung aber trieben ſie ſo weit, daß ſie überhaupt gar nichts für bleibend und beſtehend erkennen wollten; ſie läugneten, daß es irgend ein ſolches Beſtehendes im Daſeyn, etwas durchaus Feſtes in der Erkenntniß, etwas Allgemeingeltendes in den Sitten gebe; d. h. mit andern Worten, ſie läugneten nebſt der Gottheit auch die Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine andere Parthei, welche dagegen an dem Vernunftbegriff einer unveränderlichen Einheit feſt hielt, verfiel in die ganz entgegenſtehende Behauptung, indem ſie die Möglichkeit der Bewegung und das wirkliche Daſeyn der Sinnenwelt durchaus läugnete, und dieſe Paradoxien mit der höchſten dialektiſchen Kunſt durchzuführen ſuchte, wobey ſie wenigſtens in ſo fern ihren Zweck erreichten, daß Zweifel und Ungewißheit immer allgemeiner wurden. Einer der erſten und größten dieſer Sophiſten eröffnete ſeine Lehre ausdrücklich mit der Behauptung: daß es überhaupt, an und für ſich keine Wahrheit gebe; daß, wenn es aber auch eine Wahrheit geben ſollte, dieſelbe doch dem Menſchen durchaus nicht erkennbar, und wenn ſie auch erkennbar, doch durchaus nicht mittheilbar ſey. Der Zweifel möchte dem

Denker leicht geſtattet ſcheinen, wenn er nach redlichem Forſchen zu dieſer wenig erfreulichen Ueberzeugung gelangt wäre, und ſeine Zweifel für ſich bewahrte. Allein jene Sophiſten hatten Schüler und Anhänger in ganz Griechenland, die Erziehung aller Edlen und Gebildeten war in ihren Händen. Nicht immer auch war jene Zweifelſucht redlich gemeint, und während Einige lehrten, man könne überhaupt nichts wiſſen, behaupteten andre Sophiſten, ſie wüßten Alles, und ſeyen Meiſter jeder Kunſt und jeder Kenntniß. Wenigſtens gelang es ihnen leicht, die Jünglinge dahin zu bringen, daß ſie vermittelſt einiger ſophiſtiſchen Wendungen und Kunſtſtücke andere Ungeübtere in Verwirrung ſetzen und verblenden konnten, und daß ſie ſelbſt im Stande zu ſeyn glaubten, Alles nach ihrem eingebildeten Wiſſen leicht und voreilig, viel beſſer als die Alten, die man verlachte, zu entſcheiden. In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfſinn und in der Redekunſt gelehrt, entgegenſtehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere, zu vertheidigen, ſondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entſchieden ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und ſeine Mitbürger zu täuſchen. Es wurde gelehrt, daß es keine andre Tugend gebe, als die Geſchicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller der ſittlichen Grundſätze, durch die ſich die Schwächern leiten und täuſchen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheit erklärt wurden, und kein anderes Recht, als das Recht des Stärkern oder die Willkühr des Herrſchers. Es wurde in dieſen Schulen nicht nur des Volksglaubens geſpottet, der bey aller ſeiner Mangelhaftigkeit doch bey vielen noch mit beſſern und ſittlichen Gefühlen zuſammenhing, der alſo geſchont werden mußte, ſo lange man nichts Beſſeres an deſſen Stelle zu ſetzen hatte; es wurde nicht nur viel unter ſich Streitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erſte Urſache vorgetragen, ſondern es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgeriſſen.

Und das Alles in Staaten, welche ohnehin ſchon am Rande des Abgrundes einer zügelloſen Volksherrſchaft oder dem Spiel der Partheyen hingegeben, durch Kriege geſchwächt und zerrüttet, aus einer blutigen Revolution in die andre ſtürzend, immer tiefer in Anarchie verſanken.

Unter dieſem allgemeinen Atheismus erhob ſich Sokrates, und lehrte wieder Gott auf eine ganz praktiſche Weiſe: indem er zunächſt die Sophiſten bekämpfte und in ihrer Nichtigkeit enthüllte, dann aber das Gute und Schöne, das Edle und Vollkommne, Gerechtigkeit und Tugend, was irgend auf Gott hinführt und von ihm kommt, in allen Geſtalten den Menſchen vor Augen ſtellte, und ihrem Herzen nahe legte. Er wurde dadurch der zweyte Stifter und Wiederherſteller aller beſſern und höhern Geiſtesbildung der Griechen, wurde aber ſelbſt ein Opfer ſeines Eifers und der Wahrheit. Sein Tod iſt ein zu merkwürdiges Ereigniß in der Geſchichte der Menſchheit, als daß wir nicht einige Augenblicke dabei verweilen ſollten.

Der eine Vorwurf, welcher ihm gemacht wurde, daß er eine neue und unbekannte Gottheit lehre, und alſo eines Verbrechens gegen die alten, vom Staat anerkannten Götter des Volksglaubens ſchuldig ſey, iſt wohl in einem gewiſſen, für den Sokrates ſehr ruhmvollen Sinn gegründet. Wäre die ſokratiſche Denkart, die allerdings eine ganz neue in Griechenland war, nicht bloß in dem Kreiſe einiger auserleſener Schüler, ſondern in ganz Griechenland die herrſchende geworden, ſo würde allerdings die geſammte alte Lebenseinrichtung und mit dieſer gewiß auch ein großer Theil des Volksglaubens ganz von ſelbſt weggefallen ſeyn, oder hätte doch eine gänzliche Umgeſtaltung erfahren müſſen. Dieß wohl fühlend, mochten beſchränkte Anhänger des alten Volksglaubens einen Haß auf den Sokrates geworfen haben, ihn ſogar mit den andern Neuerern und Sophiſten, denen er doch gerade entgegenarbeitete, vermengen; bei vielen aber war es gewiß nur ein Vorwand, und lag der eigentliche Grund des Haſſes in der politiſchen Denkart des Sokrates.

Sokrates hatte ſich in allen Verhältniſſen als ein vortreff-
licher Bürger und muthvoller Patriot bewährt, aber er war ein
erklärter Feind der Volksherrſchaft, wenigſtens waren es die meiſten
ſeiner Schüler. Die Art, wie Xenophon und Plato, oft faſt
mit Partheylichkeit und Uebertreibung, die Verfaſſung von Sparta,
überhaupt aber jede ſich der Ariſtokratie nähernde vorziehen,
konnte in Athen nicht anders als verhaßt und unnational er-
ſcheinen. Auch waren die Feinde der Volksherrſchaft, die aus
Sokrates Schule hervorgingen, nicht alle ſo tadelfreye und edle
Männer, wie Xenophon und Plato. Auch Kritias war ein
Schüler des Sokrates geweſen; Kritias, einer von den Tyrannen,
welche durch ſpartaniſchen Einfluß in Athen herrſchten, nachdem
dieſes beſiegt und faſt ganz von Sparta abhängig geworden war.
Dieſes gibt ein alter Schriftſteller, vielleicht nicht mit Unrecht,
als die Haupturſache vom Tode des Sokrates an.

Wie Sokrates auf die ihm eigenthümliche Anſicht gekommen
ſey, iſt nicht leicht ganz befriedigend zu erklären. Die höhere
Philoſophie kannte er, ohne doch ganz von ihr befriedigt zu ſeyn.
Er berief ſich in vielen Umſtänden ſeines Lebens auf einen Dä-
mon, der ihn lenke; ob er hiermit bloß die innere Stimme des
Gewiſſens, die Eingebungen und Entſcheidungen ſeines denkenden
und ahnenden Geiſtes, oder doch noch etwas anders gemeint
habe, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden. Eben ſo wenig,
wie ſeine eigentliche Denkart über den Volksglauben; ob er ihn
ganz verworfen oder einiges Beſſere daraus, es höher deutend,
in der Seele feſtgehalten habe. Mit dem, was man in den ge-
heimen Geſellſchaften dermaliger Zeit wußte, ſcheint er bekannt
geweſen zu ſeyn. Frey war er nicht von ſolchen Meinungen
und Anſichten, welche die Philoſophie des achtzehnten Jahrhun-
derts ohne Bedenken Aberglauben nennen würde; eben ſo gut,
wie jene allwiſſenden und nichts glaubenden Weiſen, gegen die
Sokrates ſtritt. Ein Beyſpiel mag vergönnt ſeyn, wie ſehr er
auch in dieſer Hinſicht oft verkannt ward, und unrichtig beur-
theilt wird. So hat man es allgemein getadelt, daß er in dem

letzten Geſpräche, welches er vor dem Tode mit ſeinen Freunden hielt, als man fragte: ob er noch etwas zu beſtellen habe, antwortete: Nichts, als daß man dem Aesculap einen Hahn opfern ſolle. So habe er alſo, ſagen ſeine Tadler, noch in dem letzten Augenblick ſeines Lebens dem Volksaberglauben, den er doch als nichtig habe erkennen müſſen, gehuldigt, oder wenn es Spott geweſen, ſo ſey auch dieſer für einen ſolchen Augenblick wenig angemeſſen. Gleichwohl iſt hier die Deutung leicht zu finden. Ein ſolches Opfer pflegten diejenigen dem Aesculap zu bringen, welche von einer ſchweren Krankheit geneſen waren. Es lag alſo dabey der Gedanke zum Grunde, welchen mehrere ſeiner Nachfolger ſchön entwickelt haben: daß dieſes Leben keine andre Beſtimmung habe, als ſich auf ein höheres vorzubereiten, oder daß man, nach dem Ausdruck der Alten, ſterben lerne. Uebrigens betrachtete Sokrates das Leben überhaupt, wie vielmehr aber in einem Zuſtande der Welt wie der damalige, nur als ein Gefängniß der beſſern Seele, ja, als eine eigentliche Krankheit, von welcher der ſonſt ſo heitere Weiſe gern zufrieden war, durch den Tod, da es ſich nun ſo fügte, befreyt und geheilt zu werden. Das Leben freywillig zu enden, hielt jedoch Sokrates, unter allen alten Philoſophen wo nicht zuerſt, doch am entſchiedenſten, für durchaus unerlaubt; für einen Frevel gegen ſich ſelbſt und gegen Gott. Dem Gefängniſſe und dem Tode entfliehen wollte er auf keine Weiſe. Er hätte es auch nicht gekonnt, ohne ſich ſelbſt, und der Würde ſeiner Sache viel zu vergeben, die jetzt, da er ſeinen Nachfolgern das große Beyſpiel von Standhaftigkeit zurück ließ, durch ſeinen Tod beglaubigt, von der Nachwelt um ſo mehr als die Sache der Tugend und der Wahrheit verehrt und anerkannt ward.

III. Spinoza.*

(1812.)

Spinoza's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterſcheiden, allen einzelnen Weſen aber die innere Selbſtſtändigkeit und Beſtandheit abzuſprechen und in ihnen allen nichts zu ſehen, als die verſchiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfaſſenden Weſens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Perſönlichkeit, und dem Menſchen die Freiheit abſpricht, überhaupt aber, das Unſittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen aufhebt. Dieſer Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft ſo nahe, daß er vielleicht der älteſte ſeyn kann, der auf die urſprüngliche Wahrheit gefolgt iſt, nur daß Spinoza den Pantheismus in eine mehr wiſſenſchaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wiſſenſchaftlichen Vernunft, wenn ſie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, iſt dieſer Abweg ſo natürlich, daß Descartes, von deſſen Syſtem Spinoza zunächſt ausging, nur durch ſeinen Mangel an Tiefe und Entſchiedenheit des Geiſtes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an deſſen Rande er ſchon ſtand. Man muß auch hier den Irrthum ſelbſt von der Perſon unterſcheiden. Oft iſt der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerſt veranlaßt, welcher dieſen ſelbſt vollendet und am entſchiedenſten und kühnſten ausſpricht, bei weitem weniger verwerflich als ſeine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentſchiedener einherſchwanken. Spinoza's Sittenlehre iſt zwar, ſo wie er ſelbſt kein Chriſt war, nicht die chriſtliche, wohl aber iſt ſie ſo edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja ſie hat vielleicht Vorzüge vor dieſer. Was ihn ſtark macht im Vergleich mit Gegnern, die ſeine Tiefe nicht verſtehen, oder nicht fühlen, und mit ſolchen,

* Schlegel ſchreibt, mit Andern, „Spinoſa“. Wir ſtellen die gewohnte Schreibart des Namens her.

die ohne es ſelbſt recht deutlich zu wiſſen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, iſt nicht bloß die wiſſenſchaftliche Klarheit und Entſchiedenheit ſeiner Denkart, ſondern auch, daß alles in dieſer ſo aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von ſeinem Gefühle beſeelt war. Man kann es nicht Naturbegeiſterung nennen, wie der Dichter, der Künſtler oder der Naturforſcher ſie fühlt; noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände dieſe einen Gegenſtand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt iſt es, was ihn immer bei all' ſeinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entſchiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, iſt wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte ſcheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch dieſen Irrthum des Spinoza mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, ſo ergiebt ſich noch ein großer Unterſchied. Jene materielle Philoſophie, wenn ſie noch ſo heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erſte hält, iſt ein Irrthum, der faſt unter die Region des Menſchlichen herabſinkt. Selten wird daher auch bei einzelnen Individuen ſelbſt, die einmal bis in dieſe Tiefen herabgeſunken ſind, eine Rückkehr zu hoffen ſeyn, ſo leicht es geſchehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn ſie die ſittlichen Folgen jener Philoſophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, ſich mit Abſcheu davon zurückwenden. Die hohe Geiſtigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinoza führt, könnte dagegen ſcheinen, mehrere Mittel und Wege übrig zu laſſen, um ſich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite iſt ein Irrthum aber um deſto verderblicher, je mehr er geeignet iſt, auch die edelſten und geiſtigſten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen ſind dann nicht ſo praktiſch ſchädlich, aber das Verderbliche wurzelt um ſo feſter im Innern, und wirkt früher oder ſpäter, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerſtörend; wie im menſchlichen Körper eine Krankheit, welche die edelſten Lebenstheile ergriffen hat.

IV. Die Aufgabe der chriſtlichen Kunſt.

(1804 und 1823.)

Iſt es wahrſcheinlich, daß auch jetzt in unſrer gegenwärtigen Zeit noch von neuem eine wahre, große und gründliche Mahlerſchule wieder entſtehen und ſich dauerhaft, bleibend, und feſt begründen wird? — Wahrſcheinlich iſt es den äußern Umſtänden nach eigentlich nicht; aber wer möchte die Unmöglichkeit behaupten? Woran es liegt, daß es keine ſolchen Mahler giebt zu unſrer Zeit, welche den großen Meiſtern der Vorzeit völlig gleich geſtellt werden könnten, und was denen, die ſich gegenwärtig in der Kunſt verſuchen, dazu fehlt, das iſt zum Theil wohl klar; zunächſt iſt es die Vernachläſſigung des eigenthümlich Techniſchen, beſonders der Farbenbehandlung, am meiſten aber das innige und tiefe Gefühl. Bei den ſinnigſten und eigenthümlichſten Talenten der jetzigen neuen Zeit vermißt man noch am meiſten die produktive Thätigkeit, die feſte Sicherheit und Leichtigkeit im Praktiſchen der Ausführung, welche die alten Künſtler ſo wunderbar auszeichnet. Wenn man die Menge von großen Werken erwägt, welche Raphael, der im früheſten Mannesalter dahingerafft wurde, vollendet hat; oder den eiſernen Fleiß des redlichen Dürer, in der Fülle ſo unzähliger Erfindungen und Arbeiten aller Art und in dem verſchiedenartigſten Stoff, wo er doch auch kein hohes Lebensziel erreichte; ſo entſchwinden uns in Gedanken alle Vergleichungspunkte für unſre in der Kunſt ſo weit neben jenem großen Maaßſtabe zurückſtehende Zeit. Indeſſen iſt dieſe Erſcheinung aus den Umſtänden wohl erklärbar. Die univerſelle Bildung und intellektuelle Vielſeitigkeit, als charakteriſtiſche Eigenſchaft und allgemeiner Hang unſres Zeitalters, führt leicht zur Zerſplitterung der geiſtigen Kraft und verträgt ſich ſchwer mit einer concentrirten Wirkung in fortſchreitender Steigerung, und mit einer Fülle vollendeter Hervorbringungen in einer beſtimmten, poſitiven Art.

Dieß trifft eigentlich mehr oder minder alle Gattungen intellektueller Bildung und Hervorbringung in unſrer Zeit; für die Kunſt aber iſt insbeſondre noch folgendes zu beachten und von dem entſchiedenſten Einfluß. Nachdem einmal der reine, klare Sinn und das tiefe Gefühl die einzige, ächte Quelle der höheren Kunſt iſt, und alles beynah in unſrer Zeit dieſem Gefühl feindlich entgegen tritt, um es zurück zu drängen, zu verſplittern, zu überſchütten, oder ſeitwärts in die Irre zu lenken, ſo geht die beſte Hälfte des Lebens, in dem vorläufigen Entwicklungskampfe gegen die Zeit und alle ihre namenloſen Hinderniſſe verloren; welcher Kampf dennoch unumgänglich nothwendig iſt, um nur erſt die Quelle des ächten Kunſtgefühls wieder frey zu machen und heraus zu arbeiten aus dem beſchwerlichen Schutt der ſtörenden Außenwelt. Eine ſinnige Natur, welche nicht von ihrer Zeit getragen und erhoben wird, ſondern dauernd in Zwieſpalt ſteht mit der vorherrſchenden Umgebung, wird immer mehr in ſich ſelbſt verſenkt bleiben, und kann ſchwer zur produktiven Leichtigkeit gelangen. Dieſer Grund iſt klar und zureichend genug, um das langſame Wachsthum der ächten Kunſt in unſrer Zeit begreiflich zu machen, die aber dennoch zum mächtigen Baum des neuen Lebens im Gebiete des Schönen für eine lichtere Zukunft, mitten durch alle Hinderniſſe ſtrebend emporblühen ſoll. Von einer andern Seite aber betrachtet, erſcheint es wohl als ein nicht zu ergründendes Geheimniß, warum einige Zeiten, dem Anſchein nach ohne alles äußre Zuthun und ganz wie von ſelbſt, künſtleriſch ſo reich und glücklich ſind, während andere bey dem beſten Streben und dem vollen Ernſt aller intellektuellen Bildung, durchaus kein gleiches und ganz genügendes Gelingen finden mögen. Es liegt vielleicht etwas in dieſer Frage, was immer unauflöslich ſeyn wird; wir können nur bei dem ſtehen bleiben, was ſich klar erkennen läßt, und dieſes iſt auch vollkommen genügend, um die Elemente, die Hülfsmittel und Werkzeuge für die höhere mahleriſche Darſtellung, den Weg und die Quelle anzugeben, welche wenigſtens zur gründlichen Erkenntniß und

treuen Aufbewahrung des ächten Schönen in der chriſtlichen Kunſt führen werden, wenn gleich das höchſte Gelingen nicht ohne die beſondre Gunſt der Natur erreicht werden kann.

Die ächte Quelle der Kunſt und des Schönen aber liegt im Gefühl. Mit dem Gefühl ergiebt ſich der richtige Begriff und Zweck der Kunſt von ſelbſt, und das beſtimmte Wiſſen deſſen, was man will, wenn gleich der Künſtler es nicht in Worten, ſondern nur praktiſch bewähren kann. Das religiöſe Gefühl, Andacht und Liebe, und die innigſte ſtille Begeiſtrung derſelben war es, was den alten Mahlern die Hand führte, und nur bey einigen wenigen iſt auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöſe Gefühl in der Kunſt einigermaßen erſetzen kann; das tiefe Nachſinnen, das Streben nach einer ernſten und würdigen Philoſophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer ſich, freylich nach Künſtlerweiſe, doch ganz deutlich meldet. Vergebens ſucht man die Mahlerkunſt wieder hervorzurufen, wenn nicht erſt die Religion oder eine auf dieſe gegründete chriſtliche Philoſophie wenigſtens die Idee derſelben wieder hervorgerufen hat. Dünkte aber dieſer Weg den jungen Künſtlern zu fern und zu ſteil, ſo möchten ſie wenigſtens die Poeſie gründlich ſtudiren, die jenen ſelben Geiſt athmet. Weniger die griechiſche Dichtkunſt, die ſie doch nur ins Fremde und Gelehrte verleitet, und die ſie nur in Ueberſetzungen leſen, wo vor dem hölzernen Daktylengeklapper die alte Anmuth weit entflohen iſt, — als die romantiſche. Die beſten Dichter der Italiäner und der Spanier, nebſt dem Shakspeare, auch die zugänglichſten unter den altdeutſchen Gedichten, und dann die Neueren, die am meiſten in jenem romantiſchen Geiſte gedichtet ſind; das ſeyen die beſtändigen Begleiter eines jungen Künſtlers, die ihn allmählig zurückführen könnten in das alte romantiſche Land und den proſaiſchen Nebel antikiſcher Nachahmerey und ungeſunden Kunſtgeſchwätzes von ſeinen Augen hinwegnehmen. Die Haupturſache aber bleibt, daß es dem Künſtler Ernſt ſey mit dem tiefen religiöſen Gefühl, in wahrer Andacht und im

lebendigen Glauben; denn durch die bloße Spielerey der Fantaſie mit den katholiſchen Sinnbildern, und ohne jene Liebe, welche ſtärker iſt als der Tod, läßt ſich die hohe chriſtliche Schönheit nicht erreichen.

Worin beſteht denn nun aber dieſe chriſtliche Schönheit? — Man muß vor allen Dingen zur Erkenntniß des Guten und des Böſen in der Kunſtlehre zu gelangen ſuchen. Wer das innre Leben nicht hat und nicht kennt, der kann es auch als Künſtler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, ſondern bewegt ſich nur mit fort in dem verworrnen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz weſenloſen und eigentlich nichtigen Daſeyns; ſtatt daß uns die Kunſt grade aus dieſem herausrücken und in die höhere, geiſtige Welt emporheben ſollte. Er dient, als falſcher Modekünſtler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuſchung, und ein ſolcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des ächten Schönen. Die heidniſche Kunſt geht aus von der Vollkommenheit der organiſchen Geſtalt, nach dem poſitiven Begriff eines feſt beſtimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigſten Entfaltung aller gebildeten Formen, wie von ſelbſt, den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein ſinnlicher Reiz, als eine geiſtige Anmuth der Seele. Will die antike Kunſt höher ſteigen, ſo geht ſie über in die titaniſche Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernſt der tragiſchen Schönheit, und dieſes iſt die äußerſte Linie, welche ſie erreichen kann und wo ſie das Ewige am nächſten berührt. So ſtehen für ſie an dem verſchloßnen Eingang des ewigen Schönen, auf der einen Seite der titaniſche Uebermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erſtürmen will, ohne daß er dieſes je vermag; auf der andern Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtſeyn der eignen, unauflöslichen Verſchloſſenheit unwandelbar verſenkt. Das Licht der Hoffnung iſt es, was der heidniſchen Kunſt fehlt und als deſſen höchſten oder letzten Erſatz ſie nur jene hohe

Trauer und tragiſche Schönheit kennt; und dieſes Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des ſeeligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnſucht ſchmerzlich hervorbricht, iſt es, was uns aus den Gebilden der chriſtlichen Kunſt, in göttlicher Bedeutung, als himmliſche Erſcheinung und klare Anſchauung des Himmliſchen entgegentritt und anſpricht, und wodurch dieſe hohe, geiſtige Schönheit, welche wir eben darum die chriſtliche nennen, möglich und für die Kunſt erreichbar wird.

Es wird indeſſen eines langen Kampfes bedürfen, und manche alte und neue Wege werden noch eingeſchlagen und verſucht werden, ehe der rechte Weg gefunden und geebnet iſt, und die wiedergeborne Kunſt, ſicher wie auf feſter Bahn, in religiöſer Schönheit emporblühend, zu dieſem Ziele voranſchreiten mag.

Vielleicht wird hier und da auch ein Extrem das andre hervorrufen; es wäre nicht zu verwundern, wenn die allgemeine Nachahmungsſucht bey einem Talent, das ſich fühlte, grade den Wunſch unbedingter Originalität hervorbrächte. Hätte nun ein ſolcher erſt den richtigen Begriff von der Kunſt wiedergefunden, daß die ſymboliſche Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimniſſe ihr eigentlicher Zweck, alles übrige aber nur Mittel, dienendes Glied und Buchſtabe ſey, ſo würde er vielleicht merkwürdige Werke ganz neuer Art hervorbringen: Hieroglyphen, wahrhafte Sinnbilder, aber mehr aus Naturgefühlen und Naturanſichten oder Ahndungen willkührlich zuſammengeſetzt, als ſich anſchließend an die alte Weiſe der Vorwelt. Eine Hieroglyphe, ein göttliches Sinnbild ſoll jedes wahrhaft ſo zu nennende Gemählde ſeyn; die Frage iſt aber nur, ob der Mahler ſeine Allegorie ſich ſelbſt ſchaffen, oder aber ſich an die alten Sinnbilder anſchließen ſoll, die durch Tradition gegeben und geheiligt ſind, und die, recht verſtanden, wohl tief und zureichend genug ſeyn möchten? Der erſte Weg iſt gewiß der gefährlichere, und der Erfolg läßt ſich ungefähr vorausſehen, wenn er vielleicht gar von mehreren, die nicht alle gleich gewachſen dazu wären, verſucht

werden ſollte; es würde ungefähr gehen, wie ſeit einiger Zeit in der Poeſie. Sichrer aber bliebe es, ganz und gar den alten Mahlern zu folgen, beſonders den älteſten, und das einzig Rechte und Schöne ſo lange und treulich nachzubilden, bis es dem Auge und Geiſte zur andern Natur geworden wäre. Wählte man dabey beſonders, nebſt dem Schönſten der älteren Italiäner, auch den Styl der altdeutſchen Schule zum Vorbilde, eingedenk bleibend der Nation, welcher auch wir noch angehören, und deren tiefen Charakter wir vor allem in der Kunſt nie verläugnen dürfen; ſo würde beydes vereinigt ſeyn, der ſichre Weg der alten Anmuth und Wahrheit und das Symboliſche, geiſtig Schöne, worauf, als auf das Weſen der Kunſt, ſelbſt da, wo die Kenntniß derſelben verloren war, wahre Poeſie und Wiſſenſchaft zuerſt wieder führen muß, und auch unabhängig von aller Anſchauung, als auf die bloße erſte Idee der Kunſt und Mahlerey führen kann. Denn die altdeutſche Mahlerey iſt nicht nur im Mechaniſchen der Ausführung genauer und gründlicher, als es die italiäniſche meiſtens iſt, ſondern auch den älteſten, ganz wunderbaren und tiefſinnigen chriſtlich-katholiſchen Sinnbildern länger treu geblieben, von denen ſie einen weit größern Reichthum enthält, als jene, welche ſtatt deſſen oft ihre Zuflucht zu manchen bloß jüdiſchen Prachtgegenſtänden des alten Teſtaments, oder zu einzelnen Abſchweifungen in das Gebiet der griechiſchen Fabel genommen hat.

Selbſt in der Anmuth kann die italiäniſche Schule zwar wohl den Vorzug gegen die oberdeutſche, aber nicht vor der niederdeutſchen Kunſt behaupten, wenn man dieſe anders nach der Blüthen-Epoche eines Wilhelm von Kölln, Johann von Eyck und Hemmelink beurtheilt, und nicht nach den ſpätern Abartungen. Uebrigens darf es wohl kaum erinnert werden, daß der Künſtler keineswegs den alten Gemähldeſtyl, in den Unvollkommenheiten deſſelben, in den magern Händen, einer ägyptiſch graden Stellung der Füße, der engen Kleidung, den grellen Farben, zugedrückten Augen, oder wohl gar in der ſchlechten Zeichnung und poſitiven Mängeln und zufälligen Fehlern ſuchen, oder zu finden glauben

darf. Denn das hieße nur eine falſche Manier ſtatt der andern ergreifen, wenn man die bisherige antikiſche mit einer eben ſo unächten altdeutſchen Nachahmerey vertauſchen wollte. Ueberhaupt liegt es nicht in den Aeußerlichkeiten; ſondern der ſtille, fromme Geiſt der alten Zeit iſt es, welcher den Mahler beſeelen und wieder hinführen ſoll zu der reinen chriſtlichen Schönheit, daß dieſe, mit dem hellſten Glanze, die Gebilde der wieder aufblühenden Kunſt in neuer Morgenröthe durchſtrahle.

Wackenroder.

Die Peterskirche.

(1797.)

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geiſt erhebt ſich in heiliger Trunkenheit, wenn ich deine unermeßliche Pracht anſtaune! Du erweckeſt mit deiner ſtummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und läſſeſt das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat geſammelt an deiner ſteinernen Größe, und auf zahlloſen Menſchenleben biſt du emporgeſtiegen zu dieſer Höhe! —

In nackten Steinbrüchen iſt euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelſen abgezwungen, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur ſein Eiſen, ſein Werkzeug, war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einſt zum letztenmale in die Hand nahm und ſtarb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als dieſe Steine, einen feſt auf den andern zu ſchichten für einen geringen Lohn, iſt darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, deſſen Geſchäft es war, dieſe Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht ſtolz ſeyn mochte auf einen ſchönen Säulenknauf, der ſich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat ſein Auge geſchloſſen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulen=

knauf wieder achtſam betrachtet, nach dem letztenmale, da er ihn mit Freuden anſah.

Eine ganze Reihe von Meiſtern der Baukunſt ſind an der Schöpfung dieſes Koloſſes vorübergegangen; ſie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felſen zu ſchönen Geſtalten zuſammenzauberten; und der eine größeſte der Meiſter war es, der durch ein dürres Zahlengewebe und krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Geſetz vorſchrieb, die Laſt der Mauern kühn zu beſteigen, nud ſich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armſelige kleine Metallſtücke, die ſie von ihren todten, ſtillen Schatzkammern in die Welt ſtreuten, wie durch elektriſche Funken aus der ſchlafenden Kraft der groben Hände, der ſchlafenden Kunſt der Steinarbeiter, den ſchönträumenden Geiſtern der Architecten, eine vereinigte ſichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, — welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieſer bedeutungsloſen Metallſtücke, ein ſo geiſtreiches Wunderwerk von ſo unerſchöpflicher Schönheit uud Erhabenheit für die Welt und die menſchliche Würde eintauſchten: — auch dieſe ſind längſt von ihrem glänzenden Stuhle aufgeſtanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land geſetzt, wohin die Millionen, die ſie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen ſind.

Wie mannigfache menſchliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben ſind an deiner Schöpfung zerſchellt! Und du ſtehſt, ein unſterblicher Bau, ſtützeſt dich auf deine ſtarken Mauern, und ſiehſt unerſchrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tauſend einzelnen Steine der Felſen, die unförmlichen Maſſen, die verſtümmelten Gliedern glichen, haben ſich zu ſchlanken Säulen vereinigt, deren erhabne Geſtalt das Auge mit liebevollen Blicken umſchlingt, oder zur Kuppel, an deren ſanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufſchwebt. Ver-

ſchwunden ſind die unzähligen verſtümmelten Glieder: es ſteht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beim Bau der Welt von Rieſen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerſchmelzten Felſen in ungeheure Formen gegoſſen. — Und die erſtaunenswürdige Wirklichkeit dieſes unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erſchreckt, worauf beruht ſie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federſtrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangſt in deinem Daſeyn, und haſt nichts mehr an dir von deinem Urſprunge. Menſchen erſchufen dich und du biſt höherer Natur als das Geſchlecht deiner Schöpfer, läſſeſt die ſterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknieen unter deinem Dome, und umhüllſt ſie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern ſpricht.

Wohl dem vergänglichen Menſchen, daß er Unvergänglichkeit zu ſchaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er ſelber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunſt treibt die ſterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verſchließt göttliche Kräfte. — Die Menſchen ſind nur die Pforten, durch welche ſeit der Erſchaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunſt uns ſichtbar erſcheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke iſt es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majeſtätiſch, mit Felſen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine ſehr edle Kunſt, die alle menſchliche Geſtalt und Sprache verachtend, denen die ſämmtlichen übrigen Künſte dienſtbar ſind, allein darauf ſtolz iſt, ein mächtig-großes, ſinnliches Bild der ſchönen Regelmäßigkeit, der Feſtigkeit und Zweckmäßigkeit, dieſer Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Muſterbilder in der menſchlichen Seele, vor unſer Auge zu ſtellen. Ihre Werke ſind (gleich der harmoniſchen Wiſſenſchaft der Weisheit in der

Seele des Weiſen,) ein feſt in ſich verbundener ſchöner Zuſammenhang von tragenden und getragenen Maſſen, von kühn hinanſtrebenden Säulen und Wänden, und von ſchützenden, ruhig ſchwebenden und herabſehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel ſtehen ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; ſie laſſen ſich nicht, wie die Werke der andern Künſte, mit Händen regieren, das Geſchlecht, das ſie hervorbrachte, geht in ſie hinein, fühlt ſich von ihnen umſchloſſen, und ſie ſind die edlen Gefäſſe, die alle andre Kunſt und Wiſſenſchaft, ja die edelſte Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können ſie größeres bewahren und umſchließen, als das Streben des Menſchen nach der Gottheit? O, da müſſen ſich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, ſo weit ſie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umſpannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütterlichen Schooß zu ſammeln, auf daß die einſam umherirrende Andacht von Tauſenden, unter dieſer Wölbung verſammelt und von der ewigen Umarmung dieſer heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zuſammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahlloſe Mengen der Vergangenheit haben dieſe heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahlloſe der Zukunft erwarten ſie ſehnlich in ihre Arme zu ſchließen.

Ich höre ſie wohl, die vernünftigen Weiſen, die ſpotten und ſprechen: „Was ſoll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeſchmückten Raume betet der Menſch ſo fromm, — und viele Dürftige, nebſt Witwen und Wayſen, hätten wir geſpeiſet und gekleidet von dieſen ſteinernen Schätzen.“ — Ich weiß es wohl, daß man der Kunſt und auch der Religion es bitter verarget, wenn ſie in reicher, königlicher Pracht ſich vor der Welt erheben. Es mögen dies ſehr feſtgegründete Gedanken der menſchlichen Vernunft ſeyn, aber doch ſind es nicht die Gedanken der ſchaffenden Vorſicht.

Nach einem durch menſchliche Vernunft berechneten Gleich=

maaße und einer ſtrengen, geiſtigen Ordnung der Dinge, wollen die Weiſen unſre Erde neu erſchaffen. Aber was iſt die Erde, als e i n uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — e i n uns ſichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls? — und was ſind wir? — — Jenes gewaltſame Auf= und Niederwallen der irdiſchen Dinge, — daß ſich das Hohe zum Hohen geſellt, und die Flächen und Tiefen verwahrloſ't vergehen, — erſcheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsſchlag, das furchtbare, unverſtändliche Athemholen des Erdgeſchöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daſeyn bringen will, ſo bleibt ihr Streben immer i r d i ſ ch, und ſie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irdiſche Schätze. — So hat auch ſelbſt die lebloſe Natur, recht im irdiſchen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirdiſchen Ueberfluſſe der koſtbaren Metalle verſchwenderiſch belohnt, indeß endloſe Wüſteneyen unter ihrer kargen Hand verſchmachten.

Drum ſchweige, menſchlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben=übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! ſelbſt dieſes Wunder der Welt, wie verſchwindet es in der k l e i n e n Unendlichkeit der Dinge dieſer Erde! — Es ſchrumpft zuſammen, wenn das Auge ſich eine kurze Spanne entfernt, und iſt nicht da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und ſelbſt Tauſende, die es ſehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

Novalis.

I. Stillleben aus dem Mittelalter.

(Um 1798.)

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dieß um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſei mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Reiſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, uud wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der dama-

ligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie, ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, — die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint: ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtliche Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes, die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und

begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte und jetzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

II. Die Natur.

(Um 1799.)

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannichfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Innres in ſo mannichfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpäteren Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturzuſtand herzuſtellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die

Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſerer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen Bewohnern und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälli-

gen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Verhältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und ſcheint an wunderbarer Wirkung und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte liest und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weiſſagte, jeden Gaſt willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verſchwendete. So genoß ſie himmliſche Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforſcher nur dann ein, wenn ſie krank und gewiſſenhaft war. Dann gab ſie ihm Beſcheid auf jede Frage, und ehrte gern den

ernſten, ſtrengen Mann. Wer alſo ihr Gemüth recht kennen will, muß ſie in der Geſellſchaft der Dichter ſuchen, dort iſt ſie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer ſie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dieß und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren ſtrebt, muß ihre Krankenſtube, ihr Beinhaus fleißig beſuchen.

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen, wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um uns her, ſo glauben wir, es ſey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeußerung unſrer Sympathie mit ihr: nur ſucht der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Be-

ſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehen mannichfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gab's ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steine nieder, bauten Felſen zu Wohnungen, * brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder an's Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heitern Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an,

* Zwei unverſtändliche, wahrſcheinlich korrumpirte Worte ſind aus dem Texte weggeblieben.

und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an, menſchlich ſich zu regen, ihre Fantaſieen wurden heitrer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählich die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung; dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

III. Aphorismen über Poeſie.

(Um 1800.)

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effekt iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſo fern ſie plaſtiſch iſt; doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannichfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigſten Ausdrücken darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht; ſo muß der Dichter den redenden Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden und in angemeßnen Worten auf's Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn, über alles auf eine unterhaltende und

bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Fantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn?

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beyder. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher ergiebt ſich unſere urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Aechte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig. —

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe

Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige Zeichnung ſelbſterfundener Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt, und ſofort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchtes Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewandten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellungen des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit, in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Mahler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft den Mahler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut verbunden und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt.

J. F. von Meyer.

Der Naturgeiſt.

(1815.)

Wenn wir verſteinerte Pflanzen oder Thiere, Abdrücke von Farrenkräutern und unbekannten Fiſchen, die Knochen des alten Mammuths oder eine holzharte Sandmumie ſehen: ſo zweifeln wir nicht, daß dieſe Geſchöpfe vordem gelebt und gegrünt haben; obſchon ſie nun der todten Natur anheimgefallen ſind. Ihre Adern ſind verſtopft, ihre Säfte fließen nicht mehr, es iſt nichts Bewegliches mehr an ihnen. Ihre ſtarren Formen ſind ohne Geiſt, ſie ſind Zeugen des Geweſenen, und harren einer Auflöſung entgegen, die ihre Theile in Freyheit ſetzen ſoll. Alſo auch, wenn der Winter Strom und Bäche gebunden hat, ſo ſchlägt keine Welle mehr vor dem erſchrecklichen Froſt, und ſelbſt der Sonnenſchein gleitet unwirkſam darüber hin, weil er keine Empfänglichkeit findet. So iſt auch die friſche Leiche ſchon ſteif, wenn gleich ihre Lebensgänge noch offen, ihr Fleiſch feucht iſt, und der feurige Naturgeiſt in ihr gährt, um ſich loszuwickeln und ſie vollends zu tödten. Sie hat noch vor kurzem geathmet. Endlich ein Menſch, der ſich verdungen hat oder verurtheilt iſt, eine Maſchine zu bewegen, und dadurch ein Automat wird, glauben wir nicht, er beſitze an ſich das Vermögen, willkührlich und frey zu handeln, wenn wir ihn zur Freyheit entlaſſen wollten?

Sehen wir vor Allem dieſen letzten an: er lebt wirklich mit Leib und Seele, und iſt dennoch todt, weil ihm die Freyheit genommen iſt, ſich anders als ſo zu bewegen, wie er thut,

und etwas Anderes zu treiben, als was er treibt. Betrachten wir die ſtumpfſinnigen unter den menſchlichen Weſen, die Cretinen und Kakerlake, die an Geiſt hinter den Thieren zu ſtehen ſcheinen; ſehen wir einen Schlafenden; überall iſt hier Leben ohne Leben, und Tod ohne Tod. In dieſen gebundenen Zuſtänden iſt nicht ſowohl Mangel als Verſchloſſenheit; denn ſo haben ſchon Dümmlinge durch einen Fall Verſtand, und gewöhnliche Menſchen durch eine Krankheit höhere Fähigkeiten bekommen. Und um Alles zu erſchöpfen: iſt nicht im Kinde alles Leibesvermögen und alle Verſtandesfähigkeit unentwickelt enthalten, und müſſen ſich nur ſtärken, reifen, oder vielmehr ſich aufſchließen, damit dieſes unbeholfene Geſchöpf gehen, reden, vernünftig urtheilen, endlich Künſte treiben, ja ſeinen Schöpfer denken kann? Die größten Köpfe aller Zeiten, was ſind ſie in ihrer Wiege geweſen? So ſagt Salomo oder der Verfaſſer des Buchs der Weisheit in ſeinem Namen (Cap. 7, 3): „Ich habe auch, da ich geboren war, Odem geholt aus der gemeinen Luft, und bin auch gefallen auf das Erdreich; das uns alle gleich trägt, und Weinen iſt auch, gleichwie der Andern, meine erſte Stimme geweſen; und bin in Windeln auferzogen mit Sorgen, Denn es hat kein König (und kein Weiſer) einen andern Anfang ſeiner Geburt.“

Wie? ſollte die Natur, in der wir leben, nicht auch in der Erſtarrung, und in der Kindheit, und im Schlaf, und im Frohndienſte ſtehen? Sollte nicht ihr automatiſcher Zuſtand, worin ſich Alles nach gleichen, feſten Geſetzen bewegt, die ſogar der Menſch, der höher iſt als ſie, mit ſeiner Kunſt nicht überſpringen, ſondern nur benutzen kann, die Gefangenſchaft und Larve einer andern Natur ſeyn, welche die eigentliche Natur iſt? nicht mehr Maſchine, ſondern freyer Geiſt? nicht mehr Larve und Puppe, ſondern Schmetterling?

Die Schrift ſelbſt verkündigt uns dieſe Wahrheit. „Alle Creatur,“ ſagt Paulus (Röm. 8, 19 ff.) „ſeufzet mit uns, fühlt Geburtswehen gleich uns, mit Sehnſucht harrt ſie auf

die Offenbarung ihrer Freyheit, auf ihren Uebergang aus der Knechtſchaft des Vergänglichen zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes."

Was aber wieder werden ſoll, muß auch von Anfang geweſen ſeyn. Denn alles Ende kehrt zum Anfang, und aller Anfang war gut, als ausgefloſſen aus dem Anfang der Anfänge, dem höchſt guten Gott, welcher Licht, Leben und Freyheit iſt. So iſt mithin die Feſſel der Natur, unter der ſich ihre ungeheuern Räder ſeufzend umdrehen, ihr nicht von dem Gott der Freyheit angelegt, ſondern von dem, das nicht Gott iſt, und das durch ſein Zurückziehen auf ſich ſelbſt ſich in dieſe ſtarre Rinde einſchränkte, ſein Haus enger mauerte, und ſich in ein Gefängniß begab, das es nun nicht wieder durchbrechen kann, als allein durch die glaubige Begierde nach dem Urquell der Freyheit. —

Es iſt ein richtiger philoſophiſcher Satz, daß alles Sinnliche, weil es vergänglich iſt, in ſeiner Erſcheinung unweſentlich und nicht das Ding an ſich ſelber iſt, wie es Gott erkennt; folglich alle Geſetze des Raums und der Zeit, wie wir ſie uns vorſtellen, und auch vorſtellen müſſen, als Formen der ſinnlichen Welt oder unſerer Wahrnehmung von ihr, keineswegs zur unabänderlichen innern Ordnung der Natur gehören. Und hiebey ſtehen die Dinge in umgekehrtem Verhältniß zu unſerm ſinnlichen Urtheil von ihnen. Je gröber oder materieller ſie ſind, deſto unweſentlicher, deſto vergänglicher, auch ſchon gegen einander gehalten in der Körperwelt. Der Stein ſcheint uns reeller als das Waſſer, das ja verdunſtet und vertrocknet; und doch wird der Stein vom Waſſer zerſtört. Holz, und zwar das ſchwerſte, wird vom Feuer gefreſſen, welches wir weghauchen können. Die Flamme kann Eiſen ſchmelzen und Demant zerbrechen, aber dem Lichtſtrahl hat ſie nichts an, ſondern vermehrt nur ſeine Herrlichkeit, indem ſie mit ihm leuchtet, oder neben ihm verfinſtert erſcheint. Die Luft ſcheint das Nichtigſte, und kann Alles verderben. Zwar leiht die Dichtheit oder Zähheit

einem Stoff längere Dauer; durch dieſe zufälligen Eigenſchaften wird er dem Unvergänglichen näher gebracht; aber derſelbe Stoff, wenn er aufgelockert iſt, zeigt, wie nichtig er ſey. Er hat nur eine Veränderung in der Lage und Verbindung ſeiner Theile gelitten, iſt folglich derſelbe zuvor geweſen im verdichteten Zuſtande, der er jetzt iſt; ja er war durch den Widerſtand, welchen er leiſtete, zerſtörbarer als weichere Körper, daher er eben ſo zerfiel. Scheidewaſſer läßt eine Fettigkeit, als ein edles, leichtes Weſen, liegen, und löst ſchwere Metallmaſſen auf. Jedes Material hat in der Natur ſeinen Spiritus, der es meiſtert, ſo flüchtig er auch iſt. Wie nun das Feinkörperliche, das ans Geiſtige grenzt, Macht hat über das Gröbere: ſo hat das Geiſtige ſelbſt Macht über alles Körperliche, und iſt das eigentliche Weſentliche, obwohl uns unſichtbar. Das Geiſtige iſt der Wirker aus dem Reiche der Freyheit. Der nächſte Wirker, der uns noch gewiſſermaßen in die Sinne fällt, und einen Uebergang macht zwiſchen den zwey Welten, iſt der thätige und doch gebundene Naturgeiſt, der, wenn er aus einem Gefängniß entſchlüpft, alsbald wieder in ein anderes eilen muß; hat er ſich von einer verweſenden Pflanze oder einem Thierſtoff losgeriſſen, ſo muß er wieder in einer andern Form das Werk des Treibens, Blühens und Fruchtbringens verrichten, oder ſich in Fleiſch einwickeln und in Metallen gefrieren, und mit ewig unruhigem Spiel bald ſcheinbar frey, bald ein wahrer Knecht ſeyn. So unzerſtörbar er in ſich iſt, ſo harten Geſetzen iſt er unterthan. Er kann Jahrtauſende unter der Erde gebunden liegen, bis Menſchenhand oder Naturumwälzung den Stein, der ſein Kerker iſt, zu Tage fördert, und dieſer nach langem Zeitraum, von der Verwitterung zermalmt, ſeinen Einwohner losgibt. Und nicht ein Körnchen iſt, worin nicht noch ein Theil von ihm eingeſchloſſen bliebe, und dem er nicht wiederum raſch zueilte, um es zu theilen, zu zerwühlen, als eine Mutter zu befruchten, mit unendlichem Ungeſtüm, mit Schaffen und Zerſtören, mit Liebe und Haß, aber Alles nach harter, mühſeliger Regel. Er iſt

im Aether und im Abgrunde, bewegt Wolken und Flüſſe, brennt im Feuer, tobt im Winde, die Roſe und der Schneeſtern ſind ſein Werk. Wir erſtaunen über ſeine Wunderthaten, und doch weicht er ſelten oder nie aus ſeiner ſtreng vorgeſchriebenen Bahn, und erſcheint auch, ohne ſie im mindeſten zu verändern, unſerer Naturkunſt in tauſend Mummereyen, ſpottend gleichſam, wenn wir etwas Neues hervorgebracht zu haben meinen, worin doch nur wieder er, und zwar als ein armer, bewunderter Diener daſteht, der ſich in ſeines Herrn unendliche Reichthümer kleidet.

Dieſes bewußtlos wollende und handelnde Weſen macht die ganze Schöpfung zu einer großen Senſitivpflanze, oder einem unermeßlichen Thier, dem er die Werkzeuge der Empfindung, den Nervenſaft, die Seele leiht. Von dieſem Treiber geht alle Bewegung, Anziehung und Abſtoßung in der ſinnlichen Natur aus. Er iſt die innerſte elektriſche und magnetiſche Flüſſigkeit in den Dingen, ein lebendiges, reines Feuer, ja, wie geſagt, die Seele der Welt, verſtuft ſich aber in vielen Stellvertretern, die ſeine nähere Erſcheinung, und immer um ſo weſentlicher, mächtiger und unſichtbarer ſind, als ſie ihm ſelbſt näher liegen.

Wie es aufwärts von ihm in der phyſiſchen Weltregierung zugeht, und was er für Einſchreitungen von mächtigern, bewußten Weſen erfährt, welche ſich ſein als eines wohlthätigen oder ſchädlichen Werkzeugs bedienen, ihn hemmen und fördern, zum Segen oder Fluch lenken, dafür ſind uns die Augen zugethan. Wir wiſſen durch die Offenbarung der heiligen Schrift, daß der Art Etwas, vielleicht unaufhörlich Statt hat, daß höhere Weſen eben ſowohl in den phyſiſchen als moraliſchen Weltlauf eingreifen; wir dürfen aber dieſen Dienſt der Engel nicht ſehen, noch die widrige Arbeit unſerer Feinde, weil wir dadurch irre werden würden in unſerm Glaubensgang, bald von Furcht und Schrecken erſchüttert, bald zu abgöttiſcher Bewunderung hingeriſſen. Denn wenn wir, die Gebildeten, ſchon jetzt ſo häufig in Gefahr ſchweben, die Naturkräfte anzubeten, den Zabäismus zu erneuern, oder die Weltſeele uns zum Gottweſen zu heiligen:

was würden wir thun, wenn uns geſchähe, was Jakob geſchah, von dem geſchrieben ſteht (1 Moſ. 32, 1. 2): „Jakob aber zog ſeinen Weg; und es begegneten ihm die Engel Gottes. Und da er ſie ſah, ſprach er: Es ſind Gottes Heere“ —?

Es ſcheint zwar ein Widerſpruch, daß der Naturgeiſt nach unabänderlichen Geſetzen handeln, und in dieſe dennoch ſtets durch denkende Geiſtweſen eingewirkt werden ſoll. Allein dieſer Widerſpruch rührt bloß von der Kurzſichtigkeit unſers Erkenntniß-vermögens her, das ſich Alles, was in die höhere Ordnung der Dinge hineinreicht, nicht vorſtellen noch es begreifen kann. Ueberdem aber iſt ein offenbarer Unterſchied, ob ein höheres denkendes Weſen durch den Naturgeiſt und nach deſſen Geſetzen, oder ob es gegen dieſelben wirkt; in jenem Fall, welches wohl der häufigere ſeyn möchte, thut es nicht viel mehr, als ein geſchickter Phyſiker. Uns ſind aber überhaupt nur die erſcheinenden, nicht die weſentlichen Geſetze der Natur oder des Naturgeiſts bekannt; wenn wir von Naturgeſetzen reden, ſo reden wir von jenen, und wenn der Geiſt ganz als Geiſt wirken darf, da wirkt er nach der Freyheit, welche ſeine wahre Natur iſt. Die Maſchine, die wir vor uns ſehen, iſt nebſt ihren ſcheinbaren Triebfedern bloß für uns Maſchine. Es hindert auch den Maſchiniſten nichts, die Triebkraft der Federn zu verſtärken, zu beſchleunigen, zu hemmen, augenblickliche Aenderungen im Werk anzubringen, ohne daß er das Werk oder deſſen Geſetze zerſtört. Die Täuſchung, der wir hierin unterworfen ſind, veranlaßt zweyerley Mißgriffe, deren einer dem Aberglauben, der andere dem Unglauben eigen iſt. Der Aberglaube iſt wie ein ſcheues, unerfahrenes Kind, welches über Alles erſtaunt, was es noch nicht geſehen hat, und es einer fremden Macht zuſchreibt, wenn auch bei näherer Unterſuchung die Erſcheinung, die es bewundert oder fürchtet, eine ganz alltägliche wäre, und in ein Nichts zerfiele. Der Unglaube iſt ein überkluger Jüngling, der ſchon Alles geſehen, erfahren hat und weiß, nur ſeine eigene Unwiſſenheit ausgenommen. Unglaubige ſind geneigt, Alles, was ſich einmal

zugetragen hat, darum weil es ſich zugetragen hat, als etwas Natürliches, d. i. der bewußtloſen Naturkraft und gleichſam dem Ungefähr oder todten Regeln Zugehöriges, nun ſchon Bekanntes und Erkanntes, das nichts zu bedeuten, keine höhere Gründe und Abſichten habe, anzuſehen; ſie bedenken aber nicht, daß ſo lange ſie einen Schöpfer und Beherrſcher der Natur annehmen, darin auch das Kleinſte nicht ohne geiſtliche oder moraliſche Bedeutung und Abſicht vorfallen kann. Nicht wie wir es ſo eben am kindiſchen Aberglauben getadelt haben; er weiß nicht, was klein oder groß iſt; der Verſtändige aber ſieht ein, wie auch das Kleinſte zum Großen beiträgt, und weiß das Wichtige, das Außergewöhnliche, das Ueberſchwengliche und Erſchreckliche, von dem Alltäglichen und Gemeinen wohl zu unterſcheiden. Ihm iſt auch das Neue nicht beſtürzend, weil er deſſen Grund und Zweck erblickt; und nichts Großes, was ſchon einmal vorgekommen, iſt ihm darum gleichgültig; denn er wird die zwey Begebenheiten nebſt den Umſtänden, worunter ſie ſich zutrugen, richtig mit einander und beyde mit dem Ganzen vergleichen, und ſich daraus überzeugen, daß beyden einerley höhere Beſtimmung zum Grunde lag. Umgekehrt aber handelt der Unglaube: eben er, der ſchon über die Natürlichkeit, d. i. Unbedeutenheit einer Sache abſpricht, wenn ſie ſich nur etliche Mal wiederholt, und ihr fertig die Regel nachweiſt, geräth über das Neue leicht außer ſich und ſchreyt: Wunder! oder: Gefunden! wenn er ſich auch bald darauf geſtehen muß, daß es gar nichts Beſonderes geweſen. Eben darum, weil ihm das Unterſcheidungsmittel des Weſentlichen fehlt, und er nicht vor Allem den ewigen Urpunkt feſtſetzt, von dem alles mehr oder minder Mächtige, bis ins Unweſentliche der Materie herab, ausgeht, dieſe rein geiſtliche und moraliſche Grundpotenz, iſt er den Täuſchungen der Erſcheinungswelt und den Trugſchlüſſen des ihr analogen Erkenntnißvermögens unterworfen. Das heißt mit andern Worten, er urtheilt als Materialiſt, wenn er auch wirklich an Gott und Unſterblichkeit glauben ſollte. Denn er

weiß ſeine natürliche Vorſtellung von der ſichtbaren Welt nicht mit ſeinem Glauben an das Unſichtbare in Verbindung zu ſetzen.

So wenig wir nun auch von dem, was über dem Naturleben waltet, und ihm die Beſtimmung leiht, wiſſen, ſo iſt uns doch die oberſte Stufe der Leiter bekannt, welche in Gott ruht. Es iſt der Geiſt-Schöpfer oder heilige Geiſt, das Ende und der Anfang der Wirkungen, von deſſen ſiebenfachem Feuer die untergeordnete Kette der Weſen bis auf den Natur-Geiſt und ſeine Stellvertreter Urſprung und Thätigkeit empfängt. In unvorſtellbarer Allgegenwärtigkeit, ohne Zeit- und Raumſchranke, bewegt dieſe rein überſinnliche Macht Alles, was wir in Zeit und Raum uns vorſtellen, und vermag daher zu handeln über alle Vernunft, über all unſer Wiſſen und Verſtehen. Sie wirkt in unermeßlicher Zahl und unzähliger Einheit; ſie durchdringt Welten und Geiſter mit ihrem Lebenslicht, und ſammelt ihre Namen in ein einziges mächtiges Wort, das ſie an den Boden des Throns ſchreibt, ihnen zur Dauer und dem Ewigen zum Lob.

K. von Wangenheim.

Der Glaube an den Ur=Geiſt.

(1838.)

Daß der Ur=Geiſt ſetzen kann und geſetzt hat, was er ſetzen will und wollte, iſt das Kreuz einer Philoſophie, welche Gott begriffsmäßig erkennen will und ihn deswegen aus dem reinen Seyn und dem Nichts mit Nothwendigkeit werden und dann denſelben erſt im menſchlichen Geiſte zum Bewußtſeyn ſeines Geiſtes kommen laſſen muß. Geiſtſeyn und Freiſeyn iſt offenbar identiſch, und dem Gotte, der Ur=Geiſt iſt, iſt daher auch alles möglich, was heilig iſt: denn ein freier, reiner Geiſt, der Unheiliges wollte, wäre der abſolute Widerſpruch. Aber welcher bedingte Geiſt vermag den Gedanken eines unbedingt freien, heiligen Geiſtes auszudenken, im Begriffe zu faſſen? Der endliche Geiſt des Philoſophen einmal gewiß nicht. Aber er will es, und darum ſetzt er ſeinen bedingten Geiſt dem göttlichen gleich, und macht auch dieſen zu einem mit Nothwendigkeit ſich erſt zum freien Geiſt entwickelnden Geiſte, weil die menſchliche Seele erſt nach und nach zum Bewußtſeyn ihres bedingten, urſprünglich ihr mitgetheilten Geiſtes gelangt, den ſelbſt in ſeiner ganzen Tiefe zu durchdringen ſie nicht einmal vermag. Er muß das thun, weil nur das geſetzlich Nothwendige ſich in den Begriff faſſen läßt, nicht aber das unbedingt Freie, dem alles möglich iſt. Wie ein ſolcher Gott des Begriffs werdend unter dem Geſetze der Nothwendigkeit ſteht, ſo auch ſeine Schöpfung, die ein nothwendiges Andere ſeiner Selbſt ſeyn muß.

Der abſolut freie, in jeder Hinſicht unabhängige und daher allmächtige heilige Geiſt, den wir als Gott verehren und anbeten, iſt der Seele nur in ſo weit erkennbar, in wie weit es ihm gefiel, ſich ihr in Geiſt, Natur und Geſchichte, d. h. in den Worten und Werken vom Geiſte zum Geiſte gezogener und darin einheimiſch gewordener gottbegeiſterter und gottinniger Menſchen zu offenbaren. Offenbar aber wird er ihr von dieſen drei Seiten her als Ur=Geiſt, der zugleich Ur=Seyn und Ur=Leben iſt, und er offenbart ihr darin ſeinen weſenhaften Willen, indem er in ſie den Zug zu den Ideen des Wahren, Schönen und Guten, damit aber die Liebe zu dem Allliebenden legte.

Wie aber kommt die Seele zu dieſer Zuverſicht? — Zunächſt durch den Glauben. Und dann zu dieſem? — Durch das Wiſſen um ihren Geiſt und aus dieſem Geiſte.

Hat nemlich die Seele — ſollicitirt von der aus dem Geiſte in die Vernunft reflectirten Idee der Wahrheit, von der in die Phantaſie reflectirten Idee der Schönheit und von der in den reinen, freien Willen reflectirten Idee der Tugend — ſich an der Hand äußerer und innerer Erfahrung bis zu den drei Abſoluten der Vernunft, der Phantaſie und des reinen Willens heraufgebildet, ſo tritt in ihr nun auch der, aus dem Schauen des Geiſtes urſprünglich in ſie reflectirte, Gefühlsglaube, deſſen Entſtehung und Fortbildung früher von uns nachgewieſen wurde, der aber nur eine, die geiſtige Schwere und das geiſtige Licht neutraliſirende, geiſtige Wärme war, aus dieſer Indifferenz in die Sphäre des ſeines Grundes ſich bewußten Glaubens, in welchem das geiſtige Licht der Seele ſein Maximum und die geiſtige Schwere der Seele ihr Minimum erreicht hat, während die geiſtige Wärme das Band dieſer beiden Potenzen bleibt, das wahre Leben der Seele aber nicht mehr bloß erwärmt und fördert, ſondern zugleich begeiſtet. Das Weſen dieſes begeiſtenden Glaubens und des wärmenden, beſeelenden Gefühlsglaubens iſt ein und daſſelbe; nur die Form, in welche beide gefaßt ſind, iſt eine

verſchiedene, hier ärmere, dort reichere, hier dunklere, dort deutlichere. War in dem Gefühlsglauben die lebendige Ueberzeugung von einem faſt prädicatloſen Göttlichen gegeben, ſo erhält der erleuchtete Glaube, wenn er auch keine größere Gewißheit von dem Daſeyn Gottes gibt, für das göttliche Weſen doch reinere Eigenſchaften und höhere Werthe.

Dieſer Glaube iſt uns daher die höchſte Function der Seele darum, weil in ihm die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, welche in den Functionen der Vernunft, der Phantaſie und des reinen Willens vereinzelt ſind, zuſammengefaßt werden und in dieſer Zuſammenfaſſung die urbildliche Harmonie der Ideen im Geiſte am reinſten in der Seele nachgebildet iſt. Wenn aber Wahrheit, Schönheit und Tugend im Glauben ſich vollkommen durchdringen, dann iſt die gläubige Seele geheiligt, und der Glaube an den lebendigen Urquell dieſer Harmonie der Ideen iſt der Glaube an die Heiligkeit Gottes, in welcher alle ſeine andern Eigenſchaften und unter dieſen auch ſeine Wahrhaftigkeit enthalten ſind.

Und erſt dieſer Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes iſt es, welcher der Seele die gewiſſe Zuverſicht gibt, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, die ſie in ihrem Selbſtbewußtſeyn trägt und von denen ſie ſich in ihrer Selbſterkenntniß ſollicitirt weiß, keine Trugbilder und die in der äußeren und inneren Welt ſich darſtellenden idealen und realen Abbilder jener in harmoniſcher Durchdringung im Geiſte liegenden Urbilder keine bloße Gedankendinge, keine Phantasmen, keine Zielpunkte zweckloſer Beſtrebungen ſind, ſondern volle, nicht zu bezweifelnde, Realität haben. Dieſer Glaube an die Wahrhaftigkeit Gottes iſt es demnach, welcher der Seele die feſte Zuverſicht gibt, mit welcher ſie den Prinzipien ihrer Vernunft, den Idealen ihrer Phantaſie und den Zwecken ihres reinen Willens vertraut.

Der religiöſe Glaube, der Gottesglaube, iſt alſo nicht, wie

oft behauptet wird, der zum Wiſſen, Fühlen und Wollen hinzukommende Beifall, ſondern die Prinzipien der Vernunft, die Ideale der Phantaſie und das höchſte Streben des reinen Willens bilden vielmehr den Beifall, welcher zum urſprünglichen Glauben hinzutritt. Er, der eine Thatſache des Selbſtbewußtſeyns und zugleich der Geſchichte iſt, iſt nicht die Folge irgend einer anderen Operation der Seele, ſondern gibt erſt allen übrigen Functionen die rechte Richtung auf das Heilige und Göttliche und in dieſem auf Freiheit, ſomit auf Seligkeit. Er iſt daher kein Fürwahrhalten aus Begriffen und Prinzipien, ſondern eine Gewißheit aus urſprünglicher Offenbarung durch den Geiſt, eine urſprüngliche Gewißheit des Heiligen und Göttlichen, aus welcher erſt jede andere Gewißheit abgeleitet werden kann. Denn der zuverſichtliche Glaube an einen heiligen Gott involvirt den an den wahrhaftigen und gerechten Gott, und erſt dieſer Glaube gibt der Seele auch die Gewißheit, daß die Ideen des Wahren, Schönen und Guten, von denen ſich das Selbſtbewußtſeyn ſollicitirt weiß, keine bloße Gedankendinge, keine Trugbilder ſind, und daß daher die idealen Abbilder derſelben in der Seele und die realen Abbilder derſelben in der Welt, in dem Leben und in der Geſchichte eine nicht bloß ſcheinbare, ſondern daß ſie eine wahre Wirklichkeit haben. Mit dieſem Glauben, aber auch nur mit ihm, hören die Ideen auf, bloß regulative Prinzipien zu ſeyn, und werden conſtitutiv, ſo daß nun behauptet werden darf: ihr Weſen ſpiegele ſich in Allem ab und ohne ſie wäre Alles leer und nichtig. Sie ſind gleichſam das ewige Integral, welches alle differenten Erſcheinungen zu einem Ganzen zuſammenhält. Sie ſind das allgemeine Geſetz, welchem alle untergeordneten Kräfte und Vermögen in ihren verſchiedenſten Richtungen entweder gehorchen müſſen oder doch ſollen. Denn ohne dieſen Glauben an den heiligen und ſomit wahrhaftigen und gerechten Gott bliebe das Wiſſen der Vernunft, blieben die Ideale der Phantaſie,

bliebe das Streben des reinen Willens nach dem höchſten Gute immer in ihren idealen Kreiſen eingeſchloſſen, in welchen es ſtets ungewiß bleibt, ob außer jenen Ideen und der ihnen correſpondirenden, immer auch nur gewußten, geahneten und erſtrebten ſinnlichen und unſinnlichen Welt noch etwas ſey, was jenen Urbildern und dieſen Abbildern wahrhafte Wirklichkeit gibt. Das Reale in der Welt iſt ja nur die Kehrſeite des Idealen in der Seele, die beide an und für ſich nichts bedeuten würden, belehrte uns der Glaube nicht von einem Ur-Geiſte, der, weil er das Ideale und Reale aus ſeinem weſenhaften, d. h. wahrhaftigen Willen ſchuf und ſchafft, die Wahrheit und Wirklichkeit ſowohl des Idealen, als des Realen verbürgt.

Demnach umfaßt der religiöſe, der Gottes-Glaube, das Abſolute der Vernunft, das Abſolute der Phantaſie und das Abſolute des reinen Willens in ſeinem, allein wahren, Abſoluten, dem abſolut-freien, alſo aus und durch ſich ſeyenden und lebendigen, heiligen, allliebenden, allgegenwärtigen, allmächtigen, wahrhaftigen und gerechten Ur-Geiſte, durch den alles gemacht iſt, und alles gemacht wird, was gemacht wird, dem alles möglich iſt, was er will, und deſſen göttlicher Wille nur eine Nothwendigkeit kennt, nemlich die heilige, weil dieſe mit ſeiner abſoluten Freiheit, in ihrem Unterſchiede von der, immer unfreien, Willkür, völlig identiſch, ein und daſſelbe iſt.

Dieſer Glaube ſteht am Anfange und am Ende des zeitlichen Lebens der einzelnen Seelen ſowohl, als auch aller freiheitsfähigen Seelen im Abfluſſe der Geſchichte der Menſchheit und bedingt ihre allmälige Entwickelung zum Geiſte. Anfangs unentwickelt, iſt er der Glaube der Seele an die Wahrheit der Sinnenwelt und an ein Etwas, das höher iſt, als ſie, die Seele, ſelber; entwickelter iſt er, der Glaube der Seele, an die Wahrheit des, die ſinnliche Welt auswirkenden oder doch beſtimmenden, Unſinnlichen und an die Gemeinſchaft mit gleichberechtigten

freiheitsfähigen Weſen unter einem Höheren; vollſtändig entwickelt aber iſt er, der Glaube der Seele an die Wahrheit des, die ſinnliche und unſinnliche Welt und jede Gemeinſchaft beherrſchenden, Ueberſinnlichen, iſt er der Glaube an den Abſolutfreien, iſt er der Glaube an Gott, den heiligen Ur-Geiſt.

Steffens.

I. Ueber Sagen und Mährchen in Dänemark.

(1818.)

Die kindliche Phantaſie des Geſchlechts flieht aus den künſtlichen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Zahme Bilder und Thiere, kultivirte Seelen und Aecker, geregelte Schlüſſe und Straßen unterſtützen ſich wechſelſeitig, und die ſchönen, phantaſtiſchen Träume einer Zeit, in welcher die tiefſten Räthſel der Natur ſich dicht um uns herumlagerten, die Seele bald mit wilder Furcht ängſtigten, dann mit hoher Freude entflammten, wurden, wie die wilden Thiere, in die wüſten Gegenden der halb erloſchenen Erinnerung und in die finſtern Gebirge verjagt, während wir, zu einem nüchternen verſtändigen Daſein erwacht, von erkünſtelten Bedürfniſſen umringt, uns glücklich preiſen in einer verworrenen Lage, die uns andere Träume ſtatt der verſcheuchten gab, deren Genuß uns erſchlafft, ſtatt uns zu ſtärken. Damals mußte der Menſch um ſein Daſein kämpfen. Die Wälder drohten, die Gebirge trotzten, die Gewäſſer ſtürzten ihm tobend und ſchäumend entgegen, die wilden Thiere hatten noch ein furchtbares Bündniß, und forderten ihn kühn und Vernichtung drohend zum Kampf. Da blühte die wahre Freude dicht neben der nie ſchlummernden Gefahr, freudiges und angſtvolles Erbeben wechſelten unbeſtimmt in eiligen Gegenſätzen, und der Menſch ergriff ſich in jedem Augenblick ganz. In dieſer Wildheit lebte die Milde, in dieſem Trotz die Ergebung, in dieſer Furcht die Kraft. Jetzt müſſen wir in unbeſtimmten Umriſſen große Gedanken ſchwebend erhalten, wie

fremdartige Reizmittel, die Predigten reichen nicht aus, die Theaterrührung verſchlafen wir und unſere Kinder müſſen an Stangen und Leitern und hölzernen Pferden die entflohene Kraft und Geſinnung erjagen. In jener Urzeit, aus welcher, wie eine Blüte der Natur, Poeſie, Liebe und Glaube hervorwuchs, weilten wir daher immer mit ſtillem Wohlbehagen.

Mir, als Naturforſcher, war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen, geheimnißreichen Gegenden unendlich theuer. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo ſie, aus unſerer Mitte verſcheucht, ſich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimat getreu, deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-, Schiefer-, Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, der Schluchten, der Thäler und Weitungen, anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen. Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an, die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen auf das genaueſte zuſammen, ſo daß ich, mit innigem Vergnügen, dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen habe. Wunderbarer hat dieſe Erſcheinung mich nirgends ergriffen und gerührt, als auf dem Nordabhange des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefer-Mährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt nicht das Mährchen von Hans Heiling in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern,

und beſonders ſcheinen mir die in Dänemark in dieſer Rückſicht merkwürdig. Ich will zugeben, daß dieſe Mährchen meiner Kindheit, die fortdauernd mit allem Zauber frühzeitiger Erinnerung in meiner Seele wiederklingen, einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir eigenthümlich, aber der innige Zuſammenhang mit der Natur der Gegend iſt dennoch zu entſchieden. Seeland — von dieſer Inſel, dem Aufenthalte meiner Kindheit, iſt hier ausſchließlich die Rede, — iſt im Ganzen flach, hin und wieder hüglich. Hier war von jeher die Hauptmacht eines kräftigen Staats, alle That, begrenzt vom Meer, wenn ſie nicht hinausſchweifte über die Grenze, brach ſich beſtimmter in dem angewieſenen Raume, die Natur bot wenige Hinderniſſe dar, kein Gebirge, keine mächtigen Flüſſe ſtemmten ſich hemmend entgegen. In einem ſolchen Lande nimmt Alles ſchnell und wie durch eine plötzliche Veränderung das Gepräge der Gegenwart an, die Ueberreſte der Vergangenheit verſchwinden, bedeutende Ruinen ſind ſelten. Nur aus der Erde, aus den vielfältigen Gräbern, wühlt man mühſam die Ueberreſte eines frühern Lebens hervor. Aber Seeland iſt in vielen ſeiner Gegenden eins der reizendſten Länder der Welt. Die Hügel runden ſich in unbeſchreiblicher Anmuth, das Grün der Wieſen hat einen wunderſamen Zauber, die majeſtätiſchen Buchenwälder treten mit Ehrfurcht gebietendem Ernſt hervor, ihr geheimnißvolles Dunkel ergreift die Seele mit Schauder, und ein tiefes Heimweh ruft mich zu ihrer verborgenen Pracht, wie zu einem verlornen, unſchätzbaren Gute, zurück. Das Meer tritt oft, in Süden zumal, indem es zwiſchen gras- und waldreichen Inſeln ſich windet, tief in ſolche reichbegabte Gegenden hinein, geheimnißvoll umſchloſſen von den hohen waldigen Ufern. Mitten in den finſtern Waldungen ſieht man große Landſeen. Die Buchen, gedrängt an die Ufer, dicht belaubt, neigen ſich über die ruhige Waſſerfläche und verfinſtern ſie mit einem ewigen Schatten. Hier ergreift uns die ſtille Gewalt des ſchlummernden Waldgottes. Die Blätter rauſchen, die Bäche rieſeln, die ruhigen Wellen ſchlagen an die einſamen

Ufer, die Inſekten wühlen, die Vögel ſingen und die geheime Gewalt der Waldeinſamkeit faßt das zagende Gemüth mit grauenhaftem Entzücken. Es iſt das ſtille Athemholen des ſchlummernden Gottes. Wenn er erwachte? Wenn die in der ruhenden Bruſt gefeſſelte Stimme laut würde, die dort in kaum vernehmbare Töne verklingt?

Hier, in dieſe Gegenden hat die kindliche Mährchenwelt ſich gerettet, hier mit dieſen Geheimniſſen vertraut, tragen ſie ihr Gepräge, an den verborgenen Quellen, wie an einer lieben Heimat, haben ſie ſich gelagert, und ewig ſtrömen die geheiligten Tropfen einer verſchwundenen ſchönen Erinnerung, wie ſtille Thränen, die niemals trocknen; hier ſegeln, unter waldigen Inſeln, die verblichenen Geiſter, hier tönen noch immer die Wehklagen der gefallenen Helden, der verlaſſenen Mädchen, und wild, wie der Sturm brauſend durch die Gipfel der Buchen ſauſt, jagt in fliegender Eile der zur ewigen Unruhe verdammte Jäger durch die Luft. Manch Mal eröffnen ſich große, von Wald umgrenzte Ebenen; in Moräſten, vormals Seen, liegen Inſeln, wie verzaubert, mit Ruinen, und je milder das Land, je ſeltener die Ueberreſte, je anmuthiger die ſtark bewohnte Gegend in der Nähe, deſto tiefer ergreift uns das ſtille, geheime Dunkel, welches uns ganz umgiebt und unendlich ſcheint, weil keine Anhöhe einen Blick in die bewohnte Gegend erlaubt.

Wer die noch nicht verſchollenen Töne dieſes Waldgeiſtes vernehmen will, der mag nur die alten däniſchen Lieder, die auch in Deutſchland nicht mehr ganz unbekannt ſind, leſen und ihre eigenthümliche Art muß ihn an die beſtimmte Natur erinnern. Noch immer hört man, in Jütland beſonders, alte Melodien, die auf äußerſt ergreifende Weiſe klingen, und wie tief das feenhafte Waldleben in der Nation wurzelt, beweist eine auffallende Erſcheinung mitten in der Hauptſtadt, die ich erzähle, wie ſie mir ein lieber Freund mittheilte.

In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein

Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. Kleine Häuſer, nur aus einem Erdgeſchoß beſtehend, ſind in regelmäßige Reihen geordnet und bilden mehrere Straßen, die ſich durchkreuzen. Ein jedes Häuschen hat einen eigenen eingeſchloſſenen Hof. Dieſes ganz eigene Volk iſt kurzſtämmig, von ganz eigenthümlichem Wuchs, und die treuherzige Geſinnung, der grade Verſtand, der oft überraſchende Witz, von einem ganz ausgezeichneten Gepräge, beweiſen, wie ihre körperliche Bildung, daß ſich hier ein Urſtamm des Landes ohne allen Zweifel in großer Reinheit erhalten hat. In einem jeden Hofe ihrer kleinen Häuſer ſieht man, über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit einem religiöſen Eifer bebaut und gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt Schutzgeiſt des Hauſes, er hilft in Krankheit, ſteht den Frauen in Kindesnöthen bei, beſchützt die Kinder, aber verſchwindet auch, wenn der Baum abſtirbt.

II. Natur und Menſch in geheimer Verbindung.

(1822.)

Daß der Menſch mit der Natur innig verbunden iſt, fühlt wohl ein jeder; ja dieſes geheime Bündniß begründet und trägt ſein ganzes Daſeyn. Aber wir behaupten noch mehr, dieſes nämlich: daß die Geſchichte als ein Ganzes, als eine Totalorganiſation aller menſchlichen Verhältniſſe, und die Natur als ein Ganzes in einer beſtändigen innern geheimen Verbindung ſind. Da der Menſch das ordnende Princip der ganzen Natur iſt, ſo treten, wo dieſes Princip trübe und verfinſtert erſcheint, die unruhig bewegten Elemente in ihrer Gewalt hervor. Ja, daß es ſich ſo verhalte, iſt eine Grundanſchauung des Geſchlechts, die ſich nie völlig verdrängen läßt, die auch in unſern Tagen nur ſcheinbar verdrängt iſt.

Man wird uns dieſe Behauptung als eine Huldigung des

düſterſten Aberglaubens vorwerfen, und wir finden es hier, wo Mißverſtändniſſe ſo gefährlich und doch zugleich faſt unvermeidlich ſind, vor Allem nothwendig, uns über dieſe Anſicht zu verſtändigen, die wir, indem wir die Spuren der Sündfluth nachzuweiſen bemüht ſind und ihre Bedeutung entwickeln wollen, nicht zurückzuhalten vermögen.

Daß bei allen Völkern ein Gefühl der Art herrſchend war, daß ſie in einer geſchichtlich gährenden Zeit außerordentliche, ja zerſtörende Naturereigniſſe mit grauſenhafter Furcht erwarteten, iſt zu bekannt, um geläugnet werden zu können. Wenn nun wirklich außerordentliche drohende Ereigniſſe in der Natur und der Geſchichte zu gleicher Zeit hervorbrachen, dann ſahen es die Völker als die Spuren eines dunkeln Verhängniſſes an, welches aus der Tiefe der Einheit beider, wie aus einer grauenhaften Nacht hervorleuchtend, in das helle Licht des Tages ſich hineindrängend, ſeine verborgene Tücke verrieth, die es im gewöhnlichen Gange des Lebens hinter dem täuſchenden Schein trügeriſcher Ordnung verbarg. Dämoniſche Kräfte der Natur ſchienen in das Menſchenleben hineinzuragen und alle finſtern Künſte der Beſchwörung entſprangen aus dieſem Zerrbild der Grundanſchauung, die auf dieſe Weiſe aus dem hellen Mittelpunct, in welchem ſie allein wahr iſt, herausgeriſſen, heidniſch und frevelhaft ward. Daß in dieſer Verzerrung, die, um der Qual des ſtrafenden Gewiſſens zu entrinnen, ein Bündniß mit den Geiſtern der Tiefe ſchließt, die Grundanſchauung als eine Sünde hervortritt, iſt gewiß, aber ihre urſprüngliche Nothwendigkeit und innere Wahrheit wird dadurch zugeſtanden.

Nun tritt aber die Phyſik hervor, und behauptet, daß wir durch die Elektriſirmaſchine und die Verwandtſchaftstafeln, durch die Proportionslehre und galvaniſche Säule, durch die mechaniſchen Geſetze und die Aſtronomie Gottlob! von allen dieſen Träumen ſchlechthin befreit wären. Bei einem jeden Ereigniß, welches in frühern Zeiten die Menſchen mit Schrecken erfüllte, eilt der Naturforſcher hinzu, unterſucht genau die Umſtände,

entdeckt glücklich den natürlichen Zuſammenhang und wie in dieſer ſcheinbar räthſelhaften Erſcheinung nichts ſich offenbare, als was eben unter den gegebenen Umſtänden ſich ereignen mußte. Der Aſtronom weiß die Erſcheinung eines Kometen vorher zu verkündigen und wer würde ſo thöricht ſeyn, zu läugnen, daß die Forſchung, der es gelungen iſt, uns von einer grundloſen Furcht zu befreien, eine herrliche Gabe iſt, deren glücklicher Beſitz nicht genug geſchätzt werden kann?

Ob aber durch die empiriſche Phyſik und ihre Entdeckungen und Naturforſchungen jene Grundanſchauung ſelber erſchüttert, oder wohl gar vernichtet iſt, wie einige meinen, ob es nun als ein allgemeines ſicheres Reſultat der aufklärenden Naturlehre ausgeſprochen werden darf, daß die Natur und ihre Geſetze in einer ganz, auch innerlich, von dem innern geiſtigen Leben getrennten Welt liegen, nur der äußern Anſchauung und dem berechnenden Verſtand zugänglich, ſo daß jenes Gefühl nicht bloß in ſeiner frevelhaften Verzerrung, ſondern auch in ſeinem Urſprung, ſeinem Weſen, als etwas ſchlechthin Thörichtes und Verwerfliches zu betrachten ſey — das erfordert doch wohl eine genauere Unterſuchung.

Man gibt zu, und kaum wird der einſeitigſte empiriſche Phyſiker es läugnen, daß jene Grundanſchauung einen dichteriſchen Werth hat; ja man wird bekennen müſſen, daß die Poeſie ohne ſie nicht ſeyn kann. Sie gehört recht eigentlich zum Weſen der Poeſie. Nun erſcheint ſie aber hier als das Erzeugniß der tiefſten Geiſter; je räthſelhafter ſie hervortritt, deſto unergründlicher und herrlicher erſcheint uns die Poeſie. Wie iſt es aber möglich, daß irgend etwas uns als das geiſtig Vornehmſte entgegentreten kann, was der Verſtand ſchlechthin als ein Unſinniges und Verwerfliches erkennt? Dieſer zerreißende Widerſpruch läßt ſich um ſo weniger löſen, da jene Grundanſchauung aus der geſchichtlichen Eigenthümlichkeit aller Völker, aus der uralten Erinnerung der früheſten Schickſale der Geſchlechter hindurchblickt. —

Wir wollen verſuchen dieſen Widerſpruch zu löſen und

zu zeigen: in wie fern und warum der Verſtand Recht, worin er Unrecht hat? —

Die Unſchuld in ihrer völligen Reinheit iſt das ordnende innerlich belebende Princip der ganzen Natur. In der Unſchuld iſt der Menſch ganz Natur, die Natur ganz Menſch. Jene verſchloſſene Blumenknospe unendlicher Liebe iſt das völlige, wechſelſeitige, bewußtloſe Verſunkenſeyn beider in einander. Paradies iſt die Unſchuld der Natur, Unſchuld das Paradieſiſche des Geiſtes. Nachdem die Unſchuld verſchwunden iſt, kann ſie auf menſchliche Weiſe nie wieder in ihrer völligen Reinheit erſcheinen. So iſt freilich der Ackerbau, die Viehzucht, jene ſtille Beſchäftigung mit der Natur, in welcher der Menſch ſich ihrem geordneten Gange hingibt und Freud und Leid mit ihr zu theilen ſcheint, der Unſchuld am nächſten. Daher liegt in ihm das ordnende Princip der geſchichtlich gewordenen Natur; daher ſind die zahmen Thiere und die zahmen Pflanzen jene Naturbildungen, die ſich von dem wüſten Streben der wilden, rohen Naturkraft losgeriſſen haben, indem ſie ſich freundlich und friedlich dem Menſchen ergeben; daher ſind wir genöthigt, die reinſten Bilder der Unſchuld, wie ſie rührend durch lyriſche Ausbrüche des Gefühls laut werden, an das ſtille Naturleben, wie an ihren urſprünglichen heimathlichen Boden anzuknüpfen; daher endlich hat dieſe Naturbeſchäftigung die geheime Gewalt über die Elemente, vermag den Gang der Jahreszeiten, die Ordnung in den Stufen der Entwickelung des Lebens zu mäßigen und in lebendiger Gliederung zu entfalten und bereitet die ruhige Stätte aller geſchichtlichen Entwickelung vor. Sie iſt das bürgerliche Pflanzenleben, die Aſſimilation der Elemente, die eine vorbereitende Einheit findet, um ſich für eine innere mannichfaltige Unendlichkeit aufzuſchließen. Aber dennoch iſt dieſe ſtille Beſchäftigung mit der Natur nur eine trübe Ahnung von jener unergründlichen Herrlichkeit des verlornen Paradieſes. Außer ihren Gränzen liegt die wilde ungebändigte, ja feindſelige Natur, die hier den Menſchen in trüber Einſamkeit an irgend

ein einzelnes Naturleben feſſelt, dort ihn in die betäubende Fülle ihres Reichthums gewaltſam hineinzieht. Die ganze Natur für den Menſchen wieder zu gewinnen iſt die unendliche Aufgabe des Geſchlechts; eine unermeßliche Quelle mannichfaltiger Thätigkeit, mannichfaltiger Genüſſe, wo Gut und Böſe, innere Stärkung und Verlockung, mit einander ringen in nie entſchiedenem Kampf. Die Sehnſucht nach der Einfachheit der paradieſiſchen Unſchuld, iſt zwar ein nie zu vertilgendes Gefühl eben der edelſten Naturen; wenn ſie aber als ein Streben, die Unſchuld durch ein Abweiſen des Kampfes, in und mit welchem allein das Leben ſeine tiefe Bedeutung hat, wieder zu erringen hervorbricht, wenn die ſtille Sehnſucht, die über alle blos irdiſche Befriedigung hinausragt, ſich in menſchliche That verkehrt: dann wird ſie ſelbſt eine Sünde und endigt unvermeidlich in einem zerſtörenden Frevel.

In der Urzeit des Geſchlechts, als die Unſchuld verloren ging, als der Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe den ewigen Kampf erzeugte und den innern Frieden des Gemüths, wie der Natur, zerſtörte, waren die Menſchen noch in der Fülle der Naturkraft geboren, ihr innerlich verbündet, und der Frevel der Menſchen fand ſein Gegenbild in dem Widerſtreit kämpfender Elemente. Eben weil der Menſch alle Herrlichkeit des Daſeyns in ſeiner Geſtalt vereinigte, mußten die finſtern Tiefen ſich aufſchließen, und was entfeſſelte Begierde in ihm war, als entfeſſelte zerſtörende Kraft in der Natur erſcheinen. Die Erinnerung dieſes Titanenkampfs ſpricht uns an aus allen alten Mythologien. Es war die Urzeit der Götter.

Während einige Menſchen ergriffen wurden von der Gewalt der Elemente, daß jede Begierde als eine bloße Naturkraft erſchien, ohne Mittelpunct, ohne Einheit des Strebens, drängte ſich dieſe Naturkraft ſelber in die ſelbſtſüchtige Herrſchergewalt anderer zuſammen, daß die Einheit nicht in der Liebe, ſondern in der Gewalt der feindſeligen Kraft erſchien, die, anſtatt alles zu beſtätigen in ſeiner Art, jede Eigenthümlichkeit zu verſchlingen drohte. Das war der Kampf zwiſchen Uranos und Gä, zwiſchen

Himmel und Erde, zwiſchen frechen Gedanken mit allen geheimen Naturkräften verbündet, und ſtumpfſinnigem Daſeyn zur blinden Unterwürfigkeit geboren. Das war die Erzeugung der wilden Zeit (Kronos), die ihre Kinder verſchlang. Das waren die abgefallenen Kinder Gottes, die mit den Töchtern der Erde buhlten, Aftergeſtalten erzeugend, die den Zorn Gottes hervorriefen, daß die Tiefen der Erde ſich aufthaten und in einem wüſten Chaos die verwirrenden Begierden und ſtreitenden Elemente ſich vermengten, ſich wechſelſeitig vernichtend. Alle heidniſche Mythologie iſt von dieſer düſtern Phantaſie gefeſſelt und vermochte nicht ſich loszureißen von ihr. Eben daher konnte ſie die Epochen nicht ſondern, die, unordentlich in einander hineinſpielend, keine Ruhe und Klarheit gedeihen laſſen. Wie ganz anders erſcheint die moſaiſche, — unſere heilige Ueberlieferung! Wie die chaotiſchen Kämpfe der Natur in der Schöpfungsgeſchichte erſcheint auch dieſer wüſte Kampf, in welchem Menſchen und Natur ſich wechſelſeitig verwirren und zerſtören, nur als ein Zurückgedrängtes, beſiegt durch den Willen des allein mächtigen Gottes, beſtraft für unergründlichen Frevel, und Noah und ſein Geſchlecht erſcheint zwar nicht als die Unſchuld, die nie mehr erſcheinen kann, aber als die gütige Verheißung, die alle wilde Naturkräfte in ſtiller Ordnung feſthielt und den ewigen G a n g der Geſchichte, die, ſchwankend zwiſchen Gut und Böſe, den innern Mittelpunct des Heils zu offenbaren beſtimmt war. Zwar blieb eine grauenhafte Furcht vor der finſtern Tiefe alles Lebens in den Menſchen, bewegte ſich und ſchuf die Religioſität heidniſcher Völker, die Orakel und die lockenden dämoniſchen Geiſter; aber die ewige Ordnung hatte ihre feſte Stätte gefunden, der Kampf der Menſchen, an die Erſcheinung zwar geknüpft, hatte auf immer die Richtung nach dem Innern, Geiſtigen genommen; wie aus der Maſſe des Lebens in der Entwickelungsgeſchichte der Erde enthüllte ſich aus Leben der Geiſt, kämpfend zwar, aber gehalten durch den alten Bund, durch welchen die Menſchen aus ihrer Mitte das ord=

nende Heil erzeugen ſollten, wenn gleich nicht auf irdiſche Weiſe. Und der Herr ſprach: „ich will hinfort nicht mehr ſchlagen alles was da lebet, wie ich gethan habe. So lange die Erde ſtehet, ſoll nicht aufhören Saamen und Erndte, Froſt und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!“

Es iſt eine merkwürdige bedeutungsvolle Stelle; denn ſie zeigt klar auf jene chaotiſche Verwirrung, die mit der vernichtenden Fluth ausbrach; ſie zeigt, wie jene ſtille Ordnung der gemäßigten Natur in den innerſten Tiefen erſchüttert war; wie ſtarre Gegenſätze der verdrängten Kometenepoche ſich wieder auf der Erde zu zeigen ſtrebten.

Aber jenes Verſprechen hat nun die Geſchichte in ihrer Entwickelung in Gottes unſichtbare Hand gelegt und alle Verwirrung hat ihre grauenhafte Naturbedeutung verloren. Nur vergeſſen dürfen wir, — darf das Geſchlecht — nie ſeine urſprüngliche unſelige Verwandtſchaft mit den dämoniſchen finſtern Geiſtern der Natur. Die geheime Furcht vor dieſem nächtlichen Bündniß iſt bei verſunkenen Völkern das böſe Gewiſſen des Geſchlechts, nicht blos einzelner Menſchen; iſt bei den edleren, durch göttliche Gnade von dem ewigen Heil ergriffenen Völkern die wahre ſtille Gottesfurcht und, da wir ewig ſchwanken zwiſchen Gut und Böſe, die verborgene Stätte des Entſetzens, das gefeſſelte Verhängniß, das von den alten mit Furcht und Grauen erkannte Fatum, welches mit gleich unbezwinglicher Gewalt Götter und Menſchen feſthält in einem ewigen ſtarren Geſetz, wo die Liebe fremd iſt. Die Offenbarung Gottes in der Geſchichte war alſo die ewige Liebe, die alles Ordnende in der Natur an die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der in ſich geſchloſſenen Welt knüpfte, und alles Ordnende in der Geſchichte für die Erſcheinung an das Wechſelverhältniß geiſtiger Kräfte, deren äußerer ſcheinbar zerſtörender Kampf ſich für das ganze Geſchlecht und ſeine Entwickelung in einer höhern offenbar erlöſenden Liebe auflöste. Die äußere Trennung war aber eine innere Vereinigung, und die wahre Phyſik, die jene ſichere Ordnung der Natur

in ſich ſelber feſthält, durch welche alle dämoniſchen Kräfte in der Tiefe verſchloſſen nur dienen, die ewige Herrlichkeit und Macht Gottes, — ſo wie die wahre Ethik, die jene ſichere Ordnung der Geſchichte in ſich ſelber feſthält, durch welche alle ſcheinbar zerſtörenden Kräfte des irdiſchen Verſtandes nur dazu dienen, die ewige, das Geſchlecht durch mancherlei Prüfungen leitende Liebe Gottes zu offenbaren, haben in ihrem innerſten Weſen eine wahrhaft religiöſe Bedeutung.

III. Der Schneeſturz in Grönland.

(1826.)

Mehrere Tage vergingen jetzt auf eine höchſt angenehme Weiſe, die heitere Witterung, die ſtets wechſelnde Gegend, der freundliche Empfang, der ihnen allenthalben zu Theil wurde, verſetzte die Reiſenden in die freundlichſte Stimmung. Je tiefer ſie in den zwiſchen Inſeln und Ufern des feſten Landes hineinſchneidenden Meerbuſen kamen, deſto höher, deſto ſchroffer und wilder wurden die Ufer. Sie waren hin und her gefahren zwiſchen den Inſeln, fuhren durch den äußerſt ſchmalen Vegſund, der Sulöe von dem feſten Lande trennt, und ſetzten jetzt ihre Reiſe ſüdlich fort in den ſeltſamen Jörgenfiord, einen grade gegen Süden laufenden Meerbuſen, hinein. Ihre Abſicht war, einen Freund in Säeböe zu beſuchen. Als ſie durch die Mündung des Jörgenfiord kamen, eröffnete ſich vor ihnen ein ungeheurer Schlund. Der finſtere Kanal ſchien ſich immer mehr zu verengen, die ſteilen Ufer erhoben ſich auf beiden Seiten zu einer unermeßlichen Höhe, und auf dem Gipfel ſahen ſie große Schneeflocken, die niemals wegſchmelzen. Dieſe Schlucht läuft drei norwegiſche Meilen (vier deutſche) in völlig grader Richtung fort, ſo daß man dieſe große Strecke tief in den ſchauderhaften Kanal hineinblickt. Die weſtliche Seite iſt furchtbar ſchroff, die öſtliche zwar weniger; aber wilde Berggipfel erheben ſich,

bald wie Thürme und Pyramiden, dann den Dachgiebeln gothiſcher Gebäude ähnlich, oft treppenförmig und zu einer erſtaunlichen Höhe. Als ſie eben in den Meerbuſen tiefer hineinſegelten, ließ ſich in einiger Entfernung ein dumpfer Laut hören. Schnell wurden die Segel heruntergezogen, und die Fiſcher brachten das Boot durch Rudern etwas zurück.

Es wird ein Schnee- und Felſenſturz, (et Snee og Steenſkred) ſein, ſagten ſie, warten wir ihn hier ab.

Der dumpfe Ton wurde immer lauter. Sie ſahen von dem höchſten Gipfel eine dichte Schneemaſſe ſich losreißen, im Herunterſtürzen von der ſchroffen Wand ward ſie durch Steinhaufen gehemmt. Augenblicke einer ängſtlichen Stille erfolgten jetzt, während der ungeheure Schneeklumpen in einer ſeltſam hängenden Stellung liegen blieb; aber bald riſſen ſich die Steine mit der Maſſe los, das tobende Geräuſch ſteigerte ſich, Steine warfen ſich wild auf andere, und unter furchtbarem Getöſe, welches in der ganzen Schlucht vielfältig wiederhallte, ſtürzte die rieſenhaft heranwachſende Maſſe in den Meeresbuſen hinein, daß das Waſſer hoch und ſchäumend in die Höhe ſpritzte. Noch ein Augenblick und ein völliges Stillſchweigen herrſchte in der tiefen Schlucht, deren dunkle Wellen, von keinem Sonnenlichte erleuchtet, ſich trübe fortwälzten. Die Fiſcher nahmen die Segel herunter, obgleich der Wind nicht ungünſtig war. Oft iſt dort eine völlige ängſtliche Windſtille, die Waſſerfläche iſt ſpiegelhell, in dem finſtern Thale herrſcht eine verhängnißvolle Ruhe; dann erheben ſich plötzlich aus den wilden Thälern und Schluchten heftige Windſtöße, ein ſchneller Sturm ſaust zwiſchen den engen Felſenwänden, das Waſſer kräuſelt ſich in kleinen, kurzen, ſchwarzen Wellen, die ſich pfeilſchnell jagen, und oft verunglücken die ſegelnden Boote. In der Mitte ruderte das Boot in dieſen drohenden Schlund hinein. Alle Augenblicke horchte man, ob nicht irgend ein Getöſe einen Steinſturz erwarten ließe. Die ſogenannten Mehlſtürze von loſem Schnee ſind die gefährlichſten. In einem Augenblicke ſtürzen ſie herunter, wälzen Häuſer und Boote

unwiderſtehlich mit ſich fort, und erzeugen heftige Windſtöße. Beide Ufer drohten mit gleicher Gefahr, und mit ängſtlicher Sorgfalt ſuchte man ſich von beiden gleich weit entfernt zu halten. Da entdeckte man die ſeltſame Beſchaffenheit der weſtlichen Felſenwände. Unaufhörlich rieſelt von der obern Schneedecke das Waſſer die ſchroffen Wände herunter, und ein friſcher lieblicher Graswuchs bedeckt die ganze Wand an einer Stelle, während mächtige Tannen, Fichten und Birken eine dichte Waldung an andern Stellen bilden. Aber ſchwarze, kahle, mit loſen, chaotiſch unter einander geworfenen Steinblöcken erfüllte Zwiſchenwände, das Bild der wildeſten Zertrümmerung, trennten immer von Neuem dieſe milderen, anmuthigen Plätze. So wechſelten ſchnell, unbegrenzt, dicht neben einander in ſcharfen Gegenſätzen das freudigſte Leben mit dem Tode.

Iſt es nicht wie der Eingang zum Acheron? ſagte Aamod. Alle Geiſter der Natur haben ſich erhoben, dieſen grauſen Eingang zu bewachen, Luft und Waſſer haben ſich gegen die kühn Eindringenden verſchworen, und ſelbſt das ſtarre Gebirge trennt, was ſeit der Urzeit zuſammenhing, und ſchleudert dem Wanderer ſeine Steinmaſſen entgegen. Wenn hier Schnee und rieſenhafte Steine uns zu begraben drohen, dort nach einem furchtbaren Stillſchweigen der Wind plötzlich aus den Schluchten heult: wer kann ſich verbergen, daß die Natur ein geheimes Schrecken in ſich birgt und es an ſolchen Stellen losläßt, damit man es erkenne?

Immer enger wurde das Thal, immer düſterer das Waſſer, immer ſtiller und ängſtlicher wurden die Reiſenden, die furchtſam hinhorchten, ob das Schrecken nicht da oder dort plötzlich hervorbrechen und ſie verſchlingen würde. Aber nichts rührte ſich, kaum ein lebendiges Weſen regte ſich in dieſer Stille. Die ruhigen Wellen ſchlugen an die grasreichen Ufer, und glücklich landeten die Reiſenden bei dem Freunde.

IV. Ein norwegiſches Gehöfte.

(1831.)

Das Thal war öſtlich von ſchroffen, mit düſtern, hohen Tannen dicht bewachſenen Bergwänden begrenzt, weſtlich erhoben ſich die Berge allmählig, mit zerſtreueten Höfen bedeckt; ein länglicher Landſee, wie ein erweiterter Fluß, nahm den Platz zwiſchen beiden Thalwänden ein. Zwei Kirchen, eine Kreuzkirche von Holz, braun angeſtrichen — Swennaes — und eine zweite, uralte, aufgemauerte, Uldnaes, auf einem mit entblättertem Laubholz bewachſenen Hügel, lagen kaum eine Viertelmeile von einander. Gegen Norden entdeckte man eine lange Brücke, die über den See, wo er am ſchmalſten war, nach Uldnaes Kirche führte, und deren zwanzig Bogen, in der Nähe keinesweges bedeutend, aus der Ferne einen imponirenden Anblick darboten. Am meiſten zeichnete ſich ein großes, anſehnliches Haus mit ſeinen bedeutenden Nebengebäuden aus.

Das große Wohnhaus lag heiter, mit glatten Planken bekleidet, hellgelb angeſtrichen, dicht an der ſchönen, großen Landſtraße, die von Chriſtiania nach Bergen durch die wildeſten Gebirgsgegenden führt. Es beſtand aus einem Erdgeſchoß und einem Stockwerk, und die hohen Fenſter prangten mit großen Scheiben, eben von der über das Gebirge heraufgehenden Sonne glühend beleuchtet. Die weiß angeſtrichene Thüre war mit hellglänzendem Meſſinggriff geziert, und ein Gitter, von derſelben reinlichen Farbe, ſchloß vor dem Hauſe einen kleinen, jetzt mit Schnee bedeckten Blumengarten ein, der bis an die Landſtraße reichte. Das ſchöne, heitere Gebäude würde ſelbſt in einer großen Stadt eine anſehnliche Stelle eingenommen haben. Unter den bedeutenden Nebengebäuden, welche ſich hinter dem Hauſe ausdehnten, zeichneten ſich durch die äußere Form der weitläufige Stall aus, die Brauerei, das Gebäude für das Geſinde (Drengeſtuen) und ein eigenes, durch Steine und ſtarke Pfoſten über die Erde erhabenes, Gebäude (Stolpeboden), beſtimmt den

Wintervorrath und das Pelzwerk gegen den Angriff der Ratten zu ſchützen. Alle dieſe Gebäude umſchloſſen einen großen Hof und nach dem Landſee hin, der den Boden des Thales ausfüllte, war die Reihe der Nebengebäude in der Mitte durch ein großes Thor getrennt. Ein Thurm erhob ſich über demſelben, deſſen Uhrtafel mit den goldenen, von der Sonne beſtrahlten Ziffern weithin glänzte.

Die ganze anſehnliche Wohnung gewährte einen durchaus freundlichen, ja luſtigen Anblick und zeugte von dem Reichthum des Beſitzers. Der friſchgefallene Schnee, der klingende Froſt, die heitere Sonne, gab der ganzen Gegend ein friſches, elaſtiſches, reinliches Anſehen.

Jenſeit des Sees erhoben ſich die hohen, ſteilen Berge; die Tannen ragten ſtolz über einander hervor; ihre Zweige, ſchwer mit Schnee belaſtet, hingen bogenförmig herunter, und hier und da zeigten ſich lothrechte, ſchwarze Felſenwände, durch rieſenhafte, in einander fließende Eisſtalaktiten wie mit einem Vorhang bedeckt. Das von unten traubenartig aufgehäufte Eis reichte in mächtigen Maſſen bis an die herunterhängenden Zapfen, ſo daß ſie hier und da Säulen bildeten, während andere, bald die Hälfte, bald einen größern oder kleinern Theil der lothrechten Wand bedeckend, das ſchwarze Geſtein durchblicken ließen. Die gewaltigen Maſſen, von der Sonne beſchienen, glänzten wie Diamanten.

Die zerſtreueten Bauernhäuſer gehörten zu den anſehnlichern. Die meiſten hatten ein Stockwerk, eine auf Balken erhöhte Vorrathskammer und zwei oder drei hölzerne Scheunen. Die braunen, unbekleideten Balken, deren Fugen mit Moos bedeckt waren, gaben ihnen das Anſehn von Blockhäuſern und die kleinen Fenſter, mit grünen von Schmutz bedeckten Scheiben, ließen ahnden, daß Reinlichkeit und Bequemlichkeit in dieſen Wohnungen nicht zu ſuchen war.

Das ſtark bevölkerte Thal enthielt auch Spuren einer fernen, vergangenen Zeit. Längſt der Landſtraße erhoben ſich mächtige Grabhügel in Menge und überzeugten den Betrachten-

den, daß die Vorzüge dieſer Gegend ſchon in den frühſten Zeiten Bewohner hieher gelockt hatten; und wie durch dieſe Gräber an die heidniſche Urzeit, ſo ward man durch die alte ſteinerne Kirche an die frühere katholiſche erinnert, und wohl mag dieſes, von wilden, öden Gebirgen umſchloſſene, von Städten weit entfernte Thal zu allen Zeiten ſtark bewohnt geweſen ſein, wie jetzt.

V. Die Wunder der heiligen Geſchichte.

(1831.)

Verhielten wir uns zu Gott, wie das Herz zum geſunden Leibe, dann würde keine Hingebung möglich, wir erkennten uns, als unmittelbar entſprungen aus ſeinem Weſen, unmittelbar zurückſtrömend in ihn, ewig ſeiend in unſerer Art durch die Einheit der Gnade und der Opferung. Aber wir ſind von ihm getrennt, und alle That iſt mehr oder weniger ein Verſuch, außer ihm zu ſein. Die Liebe Gottes ruft uns zu ihm, und alle geſchichtliche Entwickelung des ganzen Daſeins iſt von dieſem Rufe durchdrungen. In der Geſchichte mußte daher der Punkt hell hervortreten, welcher allein eine unbedingte Hingebung fordern konnte. Rein unmittelbar, aus Gott erzeugt, wie das Herz aus dem ganzen Leben des Leibes, mußte die befreiende Geſtalt ſelbſt Gott ſein. Nicht aus Gnade, ſondern ſelbſt die Gnade darſtellend und verkündigend, mußte ſie ſich ganz opfern. Alles Hemmende, Verhüllende, Trennende, alle Schuld drängte ſich an ihn, die Gewalt der Erſcheinung mußte, was Erſcheinung war, vernichten, das Vergängliche ſich ſelbſt zerſtören — ſein Untergang war der Sieg, ſein Tod Leben und Auferſtehung. Alle Schuld, die freie, ſelige Zukunft verkündigend, war vertilgt, und alle, die ihm zugehörten, und nur, wer ihm zugehört, waren verſöhnt, wiedergeboren für das ſelige Leben.

Ich ſah ihn wandern auf der Erde, lehrend, ermahnend, von Wenigen gefolgt, ſo lange er auf der Erde erſchien, von keinem begriffen. Trotzig tritt die Kraft, die Macht in der

Geſchichte hervor, ſie unterjocht Völker, ſie zertritt Geſchlechter, über verſtummende Geiſter, über zurückgedrängte Keime ſchreitet ſie weg, ihr vergängliches Werk zu bauen. Was ſie baut, ſtürzt zuſammen. Er wandelte unbeachtet, unter einem verachteten Volke, und verkündigte, daß er gekommen ſei, ein Reich zu gründen, welches nie vergehen werde — er fiel. Wer ihn ſah, ſpottete des Ohnmächtigen. Faſt ſind zweitauſend Jahre vergangen, und er hat dem Menſchengeſchlechte eine andere Richtung gegeben, jedem Gemüthe einen andern Grund, das Innerſte des Daseins hat er umgewandelt, daß es den alten Zuſtand als ein Fremdes, faſt Unzugängliches betrachten muß. Alles was wir ſind, ſind wir durch ihn geworden, unſere ganze Vergangenheit hat er erſchaffen, unſere ganze Gegenwart iſt von ihm erfüllt. Selbſt, wer ihn ſchmäht, geht auf dem Boden, den er ſchuf, vermag ihm nicht zu entrinnen — und unter uns wandert ſein zerſtreutes Volk; als es verſammelt war, den mächtigen Nachbarvölkern faſt ein Geheimniß, jetzt ſich eindrängend in alle Verhältniſſe des geſchichtlichen Lebens, um Zeugniß abzulegen für ihn. Und ihm ſollte unſere Zukunft fremde ſein?

Die Göttlichkeit ſeiner Lehre muß ſelbſt derjenige anerkennen, welcher ihn nicht, ſie nicht in ihrer Tiefe zu faſſen vermag. Alle Kniee beugen ſich vor ihm, ſelbſt der widerſtrebende Gegner muß ihm unwillig huldigen.

Ich hatte es lange erkannt, jetzt erlebte ich es, um es im höhern Sinne zu erkennen: du mußt dich ganz unbedingt hingeben; nicht allein jedes Wort aus dem Munde deſſen, der dir der geoffenbarte Gott iſt, muß dir heilig, alles, was ſich um ihn geſtaltete, jede That, jedes Ereigniß dir heilige Wahrheit ſein. Was du erſt durch den Verſtand faſſen, ja ſelbſt durch das höhere Denken begreifen willſt, was eben deswegen erſt Bedeutung erhält, wenn es durch dich beſtätigt iſt, vernichtet das Weſen der unbedingten Hingebung ganz und gar — du biſt wieder auf dem Standpunkte, den du verlaſſen willſt. Ein

jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; alle müſſen vernichtet werden, oder alle haben geſiegt.

Was mich ſonſt abſtieß, erhielt jetzt Bedeutung, ja, was ſonſt die furchtbarſten Zweifel, die ich nicht abzuweiſen vermochte, erzeugte, das mußte ich jetzt fordern, es war mir unerläßliche Bedingung.

Wer kennt nicht jene, wie es ſcheint, unüberwindliche Schwierigkeit, die ſich jedem, beſonders bei der jetzt herrſchenden Anſicht des Lebens, unwillkührlich aufdrängt, wenn er die Geſchichte des Heilandes als wirkliches Ereigniß annehmen will? Welch' eine Miſchung von hoher Weisheit, die wir ſtaunend anbeten müſſen, und der widerwärtigſten Ungereimtheiten! ſagte der redliche Rouſſeau. Jene Wunder, die ſich häufen, dicht neben den hellſten Anſichten, Licht der erhabenſten Vernunft, und Finſterniß des beſchränkteſten Aberglaubens in unerträglicher Miſchung. Dichter halfen ſich mit der dämmernden Welt der Mythen, die eine phantaſtiſche Wahrheit hatte; Philoſophen ſtellten den Heiland als Mittelpunkt ihrer Idee'n hin, die über alle Erſcheinungen und ihre Täuſchungen erhaben ſind; Nüchterne leugneten alles und legten jene Miſchung des Widerwärtigſten dem Heilande ſelbſt bei, ihn unbedenklich als gutmüthigen Betrüger darſtellend, oder ſie glaubten milder, daß die Größe ſeiner Erſcheinung die Fiction einer Wunderwelt um ihn erzeugte, das Produkt beſchränkter Bewunderer. Faſt alle waren einig, und ſind es noch, die Wenigen, welche mit kindlichem Vertrauen an die Wirklichkeit der Wunder glaubten, als Beſchränkte zu bemitleiden, oder als Heuchler zu verachten. So unmöglich ſchien es unſeren Tagen, ſo ſeltſam, die Wunder des Heilandes als geſchichtliche Wahrheit zu erkennen.

Ich bin Naturforſcher, die Strenge ihrer Unterſuchungen, die beſonnene Erwägung aller Verhältniſſe, um Täuſchungen zu vermeiden, die immer wiederkehrenden Zweifel, bevor man irgend ein bis dahin unbekanntes Verhältniß, irgend eine neue Erſcheinung als Thatſache gelten läßt, iſt mir wohlbekannt, und

ich ehre ſie. Ich ſelbſt nehme nichts als Thatſache an, was ſich nicht als Beobachtung bei wiederholter Forſchung, auf die nemliche Weiſe unzweifelbar darſtellt, was ſich nicht als Verſuch, genau unter den nemlichen Verhältniſſen, mit Sicherheit auf die nemliche Weiſe hervorbringen läßt. Es iſt bekannt, daß die Naturwiſſenſchaft unſerer Tage ihre höchſte Zierde und ihren eigenthümlichſten Beſitz dieſem beſonnenen Wege, der ſich ſo ſehr von dem unſichern, phantaſtiſchen früherer Zeiten unterſcheidet, und ihre ganze Ausbildung verdankt, daß durch ihn ihre große Entdeckungen erſt möglich wurden.

Deſſen ungeachtet finden wir eine Richtung des allgemeinen Daſeins, die ſich dieſem ſtrengen Geſetze der Erſcheinung nicht fügen will, jenes ſchlechthin Unerklärbare, Wundervolle, wo es ſich zeigt Willkührliche und Geſetzloſe, das, wenn es da iſt, uns mit Grauen erfüllt, und dennoch von unſerem innerſten Weſen gefordert wird. Der Naturforſcher hat Recht, wenn er es abweiſt, denn ſein ſicherer Standpunkt iſt der der geſetzmäßigen Erſcheinung, ſelbſt dann, wenn dieſe im höheren Sinne gedeutet wird. Dieſes ſchlechthin Unerklärbare iſt ſo innig mit der menſchlichen Natur verbunden, daß es zu jeder Zeit, wenn auch in verſchiedener Form, wiederkehrt, und von umſichtigeren, in ſich klareren Naturen abgewieſen, ſich immer von Neuem aufdrängt. Von jeher ſtand es mit der religiöſen Ueberzeugung in genauer Verbindung und trug das Gepräge des herrſchenden Glaubens. Wo ſich die Religion in die Sinnlichkeit der gegenwärtigen, herrſchenden Entwickelungsepoche verlor, wurde der Sinn der Menſchen von dieſem Räthſelhaften ſo gefangen genommen, daß der geordnete Zuſammenhang der Erſcheinung in einen fernen Nebel verſchwand, während das Unbeſtimmte, Grenzenloſe eine täuſchende Beſtimmtheit annahm und die Menſchen verlockte.

So erſchienen Vogelflug, rauchende Eingeweide, dunkle Orakel in der alten Welt, ſo die Legenden und ihre Wunder im Mittelalter, die grauenhaften Hexengeſchichten im ſiebzehnten Jahrhunderte, und Tellurismus, Clairvoyance und Wunderkuren

in unſeren Tagen. Geſpenſterhaft erſcheint uns, dieſer Neigung hingegeben, das Daſein, d. h. ſchwebend in der unbeſtimmten Mitte zwiſchen unabwendbarer Täuſchung und zweifelhafter Wahrheit. Wer in beſtimmten Fällen Erſcheinungen ſolcher Art Glauben beimißt, wird albern, beſchränkt, abergläubiſch genannt, mit Recht; und wer den Grund derſelben abzuleugnen wagt, wird dennoch nüchtern, geiſtlos, flach genannt, wieder mit Recht.

Ich ſcheute mich nie, dieſen Erſcheinungen nahe zu treten; von dem Dorfſchulzen in Schleſien bis zu dem Fürſten von Hohenlohe, von Mesmer bis zu der Seherin von Prevorſt, blieb mir keine Aeußerung dieſer Richtung fremd, ſelbſt der Tellurismus beſchäftigte mich eine Zeit lang. Ich erkannte den Grund, aber der Nüchternſte war kein ſtrengerer Zweifler, als ich, wenn es darauf ankam, einzelne Erſcheinungen zu prüfen. Ich überzeugte mich, daß nie die letzte Spur von Täuſchung verſchwand, daß man nie ein entſchiedenes Reſultat gewann, oder höchſtens innerhalb enger Schranken, die ſich freundlich an — klar erkannte, durch die, wenn auch verborgene, Ordnung der Natur begründete Thatſachen anſchließen ließen. Alles Ueberſchwengliche blieb nächtlich, finſter, unbeſtimmt, für die Dichtkunſt, die jenes Verhüllte in einer höhern Darſtellung gleichſam durchſichtig machen kann, aber nicht für ein wahres Erkennen, fruchtbar und gedeihlich.

Und dennoch konnte ich den Grund aller dieſer Erſcheinungen nicht ableugnen; ſo urſprünglich, wie das Menſchengeſchlecht, iſt er in ſeiner innerſten Natur gegründet, und ruht in jener tiefen Vereinigung aller Richtungen des ganzen ungetheilten Daſeins. Wie kann das ein Unwahres ſein, was der dichteriſchen Darſtellung ihre höchſte Bedeutung verleiht? Aber hier gewinnt es nur eine geſonderte Wahrheit, nur innerhalb der Grenzen der Darſtellung gilt ſie. Wie erhält es eine allgemeine Geltung? Giebt es irgend einen Punkt des Daſeins, wo es ſo hervortritt, daß es anerkannt werden muß, ohne daß die heitere Ordnung der Erſcheinung, die das Erkennen trägt, zerſtört

wird? Wäre ein ſolcher Punkt vorhanden, ſo müßte von dieſem aus das verſtändige Erkennen gefördert, nicht gehemmt erſcheinen.

Ich überzeugte mich bald, daß dieſes Unerklärbare — dieſer nie aufgehende Reſt des Lebens, auf die herumſchweifenden Keime der jenſeits aller Erſcheinung liegenden Entwickelung des geſammten Daſeins deute, die, eben, weil ſie von dieſer gefangen, weil ſie in den innern Kampf derſelben hineingezogen ſind, keinen Mittelpunkt einer klaren Enthüllung finden können, und ewig ſchwebend zwiſchen Täuſchung und Wahrheit, die Menſchen auf eine fortdauernd unbeſtimmte Weiſe zugleich anziehen und zurückſtoßen müſſen. Daher die unergründliche Gewalt des Wunderbaren und der Mangel an Befriedigung, daher die grenzenloſe Verirrung, die ſo Verſtand wie Vernunft gefangen nimmt, daher beſonders in unſeren Tagen die ſeltſame Entflammung, die allgemeine, krankhafte Anziehung, die das Wundervolle erzeugt, wenn es in irgend einer neuen Form hervortritt, die ungemeſſene Hoffnung, welche es erregt, und die nüchterne Leerheit, die es hinterläßt, wenn es bald verſchwindet, um einer anderen Täuſchung ähnlicher Art Platz zu machen. Während die Wiſſenſchaft, verhüllt in Irrthümer mancherlei Art, in Abweichungen, deren Verirrung man erkennen muß, dennoch einen gediegenen Kern, einen fruchtbaren Keim ſteter Entwickelung enthält, welchen folgende Geſchlechter als ein anvertrautes Gut immer weiter fördern, daß man den leitenden Gang einer höhern Intelligenz in dieſem fröhlichen Fortſchreiten nicht zu verkennen vermag, laſſen jene Erſcheinungen nur das Gefühl der Schaam zurück, ſpätere Geſchlechter fühlen ſich, wie von einer lähmenden Krankheit geheilt, wenn ſie irgend eine Form des Aberglaubens überwunden haben, um ſich leider durch eine neue Form immer wieder irre leiten zu laſſen.

Muß es nicht, ſchon bei dieſer Betrachtung erwünſcht ſcheinen, einen ſichern Mittelpunkt für dieſe herumſchweifenden, irreleitenden Keime zu finden — beruhigend ſein, von dieſer hellen Stätte des Wunders in die aufgeſchloſſene Zukunft zu blicken,

anſtatt, unſtät zu immer neuen Täuſchungen verlockt, in nächtlicher Verwirrung herumzutappen?

Bietet denn die Erſorſchung der Natur ſelbſt nicht Betrachtungen dar, die uns leiten können? Iſt nicht das Leben von dem Todten völlig getrennt, daß kein Uebergang irgend einer Art aus dieſem in jenes zu finden iſt? Vergebens ſuchen die Naturforſcher, von den ſtrengen Geſetzen des allgemeinen Lebens — gewöhnlich des Todten genannt — hingeriſſen, aus dieſen das beſondere Leben zu begreifen; ſie ſind gezwungen, eine neue Welt, deren Urſprung in den Urtiefen der Schöpfung geſucht werden muß, anzuerkennen, wenn ſie dieſe geweihte Stätte betreten. Andere Geſetze herrſchen hier, das Lebendige iſt dem Todten ein Räthſel, ein Wunder — es entwickelt ſich nach eigenen Geſetzen mit der Erde zugleich, und alle Entwickelungsſtufen, der früheren Hemmungen entbunden, ordnen ſich um die Geſtalt des Menſchen, daß dieſe als die ordnende Macht erſcheint. Aber der Menſch iſt nicht allein ſich ſelbſt, er iſt auch der Thierwelt ein Räthſel, und denken wir uns eine Zeit, in welcher er noch nicht da war, dann mußte der Keim, welcher ſeine Schöpfung verbarg, einer anſchauenden Intelligenz, als ein fremdes, der damaligen Entwickelungsſtufe ſchlechthin Unbegreifliches erſcheinen. Und wir ſollten glauben, daß die ſchöpferiſche Kraft, welche die Gewalt der verhüllenden Erſcheinung brechen, die jede Perſönlichkeit in dem innerſten Mittelpunkte ihres ewigen Daſeins befreiend ergreifen, die eine neue Zeit inniger Befriedigung und Seligkeit vorbereiten ſollte, aus dem begriffen werden könnte, deſſen Gewalt ſie vernichten will? So gewiß, wie das Leben nicht aus dem Todten, der Menſch nicht aus dem Thiere, ſo gewiß kann die ewige Perſönlichkeit nicht aus der irdiſchen ergriffen werden, die enthüllte Natur Gottes, die neue Welt, nicht aus der verhüllten — wo ſie hervorbricht und offenbar wird, iſt ſie nothwendig ein Wunder, und zwar in allen ihren Aeußerungen. Ja, bis in die kleinſten Kreiſe gilt das nemliche Geſetz. Eine jede neue, fruchtbringende Idee,

die in der Seele eines Menſchen laut wird, iſt zwar vorbereitet durch Fleiß und Mühe, bildet ſich zwar lebendig und entwickelnd in das fortſchreitende Leben des Geiſtes hinein, entſteht aber, wird erzeugt, ohne Verbindung, aus der Tiefe des Geiſtes, einem Wunder ähnlich.

Vermöchtet ihr alles zu faſſen, die völlige Tiefe der Offenbarung, die uns durch den Heiland geworden iſt, ihr würdet eine andere Welt für ſie fordern. Aber ihr habt ſeine Lehre, ſeinen göttlichen Geiſt zu euch herabgezogen — wenn auch bewundernd, ihn als den Einzigen unter euch preiſend — und ſo war es freilich eine Thorheit, für einen Geiſt, der derſelben Art war, wie eurer, eine Natur anderer Art zu fordern.

Wir aber, die in ihm Gott ſelbſt erkennen, ſehen die Vergangenheit und Zukunft der Geſchichte, Anfang und Ende der Welt ſich in der Offenbarung begegnen, welche wir die allein heilige nennen; eben deßwegen enthüllt ſie den verborgenen Mittelpunkt einer jeden Perſönlichkeit, in ihrer Nichtigkeit oder Wahrheit, eben deswegen hat ſie die Geſchichte umgeſtaltet, wird eine neue unvergängliche Welt aus dieſer vergänglichen erſchaffen, und vernichtet, tödtet fortdauernd in uns alles Irdiſche und Sterbliche, um den Keim der Unſterblichkeit, inmitten der Welt der Erſcheinung, als das eine höhere Entwickelnde zu erzeugen und zu erhalten, damit wir der Nichtigkeit entnommen, wieder geboren werden für jene.

Die Philoſophen dürfen über die Beſchränktheit verachtend lächeln, wenn die Einwürfe, welche von dem Standpunkte des ſinnlich reflektirenden Verſtandes ausgehen, gegen ſie laut werden — und mit Recht; die Dichter dürfen vornehm fordern, daß wir unſeren gewöhnlichen Anſichten von der hemmenden Wirklichkeit, von dem Geringen der Geſinnungen, ja von der Sittlichkeit im beſchränkten Sinne, entſagen ſollen, um die Wahrheit deſſen zu genießen, was ſie uns bieten, und wahrlich — auch dieſe mit Recht; und dennoch wagt ihr es, das, was die vorübergehende Sitte der Zeit entwickelt hat, Begriffe, die durch Erzie-

hung entſtanden, durch Uebereinkunft herrſchend geworden ſind, deren Geſtaltung ihr in der nächſten Zukunft ſelbſt nicht zu faſſen vermögt — mit flachem Spotte hinüber zu tragen auf die geheiligte Stätte, die alles, was die Zeiten erzeugten, was der Menſch denken mag, alles, was das Menſchengeſchlecht Großes und Herrliches gethan hat und thun wird, überragt, um es einſt nach einem ewigen Maasſtabe zu richten.

Von dem Geiſte erzeugt, von der Unſchuld geboren, erſchien der Herr auf der Erde — das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns. Was er lehrte, war die großartigſte Andeutung; die Verkündigung ſeiner Herrlichkeit, und die der Zukunft, war die die Macht, durch welche er die Schranken des erſcheinenden Denkens durchbrach; was er that, entſprang aus der Gewalt, mit welcher er die Macht der erſcheinenden Natur überwand. Daher legten ſeine Wunder, wie ſeine Lehre, Zeugniß von ihm ab; das Volk kannte, ſeine Jünger verſtanden ihn nicht. Aber eine Ahndung der Erfüllung aller Weiſſagungen, das Reifwerden der Pflanze, die geſäet war, ſeit Abraham, die unſcheinbar ſich entwickelt hatte, der Welt und ſich ſelbſt unbekannt, durchdrang das erwählte, den eigenen Geiſt verkennende Geſchlecht. „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, es ſei denn, daß das Waizen„korn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es allein, wo es „aber erſtirbt, ſo bringt es viele Früchte.“ Als er ſtarb, verlor die Erſcheinung ihre Gewalt, da zerbarſt die Hülle, die den Tempel des Herrn dem Menſchengeſchlechte verbarg, da öffneten ſich die Vorhallen der heiligen Zukunft.

Das tiefſte, nächtliche Geheimniß alles Daſeins trat hervor, als er ſich am Kreuze von Gott verlaſſen fühlte. Er war es nicht, der dieſem Gefühle unterlag — er überwand den Tod, als er ihm zu unterliegen ſchien — es war das Wehklagen aller Erſcheinung, die, als ſeine verſchwand, ihr inneres Grauen erkannte; es war ein Aechzen aus den tiefſten Gründen der Schöpfung, daß die Erde bebte und die Todten ſich in den Gräbern bewegten. So mochte in den Urzeiten der gebundenen

Schöpfung jede Entwickelungsepoche zu einem höhern Daſein mit Untergang droh'n, ſo verkündigte jener ſchmerzhafte Ruf den Untergang der alten Welt, und tönte in Jahrhunderten der Verwüſtung nach, ſo liegen noch immer Verzweiflung und ſelige Hoffnung dicht neben einander in jeder ringenden Seele, ſo deuten furchtbare Zerſtörungen und der Schmerz des Irdiſchen weiſſagend auf die Zukunft des Herrn.

Aber er hat geſiegt, indem er unterlag. Der Erſtling der Auferſtandenen öffnete eine neue Welt, eine geiſtige; aber alles Geiſtige iſt Leib und Seele in unzertrennlicher Einheit. Mit ihm fing die Kirche an, ſein Reich war gekommen, die Zukunft in die Gegenwart geſäet, daß ſie wachſe und reif werde.

Den Auferſtandenen predigten alle Apoſtel, die Auferſtehung war der Angelpunkt ihrer Verkündigung.

Hingeben ſollſt du dich ganz, dich deiner entäußern. „Wer „ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer ſein Leben „auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben." Der Gegenſtand dieſer Hingebung, dieſer Entäußerung, dieſer grenzenloſen Liebe iſt er — der Auferſtandene — er iſt der Mittelpunkt, nicht eines allgemeinen Denkens, ſondern eines neuen Lebens — er iſt das göttliche Naturprinzip einer neuen heiligen Schöpfung. Das Auge des Menſchen, wie das Ohr, iſt gebunden durch die niederen Sinne — dennoch vermag das Auge das Unendliche, das Univerſum zu ſchauen, und in jeder beſondern Form die innere Unendlichkeit als Schönheit, und das Ohr vernimmt die unendliche Deutung des Wortes und die innere Unendlichkeit harmoniſcher Töne. Die Geſtalt iſt gebunden durch die ſinnliche Erſcheinung, durch niedere Luſt und enge Sorge, aber dennoch kann ſie in Augenblicken des höhern Entzückens, in Momenten eines höhern Daſeins verloren in ein himmliſches Schauen, befreit durch eine Geſinnung, die alles geringere abweiſt, wie verklärt durch die Hülle blicken und ſich vorübergehend offenbaren — der auf kurze Zeit entfeſſelte Engel in uns. So ſchlummert der Keim eines höheren Daſeins in

unſerer Geſtalt, daß wir erfahren, wie wir erſchaffen ſind in dem Bilde Gottes.

Es war der Segen aus der ſchönſten Zeit meiner Kindheit, daß mir die perſönliche Unſterblichkeit das urſprünglich Gewiſſeſte war mein ganzes Leben hindurch. So wie das Erkennen einen höhern Standpunkt, einen feſteren Boden gewann, brach dieſe Gewißheit mit immer ſiegreicherer Stärke hervor und wurde die Trägerin alles deſſen, was ich erkannte und lehrte. Die Natur ſucht, durch alle ihre Bildungen die höchſte Individualität — den Menſchen — in ſeiner reinſten Perſönlichkeit der freie Mittelpunkt der Welt, der Prieſter der Natur: ſo begrüßte ich das Unſterbliche in uns zuerſt. Was andere durch die Vermittelung der Gedanken ſuchen und zweifelnd feſthalten, war mir unmittelbar gegeben, das Gewiſſen war mir dasjenige was auf dieſes ſchlechthin Gewiſſe in uns deutete. Es war nicht die Sittlichkeit allein, als ein Abſtraktum von Pflichten und Tugenden, die man zu erringen ſtrebt, mühſam und dennoch unſicher zu erwerben ſucht, es war nicht das Erkennen allein, welches aus dem Bewußtſein entſprungen, zu vermitteln ſucht, was ſich nie vermitteln läßt, wenn es nicht urſprünglich vermittelt iſt — es war das ganze, ungetheilte Daſein, die Perſon, mit ihrer Welt, Erkennen und Handeln, Seele und Leib, geſundes Leben, welches nie ſtirbt. Ich nannte es die Urgeſtalt, die in uns verhüllt iſt; ſie war es, die ich in ihrer reinen Form ſchauen, erkennen, lieben wollte.

Ich ahndete, daß der Heiland der Mittelpunkt aller dieſer ewigen Geſtalten war, aber die völlig unbedingte Hingebung verlieh mir erſt die unendliche Gabe. „Und alles, was mein iſt, das iſt dein, und was dein iſt, das iſt mein, und ich bin in ihnen verkläret,“ ſprach er.

VI. Steffens mit Tieck.

(1799 und 1841.)

Hier in Dresden, traf ich nun Tieck mit ſeiner Familie. Er hatte ſich da niedergelaſſen, und auch Friedrich Schlegel hielt ſich bei ſeiner Schweſter auf, die an einen Sächſiſchen Hof-Beamten, Ernſt, verheirathet war. Tieck war von meinem Alter, und alſo achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, ſchön, mit Augen, deren geiſtige Gewalt und wunderbare Klarheit ſelbſt das Alter bis jetzt nicht zu beſiegen vermochte. In allen ſeinen Bewegungen herrſchte eine große Anmuth, ja Zierlichkeit; ſeine Sprache ertſprach ſeiner körperlichen Erſcheinung völlig. Er ſchreibt kaum ſchöner, als er ſpricht. Es iſt nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenſtände behandelt, die uns hinreißt, es iſt auch die Anmuth und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderſtehliche Gewalt ausübt. Es giebt nicht leicht eine Perſönlichkeit, die mächtiger wäre, als ſeine. Ich habe ihn kaum jemals heftig geſehen. Seine Geſpräche faßten den Gegenſtand mit ruhiger Objectivität auf, behandelten ihn umſichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthuſiasmus, durch welchen die Darſtellung ſelbſt eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenſtande, aus ſeiner lebendigen, geiſtigen Bedeutung, als aus ihm zu entſpringen ſchien. Er ſelbſt hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreiſen das geiſtig und dichteriſch Bedeutendſte mit vornehmer Geringſchätzung behandeln ſah, wenn man beſonders das Vorzüglichſte, wodurch Göthe ſich auszeichnete, verächtlich beſprach, er ſich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er verſicherte, daß er erblaßte; aber er ſchwieg, wo ich, wie ich es geſtehen muß, unbeſonnen mich geäußert haben würde. Ich habe ſeine erklärteſten Feinde ihm gegenüber geſehen, jedesmal von ſeiner ſiegreichen Perſönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß dieſe, ſo leicht zugänglich, ſich ſo liebenswürdig

hingebend, eben ſo großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie ſeine Schriften. Was er mir geworden iſt, kann ich nach einer innigen, verwandtſchaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, ſelbſt nachdem wir über das Wichtigſte verſchieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weiſe darſtellen. Wenn er aber Gegenſtände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Göthe, Shakſpeare, wohl auch über Holberg, ſprach, ſo theilte er alle ſeine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und wie reich und umfaſſend er als Dichter auf ſeine Zeit einwirkte, iſt neulich auf eine ſo meiſterhafte Weiſe auseinandergeſetzt, daß ich auf dieſe Darſtellung hinweiſen kann. Sie iſt in dem Aufſatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt iſt, enthalten. Aber viele jüngere Dichter ſind durch die Spolien ſeiner Geſpräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben ſich ihm feindlich gegenübergeſtellt, und wenn ihre Angriffe eine leiſe Ahnung von Geiſt enthielten, ſo entſprang dieſe aus dem geraubten Schatze, den ſie freilich nicht in ſeinem Reichthum zu benutzen verſtanden. Von mir muß ich das Geſtändniß ablegen, daß mehrere Anſichten, die ich auch wohl öffentlich ausſprach, mir ihrem Urſprunge nach zweifelhaft geworden ſind. Ich weiß nicht, ob ich ſie mir ſelber, oder ſeinen reichhaltigen Geſprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit ſeines Körpers geraubt hatte, war ſeine wechſelnde und reiche Mimik eben ſo bewunderungswürdig wie die Flexibilität ſeiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit geweſen ſeyn; und ſelbſt jetzt in ſeinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle ſitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuoſität ein Drama vorträgt, iſt es mir, als wäre die Schauſpielerkunſt in ihrer höchſten Bedeutung, während ſie auf der Bühne nur

noch ein zweifelhaftes und ſchwaches Daſein friſtet, an dieſen Stuhl des alten Mannes gefeſſelt.

Es war der Geburtstag ſeiner Frau. Tieck war beſonders heiter geſtimmt, und wollte zur Feier des Tages ein Schauſpiel, und zwar allein alle Rollen darſtellen. Aber dieſes ſollte erſt erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich ſchlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzuſtellen, in welchem der Liebhaber und ein Orang=Outang die nämliche Perſon wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung ſeiner Laune keine günſtigere Wahl treffen.

Tieck entfernte ſich etwa eine halbe Stunde. Die Zuſchauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen ſitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere ſtellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog geſprochen hatte, in eine große Handelsſtadt verſetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffs=Kapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus ſeinem Geſpräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalien=Cabinet beſaß und von einer leidenſchaftlichen Sammlerluſt ergriffen war, eine Menge Naturſeltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wiſſen,“ fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein ſolcher Kosmopolit iſt, wie ſonſt?“ Während er ſo auf und nieder geht, kömmt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchſt trübſelig ausſieht. Sie erkennen ſich, und der Capitän frägt, was ihn ſo armſelig ſtimme. „Biſt du vielleicht verliebt?“ und der Liebhaber des Stückes geſteht es. Der Capitän erfährt nun, daß ſein Freund eben die Tochter des überſchwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber ſtellt ſich entſchieden gegen dieſe Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er ſchlägt dem unglücklichen Liebenden vor, ſich bei dem Alten von ihm als einen, in Afrika durch die Londoner afrikaniſche Societät ſorgfältig ausgebildeten und wohl erzogenen Orang=Outang vorſtellen zu laſſen. Die Scene verändert ſich. Wir ſehen den Capitän mit dem Alten

im Geſpräch. Der luſtige Seemann lenkt allmälig die Rede auf den Haupt-Gegenſtand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erſtaunen des Alten von dem pädagogiſchen Inſtitute in Sierra Leona zu ſprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf welche der humane Engländer ſeine aufklärende Erziehung zu beſchränken ſuchte. Man hätte glückliche Verſuche mit allen europäiſchen Gemüſen angeſtellt; man wollte nun ſehen, wie weit die herrliche und europäiſche Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei dieſen wichtigen Verſuchen ſich nicht an den ſogenannten Menſchen binden. In den Wäldern liefen unraſirte Geſchöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie ſchnupften; man hatte ſie dazu gebracht, was mit den Negern nur ſehr ſchwierig gelang, ſich anſtändig auf Stühle niederzulaſſen und Meſſer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewieſen, daß ihre Kehle vollkommen geſtaltet wäre, wie die menſchliche; alſo müßte die Sprache gebunden in der Kehle ſtecken, man dürfe ſie nur löſen. Es war allerdings ein mühſames Geſchäft; man konnte nicht läugnen, daß die meiſten Verſuche mislangen, und daß die nichtswürdigen Beſtien ſich faſt benahmen, wie unſer Volk, wenn man ſeine Poeſie und Religion ihm rauben will, um es mit der neueſten Aufklärung zu füttern; eben ſo widerhakig, eben ſo halsſtarrig. Aber mit einigen von dieſen Zöglingen gelang es doch, und er habe ein ſolches Muſter-Exemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der ſo eben aus dem Orang-Outang-Gymnaſium entlaſſen, ſeine Examina ruhmvoll beſtanden habe, mitgebracht. Ein höchſt verſtändiger junger Mann. Zwar ſteckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorſchein: von der menſchlichen Glückſeligkeit, von Akazien-Pflanzungen, Eichorien-Zucht, und was ſonſt zur Veredlung des Menſchengeſchlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt ſeinen natürlichen Pelz laſſen müſſen. Ein Ober-Sanitäts-Collegium in London ſolle erſt beſtimmen, in wie fern man ihn raſiren dürfe, ohne ſeiner

Geſundheit zu ſchaden. Indeſſen könnte er ſich zeigen, und wäre hinlänglich bekleidet, um in einer anſtändigen Geſellſchaft von aufgeklärten Männern zu erſcheinen, die frei genug dächten, um ſich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abſchrecken zu laſſen. Man gründe auf dieſen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er ſolle in London die glücklich angefangene Bildung fortſetzen, um dann als aufgeklärter Volks-Erzieher alle Orang-Outangs aus den Wäldern zu locken, und durch Geiſt einzufangen und zu zähmen. Dieſer Orang-Outang wäre nun zwar äußerlich noch etwas ſeltſam, und, ſagte der Capitain, wer nicht ſo vorurtheilsfrei wäre, wie ſein Freund, dem würde er auffallen, durch ſeinen natürlichen Pelz wie durch ſeine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches, weiches Herz, ergieße ſich in Thränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebue'ſchen oder Iffland'ſchen Stücke vorleſe, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerſtrebenden Natur überwunden hatte und die ſogenannte Menſchheit über die bisher durch Vorurtheil fixirten Gränzen zu erweitern ſchien. Der verkleidete Liebhaber erſchien nun, ſprach wenig, halb brummend, aber ſeine Rede war voll der vortrefflichſten Gedanken, durchaus ſententiös und ſentimental. Nachdem er ſich entfernt hatte, ergoß ſich der alte Herr in die übertriebenſten Lobſprüche. Er erwartete von dieſer Erſcheinung eine bedeutende Epoche in der Geſchichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die ſogenannte Thierheit erwarten, wenn ſolche gebildete Stämme ſich lehr- und geiſtreich über ihren früheren Zuſtand äußerten. Könnte nicht ein ſolcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Inſtinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Thiere beſitzen, die Menſchen aber durch ihre Cultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Capitän es wagen, ſeinem Freunde einen Vorſchlag zu machen, bei welchem dieſer freilich anfänglich

ſtutzte. „Geben Sie Ihre Tochter dieſem ausgezeichneten Orang-Outang; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reiſe in großen Städten viele Frauen geſehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine ſtille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen ſchien, was eines dieſer bezaubernden Geſchöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter ſah, rief er entzückt und vom tiefſten Gefühle durchbebt, aus: Ach, welch ein herrliches Geſchöpf! Die Erſchütterung löste eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Geſicht verklärter. Ohne allen Zweifel iſt Ihre Tochter beſtimmt, die geiſtige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weiſſagung aus ſo vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem verſunkenen Geſchlechte darſtellen wird.“ Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Capitain wußte ſie zu widerlegen. „Sie ſelbſt,“ rief er aus, „würden unſterblich; die erſtaunlichſte Epoche, welche die Geſchichte erlebte, würde ſich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beſchwöre Sie, theuerſter Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich ſein, wenn ſie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einſieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Thierheit mit den erhabenen und edlen Geſinnungen, die in unſeren Tagen ſich in der gebildeten Menſchheit zeigen, vereinigt.“ Es iſt mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darſtellung durchdrang. Unſre Luſtſpieldichter könnten ſich glücklich ſchätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Luſtſpiele einen ſolchen Reichthum des Witzes zu entfalten, wie ſich hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann ſich denken, wie das Stück endigt; die Tochter ſträubte ſich, gab

endlich nach, und der Liebhaber verwandelte ſich in der That, nachdem die Ehe geſchloſſen war, aber auf eine Weiſe, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indeſſen nach, konnte aber die frühere Vorſtellung nicht ſo bald los werden, und nannte unwillkührlich ſeinen aufgedrungenen Schwiegerſohn noch immer Herr Orang-Outang. Ich hatte nie etwas Aehnliches geſehen. Alle Perſonen ſtanden lebhaft vor uns. Der Fluß des Geſprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Perſonen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in ſeiner Jugend, der größte Schauſpieler ſeiner Zeit war.

Dieſes Stück ward einigemal in engeren, freundſchaftlichen Kreiſen wiederholt, aber jetzt die Rollen vertheilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Aergerniß gegeben hätte. Das ſeltſame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugetheilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote ſtanden und das leere Pathos, mit welchem ich ſie vortrug: doch machten dieſe Vorſtellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir ſahen uns alle Tage. Was mir dieſe Zeit geworden, iſt ſchwer zu ſagen; denn der geiſtige Einfluß eines ſo bedeutenden Mannes läßt ſich nicht als etwas Vereinzeltes oder Geſondertes darſtellen; er bildet nicht ein bloß Mitgetheiltes: er wirkt anregend auf die eigenſte Natur. Wir fühlen uns nicht gefeſſelt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entſpringt aus uns ſelbſt, und je mächtiger der Einfluß iſt, deſto freier und ſelbſtſtändiger fühlen wir uns. Die Kunſt ſchloß ſich mir in dieſer Geſellſchaft reicher auf; ich lernte das Urſprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierirten,

die Natur der Kunſt von der Einſeitigkeit der Schule unterſcheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germaniſchen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte verſetzt durch einen ihnen verwandten Geiſt. Ich erlebte dieſe blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre ſie eine reiche Gegenwart, und ſah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Tieck.

I. Das Verführeriſche in der Kunſt.

(1799.)

Mein Herz iſt von einem ſchmerzhaften Krampfe zuſammengezogen, meine Phantaſieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüſternen Kunſtfreuden ſind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit ſiecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt ſich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was ſoll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böſer Genius hat mich ſo von allen Menſchen weit weg verſchlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten ſoll? daß meinem Auge ganz der Maaßſtab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menſchliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menſchen hinausgehoben werde, bald tief in den tiefſten Abgrund hinuntergeſtürzt? —

Aus dem feſteſten Grund meiner Seele preßt ſich der Ausruf hervor: Es iſt ein ſo göttlich Streben des Menſchen, zu ſchaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verſchlungen wird, — was, unabhängig von der Welt in eignem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menſchlichen Buſens ſteigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunſt! Kein Weſen verdichtet ſo die Geiſtes- und Herzenskraft des Menſchen in ſich ſelber, und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieſer verwegenen Höhe ſtehe, und

mein böſer Geiſt mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunſtgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menſchen heimſucht, — dann, dann öffnen ſich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, ſo gefährliche, ſchlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder ſpringen ab von meiner Kunſt, und flüchten ſich in die Welt der andern, beſſern Menſchen zurück, — und ich liege hingeſtreckt, verſtoßen, und komme mir im Dienſte meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunſt iſt eine verführeriſche, verbotene Frucht; wer einmal ihren innerſten, ſüßeſten Saft geſchmeckt hat, der iſt unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in ſeinen ſelbſteignen Genuß hinein, und ſeine Hand verliert ganz die Kraft, ſich einem Nebenmenſchen wirkend entgegenzuſtrecken. — Die Kunſt iſt ein täuſchender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerſte Menſchheit ſelbſt vor uns zu haben, und doch ſchiebt ſie uns immer nur ein ſchönes W e r k des Menſchen unter, worin alle die eigenſüchtigen, ſich ſelber genügenden Gedanken und Empfindungen abgeſetzt ſind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirkſam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menſchen ſelber, den Gott gemacht hat.

Es iſt entſetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch ſitz' ich nun da, ein lüſterner Einſiedler, und ſauge täglich nur innerlich an ſchönen Harmonieen, und ſtrebe den letzten Leckerbiſſen der Schönheit und Süßigkeit herauszukoſten. — Und wenn ich nun die Botſchaften höre: wie unermüdet ſich dicht um mich her die Geſchichte der Menſchenwelt mit tauſend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein raſtloſes Wirken der Menſchen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die F o l g e n, gut und böſe, wie große Geſpenſter nachtreten, — ach! und dann, das Erſchütterndſte, — wie die erfindungsreichen Heerſchaaren des Elends dicht um mich herum, Tauſende mit tauſend verſchiedenen

Qualen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entſetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenſchlag ein ſcharfes Schwerdt iſt, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tauſend Weſen erbarmenswürdig um Hülfe ſchreyen! — — Und mitten in dieſem Getümmel bleib' ich ruhig ſitzen, wie ein Kind auf ſeinem Kinderſtuhle, und blaſe Tonſtücke wie Seifenblaſen in die Luft: — obwohl mein Leben eben ſo ernſthaft mit dem Tode ſchließt.

Ach! dieſe unbarmherzigen Gefühle ſchleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angſt, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir ſelbſt. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verſtehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menſchen, die ſehr unedel von der Kunſt denken, und ihre beſten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich! —

In ſolcher Angſt begreif' ich es, wie jenen frommen ascetiſchen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unſäglichen Leiden der Welt zerknirſcht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgeſuchteſten Kaſteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürchterlichen Uebermaaße der leidenden Welt in's Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menſchen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir ſtehen, die zuſammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich ſchreyen vor Schmerz, — das ſind freylich keine lüſternen ſchönen Akkorde, das iſt nicht der ſchöne, wollüſtige Scherz der Muſik, das ſind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künſtlergemüth geräth in Angſt, weiß nicht zu antworten, ſchämt ſich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft. Er quält ſich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk ſeiner

Phantaſie, und kann's nicht laſſen, wenn er ſich auch in demſelben Momente vor ſich ſelber ſchämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunſtartigen Stoff herauszuzwingen.

Das iſt das tödtliche Gift, was im unſchuldigen Keime des Kunſtgefühls innerlich verborgen liegt. — Das iſt's, daß die Kunſt die menſchlichen Gefühle, die feſt auf der Seele gewachſen ſind, verwegen aus den heiligſten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entriſſenen, künſtlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die urſprüngliche Natur des Menſchen frevelhaft verſcherzt. Das iſt's, daß der Künſtler ein Schauſpieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der ſeine Bühne für die ächte Muſter= und Normalwelt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zuſammengeflickte Nachahmung, für die ſchlechte umſchließende Schaale anſieht. —

Was hilft's aber, wenn ich mitten in dieſen entſetzlichen Zweifeln an der Kunſt und an mir ſelber krank liege, — und es erhebt ſich eine herrliche Muſik, — ha! da flüchten alle dieſe Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüſterne Ziehen der Sehnſucht ſein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderſtehlich zurück, und die ganze kindiſche Seligkeit thut ſich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinſchleudern können, mit ihren lockenden Sirenenſtimmen, und mit ihrem tobenden Rauſchen und Trompetenklang.

Ich komme ewig mit mir ſelber nicht auf feſtes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln ſich unaufhörlich, und ich ſchwindle, wenn ich Anfang und Ende und beſtimmte Ruhe erſtreben will. Schon manchesmal hat mein Herz dieſen Krampf gehabt, und er hat ſich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine ſchmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte ſtand.

So ſpott' ich über mich ſelbſt, — und auch dies Spotten iſt nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück iſt's, daß der Menſch, der im Kunſtgefühl ganz zerſchmolzen iſt, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menſchen ſo feſten Frieden geben ſoll, ſo tief verachtet, und ſich ſo gar nicht hinein finden kann. Der Weltweiſe betrachtet ſeine Seele wie ein ſyſtematiſches Buch, und findet Anfang und Ende und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in beſtimmten Worten. Der Künſtler betrachtet ſie wie ein Gemählde oder Tonſtück, kennt keine feſte Ueberzeugung, und findet alles ſchön, was an gehörigem Orte ſteht.

Es iſt, als wenn die Schöpfung alle Menſchen, ſowie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in beſtimmte Geſchlechter und Klaſſen der geiſtigen Naturgeſchichte gefangen hielte; jeder ſieht alles aus ſeinem Kerker, und keiner kann aus ſeinem Geſchlechte heraus. —

Und ſo wird meine Seele wohl lebenslang der ſchwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechſelnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

II. Elfenwunder.

(1811.)

Wie war Marie verwundert. Der bunteſte, fröhlichſte Blumengarten umgab ſie, in welchem Tulpen, Roſen und Lilien mit den herrlichſten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten ſich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder ſangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, ſprangen umher, einige ſpielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder ſammelten Blumen und ſchenkten ſie einander, andere wieder aßen Kirſchen, Weintrauben und röthliche Aprikoſen. Keine Hütte

war zu ſehn, aber wohl ſtand ein großes ſchönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erſtaunen außer ſich und wußte ſich nicht zu finden; da ſie aber nicht blöde war, ging ſie gleich zum erſten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommſt du uns auch einmal zu beſuchen? ſagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und ſpringen ſehn, aber vor unſerm Hündchen haſt du dich gefürchtet. — So ſeid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, ſagte Marie, wie Andrés immer ſpricht? O freilich iſt der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein. — Bleib nur bei uns, ſagte die wunderbare Kleine, es ſoll dir ſchon gefallen. — Aber wir laufen ja in die Wette. — Zu ihm kommſt du noch früh genug zurück. Da nimm, und iß! — Marie aß, und fand die Früchte ſo ſüß, wie ſie noch keine geſchmeckt hatte, und Andrés, der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergeſſen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. Schönſte Dame, ſagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufen, und da wollen ſie mich hier behalten. Du weißt, Zerina, ſagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt iſt, auch hätteſt du mich erſt fragen ſollen. Ich dachte, ſagte das glänzende Kind, weil ſie doch ſchon über die Brücke gelaſſen war, könnt' ich es thun; auch haben wir ſie ja oft im Felde laufen ſehn, und du haſt dich ſelber über ihr muntres Weſen gefreut; wird ſie uns doch früh genug verlaſſen müſſen.

Nein, ich will hier bleiben, ſagte die Fremde, denn hier iſt es ſchön, auch finde ich hier das beſte Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirſchen, draußen iſt es nicht ſo herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte ſich lächelnd, und viele von den Kindern ſprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten ſie und ermunterten ſie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Inſtrumenten Muſik und ſangen dazu. Am liebſten aber hielt ſie ſich zu der Geſpielin, die ihr zuerſt entgegen gegangen

war, denn ſie war die freundlichſte und holdſeligſte von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: ich will immer bei euch bleiben und ihr ſollt meine Schweſtern ſein, worüber alle Kinder lachten und ſie umarmten. Jetzt wollen wir ein ſchönes Spiel machen, ſagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallaſt und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem ſich glänzender Saamenſtaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und ſtreute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald ſah man das Gras wie in Wogen rauſchen, und nach wenigen Augenblicken ſchlugen glänzende Roſengebüſche aus der Erde, wuchſen ſchnell empor und entfalteten ſich plötzlich, indem der ſüßeſte Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als ſie ihn ausgeſtreut hatte, tauchten weiße Lilien und die bunteſten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verſchwanden die Blumen wieder und andre erſchienen an ihrer Stelle. Jetzt, ſagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und ſtampfte ſie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher ſtanden vor ihnen. Faſſe dich feſt mit mir, ſagte ſie, und Maria ſchlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte ſie ſich empor gehoben, denn die Bäume wuchſen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten ſich und die beiden Kinder hielten ſich hin und wieder ſchwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten ſich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geſchicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und ſtießen und neckten ſich, wenn ſie ſich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, ſo flog es durch die Luft und ſenkte ſich langſam und ſicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete ſich Marie; die andre Kleine ſang einige laute Töne, und die Bäume verſenkten ſich wieder eben ſo allgemach in den Boden, und ſetzten ſie nieder, als ſie ſich erſt in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallaſtes. Da ſaßen viele ſchöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal,

ſie genoſſen die lieblichſten Früchte, und eine herrliche unſichtbare Muſik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwiſchen denen Kinderfiguren in den anmuthigſten Stellungen kletterten und ſchaukelten; nach den Tönen der Muſik verwandelten ſich die Bildniſſe und glühten in den brennendſten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann ſank die Farbe erblaſſend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete ſich; dann ſchienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, ſo daß man wechſelnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, ſo wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdiſches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelſteine von allen Farben funkelten dazwiſchen. Wunderſame Gefäße ſtanden an den Wänden umher, alle ſchienen mit Koſtbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Geſtalten gearbeitet und ſchimmerte in der freundlichſten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beſchäftigt, die Stücke aus einander zu ſuchen und ſie in die Gefäße zu legen; andre, höckricht und krummbeinigt, mit langen rothen Naſen, trugen ſchwer und vorn über gebückt Säcke herein, ſo wie die Müller Getraide, und ſchütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann ſprangen ſie ungeſchickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die ſich verlaufen wollten, und es geſchah nicht ſelten, daß einer den andern im Eifer umſtieß, ſo daß ſie ſchwer und tölpiſch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Geſichter und ſahen ſcheel, als Marie über ihre Geberden und Häßlichkeit lachte. Hinten ſaß ein alter eingeſchrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernſtem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge ſchienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und ſeinen Winken zu gehorchen. Was gibt's wieder? fragte er mürriſch, als ihm die Kinder etwas näher kamen.

Marie ſchwieg furchtſam, aber ihre Geſpielin antwortete, daß ſie nur gekommen ſeien, ſich in den Kammern umzuſchauen. Immer die alten Kindereien! ſagte der Alte; wird der Müſſiggang nie aufhören? Darauf wandte er ſich wieder an ſein Geſchäft und ließ die Goldſtücke wägen und ausſuchen; andre Zwerge ſchickte er fort, manchen ſchalt er zornig. Wer iſt der Herr? fragte Marie; unſer Metallfürſt, ſagte die Kleine, indem ſie weiter gingen.

Sie ſchienen ſich wieder im Freien zu befinden, denn ſie ſtanden an einem großen Teiche, aber doch ſchien keine Sonne, und ſie ſahen keinen Himmel über ſich. Ein kleiner Nachen empfing ſie, und Zerina ruderte ſehr ämſig. Die Fahrt ging ſchnell. Als ſie in die Mitte des Teiches gekommen waren, ſah Marie, daß tauſend Röhren, Kanäle und Bäche ſich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Dieſe Waſſer rechts, ſagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles ſo friſch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeſchwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Waſſerlilien, andre hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre blieſen auf krummen Muſcheln; ein verworrenes Getöſe ſchallte luſtig von den dunkeln Ufern wieder; zwiſchen den Kleinen bewegten ſich ſchwimmend die ſchönſten Frauen, und oft ſprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küſſen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwiſchen dieſem Getümmel hindurch fuhren ſie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich ſtand der Nachen. Man nahm Abſchied und Zerina klopfte an den Felſen. Wie eine Thür that ſich dieſer von einander, und eine ganz rothe weibliche Geſtalt half ihnen ausſteigen. Geht es recht luſtig zu? fragte Zerina. Sie ſind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und ſo freudig, wie man ſie nur ſehn kann, aber die Wärme iſt auch äußerſt angenehm.

Sie ſtiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich ſah ſich

Marie in dem glänzendſten Saal, ſo daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als ſich das Auge etwas gewöhnt hatte, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, wie im Teppich ſich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die ſo lieblich gebaut und von ſo ſchönen Verhältniſſen waren, daß man nichts Anmuthigeres ſehen konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kriſtall, ſo daß es ſchien, als flöſſe und ſpielte in ihnen ſichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verſchiedenen Beugungen, aber als Marie näher gehen wollte, hielt ſie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: du verbrennſt dich, Mariechen, denn alles iſt Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, ſagte ſie, die allerliebſten Kreaturen nicht zu uns heraus, und ſpielen mit uns? Wie du in der Luft lebſt, ſagte jene, ſo müſſen ſie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verſchmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl iſt, wie ſie lachen und kreiſchen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüſſe von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachſen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Waſſerbächen, und ſo ſind die flammigen Weſen immer thätig und freudig. Aber dir iſt es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.

Hier hatte ſich die Scene verwandelt. Der Mondſchein lag auf allen Blumen, die Vögel waren ſtill und die Kinder ſchliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, ſondern luſtwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Geſprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten ſie ſich an Früchten und Milch, und Marie ſagte: laß uns doch zur Abwechſelung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort ausſehn mag. Gern, ſagte Zerina, ſo kannſt du auch zugleich dorten unſre Schildwachen beſuchen, die dir gewiß gefallen werden, ſie ſtehn oben

auf dem Walle zwiſchen den Bäumen. Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann ſtiegen ſie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem ſie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir innerhalb dieſes Gartens ſo weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur ſo klein iſt? Ich weiß nicht, antwortete die Freundin, wie es zugeht, aber es iſt ſo. Sie ſtiegen zu den finſtern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel ſchien weit umher auf der Landſchaft zu liegen. Oben ſtanden wunderliche Geſtalten, mit mehligen beſtäubten Angeſichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; ſie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenſchirme von ſeltſamen Häuten ausgeſpannt über ſich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Rockelor hervorſtarrten, wehten und fächelten ſie unabläſſig. Ich möchte lachen und mir graut, ſagte Marie. Dieſe ſind unſre guten fleißigen Wächter, ſagte die kleine Geſpielin, ſie ſtehen hier und wehen, damit jeden kalte Angſt und wunderſames Fürchten befällt, der ſich uns nähern will; ſie ſind aber ſo bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was ſie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier iſt ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöſt würden, ſo vergingen ſie gar.

Aber wer ſeid ihr denn, fragte Marie, indem ſie wieder in die Blumendüfte hinunter ſtiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, ſagte das freundliche Kind, man ſpricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wieſe ein großes Getümmel. Der ſchöne Vogel iſt angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie ſahen indem ſchon, wie Jung und Alt ſich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen

ſcholl eine jubilirende Muſik heraus. Als ſie hinein getreten waren, ſahen ſie die große Rundung von den mannichfaltigſten Geſtalten angefüllt, und alle ſchauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langſam fliegend vielfache Kreiſe beſchrieb. Die Muſik klang fröhlicher als ſonſt, die Farben und Lichter wechſelten ſchneller. Endlich ſchwieg die Muſik, und der Vogel ſchwang ſich rauſchend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenſter ſchwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches ſich die glänzendſten goldenen Streifen zogen, auf ſeinem Haupte bewegte ſich ein Diadem von ſo hellleuchtenden kleinen Federn, daß ſie wie Edelgeſteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er ſich regte, ſchimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und ſo ſüße Melodie quoll aus ſeiner bewegten Bruſt, in ſchönern Tönen, als die der liebesbrünſtigen Nachtigall; mächtiger zog der Geſang und goß ſich wie Lichtſtrahlen aus, ſo daß alle, bis auf die kleinſten Kinder ſelbſt, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten ſich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreiſen die Wölbung, ſchoß dann durch die Thür und ſchwang ſich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und ſich den Augen dann ſchnell verlor.

Warum ſeid ihr alle ſo in Freude? fragte Marie und neigte ſich zum ſchönen Kinde, das ihr kleiner als geſtern vorkam. Der König kommt! ſagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht geſehn, und wo er ſich hinwendet, iſt Glück und Fröhlichkeit; wir haben ſchon lange auf ihn gehofft, ſehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch dieſen ſchönen Botſchafter ſeine Ankunft melden laſſen. Dieſer herrliche und verſtändige Vogel, der im Dienſt des Königes geſandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt iſt, ſo wie

es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er ſich alt fühlt, trägt er aus Balſam und Weihrauch ein Neſt zuſammen, zündet es an und verbrennt ſich ſelbſt, ſo ſtirbt er ſingend, und aus der duftenden Aſche ſchwingt ſich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er ſeinen Flug ſo, daß ihn die Menſchen ſehn, und geſchieht es einmal in Jahrhunderten, ſo zeichnen ſie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirſt du auch ſcheiden müſſen, denn der Anblick des Königes iſt dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete ſchöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu ſich und ging mit ihr unter einen einſamen Laubengang; du mußt uns verlaſſen, mein geliebtes Kind, ſagte ſie: der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, ſein Hoflager hier halten, nun wird ſich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landſchaft verbreiten, am meiſten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wieſe fetter und der Wald friſcher und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel ſchadet, keine Ueberſchwemmung droht. Nimm dieſen Ring und gedenke unſer, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, ſonſt müſſen wir dieſe Gegend fliehen, und alle umher, ſo wie du ſelbſt, entbehren dann das Glück und die Segnung unſrer Nähe: noch einmal küſſe deine Geſpielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte ſich, ſie zu umarmen, ſie trennten ſich.

III. Die Kunſt zu ſpeiſen.

(1812.)

Gewiß, ſagte Lothar, ziemt einem gebildeten Menſchen nichts ſo wenig, als ungeſchickt zu eſſen, denn eben, weil die Nahrung ein Bedürfniß unſerer Natur iſt, muß hiebei entweder die allerhöchſte Simplizität obwalten, oder Anſtand und Frohſinn müſſen eintreten und anmuthige Heiterkeit verbreiten.

Freilich, ſagte Ernſt, ſtört nichts ſo ſehr, als eine ſchwankende Miſchung von Sparſamkeit nud unerfreulicher Verſchwendung, wie man wohl mit vortrefflichem Wein zum Genuß geringer und ſchlecht zubereiteter Speiſen überſchüttet wird, oder zu ſchmackhaften leckern Gerichten im Angeſicht trefflicher Geſchirre elenden Wein hinunter würgen muß. Dieſes ſind die wahren Tragikomödien, die jedes geſetzte Gemüth, das nach Harmonie ſtrebt, zu gewaltſam erſchüttern. Iſt das Geſpräch ſolcher Tafel zugleich lärmend und wild, ſo hat man noch lange nachher am Mißton der Feſtlichkeit zu leiden, denn auch bei dieſem Genuß muß die Schaam unſichtbar regieren, und Unverſchämtheit muß in edle Geſellſchaft niemals eintreten können.

Dazu, ſagte Anton, gehört das übermäßige Trinken aus Ambition, oder wenn ein begeiſterter Wirth im halben Rauſch zu dringend zum Trinken nöthigt, indem er laut und lauter verſichert, der Wein verdien' es, dieſe Flaſche koſte ſo viel und jene noch mehr, es komme ihm aber unter guten Freunden nicht darauf an, und er könne es wohl aushalten, wenn ſelbſt noch mehr darauf gehen ſollte. Dergleichen Menſchen rechnen im Hochmuth des Geldes nicht nur her, was dieſes Feſt koſtet und jeder einzelne Gaſt verzehrt, ſondern ſie ruhen nicht, bis man den Preis jedes Tiſches und Schrankes erfahren hat. Wenn ſie Kunſtwerke oder Raritäten beſitzen, ſind ſie gar unerträglich, und ihr höchſter Genuß beſteht darin, wenn ſie in aller Freundſchaftlichkeit ihren Gaſt können fühlen machen, daß es ihm, gegen den Wirth gerechnet, eigentlich doch wohl an Gelde gebreche.

Das führt darauf, fuhr Lothar fort, daß, ſo wie in den Gefäßen und Speiſen Harmonie ſeyn muß, dieſe auch durch die herrſchenden Geſpräche nicht darf verletzt werden. Die einleitende Suppe werde, wie ſchon geſagt, mit Stille, Sammlung und Aufmerkſamkeit begleitet, nachher iſt wohl gelinde Politik erlaubt, und kleine Geſchichtchen oder leichte philoſophiſche Bemerkungen: iſt eine Geſellſchaft ihres Scherzes und Witzes nicht ſehr gewiß, ſo verſchwende ſie ihn ja nicht zu früh, denn mit

dem Confect und Obſt und den feinen Weinen ſoll aller Ernſt völlig verſchwinden, nun muß erlaubt ſeyn, was noch vor einer Viertelſtunde unſchicklich geweſen wäre; durch ein lauteres Lachen werden ſelbſt die Damen dreiſter, die Liebe erklärt ſich unverholner, die Eiferſucht zeigt ſich mit unverſteckteren Ausfällen, jeder giebt mehr Blöße und ſcheut ſich nicht, dem treffenden Spott des Freundes ſich hinzugeben, ſelbſt eine und die andere ärgerliche Geſchichte witzig vorgetragen darf umlaufen. Große Herren ließen ehemals mit dem Zucker ihre Narren und Luſtigmacher hereinkommen, um am Schluß des Mahls ſich ganz als Menſchen, heiter, froh und ausgelaſſen zu fühlen.

Jetzt, ſagte Theodor, bringt man um die Zeit die kleinen Kinder herein, wenn ſie nicht ſchon alle in Reih' und Glied bei Tiſche ſelber geſeſſen haben.

Freilich, ſagte Manfred, und das Geſpräch erhebt ſich zum Rührenden über die hohen idealiſchen Tugenden der Kleinen und ihrer unnennbaren Liebe zu den Eltern, und der Eltern hinwieder zu den Kindern.

Und wenn es recht hoch hergeht, ſagte Theodor, ſo werden Thränen vergoſſen, als die letzte und koſtbarſte Flüſſigkeit, die aufzubringen iſt, und ſo beſchließt ſich das Mahl mit den höchſten Erſchütterungen des Herzens.

Nicht genug, fing Lothar wieder an, daß man dieſe Unarten vermeiden muß, jede Tiſchunterhaltung ſollte ſelbſt ein Kunſtwerk ſein, das auf gehörige Art das Mahl accompagnirte und im richtigen Generalbaß mit ihm geſetzt wäre. Von jenen ſchrecklichen großen Geſellſchaften ſpreche ich gar nicht, die leider in unſerm Vaterlande faſt allgemeine Sitte geworden ſind, wo Bekannte und Unbekannte, Freunde und Feinde, Geiſtreiche und Aberwitzige, junge Mädchen und alte Gevatterinnen an einer langen Tafel nach dem Looſe durch einander geſetzt werden; jene Mahlzeiten, für welche die Wirthin ſchon ſeit acht Tagen ſorgt und läuft und von ihnen träumt, um alles mit großem Prunk und noch größerer Geſchmackloſigkeit einzurichten, um nur end-

lich, endlich der Fête los zu werden, die man ſchon längſt von ihr erwartet, weil ſie wohl zwölf und mehr ähnliche Gaſtmahle überſtanden hat, zu der ſie nun zum Ueberfluß noch jeden einladet, dem ſie irgend eine Artigkeit ſchuldig zu ſein glaubt, und gern noch ein Dutzend Durchreiſende in ihrem Garne auffängt, um ihrer Beſuche nachher entübrigt zu bleiben; nein, ich rede nicht von jenen Tafeln, an welchen Niemand ſpricht, oder Alle zugleich reden, an welchen das Chaos herrſcht, und kaum noch in ſeltnen Minuten ſich ein einzelner Privatſpaß heraus wickeln kann, wo jedes Geſpräch ſchon als todte Frucht zur Welt kommt oder im Augenblicke nachher ſterben muß, wie der Fiſch auf dem trocknen Lande; ich meine nicht jene Gaſtgebote, bei denen der Wirth ſich auf die Folter begeben muß, um den guten Wirth zu machen, zu Zeiten um den Tiſch wandeln, ſelbſt einſchenken und froſtige Scherze in das Ohr albern lächelnder Damen niederlegen; kurz, ſchweigen wir von dieſer Barbarei unſerer Zeit, von dieſem Tode aller Geſelligkeit und Gaſtfreiheit, die neben ſo vielen andern barbariſchen Gewohnheiten auch ihre Stelle bei uns gefunden hat.

Die krankhafte Karikatur von dieſen Anſtalten, fügte Wilibald hinzu, ſind die noch größern Theegeſellſchaften und kalten Abendmahlzeiten, wo das Vergnügen erhöht wird, indem Alles durch einander läuft, und wie in der Sprachverwirrung die Bedienten, gerufen und ungerufen, mit allen möglichen Erfriſchungen balançirend, dazwiſchen tanzen, jeder Geladene durch alle Zimmer ſchweift, um zu ſuchen, er weiß nicht was, und ein Ordnungsliebender gern am Ofen, oder an irgend einem Fenſter Poſto faßt, um in der allgemeinen Flucht nur nicht umgelaufen oder von der völkerwandernden Unterhaltung erfaßt und mitgenommen zu werden.

Dieſes, ſagte Manfred, iſt der wahre hohe Styl unſers geſelligen Lebens, Michel Angelo's jüngſtes Gericht gegen die Miniaturbilder alter Gaſtlichkeit und traulicher Freundſchaft, der

Beſchluß der Kunſt, das Endziel der Imagination, die Vollendung der Zeiten, von der alle Propheten nur haben weiſſagen können.

Vergeſſen wir nur nicht, unterbrach Ernſt, die Feſtlichkeiten des Mittelalters, wo nicht ſelten Tauſende vom Adel als Gäſte verſammelt waren; doch hatte jener freimüthige, frohe Sinn nichts von der Zerſtreutheit unſerer Zeit, und ihre glänzenden Waffenkämpfe, dieſe Spiele, bei denen die Kraft mit der Gefahr ſcherzte, vereinigten alle Gemüther zu einem herrlichen Mittelpunkte hin. Die Schätze der Welt ſind wohl noch niemals ſo öffentlich und in ſo ſchönem großen Sinne genoſſen worden.

Wie ſoll denn nun aber nach Deiner Vorſtellung ein Gaſtmahl endigen? fragte Wilibald; was ſollte denn wohl auf dieſen luſtigen Leichtſinn folgen können, um würdig zu beſchließen, oder wieder in das gewöhnliche Leben einzulenken?

Der orientaliſche Ernſt des Kaffee, antwortete Lothar, und nach dieſem, wie neulich ſchon ausgemacht wurde, vielleicht ſogar die Pfeife. Da befinden wir uns plötzlich wieder in der Mitte eines herabgeſtimmten Lebens, und denken an unſere vorige Luſt nur wie an einen Traum zurück.

IV. Die drei Dichter und der Magier.

(1825.)

Gut, Robert, daß Du mich erinnerſt, sagte Marlow,* indem er aufſtand; heut iſt ja der Abend, an welchem ich den Aſtrologen und Chiromanten, den mir Naſh neulich ſo ſehr rühmte, beſuchen wollte: begleite mich, Freund, damit wir unſer gutes und ſchlimmes Glück von ihm erfahren; aber keiner muß ſich ihm nennen, weil er doch vielleicht von uns gehört hat, und dann leichtes Wahrſagen hätte. Und um die Prüfung noch

* Der Dichter, in der Wirthsſtube, zu ſeinem Freunde, dem Dichter Green. Der dritte, der Schreiber, iſt der unerkannte Shakſpeare.

vollſtändiger zu machen, begleitet uns wohl auch der junge Schreiber hier, wenn wir ihn darum bitten.

Ich ſtehe zu Eurem Befehl, ſagte dieſer, denn mein heutiger Abend iſt frei. Sie verließen das Haus, indem es ſchon anfing, dunkel zu werden. Der Mann, ſagte Marlow unterwegs, der ſich Martiano nennt, ſoll eigentlich ein Irländer ſeyn, der ſich aber lange in Italien und Spanien aufgehalten hat. Die Vornehmen, die Gelehrten, ſo wie die Unwiſſenden, die ihn beſuchen, kommen alle mit gleichem Erſtaunen von ihm zurück. Man ſagt, daß er durch geheime Combinationen die Schickſale erräth und findet, und keine Magie, weder Inſtrumente, noch aſtrologiſche Berechnungen dabei in Thätigkeit ſetzt.

In einer einſamen Gaſſe gingen ſie einen langen Gang hinunter, dann über den Hof, und erſtiegen endlich auf vielen Treppen das Gemach des Wahrſagers, der ſich ſo hoch, wie möglich, unmittelbar unter dem Dache, eingerichtet hatte, um doch einigermaßen die Sterne beobachten zu können. Ein Diener eröffnete die Thür und ſie traten in das Zimmer, in welchem ihnen ein ſtattlicher alter Mann mit feierlichem und edlem Anſtande entgegentrat. Marlow trug im Namen der übrigen das Geſuch vor, und der Magier holte aus einem Wandſchranke eine Anzahl von Blättern, die faſt das Anſehen eines Kartenſpieles hatten. Er miſchte ſie wie ein ſolches, indem er einige Worte murmelte; dann mußte Marlow mit der linken Hand abheben. Nun legte der Alte die Blätter in gerader Linie hinunter, es waren planetariſche Zeichen, andere Hieroglyphen, oder unleſerliche Buchſtaben eines fremden, vielleicht orientaliſchen Alphabets, dazwiſchen fanden ſich rothe und gelbe erfreuliche Geſtalten, Blumen und Pflanzen, auch Kreuze, ſchwarz oder grau gefärbt. Als die Linie gebildet war, legte er eine zweite horizontal, ſo daß ſich ein Kreuz formirte, und als dieſes ſich vollendet hatte, fügte er der Grundfigur andere Linien wie Strahlen an, ſo daß ſich ein bunter, ſonderbarer Stern ordnete, deſſen letzten Enden er die Blätter, die ihm noch übrig blieben,

anreihte. Als dies geſchehn, ging er murmelnd um die frei ſtehende Tafel. Plötzlich, indem er geheimnißvoll zählte, rechnete, oder Formeln ſprach, — denn ſeine Worte waren leiſe und unverſtändlich, — wurde ſeine Bewegung ein ſchnelles Rennen, und er brach bald hier und da, bald oben, bald unten ein Blatt aus der bunten magiſchen Roſe, und fügte es anderswo an, ſo daß nach wenigen Minuten eine neue Figur, der vorigen ganz unähnlich, entſtanden war. Er hatte aufgehört zu murmeln und betrachtete die irreguläre Geſtalt von allen Seiten, als wenn er einen Augenpunct aufſuchte, von welchem ſie ſich zuſammenhängend und bedeutend geſtaltete. Er ſah dem Dichter ſcharf ins Auge und ſagte: Ihr habt einen Verluſt erlitten, der Euch ſehr empfindlich fällt.

Verluſt? ſagte jener; daß ich nicht wüßte.

Nicht an Geld, antwortete der Magier, aber dies graue Kreuz, das hier neben Euerer Figur liegt, zeigt es mir an und kann mich nicht täuſchen.

Doch! ſagte Marlow jetzt: ich entſinne mich. Und werde ich wiederfinden, was ich verlor?

Der Verluſt, fuhr der Wahrſager fort, iſt Gewinn für Euch, wenn Ihr ihn zu nutzen verſteht; ſucht ihn nicht wieder, es könnte Euch verderblich werden.

Als er noch einiges Allgemeine bemerkt hatte, raffte er die Blätter wieder zuſammen, miſchte ſie von neuem, legte ſie eben ſo wie vorher in Kreuz und Stern, und fing dann an eben ſo zu murmeln und zu laufen, indem er die Zeichen haſtig in eine andere Geſtaltung warf. Es zeigte ſich jetzt, daß ſeine leiſe geſprochene Formel ihm eine Regel vorſchrieb, die wieder von den Blättern, wie der Zufall dieſe gelegt hatte, abhängig war: denn die Figur, die ſich jetzt bildete, war eine von der vorigen völlig verſchiedene, die noch weniger Regel und Einheit darſtellte. Der Zauberer wankte jetzt auch viel länger hin und her, und es ſchien, daß es ihm faſt unmöglich falle, einen Zuſammenhang oder Anfangspunct zu entdecken, von welchem aus er ſeine Weiſſagung beginnen könne. Endlich ſtand er ſtill und ſagte: Ihr

habt ein großes Glück und einen wahren Freund gefunden, aber beides muthwillig von Euch geſtoßen.

Gewiß nicht, ſagte Green lebhaft; darin irrt Ihr.

Alſo noch nicht? fuhr jener fort, ohne geſtört zu werden, ſo hütet Euch, daß es nicht ſogleich geſchehe. Ich beachtete den Charakter dort nicht, den ich ſeitwärts habe legen müſſen. Ihr habt ſchon viel Glück und Unglück überſtanden. Jetzt aber habt Ihr dieſes wohl überwunden, wenn Ihr es nicht freiwillig aufſucht.

Dem dritten Gegenwärtigen wurden hierauf die Zeichen eben ſo gelegt. Doch ehe er noch einige Minuten ſeine Formel leiſe geſprochen und den Stern verändert hatte, rief er aus: Was? ſchon zu Ende? Und ſo plötzlich formirt ſich von ſelbſt dieſe liebliche, ſymmetriſche Figur? Ei, junger Mann, wer Ihr auch ſeyn mögt, Ihr wandelt jetzt auf dem rechten Wege und das Glück reicht Euch die Hand.

Der ungeſtüme Marlow wurde ungeduldig und warf die Blätter durch einander, indem er ſagte: Laß dieſe allgemeinen Phraſen, die mehr oder minder auf die ganze Welt paſſen, nimm dieſes Goldſtück und ſage uns etwas Beſtimmteres. Und damit es Dir leichter werde, ſo wiſſe, Du ſiehſt drei Schriftſteller vor Dir, nenne ſie Dichter, wenn Du willſt, und es iſt unter uns die Frage entſtanden, von wem der hier Gegenwärtigen die Nachwelt ſprechen werde, weſſen Bemühungen den Kranz des Ruhmes davon tragen und am längſten zur Freude der Welt daſtehn und dauern mögen.

Friede mit den Geduldigen! ſagte der Wahrſager; nach Eurem Zorne und Schelten müßt Ihr Euch hier für den Vornehmſten halten und des Kranzes wohl ſchon gewiß ſeyn. Dann ſolltet Ihr aber meine Schwelle nicht betreten haben: denn keiner muß ſie überſchreiten, der die Gewißheit ſchon mit ſich bringt. Auch müßt Ihr in meiner ſtillen Wohnung jene geheimnißvolle Regel achten, der ich mich ſelber unterwerfe; wer mit tyranniſcher Hand in dieſe Ordnung der Blätter greift, zerſtört die Geiſterlinien ſchmerzhaft, die ſich in meinem ſchauenden Gemüthe

wie Strahlen ausbreiten, und hemmt meine Kunde. Könntet Ihr das unſichtbare Kunſtwerk gewahr werden, das ſich vor meiner innern Schauung entfaltet, Ihr zerriſſet es ſo wenig, wie eine Leinwand, auf welche Tizians Pinſel ſeine Farben legte.

Handle, ſprich, rief Marlow, ich will Dich nicht wieder ſtören.

Jener nahm die Blätter, faltete ſie auf einander, blies einigemale darüber hin und lispelte, mit einer ſolchen Miene der Andacht, als wenn er die Verletzten mit neuer Weihe entſühnen wollte. Nun miſchte er viel länger als vorher, ließ alle nach der Reihe abheben, und vermengte die Zeichen jedesmal von neuem, worauf er ſie dann in drei verſchiedenen Theilen, vor jedem der Fragenden, in abgeſonderten Figuren ausbreitete. Als er hiermit fertig war, fing ſeine Formel und ſtille Rechnung wieder an, er riß hier ein Blatt ab und ſetzte es dort an, ſo daß nach kurzer Zeit die Figur, welche für Green beſtimmt war, verſchwand. Die vor Marlow lag unordentlich, die vor dem Unbekannten in einer klaren Regelmäßigkeit: bald, indem die Rechnung fortging, hatte der letzte auch alle Blätter Marlows gewonnen, die in geordneten Kreiſen eine wunderſame, ſcheinbar verſtändliche Figur bildeten. Als dieſe Operation vollendet war und der Magier ſein Werk lange und aufmerkſam betrachtet hatte, nahm er, wie mit demüthiger Geberde, ſein Barett vom Haupte, ſchaute den unbedeutenden Fremden ſcharf an und ſagte: dieſer junge Mann, wer er auch ſeyn mag, iſt vom Schickſal dazu beſtimmt, den Kranz des Ruhmes zu tragen, er wird genannt werden, wenn Ihr längſt vergeſſen ſeyd, und dasjenige, was er jetzt ſchon gedichtet hat, wird Jahrhunderte überdauern, der ſpäteſte Enkel wird ſich ſeiner freuen, und das Vaterland wird auf ſeinen, jetzt noch unbekannten Namen ſtolz ſeyn.

So feierlich er auch dieſe Worte geſprochen hatte, ſo wirkten ſie dennoch ſo unwiderſtehlich auf die Lachluſt der beiden Dichter, daß das kleine Zimmer von den ſchallenden Tönen erſchüttert wurde, indeß der Unbekannte, hoch erröthend, rückwärts und ſo tief in ſich verſunken den Boden betrachtete, daß er weder die

ausgelaſſenen Lacher, noch den Propheten zu bemerken ſchien. Beim heiligen Georg! ſchrie Marlow auf und ſchlug ſo heftig auf den Tiſch, daß alle jene bunten und leichten Blätter durch einander tanzten, die Prophezeiung hat ſich in einen trefflichen Aberwitz aufgelöst! Nun, Schreiber, was ſagt Ihr dazu? So hoch ſeyd Ihr und Eure Scripturen noch niemals geehrt worden. Es iſt glaublich, daß die Acten, die Ihr geſtern abſchriebt, eine ziemliche Weile aufgehoben werden. O Thor, alter blödſinniger Thor! Und wir noch größere Narren, mühſam in dieſe Bude herzulaufen, um gemeinen Trug und Albernheit einzuhandeln! Aber zu ſehr, alter Schwarzkünſtler, habt Ihr Euch blos gegeben, und ich werde mich die Mühe nicht verdrießen laſſen, die dumme thörichte Menge zu enttäuſchen.

Thut, was Ihr wollt, Verblendeter, Uebermüthiger! rief der Magier im heftigen Zorn, indem er ſein Barett wieder mit majeſtätiſcher Geberde auf ſein Haupt warf. Ihr entriegelt das Gefängniß meiner Lippen, ſo daß ich nun die Worte, die ich wie Verbrecher in meinem tiefſten Buſen verſchloſſen hatte, hervortreten laſſe, um die Röthe von Euren Wangen, den Glanz aus Euren Augen zu verjagen. Was kümmert mich Euer Ruhm, was Eure hinfälligen Werke, da Euer Leben ja ſelbſt noch hinfälliger iſt? So haben mir dieſe verachteten Figuren, ſo die Lineamente Eures Angeſichtes gewahrſagt. Wo Du, Großer, Deinen Ruhm und Dein Glück ſuchſt, da wirſt Du Deine Demüthigung ärnten; jener Lacher wird morgen ſchon und übermorgen die heutige Stunde vergeblich zurückwünſchen; ja dieſer Monat nicht, nicht die künftige Woche wird ganz verſchwunden ſeyn, ſo hat Euch ein frühzeitiger Tod eingeholt, und die Vergeſſenheit und Schmach mit dem grinſenden Antlitz ſchwingen über Eure Leichname die düſtern Fahnen. Den Herriſchen dort wird ein gewaltſamer Tod dahinraffen, wie auch ſein finſtrer Blick, jene unglückſchwangere Falte in der Stirn verkündigen. Nun, ſo lacht doch, Ihr Elenden, freut Euch doch Eures Witzes! die Nacht iſt noch lang, bis Euch dann jene ewige in ihren

ſchwarzen Mantel hüllt, aus welcher kein Entrinnen iſt, und in der kein Morgenroth von Fröhlichkeit und Luſt, Witz und Scherz jemals wieder aufdämmert.

Alle waren ſtill und ernſt geworden, Green und Marlow hatten die Farbe verloren, und gingen blaß und nachdenkend die hohe Treppe hinunter und über den Hof zur dämmernden Gaſſe. Der Unbekannte eilte mit einem einfachen, höflichen Gruß nach Hauſe, tief in Gedanken verſenkt. Marlow erhob draußen den Blick und ſagte: in künftiger Woche gehe ich zu Lords Hundsdon. Schlage Dir, mein ſchwacher Freund, die Abgeſchmacktheit völlig aus dem Sinn. Wer wollte an dergleichen Fratzen nur eine Minute ſeines heitern Lebens verlieren?

Du biſt ſelbſt mehr erſchüttert, ſagte Green, als ich Dich jemals geſehn habe. Man ſollte ſich mit derlei Teufelszeug niemals einlaſſen: wird es einmal aufgerührt, ſo faſſen die Mühlräder des aberwitzigen Getriebes auch den Stärkſten und Entſchloſſenſten. Das iſt es ja eben, daß das Fundament unſeres Lebens auf Narrheit ruht: werden die Grundſteine von der verwandten Thorheit erſchüttert, ſo wankt unſer Weſen, dünken wir uns auch vorher noch ſo ſicher. Lebe wohl!

V. Des Prieſters Lebenslauf.

(1826.)

Ich bin aus den Niederlanden, fing der Prieſter an, von Hugenottiſchen Eltern geboren, die ich ſchon früh verlor. Meine Vormünder, Weltmenſchen, kümmerten ſich mehr, mir mein kleines Vermögen zu erhalten, als mir eine vernünftige Erziehung zu geben, und ſo geſchah es, daß ich einem Hofmeiſter überliefert wurde, mit dem ſie ſo wohl wie ich ſehr zufrieden waren. Ein Mann von vielen Kenntniſſen, der auch ſeine Reiſen gemacht, und ſich vorzüglich lange in London aufgehalten hatte. Hier war er, weil er von guter Familie ſtammte

und ſelber Witz beſaß, mit manchem ſchönen Geiſt und Hofmann jener Tage bekannt und vertraut geworden, und wenn auch ſeine Sitten nicht ſo gelitten hatten, wie man wohl hätte befürchten können, ſo war wenigſtens durch dieſen Umgang ſein religiöſer Sinn, der ſchon nicht kräftig mochte geweſen ſein, völlig erſtickt und vernichtet. Kenntniſſe, Geiſt waren ihm das Wichtigſte; eine göttliche Verehrung widmete er aber der Poeſie, ſo wie der Geſchichte der alten Griechen. Man kann nicht beredter ſein, als er es war, wenn er auf dieſe Gegenſtände kam. Daß dieſer Sinn auf mich, da ich lebhaften Geiſtes war, überging, iſt ſehr natürlich; mein Lehrer war mir der Begabteſte aller Sterblichen, und ſeine Ausſprüche galten mir lange als Orakel. Wenn ich ihn auch noch im Angedenken ehre, ſo muß ich doch jetzt eine Schwäche an ihm tadeln, die mir freilich damals als ſeine größte Stärke erſchien. Unermüdet war er nehmlich im Verſpotten des Chriſtenthums und jeder Religion; doch fanden alle andre noch eher Gnade vor ſeiner Satire, als die verſchiedenen Partheien der chriſtlichen Kirchen; die Gegenwart, wie die Vorzeit, die Geſchichte der Entwickelung, ihre Geheimniſſe, alles war Gegenſtand ſeiner Verſpottung, und die Apoſtel, ja ſelbſt der Heiland, wurden von ihm nicht geſchont, wie weniger Luther, oder Calvin und Zwingli, oder gar jene ſogenannten Myſtiker, die einen eigenthümlichen Sinn, um Gott zu erkennen, in ſich ausbilden wollen.

Mein Sinn war mit dem ſeinigen bald ſo vertraut geworden, daß ich dadurch nichts entbehrte, daß für mich gar keine Religion auf Erden war, daß in meinem Herzen kein frommes Gefühl jemals aufging. Hatte ich doch meine Heroen der Vorzeit, das griechiſche Alterthum, die hochherzigen Römer, in deren Patriotismus ich mich glühend hinein träumte, das Unabſehliche der Poeſie mit ſeinen Gärten des Witzes und der Laune; und aus Sophokles und Aeſchylus heraus wehten mich jene Schauer einer unverſtandenen Geiſterwelt an, die mir das Erhabenſte ſchienen, was meine Seele nur irgend erſchüttern könnte. Schämte

ich mich doch bald ganz ehrlich und einfach, ein Chriſt zu ſein, wenn ich an die bunte Mährchenwelt der vieldeutigen griechiſchen Mythologie dachte, an jene Feſte und Schauſpiele, hohe Bildniſſe und edle Tempel: wo blieben da der Erlöſer am ſchmählichen Kreuz und ſeine dürftigen Jünger? Wie verſchwand dieſer Glaube der Armuth und des Unglücks gegen jene Opfer und Volksaufzüge und den Jubel der Pyndariſchen Hymnen? Ich zählte mich auch nicht zur Gemeinſchaft der Chriſten, und der traurigſte Tag meines jungen Lebens war der, als ich in die Kirche unſrer Parthei mit den gebräuchlichen Ceremonien aufgenommen ward. Unſinn ſchien mir jedes Wort, Herabwürdigung jede Feierlichkeit, nur zornig gab ich Antwort auf die Fragen, und noch in der Kirche ſchwur ich mir ſelbſt, die Kirche niemals wieder zu beſuchen: einen widerwärtigen und kindiſchen Eid, den ich aber lange genug gehalten habe.

Als ich ſpäterhin in die Welt trat, fand ich, daß alle, die man die beſſeren Köpfe nannte, ſtill oder öffentlich ſich zu meinem Glauben bekannten. Nicht alle ſpotteten laut, die Weicheren mißbilligten ſelbſt dieſen Hohn, aber nur aus dem Gefühl, ſchwache Menſchen nicht irre oder unglücklich zu machen, die eben doch nichts Beſſeres hatten, oder erſchwingen konnten, als dieſe alten trübſeligen Mährchen, die, ohne einen Zuſammenhang eins dem andern noch oft widerſprechen. Viele leugneten mit allem Witz der Geſchichte den Heiland ganz, andren, noch ſchlimmeren, war er nur ein unglücklicher Rebell, und den Edelſten ein moraliſcher Menſch, der aber freilich, ihrer Einſicht nach, dem Sokrates, deſſen Leben klarer, deſſen Lehre verſtändlicher erſchien, weit nachſtehen mußte. Viele dieſer Freidenker, denen die katholiſche Kirche im Wege war, und die bei ihrer Parthei nicht für Unchriſten gelten mochten, wendeten alle Kraft ihres Geiſtes an, unter dem Vorwande, die proteſtantiſche Freiheit zu beſchützen, ihre katholiſchen Brüder, die Geſchichte der Kirche, geiſtliche und weltliche Einrichtungen auf das grauſamſte zu zerreißen und zu entſtellen: hinter dieſer Schutzmauer

glaubten ſie ſo, unter fremden Namen, das Chriſtenthum ſelbſt vernichten zu können, denn dieſes war ihnen verhaßt, nicht dieſe oder jene Parthei.

Alles dies leuchtete mir ſehr ein und ich half, ſo viel nur meine geringen Kräfte vermochten. Ich war mündig geworden, und mein Sinn hatte nur noch feſtere Wurzeln in mir geſchlagen. Ich reiſete, ich ſah die Welt, aber nur von der Seite, die mir meine Vorurtheile beſtätigte. Traf ich auf Fromme, auf erleuchtete Chriſten, ſo erſchienen ſie mir nur als ſeltſame Geisteszerrüttete, merkwürdig vielleicht, zu bedauern gewiß. In einer deutſchen Stadt nahm ich aus Uebermuth das Buch eines deutſchen Myſtikers aus dem Buchladen in meine Wohnung, um in Ermanglung einer witzigen Poſſe mich hier am Wahnſinn, dem Abgeſchmackten und der Tollheit ſpottend zu ergötzen. Ohne es zu wiſſen, hatte ich den Feuerbrand in mein Haus getragen, der bald alle dieſe Gebäude des Hochmuths und weltlichen Frevelſinns in Flammen ſetzte. Ich blätterte, las und lachte, las wieder und fand die Albernheit wenigſtens poetiſch. Das Buch ließ mir keine Ruhe, es zog mich zu ſich, es quälte mich, und ich mußte mir bald zu meiner Beſchämung geſtehn, daß es Zuſammenhang, Kraft und Geiſt enthalte, daß es mich belehre, und daß dort Gärten, Blumen und Bäume der Liebe blühten, wo ich nur eine dürre Wüſte geſehn hatte. Die Ahndung ergriff mich, daß doch wohl ein andrer Gott die Welt regiere, als der, den ich in meiner ſchwärmenden Naturbetrachtung, oder in meiner Poeſiebegeiſtrung hatte finden und im Taumel des Leichtſinns erkennen wollen.

Mein bewegtes Gemüth ſehnte ſich nach einigen Wochen der Angſt und des Grübelns gewaltig die heilige Schrift zu leſen. Keiner meiner vielen Bekannten, auch Bücherſammler, die große Bibliotheken beſaßen, hatte dies Buch in ſeinem Haushalt. Ich ſchämte mich, daß auch ich es nie bedurft. Seitdem war dieſer Schatz mein getreuer Gefährte auf der Reiſe. Ich las in einſamen und geweihten Stunden und mir geſchah, was

jedem Durſtenden begegnen wird, der noch der Demuth fähig, in dem jene Hingebung noch nicht ganz abgeſtorben iſt, die freilich nicht fehlen darf, damit das geiſtige Wort nur erſt im brachliegenden Herzen Wurzel faſſen kann. Glauben! dies oft angefochtene, beſtrittene, vielfach erklärte Wort. O wer ihn erlebt hat, in wem er mit ſeiner Kraft aufgegangen iſt, der wird nicht ſtreiten. Ich konnte mich der Offenbarung, dem Glauben nicht entziehen, ſo ſiegend zogen die Worte, Bilder, Reden aus dem aufgeſchlagenen Evangelio im Waffenſchmuck unüberwindlich glänzend durch meine Seele, und alle meine Kräfte wurden die Gefangenen der ewigen Liebe, und waren nun im Dienſt, in der ſüßen Sklaverei glücklich und ſelig. Arm und geringe dünkte mir meine frühere Empörung gegen den Herrn, und meine abgewendete Verachtung verſtand nicht mehr das Alberne meiner frühern Weisheit. Meinen doch ſo Viele, Glauben, Demuth, das Vergehn im Herrn ſei Ertödtung unſerer Kräfte, ja der Denkfähigkeit; und zürnend oder zitternd entziehn ſie ſich deshalb jenem Werke der Wiedergeburt, das ſich auch wohl zuweilen ihrem tauben Herzen aus der Ferne anſagen läßt. Die Armen! dieſer gefürchtete Glaube würde erſt ihre Fähigkeiten zu Kräften erhöhen und neue Lichter und Flammen in ihrem Geiſte anzünden. Ohne ihn, den offenbarten Chriſtus, kein Sinn im Tiefſinn, kein Geiſt in der Geſchichte, kein Troſt in der Natur und keine Eigenthümlichkeit in unſerm Sein. Kunſt, Liebe, Scherz ſind dem, der ihn beſitzt, erſt freie Spielgenoſſen. Wie heiter, ſüß, ja taumelnd und muthwillig, fröhlich und lachend ſcheint das Chriſtenthum durch alle ächten Werke der neuern Kunſt, wie ſelig und wohlbehaglich ſind ſie, wenn in der Großheit und Fülle der alten Welt doch wie ein Geiſt ſanfter Schwermuth über die Luſt der Begeiſterung hinſtreicht, wie die kalte Wolke auf Augenblicke über die ſchöne Landſchaft im Frühlingsglanze!

VI. Dichter, etymologiſch betrachtet.

(Um 1830.)

Wir haben ſo viel geſtritten, erforſcht, ſtudirt und ſyſtematiſirt, um die Poeſie in die ihr gehörigen Klaſſen zu bringen, und einen hauptſächlichen Unterſchied hat man bisher immer aus der Acht gelaſſen. Wenn der Grieche ſchön „Poet“ ſagt, ſo ſpricht der Deutſche auch löblich „Dichter“. Ja, dieſer Begünſtigte ſoll Alles, was den gewöhnlichen Menſchen als Ahndung, Einfall, oder gehaltloſe Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zarteſten Geiſter, die das blöde Auge in der Natur, wenn dieſe im ſchaffenden Schlummer liegt und die ſüßen Träume geiſtig und durch Blumen und Blüthenbäume fliegend ausgießt, gar nicht, oder als matte und unbedeutende Geſpenſter ſieht, ſoll der Poet verdichten, daß wir Alle das liebende Herz und den Phantaſiereichthum unſerer Mutter erkennen. Die Wolkendünſte des Gemüthes, die den gewöhnlichen Menſchen beängſtigen und ſein Leben verwirren, ſoll er in Lichtgeſtalt, in großartigen Schmerz, ſüße Wehmuth, ſinnige Melancholie und ſchöpferiſche Laune verdichten und umwandeln. Glaubſt du, daß vielen Menſchen dieſe wunderbare Gabe verliehen ſei? denn es iſt ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Dieſe wackern herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechſelt, die ich, ohne alle Bitterkeit und Ironie! im Gegenſatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geſchicklichkeit, oft mit vielem Talent wiſſen ſie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmuthig zu verdünnen, um das, was ſich körperlich und geiſtig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunſtes und Nebels mit vielen Worten hineinzuſpediren. Wenn der Dichter uns das Fernſte und Unſichtbarſte recht nahe vor die Augen rückt, ſo wiſſen dieſe Dünner das Nächſte und Deut-

lichſte ſo unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erſtaunen und einigen Schwindel ihren künſtlichen Prozeſſen zuſieht. Ganze Bibliotheken ſind damals, den Goldſchlägern mit ihrem Goldſchaum nicht unähnlich, aus dem Werther heraus gedünnt. Wie aber kein Menſch, ſelbſt nicht der mächtigſte Monarch, darauf verfallen wird, ſeine Gemälde mit Rahmen von maſſivem Golde zu umziehn, um ſeine Mundtaſſe einen ächt goldenen Reif zu legen, auf ſeinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare ſind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, ſondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder ſelbſt des Goldſchaumes als des beſſer ziemenden Materials erfreuen: — ſo ſind auch für tauſend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leſer, Genießender und Gebildeter, die Arbeiten dieſer Dünner viel paſſender und bequemer, als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menſchen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, ſich an dieſen goldſchäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und faſt erſtarrt daſtanden, wenn ſie einmal zufällig an einen Dichter geriethen.

Es gibt Provinzen, die ſich in unſerm Deutſchland auszeichnen, daß ſie recht fruchtbar in Hervorbringung dieſer Dünner ſind. Sie ſind dem Vaterlande in vielen Rückſichten ſehr nützlich.

Oft wirſt du ſehen, daß das ächte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird, es iſt zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geſchieht? Eine Anzahl Dünner macht ſich an das unbehülfliche Weſen, ſchlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faſelt und prattert und ſchnattert ſo lange, bis die verſtändigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeiſternder Lieblingswerke hervorgeſchnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen ſcheinen.

Mit dieſen Dünnern hängen die Dehner zuſammen, die auch ihre Verdienſte haben können. Sie verhalten ſich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldſchlägern

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechſeln, dieſen Grobſchmieden in der Poeſie, wo der Hauſe oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechſelt.

Ich habe dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Aeſthetik geben wollen. Die Nutzanwendung überlaſſe ich dir ſelbſt. —

Thibaut.

Kirchenmuſik außer dem Choral.

(1826.)

Das unverdorbene Volk hat Sinn für die Muſik, wenn ſie, natürlich und geſund, dem reinen menſchlichen Gefühl entſpricht; und durch nichts kann mehr auf das Volk gewirkt werden, als durch eine veredelte Muſik. Laßt alſo, da die Gemeinden im Ganzen nur zum Singen einfacher Choräle gebildet werden können, die höheren geiſtlichen Compoſitionen durch vollendete Sänger vortragen, damit gleichſam die Engel in der Kirche ſichtbar werden, und die Gemeinde in Andacht etwas vernehme, was ſie ſelbſt, der Menge und der Schwäche wegen, zu ſchaffen außer Stande iſt.

Dieſe herrliche Idee ward zuerſt von Gregor dem Großen durch die, von demſelben vielfach geſtifteten Singſchulen mit vollem Ernſt geltend gemacht, und mehr als tauſend Jahre hindurch geſchah dafür alles Mögliche in den gebildetſten chriſtlichen Staaten. Allein allmählig ward man gleichgültig dagegen, und die Kirchenmuſik (worunter ich hier den Choral nicht mit begreife) verſchwand entweder ganz, oder ward mit weltlichen Tonwerken vertauſcht, welche, Statt die Frömmigkeit zu nähren, der vollen Weltlichkeit in den Tempeln Sitz und Stimme gaben. Sogar das Nachdenken über die Frage: was gebührt der Kirche? ſcheint ſich zuletzt faſt ganz verloren zu haben. Es begreift ſich dieß auch recht wohl. Denn in eben dem Maaße, wie die Kunſtfertigkeit zugenommen hat, iſt der religiöſe Eifer kühler geworden.

Von der Mehrzahl unſerer Muſiker konnte hier aber nichts Gutes ausgehen, da ihnen (die Wahrheit muß geſagt werden) die höhere poetiſche, philoſophiſche, hiſtoriſche Bildung in der Regel gänzlich fehlt, und da ſie überall dem Himmel danken, wenn ſie Erlaubniß bekommen, die Stücke, welche ſie zufällig eingeübt, oder ſelbſt geſetzt haben, in der Kirche wieder an den Mann zu bringen. Das gefällige Ohr weltlich geſinnter Gemeindeglieder unterſtützte auch überall die gröbſten Mißbräuche.

Zum Glück gibt aber es noch Viele, welche den hohen Werth ächter Kirchenmuſik erkennen, oder in dieſer Hinſicht leicht zur Erkenntniß gebracht werden könnten. Daher will ich denn, überall lieber hoffend, als verzweifelnd, hiemit auch mein Scherflein zur Beförderung des Guten beſcheiden darbringen.

Die Kirche iſt nicht der Ort, wo alles Genießbare gegeben und genoſſen werden ſoll. Sie iſt vielmehr blos der Ort, wo der Menſch, um ſich für ſeine menſchlichen Pflichten zu veredeln und zu ſtärken, gleichſam im Angeſicht Gottes erſcheint, und ſo vor Gott, und in deſſen Nähe ſein Herz in Kummer, Reue, Freude und Anbetung ausſchüttet. Wie nun in Gottes Gegenwart kein keckes Selbſtvertrauen, und kein gänzliches Verzagen Statt finden kann, ſo wird es auch in der Kirche keinen überſtrömenden geiſtigen Rauſch, und keine bis zur Vernichtung führende Verzweiflung geben. Wer hier alſo in voller Freude des Herzens Gott danken und loben will, der wird ſeinen Dank nicht mit ungebundenem Jubel, ſondern mit beſcheidener Inbrunſt ausſprechen; und wer, durch Leiden gebeugt, außer der Kirche ſich in Schwermuth und Jammer auflöſen könnte, der wird in der Kirche vor Gottes Augen wieder getroſt werden, nicht die Hände ringen, nicht ächzend und jammernd hin und her laufen, ſondern durch den Glauben an einen nahen Gott aufgerichtet, in Geduld und Ergebung den Himmel zum theilnehmenden Zeugen ſeines Kummers machen. Man kann ſich das, was der Kirche angehört, am leichteſten verdeutlichen, wenn man nur etwas über die Pflichten eines

Kanzelredners nachdenkt. Auf dem Theater hat es Werth, wenn ein ſchön gebauter Schauſpieler den ganzen Körper in allen Stellungen ſehen läßt; wenn er nach Gelegenheit der Sache tobt und raſet, ſchmeichelt, verzagt, in unerhörter Liebe brennt und lodert, geniale Poſſen treibt, und ſich dabei in den Kleidern aller Zonen und Zeitalter ſehen läßt. Allein was verlangt ihr von einem Prieſter, wenn ihr in der Kirche nicht das Theater wiederfinden, ſondern von einem Diener des göttlichen Wortes durch das göttliche Wort geſtärkt ſeyn wollt? Iſt es möglich, daß ihr etwas Anders verlangt, als eine gemäßigte, erhabene, innige Rede, leidenſchaftslos, aber rein und edel, mit männlicher Kraft, mit männlicher Ruhe und Wärme, aber ohne Nervenreiz, ohne Prunk und Zierrath ausgeſprochen, alſo eine Rede, welche euch den Tand dieſer Welt vergeſſen macht, und euch mit einer höheren Welt in Verbindung bringt, wo gemeiner Frohſinn, zerſtörende Leidenſchaften, und verzehrender Kummer keinen Platz mehr finden werden? Ein Prieſter auf der Kanzel ſoll alſo nicht jubeln, wie ein Herold, welcher durch Siegesnachrichten das Volk freudetrunken machen will; nicht gegen das Laſter eifern, wie die Wuth eines Beleidigten; nicht ſüß und lieblich ſeyn, wie die weltliche Zärtlichkeit; nicht wimmern und klagen, wie die ſchwache Menſchheit, welche ſich von Gott und der Welt verlaſſen glaubt; alſo nicht pochen, nicht poltern, nicht äſthetiſch in allen Formen geſticuliren, nicht verzweiflungsvoll die Hände ringen, ja ſogar, wenn er ſeiner menſchlichen Schwäche Grenzen zu ſetzen weiß, nicht eine einzige Thräne vergießen, auch wenn er über den bitterſten Jammer zu klagen hätte. Dieß, und nur dieß gehört der Kirche an. Denn ſie ſoll nicht das Irdiſche aufregen, und durch das Irdiſche bekämpfen, ſondern grade durch den Himmel des Aufhörens aller Leidenſchaft die Leidenſchaftlichen beſänftigen und erheben.

Dieſes Ideal, welches einem Prieſter ſtets vorſchweben ſollte, muß nun auch das Ideal tüchtiger Tonkünſtler ſeyn, wenn ſie der Kirche zu ihrem Zweck dienen, und nicht blos das Kirchen-

gebäude als den Ort behandeln wollen, wo ſich Alles hören laſſen kann, was auf dieſe, oder jene Art den Ohren ſchmeichelt. Die Frage: welche Form der Muſik eigentlich den Namen des Kirchenſtyls verdiene? hat demnach eben ſo wenig Sinn, als wenn man früge: ob ein Prieſter reden, bewegt ſeyn, und der Rede durch Geſticulationen nachhelfen dürfe? Der Kirche ſind mithin alle Formen der Muſik anpaſſend, welche nicht an ſich nur das Weltliche darſtellen können, wie ein Walzer, oder ein tänzelndes **Siciliano**; folglich kann in der Kirche ein **Largo**, ein **Adagio**, ein **Grave**, ein **Andante**, ein **Allegro**, und ein fugirter, wie ein nicht=fugirter Satz vorkommen; aber Alles ſoll mäßig, ernſt, würdig gehalten, durchaus veredelt und leidenſchaftslos ſeyn, Alles ganz in dem Ton, daß ein ausge=zeichneter Kanzelredner ſagen könnte: dieſe herrliche Muſik hat meine Predigt gut vorbereitet, oder: ſie hat nach meiner Predigt im Geiſt derſelben das Gefühl der Gemeinde zur vollen Leben=digkeit gebracht; oder, was auch unter Umſtänden gut ſeyn könnte: wo ſo geſungen ward, da muß ich verſtummen, und die Gemeinde ganz ihrer ſtillen Andacht überlaſſen.

Es müſſen dieſe Gedanken, von Reingeſinnten lebendig auf=gefaßt, als wahr anerkannt werden; aber freylich iſt von vielen Seiten der Einwand zu befürchten, den die Seichtigkeit ſchon ſo oft gemacht hat, nämlich, daß eine ſolche Kirchenmuſik zu einer proſaiſchen Eintönigkeit führe, und daß das Genie alle Feſſeln von ſich abwerfe. Allein man kann auch hier wieder ſagen, was man überall ſagen muß: das Genie verachtet ſo wenig die ſtrenge Regel, als die tüchtige Arbeit, und nur eitler Stumpf=ſinn ſtrebt nach regelloſer Leichtigkeit, weil ihm weder zum ſchul=digen Gehorchen, noch zum rechten Herrſchen die Kraft gegeben iſt.

Der Kirche an ſich geziemt nur das Kirchliche, und wenn in ihr das Kirchliche mit höchſter Genialität dargeſtellt wird, ſo iſt der Frömmigkeit vollſtändig Genüge geleiſtet. Allein der Menſch ſoll nicht vergeſſen, daß er zu ſchweren, mannigfaltigen irdiſchen Werken berufen iſt, und daß ihm die Kirche nicht zur

Thatenloſigkeit dienen, ſondern daß ſie ihn zur Thatkraft ſtärken ſoll. Das Kirchliche alſo, ſeine Grenzen bewahrend, wird nicht weiter herrſchen wollen, als es der Schöpfer ſelbſt beabſichtigte. Die Sünde beginnt hier demnach nur mit der Kopfhängerei, d. h. wenn die unerforſchlichen Gefühle und Ahnungen, welche in der Kirche die Seele des Menſchen zu dem Höchſten erheben ſollen, als Zweck des Irdiſchen mit in das Leben hinübergebracht werden. Widerwärtig und unnatürlich iſt es alſo, wenn Andächteley, Märtyrerthum und Mönchswesen im Leben Alles erſticken wollen, was dem Menſchen als Gabe des Himmels für dieſe irdiſche Welt verliehen ward; aber eben ſo widerwärtig iſt es auch, wenn Aengſtliche, des Mißbrauchs wegen, das Heiligſte bekämpfen, und ſich durch den Widerwillen gegen Kopfhängerei verleiten laſſen, die Kirche aus der Kirche zu vertreiben, damit die gemeine Welt gegen geiſtliche Ueberſpannung geſichert werde.

Der kräftige Menſch, welcher ſich in der Kirche erbaut hat, wird alſo nachher mit ganzer Seele dieſer Welt wieder angehören, und, wenn er geiſtige Genüſſe ſucht, entweder im weltlichen Ernſt durch Philoſophie und Poeſie ſich für das Große zu bilden, oder der reinen Freude und Lebensluſt die nöthige Nahrung zu geben ſuchen. Auf dieſe Art entſtehen dann für die Muſik drei Style: der Kirchenſtyl, allein der Frömmigkeit gewidmet; der Oratorienſtyl, welcher das Große und Ernſte auf menſchliche Art geiſtreich nimmt; und der Opernſtyl, welcher Alles, was von den Sinnen und der Leidenſchaft ausgeht, durch poetiſche Darſtellung vergegenwärtigt. Ein vierter Styl, welcher dieſe ſämmtlichen Elemente vereinigt, die Leidenſchaft über ſich ſelbſt hinausführt, und alle andern Tollheiten mit der Muſik verbindet, kann hier eben ſo unbeachtet bleiben, wie die Lehre vom Nervenkrampf bey der Aufzählung der Eigenſchaften eines geſunden Menſchen.

Steigenteſch.

Deutſche Titel.

(Um 1815.)

Deutſchland hat eine neue Land-Karte erhalten, und ein Theil ſeiner Archive iſt in den Flammen untergegangen, aber das Geſetzbuch ſeiner langen Titel iſt unverſehrt geblieben. Noch ſteigen aus jeder Tintenwoge die Allerdurchlauchtigſten; Durchlauchtigſten, Hoch- Hochwohl- Wohl- Hochedel- Edelgebornen und endlich die Menſchen herauf, die gar nicht geboren ſind, und, mein Freund! heißen.

Die deutſche Sprache, die alle Feſſeln des Vorurtheils zerbrach, die ſie banden, der Rieſe, der die Sprache des alten Roms aus den Hörſälen und Geſellſchaftszimmern trieb, iſt ſchüchtern und gebückt vor dem Reiche des Herkommens und der Förmlichkeit ſtehn geblieben, um die breiten Rangsſtufen der Geſellſchaft mit langen Titeln zu belegen. Daher iſt ein ausgedehnter Briefwechſel in Deutſchland mühſamer als in jedem andern Lande. Jede Stelle, die der Menſch erhielt, an den ich ſchreibe, gibt ihm keinen höheren Werth, aber einen längeren Titel, und ich bin verlegen, ſo oft ich mich an meinen Schreibtiſch zu meinen Hoch- Hochwohl- Wohl- und Hochedeln Bekannten ſetze, und es iſt eine ſchwere Kunſt, weder den Ehrgeiz noch die Empfindlichkeit zu beleidigen.

Einer meiner Bekannten ließ einen Knaben erziehen, den man als Kind auf der Erde, der großen Wiege der Menſchen, gefunden hatte. Der Schuſter, bei dem er lernte, gab ihm den

Maßſtab ſeines Wiſſens, die Pfrieme in die Hand, um damit das Glück an ſein Leben zu heften, und er benutzte ſie dazu. An ſeine Geburt wurde nicht gedacht, er war ſo gut als gar nicht geboren und man hieß ihn: guter Freund!

Er war fleißig und ſparſam, er gewann nach und nach die Summe, die er bedurfte, ſein Meiſterrecht zu kaufen; ſein Ruf nahm zu, er wurde berühmt und geſucht; die Freundſchaft der Menſchen nahm ab, um ihm dafür ihre Kundſchaft zu geben, und man ſetzte ein „Herr“ vor ſeinen Namen, aber er blieb arbeitſam und ehrlich, als ob er noch der Freund ſeiner Kunden geweſen wäre.

Fleiß und Sparſamkeit hatten ſeinen Wohlſtand gegründet, ſeine Kenntniſſe erweiterten ſich und ein Lederhandel, den er mit Sachkenntniß anfing, bereicherte ihn.

Jetzt fing die Verlegenheit der Menſchen an, die mit ihm in Berührung kamen. Er war kein Freund mehr und das „Herr“ allein drückte nicht hinlänglich die Würde eines Mannes aus, der für 30,000 Gulden jährlich allen Kälbern der Gegend die Haut abziehen ließ. „Geborner Herr“ das ſehr richtig geweſen wäre, ſtand nicht im Wörterbuch der deutſchen Höflichkeit, und man ſchrieb: Edelgeborner Herr!

Er hörte auf, die Füße der Stadt zu bekleiden, um ſich allein dem Handel zu widmen; mit ſeinem Vermögen ſtieg auch ſein Anſehen und der Rath des Städtchens nahm ihn in die Zahl der Väter des Vaterlandes auf. Wer jetzt an ihn ſchreiben mußte, ſchrieb: Hochedelgeborner Herr!

Seine Fähigkeiten folgten ihm in den Rath, er dehnte ſein großes Erwerbsmittel ſo ſchonend, als möglich, auf die Bürgerſchaft aus, um die Lücken der Stadt-Kaſſe zu füllen; ſie wurden gefüllt, und das öffentliche Vertrauen ernannte ihn zum Verwalter der öffentlichen Gefälle. Wer ſich jetzt an ihn zu wenden hatte, ſchrieb: Wohlgeborner Herr!

Der Krieg, der Deutſchland verheerte, verſchlang auch das Städtchen und ſeine Rathsſtellen. Aber der Gewerbfleiß baute

auf den Trümmern des Vaterlandes ſein Haus; das Bedürfniß und die Preiſe des Leders ſtiegen, der ehmalige Rathsherr lieferte an Freund und Feind, die man bei den vielen Durchzügen und Erpreſſungen nicht genau unterſcheiden konnte, ſein Vermögen wuchs zu einer ungeheuren Größe, und als die Stürme ſich gelegt hatten, lag in ſeinen Händen ein kleiner Berg von Foderungen an alle kriegführenden Mächte. Man trat ihm Güter ab, er kaufte andere dazu, und die große Maſſe liegender Gründe erhob ihn zum Landſtand und ein Theil ſeiner Foderungen machte ihn zum Freiherrn.

In allen Briefen an ihn ſtand jetzt: Hochwohlgeborner Herr!

Seine Stimme war bedeutend, ſie ſprach immer für den Hof, an den er noch Foderungen hatte; ein Lichtſtrahl der Gnade fiel von oben herab auf ſein Haupt und die letzte Foderung tilgte eine Unterſchrift des Fürſten, der, wie die ſelige Circe, den verſchlungenen Rathsherrn in einen Grafen verwandelte. Wer jetzt an ihn ſchreibt, muß: Euer Hochgeborn ſchreiben.

Der reiche Graf weiß noch immer nicht, wo und von wem er geboren iſt, obwohl er durch jeden Titel, den er erhielt, auf eine andere Art geboren wurde. Die deutſche Höflichkeit iſt grauſam; ſie fühlt immer an die wunde Stelle ſeines Lebens, die er zu vergeſſen wünſcht.

Wer unterwirft ſeinen Rock noch den Vorſchriften des ſiebzehnten Jahrhunderts? warum unterwerfen wir den Brief- und Geſchäftſtil, das Kleid der Meinungen und Gedanken noch den ängſtlichen Formen, die es ihnen aufgedrückt hat?

Das Zeitalter, das den Zopf, die Perücke und den Puder in das Meer der Vergangenheit warf, wird ihnen hoffentlich bald nachwerfen, was in der langen Liſte deutſcher Titel geboren wurde. Es ſind Geburten und Vermächtniſſe einer finſtern Zeit, die das deutſche Volk, als Reifrock und Schnürbruſt für die Sprache des Umgangs und des Vertrauens, wahrſcheinlich auf einem ſeiner Reichstage erhielt.

Hammer-Purgſtall.

Die Erſtürmung Conſtantinopels.

(1827.)

Schon glaubten die Belagerten durch wunderthätigen Beyſtand gerettet zu ſeyn, denn im türkiſchen Lager hatte ſich das Gerücht von annahender italieniſcher und ungariſcher Hülfe und mit dem Gerüchte ein paniſcher Schrecken verbreitet, wahrſcheinlich durch Chalil-Paſcha, welcher, der Fortſetzung der Belagerung entgegen, der heimliche Freund der Griechen war. Drey Tage lang graſſirte Muthloſigkeit im türkiſchen Heere. Am Abende des dritten Tages aber flammte ein blitzendes Nordlicht durch den Himmel über die Stadt, welches in den Türken den halberloſchenen Muth wieder entzündete, indem ſie es als ein Zeichen auslegten, daß Gott den Chriſten zürnend über dieſelben die Fluth ſeines Grimmes als Blutbad ausgegoſſen habe. Mohammed, der ſchon halb in dem Entſchluſſe des Sturmes wankte, hielt noch einmal Kriegsrath, in welchem Chalil-Paſcha's friedfertige Meinung durch ſeinen Gegner Saganos-Paſcha, durch Turachan, und durch den Oberſten Verſchnittenen überſtimmt ward. Schaam und Zorn verbeiſſend gab er von dem Ausſchlage des Kriegsrathes den Griechen heimliche Kunde, und munterte ſie nichts deſto weniger zu tapferer Vertheidigung auf, indem das Kriegsglück ungewiß ſey. Solches geſchah am Abend des ſiebenundzwanzigſten May 1453, Sonntags am griechiſchen Feſte aller Heiligen. Am folgenden Tage ordnete der Sultan das Heer in zwei großen Colonnen zum Angriffe

auf der Landſeite; von der Flotte wurden achtzig Galeeren in der Linie zwiſchen dem hölzernen Thore und dem von Platea aufgeſtellt, die andere vor Diplonkion geſtandene Flotte zog von dem Eingange des Hafens, d. i. von dem Thore Oraia (heute das Fiſchmarktthor) um die Spitze des heiligen Demetrios (d. i. die des Serai) und das Seethor der Hodegetria vorbei bis nach dem Hafen von Blanka (heute noch Wlangabostan) einen großen Halbmond. Die türkiſche Heerſäule, auf der Seite des goldenen Thores, war über hundert tauſend Mann, auf der linken Seite des Lagers über fünfzig tauſend Mann ſtark; im Hintertreffen ſtanden hundert tauſend Mann zur Unterſtützung bereit, Mohammed in der Mitte an der Spitze von fünfzehn tauſend Janitſcharen. Mit Sonnenuntergang Montags am achtundzwanzigſten war das ganze türkiſche Lager in Rüſtung zum Sturme auf und rege. Das Geſchrey **La ilah ill allah** aus dem Lager und **Kyrie eleison** aus der Stadt vermiſchte ſich mit dem Waffengetöſe und dem Trompetengeſchmetter, wie das Toſen der Brandung hochwogenden Meeres. Der Sultan und der Kaiſer hielten Reden an ihre Feldherren, aber gewiß nicht ſo lange als die von den Byzantinern ausgegebenen. Der Kaiſer verfügte ſich nach Aia Sofia, und empfing die Sakramente. Deßgleichen thaten Viele ſeines Hofes, dann weilte er eine kurze Zeit am Geſtade, und bat die ihn Umgebenden um Verzeihung. Der ganze Palaſt ſchwamm in Thränen. Er ſaß dann mit ſeinen Begleitern (worunter auch Phranza, der Geſchichtſchreiber, mit deſſen Worten wir hier erzählen) zu Pferd, und ritt die Mauern entlang, um die Wachen zu ihrer Pflicht zu ermuntern; aber dieſe Nacht war ohnedieß Alles wach auf dem Wall und auf den Thürmen. Mit dem erſten Hahnenruf war der Kaiſer auf ſeinem gewöhnlichen Poſten am Thore des heiligen Romanos angekommen.

Mit dem zweiten Hahnenruf des neunundzwanzigſten May am Tage der heiligen Theodoſia, begann der Kampf, doch dießmal ohne das gewöhnlich gegebene Signal der großen Kanone

Um die Griechen zu ermüden, ſchickte Mohammed in der erſten Dämmerung die Recruten und die Invaliden ſeines Heeres zum Angriffe, den Kern deſſelben zum ſpäteren Sturme vorbehaltend. Es ward von beiden Seiten tapfer gekämpft, von türkiſcher mit größerem Verluſte. Als der Morgen anbrach, erſchien die ganze Stadt, von den Türken wie von einem Stricke, der ſie zu erwürgen drohte, umflochten; ein ungeheures Getöſe von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermiſcht, erſcholl. Alle Batterien der Belagerer brannten ihre Kanonen zugleich los, und zugleich begann der Angriff von allen Seiten, ſo zu Land als im Hafen. Zwey Stunden lang wüthete der Sturm ohne Fortſchritt des Feindes. Tſchauſche ſtanden in dem Rücken der Stürmer, ſie mit eiſernen Ruthen und Ochſenſehnen vorauſtreibend. Der Sultan ſelbſt gebrauchte bald Schmeichelworte, bald Drohungen von ſeiner eiſernen Keule unterſtützt. Steine von den Thürmen geſchleudert, ſtürzten die Angreifenden hinunter; griechiſches Feuer ſtrömte von den Mauern der Hafenſeite in das Meer, und brannte in demſelben fort; Leitern zerbrachen auf Leitern, Kugeln zerſchellten an Kugeln, ſchwarzer Pulverdampf deckte die Stadt und die Sonne. Theophilos der Paläologe und Demetrios der Cantacuzene trieben die Stürmer ab, der Kaiſer ſaß zu Pferd, und ermunterte die Seinigen durch Wort und That. Da verwundet eine Kugel oder ein Pfeil dem Giuſtiniani * den Arm oder den Schenkel, oder beide; er bittet den Kaiſer, auszuharren, indem er ſich nur aufs Schiff verfüge, ſeine Wunde zn verbinden. Der Kaiſer ermahnte ihn, der Wunde, als einer leichten, nicht zu achten; Giuſtiniani ließ ſich aber nicht abhalten. Wohin? Wohin? fragte der Kaiſer, dorthin, entgegnete Giuſtiniani, wohin Gott ſelbſt den Türken den Weg öffnet, und entwich nach Galata, vergangenen Ruhms und künftiger Schmach vergeſſend. Seine Entfernung verbreitete Muthloſigkeit unter der Truppe, und Saganos=Paſcha, welcher

* Der Anführer der vom Kaiſer zu Hülfe gerufenen Genueſer, Generaliſſimus der Belagerten.

die Verwirrung unter den Reihen der Belagerten gewahr ward, feuerte ſeine Janitſcharen von neuem an. Einer derſelben, ein rieſenhafter Mann, Nahmens Haſan aus Ulubad, mit der linken Hand das Schild über den Kopf haltend, in der rechten den Säbel, erklimmt die Mauer mit dreyßig Anderen. Die Belagerten wehren ſie mit Pfeilen und Steinen tapfer ab; achtzehn Janitſcharen ſtürzen ſogleich hinunter, mehrere andere, welche Haſan ihm nachzufolgen aneifert, haben daſſelbe Schickſal. Haſan ſelbſt, von einem Steine getroffen, ſinkt zur Erde, doch richtet er ſich wieder halb auf, und unfähig aufzuſtehen, hält er ſich knieend mit dem Schilde über dem Haupte empor, bis ihm auch dieſer durch den Steinregen entfällt, und er unter den Pfeilen erliegt. Während das Thor des heiligen Romanos, gegen welches der Hauptangriff gerichtet war, ſo tapfer vertheidiget wurde, waren die Türken bereits an einem andern Puncte in die Stadt gedrungen, und zwar durch das ſonſt der Prophezeiung wegen, daß durch daſſelbe die Feinde eindringen würden, verrammelte Thor des Holzreifs (Xylokerku), welches erſt Tags vorher auf Befehl des Kaiſers zu einem aus demſelben dem Feinde nicht zu vermuthenden Ausfall geöffnet worden war. Fünfzig Türken drangen durch daſſelbe ein, und griffen die Vertheidiger im Rücken an. Da erſcholl an dem Thore des heiligen Romanos vom Hafen her der Ruf, daß die Stadt bereits eingenommen ſey, und verbreitete neuen Schrecken in den verdünnten Reihen um den Kaiſer. Zwar thaten Theophilos der Paläologe, Don Francesco Toledo der Spanier, und Joannes der Dalmate Wunder der Tapferkeit, aber der Kaiſer ſah, daß wider die Uebermacht der eindringenden Feinde der Widerſtand vergeblich. Ich will lieber ſterben als leben, ruft er, ſich den Stürmenden entgegen werfend, und als er ſich von den Seinigen, welche die Flucht ergriffen hatten, verlaſſen ſieht, ruft er das beklagenswerthe Wort: Iſt denn kein Chriſt vorhanden, der mir den Kopf nehme! rief's und fiel unter den Schwertſtreichen zweier Türken, deren einer ihm ins Geſicht, der andere vom Rücken einhieb,

unerkannt mit den Erſchlagenen vermengt, der ſiebente Paläologe, Conſtantin Dragoſes, der letzte der griechiſchen Kaiſer, in Vertheidigung der vom erſten Conſtantin erbauten Mauern der Hauptſtadt des von dieſem gegründeten tauſendjährigen byzantiniſchen Reiches. Die Türken brachen nun zugleich auf der Landſeite durch das Thor Charſias oder Kaligaria (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erſchlagenen, welche den Graben und die Breſche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd, weil ſie die Beſatzung wenigſtens fünfzig tauſend Mann ſtark glaubten. So fielen ein Paar Tauſend, bis die wahre Schwäche der Griechen entdeckt, und hierauf das Blutbad eingeſtellt ward. Auch dieſe Paar Tauſend würden nicht dem Schwerte geopfert worden ſeyn, hätten die Türken gleich Anfangs gewußt, daß die Beſatzung nicht mehr, als ſieben bis acht tauſend Mann ſtark ſey; ſo groß war ihre Gier nach Sclaven und Sclavinnen, deren Perſon ihren Lüſten oder deren Werth ihrer Habſucht fröhnen konnte, daß ſie gewiß lieber alle lebendig in die Sclaverei geſchleppt hätten, als durch Mord die doppelte Ausſicht auf Luſt und Gold zu verlieren. Dieſe Opfer der erſten Uebereilung wurden aber ohne allen Widerſtand niedergemetzelt, denn von den Türken blieben kaum Einer oder zwey. Alles flüchtete gegen die Hafenſeite, deren ſich der Feind noch nicht bemächtiget hatte, denn die durch die unterirdiſche Pforte des Reifthors eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeſchlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, ſich durch die offenen Thore der Hafenſeite auf griechiſche und genueſiſche Schiffe zu retten; als aber die Thorwachen den Andrang der Menge ſahen, und den Grund der Flucht vernahmen, ſperrten ſie die Thore und warfen die Schlüſſel über die Mauer, aus Aberglauben an eine alte Prophezeiung, daß die Türken bis in die Mitte der Stadt, bis auf das Forum tauri (heute Taukbaſari) vordringen, und von dort erſt von den Bewohnern zurückgeſchlagen werden würden.

Nun ſtrömte die Volksmenge von der Hafenſeite der großen

Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greiſe, Kinder, Mönche Nonnen, und dieß abermals aus Aberglauben an dieſelbe ſeit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Conſtantin des Groſſen vorgedrungen ſeyn würden, ein Engel vom Himmel ſteigen, und einem an der Säule ſitzenden armen und niedrigen Mann ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dieß Schwert und räche das Volk Gottes! — darauf würden die Türken ſogleich den Rücken wenden, und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Klein-Aſien, ſondern bis an die Gränze Perſiens getrieben werden. So wogte die Volksmenge nach Aja Sofia hin, und in Kurzem war die weite Kirche ſammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menſchen dicht angefüllt, welche bei verſchloſſenen Thüren in derſelben ihr Lebensheil zu finden hofften. Die Türken brachen die verſchloſſenen Thore mit Beilen auf, und ſchleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sclaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zuſammengebunden, ohne Rückſicht des Alters und des Standes, der Archimandrite mit ſeinem Thürhüter, die Frau mit ihrer Magd, die zarte Nonne mit dem Mönche, nicht zu ihrer, ſondern zu des Räubers Luſt oder Dienſt. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und ſilbernen Geſchirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitſcharenhaube im Spotte herumgetragen.

Der Leichnam des letzteu byzantiniſchen Thronbeſitzers war unter der Menge der Erſchlagenen an der kaiſerlichen purpurnen Fußbekleidung, in welche goldene Adler geſtickt waren, erkannt worden; der Kopf wurde auf dem Burgplatze (Auguſtern) an der Porphyrſäule angeheftet, wo Conſtantin der Große ſeiner Mutter Helena zu Ehren eine Säule errichtet hatte; an die Stelle der Statue Helenens hatte Kaiſer Theodoſius die ſeinige

aus Silber geſetzt, ſieben Centner ſchwer auf einer bleiernen Säule aufgeſtellt, Kaiſer Juſtinian der erſte ſtatt der bleyernen eine porphyrne errichtet, und die ſieben Centner der ſilbernen Statue zum Guſſe ſeiner Statue aus Erz verwendet, welche in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Oſten ausſtreckte, des Kaiſers Herrſchaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Conſtantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derſelben das Haupt Conſtantins anheften ließ; das Haupt des letzten griechiſchen Kaiſers an der Stelle, wo der erſte ſeiner Mutter ein Ehrendenkmahl errichtet hatte, gleichſam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Juſtinian unterwerfend, deſſen Rechte, wie Procopius ſagt, den öſtlichen Feinden des Reiches weiter zu ſchreiten verbot; das Haupt des Kaiſers, der ihm mit einem Thronnebenbuhler zu drohen gewagt, unter des Pferdes Hufe! ein Hohn, deſſen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß öſtlichen Triumphatoren der Segenswunſch zugerufen wird, „daß die Köpfe ihrer Feinde unter den Hufen ihrer Pferde rollen ſollen.“ Den ganzen Tag hindurch blieb der Kopf an der Säule ausgeſetzt, Abends wurde die abgezogene Haut ausgeſtopft, und der Kopf als Siegestrophäe in die aſiatiſchen Städte zur Schau geſandt, wie der Kopf des unglücklichen Ladislaus nach der Schlacht von Warna nach Bruſa geſendet worden war; die Beſtattung des Leichnams wurde den Griechen geſtattet.

Weſſenberg.

Die Sittlichkeit der Schaubühne.

(1825.)

Die Schaubühne, ihre Tendenz mag noch ſo edel ſeyn, muß doch, um ihren Zweck zu erreichen, das menſchliche Leben mit Wahrheit ſchildern; ſie muß mithin neben den ſeltnen Bildern der Unſchuld, der Weisheit, der Tugend auch manche der Verderbtheit, der Thorheit, des Laſters aufſtellen; ſie muß die verborgenen Triebfedern des menſchlichen Thuns ans Licht bringen und anſchaulich machen; ſie muß der Verführung und Täuſchung die Larve vom Geſicht reiſſen; ſie muß tiefe Blicke in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens und des Weltlebens werfen laſſen. Hieraus ergibt ſich, in wie ferne ſie für eine oder die andere Klaſſe bildend und veredelnd ſeyn könne oder nicht. So wenig ſich behaupten läßt, daß jedes Buch für alle Alter und Stände, Geſchlechter und Bildungsſtufen gleich nützlich ſey, eben ſo wenig wird man in Anſehung der Schaubühne alle Sterbliche auf Eine Linie ſtellen wollen. Vielmehr wird Jeder, der unbefangen über die Sache nachdenkt, ſich überzeugen, daß ein Theater, das allen Foderungen der Kunſt Genüge leiſtet, nur für den Genuß und die Bildung ſolcher Menſchen ſich eigne, die das Gute und Böſe, den Schein und das Wahre, die Schilderung und die Abſicht zu unterſcheiden wiſſen und nicht in Gefahr ſtehen, von jedem Blendwerke der Sinne, von jedem Lüftchen des Gefühls fortgeriſſen zu werden. Wenn von einem Theater für das gemeine Volk oder für Kinder die Rede wäre;

ſo müßte die Kunſt manches in ihren Foderungen nachlaſſen, damit es für die Zuſchauer zugleich lehrreich und erbaulich und unterhaltend werde.

Man macht viel Aufhebens von der Menſchenkenntniß, welche das Theater beibringe. Was indeſſen die feinern Schattirungen betrifft, ſo ſind nur Wenige ſie aufzufaſſen fähig, und noch ſeltener iſt ein ganzer Kreis von Zuhörern, der mit leisbeweglichem Gefühl den Geiſt in ſeiner flüchtigen Erſcheinung haſcht. Die Gedanken, die Genieblitze eines Shakſpeare, Calderon, Schiller und die Aktion, der Ausdruck im Mienenſpiel eines Garrick, Eckhoff oder Iffland, einer Syddons oder Schröder ſind Wirkungen von Urſachen, die tief liegen. Der Haufen hält ſich an der Oberfläche. Iſt es aber für die Mehrheit nicht höchſt gefährlich, die Menſchen in ihrer größten Verdorbenheit kennen zu lernen, den Schleyer, den die Weltſitte darüber ausbreitet, vor ihren Augen wegzuheben, ſie in die Künſte der Verhüllung des Laſters, in die Liſten, Täuſchungen und Bubenſtücke einzuweihen, wodurch ſo Viele in der Welt, wie man ſagt, ihr Glück machen, und die Schwäche, die Thorheit, die Schlechtigkeit mit gefälligem Schein zu umgeben? Aber auch ſchon durch die Entfaltung der höchſten Konſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen werden wir ergötzt, obgleich hier die Anſtalten und der Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlagen derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten.

Man rechnet es dem Theater zum Verdienſt an, das Herz, die Gefühle weicher, gelinder, ſanfter zu ſtimmen. Es iſt wahr, daß wir durch manche Scene auf der Bühne weit mehr gerührt werden, als wenn wir von der wirklichen Handlung Zeugen wären. Außerdem, daß wir ſchon mit der Empfänglichkeit und in der Abſicht gerührt zu werden ins Schau-

ſpielhaus kommen, wendet auch die Kunſt hier alles an, um Rührung hervorzubringen. Aber der Eindruck iſt meiſt nur augenblicklich, ſchnell vorübergehend, und haftet nicht wie der eines Auftritts im wirklichen Leben. Die emſigſten Beſucher, die wärmſten Freunde des Theaters, denen ſeine Darſtellungen am meiſten Thränen entlocken, ſind in ihrem häuslichen Berufskreis oft nichts weniger als ſanft und mild, theilnehmend und hülfreich. Manche übertragen wohl die empfindſame Sprache der Bühne in die des geſellſchaftlichen Umgangs; ſie ſehen aber dieſen Umgang eben auch nur für eine Schaubühne an, und bilden ſich wohl gar ein, durch humane Aeuſſerungen vor der Welt allen Pflichten der Humanität Genüge zu leiſten. Es gibt übrigens eine Weichheit der Seele, die der Tugend ſehr nachtheilig wird, weil ſie die Kraft entzieht, tugendhaft zu ſeyn. Oft wiederholte Rührungen entnerven, und machen unfähiger dem Zug der Leidenſchaft zu widerſtehen. Schon Plato beſchuldigt die tragiſchen Dichter, den Menſchen zu ſehr den Leidenſchaften hinzugeben und zu verweichlichen, und er wirft überhaupt der Bühne vor, daß ſie die Anlagen in uns nähre und belebe, die man bändigen und zügeln ſollte, und das zur Herrſchaft bringe, was gehorchen ſollte.

Die Schaubühne entwickelt vor unſern Augen die Anfänge, die Beweggründe, das Wachsthum der menſchlichen Verirrungen; ſie ſtimmt uns dadurch zur Billigkeit, Schonung und Nachſicht in Beurtheilung des Nächſten; ſie zähmt den Leichtſinn im Richten und Verdammen, und, thut ſie gleich hierin weiter nichts, als der göttlichen Moral des Evangeliums in die Hände zu arbeiten; ſo wäre dies ſchon ein großes Verdienſt. Wie aber, wenn das Schauſpiel darauf ausgeht, das Laſter zu entſchuldigen, den Abſcheu vor ihm abzuſtumpfen, den Haß des Böſen abzukühlen, Duldſamkeit gegen Verbrechen einzuflößen; wenn es in die Geheimniſſe des Laſters einweiht, um das Herz mit ihm vertraut zu machen, um das Gewiſſen zu betäuben, um für den Verbrecher durch Herausſtellung einer liebenswürdigen

Seite das Gemüth zu beſtechen?.. Gibt es dann eine gefährlichere Giftmiſcherin als die Bühne?

Man preist ferner unſer Theater als eine Schule der feinen Sitte, der Urbanität, der Lebensart und Politeſſe. So ſchätzbar dieſe Dinge, zumal in der großen Welt ſeyn mögen, in den niedern Klaſſen gewinnt die Sache leicht eine mißliche Geſtalt und Richtung. Hier wird eine Verfeinerung dieſer Art zur höchſt gefährlichen Klippe der Moral. Argloſe Einfalt, ſchlichte Redlichkeit, Sittſamkeit, Eingezogenheit, holde Scham, ſtille, heilige Scheu vor jeder Anmuthung zum Böſen — dies ſind die Edelſteine, die den ſchönſten Schmuck aller Volksklaſſen ausmachen, und beſonders für den arbeitſamen Mittelſtand das ſind, was dem Mädchen der Kranz der jungfräulichen Ehre. Sind doch ſie es auch (freilich immer ſeltener), die in den höhern, wie in den niedern Ständen dem häuslichen Leben den höchſten Reiz, die größte Würde und die wahre Glückſeligkeit verleihen.

Wenn wir indeſſen in dem üppig reichen Garten unſrer dramatiſchen Litteratur, die gelungenen Ueberſetzungen aus fremden Sprachen miteingerechnet, uns genauer umſehen; ſo bemerken wir mit Vergnügen, daß es der deutſchen Bühne, wenn nur die rechte Auswahl getroffen werden wollte, an einem ſolchen Vorrath, wenn auch nicht durchaus tadelloſer, doch in mancher Beziehung guter, auch trefflicher, im Ganzen lobenswürdiger Stücke nicht fehle, der hinreichen dürfte, die ſchädlichen, Sitten verderbenden Stücke zu verdrängen und zu entbehren.

Aber freilich muß man dann bei den Theatern der Abſicht entſagen, durch ſchmeichelnde Befriedigung jeder Lüſternheit und durch zuvorkommende Liebkoſung aller Schwächen des Publikums die Kaſſe zu füllen. Die Bühnen müſſen aufhören, der Habſucht ihrer Witzpächter fröhnen zu müſſen.

Die Sittlichkeit wird durch Alles das gefährdet, was den Charakter, die Würde des Menſchen herabſetzt, was ihn vom Göttlichen, Heiligen, Ehrwürdigen abwendet, was die Verwand-

lung ſeines Lebens in eitles Scheinweſen begünſtigt, was den Glauben, er ſey das Spielwerk eines blinden, geſetzloſen Ohngefährs, umhergetrieben im Nichts und um das Nichts, verbreitet, was endlich ſeine Erniedrigung zum vernunftloſen Thier durch die Obermacht der thieriſchen Triebe befördert. Wer fühlt, was das heiße, hat auch den Maaßſtab zur Beurtheilung der Sittlichkeit einer jeden Sache, mithin auch des Schauſpiels in ſich.

Schelling.

I. Ausſichten für die Kunſt.

(1807.)

Die Kunſt entſpringet nur aus der lebhaften Bewegung der innerſten Gemüths= und Geiſteskräfte, die wir Begeiſterung nennen. Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geiſt, der ſich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunſt insbeſondere iſt, wie die zartern Pflanzen von Luft und Witterung, ſo von öffentlicher Stimmung abhängig, ſie bedarf eines allgemeinen Enthuſiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Medicäiſchen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geiſter zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfaſſung, wie ſie uns Perikles im Lob Athens ſchildert, und die uns die milde Herrſchaft eines väterlichen Regenten ſicherer und dauernder als Volksregierung gewährt; wo jede Kraft freywillig ſich regt, jedes Talent mit Luſt ſich zeigt, weil jedes nur nach ſeiner Würdigkeit geſchätzt wird; wo Unthätigkeit Schande iſt, Gemeinheit nicht Lob bringt; ſondern nach einem hochgeſteckten, außerordentlichen Ziel geſtrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung geſetzt wird, durch welche die Kunſt ſich erhebet, nur dann kann dieſe von ihm Vortheil ziehen; denn ſie kann ſich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Aeußerem richten. Kunſt und Wiſſenſchaft können beyde ſich nur um ihre eigne Axe bewegen; der Künſtler wie jeder geiſtig Wirkende

nur dem Geſetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geſchrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er ſelbſt muß ſich helfen; ſo kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um ſeiner ſelbſt willen hervorbrächte, alſobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen, oder den Weg vorſchreiben, welchen er wandeln ſolle. Iſt er beklagenswerth, wenn er mit ſeiner Zeit zu kämpfen hat; ſo verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieſes? Ohne großen allgemeinen Enthuſiasmus giebt es nur Sekten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befeſtigter Geſchmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, ſondern die Stimme einzelner willkührlich aufgeworfener Richter entſcheiden über Verdienſt, und die Kunſt, die in ihrer Hoheit ſelbſtgenügſam iſt, buhlt um Beyfall, und wird dienſtbar, da ſie herrſchen ſollte.

Verſchiednen Zeitaltern wird eine verſchiedene Begeiſterung zu Theil. Dürfen wir keine für dieſe Zeit erwarten, da die neue jetzt ſich bildende Welt, wie ſie theils ſchon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden iſt, mit allen Maßſtäben bisheriger Meinung nicht mehr gemeſſen werden kann, alles vielmehr laut größere fodert, und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem ſich Natur und Geſchichte lebendiger wieder aufgeſchloſſen, auch der Kunſt ihre großen Gegenſtände zurückgeben? Aus der Aſche des dahingeſunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, iſt eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen ſelbſt vorgeht, iſt fähig, die Kunſt aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wiſſen, ein neuer Glaube vermögend, ſie zu der Arbeit zu begeiſtern, wodurch ſie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunſt, die nach allen Beſtimmuugen dieſelbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt ſich die Natur. Ein ſolcher Raphael wird nicht wieder ſeyn, aber ein anderer,

der auf eine gleich eigenthümliche Weiſe zum Höchſten der Kunſt gelangt iſt. Laſſet nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunſt wird wie die frühere in ihren erſten Werken das Ziel ihrer Beſtimmung zeigen: in der Bildung des beſtimmt Charakteriſtiſchen ſchon, geht ſie anders aus einer friſchen Urkraft hervor, iſt, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beyden ſchon die Seele vorherbeſtimmt. Werke, die auf ſolche Art entſpringen, ſind auch in anfänglicher Unvollendung ſchon nothwendige, ewige Werke.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bey jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunſt hauptſächlich das Vaterland im Auge. War doch ſchon zu der nämlichen Zeit, welche die Kunſt in Italien wieder erweckte, aus einheimiſchem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunſt unſeres großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutſch, und doch wie verwandt jenem, deſſen ſüße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchſten Reife brachte. Dieſes Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, deſſen Geiſteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Geſetze gegeben, und am tiefſten von allen die Erde durchforſcht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der erſten Urſachen tiefer als irgend einem anderen eingepflanzt, dieſes Volk muß in einer eigenthümlichen Kunſt endigen.

II. Gott und das Böſe.

(1809.)

In dem göttlichen Verſtande iſt ein Syſtem: aber Gott ſelbſt iſt kein Syſtem, ſondern ein Leben, und darin liegt auch allein die Antwort auf die Frage, um deren willen dieß voraus geſchickt worden, wegen der Möglichkeit des Böſen in Bezug auf Gott. Alle Exiſtenz fodert eine Bedingung, damit ſie wirkliche, nämlich perſönliche Exiſtenz werde. Auch Gottes Exiſtenz

könnte ohne eine ſolche nicht perſönlich ſeyn, nur daß er dieſe Bedingung in ſich, nicht außer ſich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er ſonſt ſich ſelbſt aufheben müßte; er kann ſie nur durch Liebe bewältigen, und ſich zu ſeiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu ſich machte, ſich mit ihr als Eins und zur abſoluten Perſönlichkeit verbände. Der Menſch bekommt die Bedingung nie in ſeine Gewalt, ob er gleich im Böſen danach ſtrebt; ſie iſt eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige; daher ſich ſeine Perſönlichkeit und Selbſtheit nie zum vollkommnen Aktus erheben kann. Dieß iſt die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit: und wenn auch in Gott eine wenigſtens beziehungsweiſe unabhängige Bedingung iſt, ſo iſt in ihm ſelber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, ſondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleyer der Schwermuth, der über die ganze Natnr ausgebreitet iſt, die tiefe unzerſtörliche Melancholie alles Lebens. Freude muß Leid haben, Leid in Freude verklärt werden. Was daher aus der bloßen Bedingung oder dem Grunde kommt, kommt nicht von Gott, wenn es gleich zu ſeiner Exiſtenz nothwendig iſt. Aber es kann auch nicht geſagt werden, daß das Böſe aus dem Grunde komme, oder daß der Wille des Grundes Urheber deſſelben ſey. Denn das Böſe kann immer nur entſtehen im innerſten Willen des eignen Herzens, und wird nie ohne eigne That vollbracht. Die Solicitation des Grundes oder die Reaktion gegen das Ueberkreatürliche erweckt nur die Luſt zum Kreatürlichen, oder den eignen Willen, aber ſie erweckt ihn nur, damit ein unabhängiger Grund des Guten da ſey, und damit er vom Guten überwältiget und durchdrungen werde. Denn nicht die erregte Selbſtheit an ſich iſt das Böſe; ſondern nur ſofern ſie ſich gänzlich von ihrem Gegenſatz, dem Licht oder dem Univerſalwillen, losgeriſſen hat. Aber eben dieſes Losſagen vom Guten iſt erſt die Sünde. Die aktivirte Selbſtheit iſt nothwendig zur Schärfe

des Lebens; ohne ſie wäre völliger Tod, ein Einſchlummern des Guten; denn wo nicht Kampf iſt, da iſt nicht Leben. Nur die Erweckung des Lebens alſo iſt der Wille des Grundes, nicht das Böſe unmittelbar und an ſich. Schließt der Wille des Menſchen die aktivirte Selbſtheit mit der Liebe ein, und ordnet ſie dem Licht als dem allgemeinen Willen unter, ſo entſteht daraus erſt die aktuelle, durch die in ihm befindliche Schärfe empfindlich gewordne, Güte. Im Guten alſo iſt die Reaktion des Grundes eine Wirkung zum Guten, im Böſen eine Wirkung zum Böſen, wie die Schrift ſagt: In den Frommen biſt du fromm, und in den Verkehrten verkehrt. Ein Gutes ohne wirkſame Selbſtheit iſt ſelbſt ein unwirkſames Gutes. Daſſelbe, was durch den Willen der Kreatur böſe wird (wenn es ſich ganz losreißt, um für ſich zu ſeyn), iſt an ſich ſelbſt das Gute, ſolang es nämlich im Guten verſchlungen und im Grunde bleibt. Nur die überwundne, alſo aus der Aktivität zur Potentialität zurückgebrachte Selbſtheit iſt das Gute, und der Potenz nach, als überwältigt durch daſſelbe, bleibt es im Guten auch immerfort beſtehen. Wäre im Körper nicht eine Wurzel der Kälte, ſo könnte die Wärme nicht fühlbar ſeyn. Eine attrahirende und eine repellirende Kraft für ſich zu denken, iſt unmöglich, denn worauf ſoll das Repellirende wirken, wenn ihm nicht das Attrahirende einen Gegenſtand macht, oder worauf das Anziehende, wenn es nicht in ſich ſelbſt zugleich ein Zurückſtoßendes hat? Daher dialektiſch ganz richtig geſagt wird: Gut und Bös ſey'n daſſelbe, nur von verſchiedenen Seiten geſeh'n; oder, das Böſe ſey an ſich, d. h. in der Wurzel ſeiner Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in ſeiner Entzweyung oder Nicht-Identität betrachtet, das Böſe. Aus dieſem Grunde iſt auch jene Rede ganz richtig, daß, wer keinen Stoff noch Kräfte zum Böſen in ſich hat, auch zum Guten untüchtig ſey, wovon wir zu unſerer Zeit genugſame Beyſpiele geſehen. Die Leidenſchaften, welchen unſre negative Moral den Krieg macht, ſind Kräfte, deren jede mit der ihr entſprechenden Tugend eine gemeinſame Wurzel hat.

Die Seele alles Haſſes iſt die Liebe, und im heftigſten Zorn zeigt ſich nur die im innerſten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organiſchen Gleichgewicht ſind ſie die Stärke der Tugend ſelbſt, und ihre unmittelbaren Werkzeuge. „Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehre ſind,“ ſagt der treffliche J. G. Hamann, „hören ſie deswegen auf, Waffen der Mannheit zu ſeyn? Verſteht ihr den Buchſtaben der Vernunft klüger, als jener allegoriſche Kämmerer der alexandriniſchen Kirche den der Schrift, der ſich ſelbſt zum Verſchnittenen machte um des Himmelreichs willen? — Die größten Böſewichter gegen ſich ſelbſt macht der Fürſt dieſes Aeons zu ſeinen Lieblingen — — ſeine (des Teufels) Hofnarren ſind die ärgſten Feinde der ſchönen Natur, die freylich Korybanten und Gallier zu Bauchpfaffen, aber ſtarke Geiſter zu wahren Anbetern hat.“ Nur mögen dann diejenigen, deren Philoſophie mehr für das Gynäceum, als für die Akademie oder die Paläſtra des Lyceums, gemacht iſt, jene dialektiſchen Sätze nicht vor ein Publikum bringen, das ſie eben ſo, wie ſie ſelber, mißverſtehend darin eine Aufhebung alles Unterſchiedes von Recht und Unrecht, Gut und Böſe ſieht, und vor welches ſie ſo wenig, als etwa die Sätze der alten Dialektiker, des Zenon und der übrigen Eleaten, vor das Forum ſeichter Schöngeiſter, gehören.

Die Erregung des Eigenwillens geſchieht nur, damit die Liebe im Menſchen einen Stoff oder Gegenſatz finde, darin ſie ſich verwirkliche. In wie fern die Selbſtheit in ihrer Losſagung das Princip des Böſen iſt, erregt der Grund allerdings das mögliche Princip des Böſen, aber nicht das Böſe ſelber, noch zum Böſen. Aber auch dieſe Erregung geſchieht nicht nach dem freyen Willen Gottes, der ſich in dem Grunde nicht nach dieſem oder ſeinem Herzen, ſondern nur nach ſeinen Eigenſchaften bewegt.

Wer daher behauptete, Gott ſelbſt habe das Böſe gewollt, müßte den Grund dieſer Behauptung in der That der Selbſtoffenbarung als der Schöpfung ſuchen, wie auch ſonſt oft gemeynt worden, derjenige, der die Welt gewollt, habe auch das

Böſe wollen müſſen. Allein daß Gott die unordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung gebracht, und ſeine ewige Einheit in die Natur ausgeſprochen, dadurch wirkte er vielmehr der Finſterniß entgegen, und ſetzte der regelloſen Bewegung des verſtandloſen Princips das Wort, als ein beſtändiges Centrum und ewige Leuchte, entgegen. Der Wille zur Schöpfung war alſo unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes, und damit des Guten; das Böſe aber kam in dieſem Willen weder als Mittel, noch ſelbſt, wie Leibnitz ſagt, als Conditio sine qua non der möglich größten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenſtand eines göttlichen Rathſchluſſes, noch und viel weniger einer Erlaubniß. Die Frage alſo, warum Gott, da er nothwendig vorgeſehen, daß das Böſe wenigſtens begleitungsweiſe aus der Selbſtoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe, ſich überhaupt nicht zu offenbaren, verdient in der That keine Erwiederung. Denn dieß hieße eben ſo viel als, damit kein Gegenſatz der Liebe ſeyn könne, ſoll die Liebe ſelbſt nicht ſeyn, d. h. das abſolut-Poſitive ſoll dem, was nur eine Exiſtenz als Gegenſatz hat, das Ewige dem bloß Zeitlichen geopfert werden. Daß die Selbſtoffenbarung in Gott, nicht als eine unbedingt willkührliche, ſondern als eine ſittlich-nothwendige That betrachtet werden müſſe, in welcher Liebe und Güte die abſolute Innerlichkeit überwunden, haben wir bereits erklärt. So denn alſo Gott um des Böſen willen ſich nicht geoffenbart, hätte das Böſe über das Gute und die Liebe geſiegt. Der Leibnitziſche Begriff des Böſen als Conditio sine qua non kann nur auf den Grund angewendet werden, daß dieſer nämlich den kreatürlichen Willen, (das mögliche Prinzip des Böſen), als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Warum nun Gott den Willen des Grundes nicht wehre oder ihn aufhebe, haben wir ebenfalls ſchon gezeigt. Es wäre dieß eben ſo viel, als daß Gott die Bedingung ſeiner Exiſtenz, d. h. ſeine eigne Perſönlichkeit aufhöbe. Damit alſo das Böſe nicht wäre, müßte Gott ſelbſt nicht ſeyn.

Rotteck.

Napoleons Deſpotie.

(1826.)

Die Franzoſen, aufgebläht von Triumphen, erkannten noch nicht, daß die Siege von Ulm und Auſterliz über ſie ſelbſt nicht minder als über das Ausland erfochten worden; und welche die Fortſchritte des Deſpotismus auch wahrnahmen, die tröſteten ſich darüber mit dem eitlen Genuß des ſoldatiſchen Glanzes. Schon war der republikaniſche Kalender als verhaßtes Denkmal verhaßter Ideen abgeſchafft, und der gregorianiſche wieder eingeführt worden, — eine an ſich gebilligte Verfügung, doch verwerflich wegen des unlauteren Geiſtes, dem ſie entfloſſen. Die republikaniſchen Feſte hörten jezt auf; dafür ward unter päbſtlicher Autorität jenes des 15. Aug. als Gedächtnißtages des „heiligen Napoleon“ eingeführt, nicht minder jenes der Jahrestage von der Kaiſerkrönung und von der Schlacht bei Auſterliz. Bald verſchwand auch der Name der „Republik“, und man las an deſſen Statt in Verkündungen und Geſezen nur vom franzöſiſchen „Reich“ und vom Kaiſer der Franzoſen.

Die Unerſättlichkeit der Herrſchſucht ward nur noch übertroffen von der Ausſchweifung der Schmeichelei. Alle Umgebungen Napoleon's wetteiferten in Ausdrücken der Knechtſchaft und der Vergötterung. An der Spize des kriechenden Ungeziefers aber ſtund immer der Senat, ſchlechter als jener, über welchen einſt Tiberius ſeinen Ekel äußerte. Bei der Heimkehr

von Auſterliz legte der Senat Napoleon feierlich den Namen des „Großen“ bey, denn es ſey die Stimme des Volkes, und hier wirklich die Stimme Gottes, die ihm ſolches befehle. Dieſes Volk aber hatte längſt keine Stimme mehr; bis zum Unerhörten — heuchleriſchen Verkündungen der Preßfreiheit zum Troz — ſtieg der Preßzwang in Sachen der Politik und der Gewalt. Kein nachfolgender Tyrann wird hier Bonaparte übertreffen; und für immer fluchwürdig bleibt der Gewaltsräuber, der ſo unübertreffliches — leider zur Nachahmung einladendes — Muſter aufſtellte. Selbſt der Rumpf des Tribunats, welcher nach erlittener Verſtümmelung noch übrig geblieben, ſelbſt das unmächtige Recht der Vorſtellung und Bitte beunruhigte den Despoten. Sofort trug der Senat ihm ein Senatus-Conſult entgegen, wodurch das Tribunat völlig abgeſchafft, und durch einige aus dem geſezgebenden Körper zu wählende, insgeheim berathende Ausſchüſſe erſezt ward. Das Tribunat ſtammelte noch, ſich auflöſend, einen Dank für ſeine Zernichtung! —

Damit aber nicht nur das freie Wort verſtumme, ſondern auch kein freier Gedanke mehr aufkomme, ward mehr und mehr — und hiedurch vor Allem bleibt Napoleon fluchwürdig — die Volkserziehung und das Syſtem des Unterrichts durch ſklaviſche Formen und ſklaviſchen Geiſt vergiftet. Ein neuer Katechismus wurde auf kaiſerlichen Befehl in allen katholiſchen Gemeinden als ausſchließliches Lehrbuch eingeführt. Die Religion ward darin frevelhaft herabgewürdigt zur Dienſtmagd der Uſurpation. Das Conſcriptionsgeſez mit ſeinen barbariſchen Beſtimmungen nnd Strafen, erhielt dadurch noch eine himmliſche Sanktion, und alles Volk ward niedergeworfen zum abgöttiſchen Dienſt gegen den Kaiſer als Ebenbild Gottes auf Erden.

Die kaiſerliche Univerſität, welche etwas ſpäter in's Leben trat, war die Vollendung des künſtlich erſonnenen Erziehungsplans für ein Volk von Knechten. Ein Großmeiſter

mit faſt unumſchränkter Gewalt ſtund an der Spize dieſer, alle Unterrichtsanſtalten des ganzen Reichs in ſich faſſenden Univerſität, von welchem die in jedem Sprengel eines Appellations-Gerichtshofes anzuordnenden Akademien die Beſtandtheile wären. Die Akademien faßten in ſich die in verſchiedenen Orten ihres Sprengels nach Bedürfniß zu errichtenden — aber vereinzelten — Fakultäten der Theologie, der Rechtswiſſenſchaft, der Arzneikunde, der mathematiſchen und Natur-Wiſſenſchaften und der ſchönen Literatur, nicht minder die unter jenen ſich befindenden Lyceen, Gemeindeſekundärſchulen und Penſionnate. Die Prinzipien militäriſch-klöſterlicher Disciplin bei den Zöglingen, und die durch alle Abſtufungen ſich fortſezende ſtrenge Subordination der Lehrer und Vorſteher bildeten aus der Univerſität eine wohlorganiſirte Maſchine, in welcher, wie in irgend einem Verwaltungszweig durch den Wink des Miniſters, ſo hier durch jenen des unmittelbar vom Kaiſer gelenkten Großmeiſters das ganze Unterrichtsgeſchäft im weiten Reiche gleichförmig, pünktlich, in Allem den Intereſſen der oberſten Gewalt dienſtbar, alſo geiſtlos, weil des edleren, freien Lebens beraubt, geführt ward. Nur ſolche Wiſſenſchaften und Künſte, welche materiellen Nuzen geben, welche den Reichthum, d. h. die Steuerfähigkeit, oder die Streitkräfte, d. h. die Zahl und Fertigkeit der Kriegswerkzeuge mehren, oder den Glanz des Thrones erhöhen mögen, wurden geſchäzt von Napoleon. Die den Geiſt belebenden, das Gemüth bekräftigenden, dem Charakter Würde gebenden, ein freies Urtheil lehrenden wurden gehaßt, ja ängſtlich geſcheut, und durch geäußerte Geringſchäzung, ja Verfolgung niedergedrückt. Daher erfreuten ſich wohl die Mathematik, Chirurgie, Chemie, Technologie, Baukunſt und ähnliche Diſciplinen einer ſorgſamen Pflege; dagegen die Philoſophie, vor allem das natürliche Recht und die freiſinnige Politik waren geächtet, die Geſchichte theils zum Schweigen verdammt, theils erniedrigt zur knechtiſchen Schmeichelei, ſelbſt Moral und Theologie herabgewürdigt zu Dienſtmägden des Deſpotismus. Hiedurch ward aber

eine fortſchreitende Verfinſterung unausweichlich vorbereitet. Bald würde das Erlöſchen der Philoſophie auch die Realwiſſenſchaften um ihren geiſtigen Werth gebracht, alles Wiſſen in mechaniſches Nachbilden verwandelt, und Frankreich — oder vielmehr Europa, wenn der Plan des Weltreichs reifte — in den traurigen Zuſtand verſenkt haben, worin wir das römiſche Reich unter ſeinen Kaiſern geſehen haben, und das chineſiſche ſeit Jahrtauſenden ſehen.

Noch ermangelte, damit durchaus alles nur auf die Perſon des Kaiſers bezogen würde, und außer Ihm nicht ein Funke von ſelbſtſtändiger Würde vorhanden bliebe, die Unterwerfung ſeines eigenen Hauſes. Er bewirkte ſie durch das kaiſerliche Familien-Statut, wodurch er gleichmäßig die Feſſeln des franzöſiſchen wie jene der Bundesſtaaten enger zuſammenzog. Alle Glieder des kaiſerlichen Hauſes wurden dadurch für ihr Lebenlang, und wenn ſie auch auf fremden Thronen ſäßen, in die unbedingteſte Abhängigkeit vom Kaiſer verſezt. Für ſie gab es keine Rechte der Großjährigkeit in Schließung von Ehen, Wahl des Aufenthaltsortes, Erziehung der Kinder u. ſ. w. Des Kaiſers Wille blieb für und für ihr höchſtes Geſez, und er konnte willkürliche Strafen über ſie gleich einem Zuchtmeiſter verhängen. Zu ähnlicher Unterwürfigkeit wurden gleichzeitig auch die Großwürdeträger des Reichs, und die Herzoge verurtheilt. Ausdrücklich und öffentlich ward denjenigen, welche er zu Regenten erhoben, eingeſchärft, ihre erſte Pflicht bände ſie an den Kaiſer, die zweite an Frankreich, und erſt nach dieſen beiden folge jene für ihre Völker. Und man wagte noch, ſolche Völker, die Knechte von Knechten, frei und ſelbſtſtändig zu heißen! —

Doch dieſe Larve ward jezt weggeworfen. Unumwunden erklärten die Blätter der Regierung: Unabhängigkeit und Gleichheit der Staaten, ſowie das Gleichgewicht derſelben, ſeyen Chimären, welche zu lange ſchon die Welt getäuſcht und unglücklich gemacht hätten. Eine präponderirende Macht ſey noth-

wendig, um in das Völkerleben Rechtsbeſtand, Ruhe und Frieden zu bringen. Ein gemeinſamer Schwerpunkt müſſe in einem Staatenſyſtem ſeyn, ſolle dieſes anders ſich der Stätigkeit und geſicherter Wohlfahrt erfreuen. Alſo ward Frankreich vorerſt in dem Syſtem der ihm verbündeten, d. h. ſeiner Vaſallenſtaaten als die zum Wohle Aller präponderirende Macht dargeſtellt; ein Syſtem, welches nach Zweck und Anlage allmälig ganz Europa, ja die ganze civiliſirte Welt, umfaſſen ſollte. Dieſe ſchalen, und dem wahren Völkerrecht, weil der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Völker, Hohn ſprechenden Deklamationen fanden viele gläubige und viele bezahlte Nachbeter, nicht nur in Frankreich, ſondern auswärts, zumal leider in Teutſchland.

E. T. A. Hoffmann.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahr 1809.

(1813.)

Der Spätherbſt in Berlin hat gewöhnlich noch einige ſchöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und ſchnell verdampft die Näſſe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann ſieht man eine lange Reihe, buntgemiſcht, Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geiſtliche, Jüdinnen, Referendare, Profeſſoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Officiere u. ſ. w. durch die Linden nach dem Thiergarten ziehen. Bald ſind alle Plätze bei Klaus und Weber beſetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man ſpricht, man ſtreitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madam Bethmann, ob ſie neulich grau oder grün waren, über den geſchloſſenen Handelsſtaat und böſe Groſchen u. ſ. w., bis alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verſtimmte Harfe, ein paar nicht geſtimmte Violinen, eine lungenſüchtige Flöte und ein ſpasmatiſcher Fagott ſich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberſchen Bezirk von der Heerſtraße trennt, ſtehen mehrere kleine runde Tiſche und Gartenſtühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, iſt entfernt von dem kakophoniſchen Getöſe jenes vermaledeiten Orcheſters: da ſetze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Fantaſie mich überlaſſend, die mir befreundete Geſtalten zuführt, mit denen ich über Wiſſenſchaft, über Kunſt, über alles was dem Menſch am theuerſten ſeyn ſoll, ſpreche. Immer bunter und

bunter wogt die Maſſe der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts ſtört mich, nichts kann meine fantaſtiſche Geſellſchaft verſcheuchen. Nur das verwünſchte Trio eines höchſt niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreiſchende Oberſtimme der Violine und Flöte, und des Fagotts ſchnarrenden Grundbaß allein höre ich; ſie gehen auf und ab feſt an einander haltend in Octaven, die das Ohr zerſchneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche raſende Muſik! die abſcheulichen Octaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünſchtes Schickſal! ſchon wieder ein Octavenjäger!

Ich ſehe auf und werde nun erſt gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demſelben Tiſche ein Mann Platz genommen hat, der ſeinen Blick ſtarr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie ſah ich einen Kopf, nie eine Geſtalt, die ſo ſchnell einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine ſanft gebogene Naſe ſchloß ſich an eine breite, offene Stirn, mit merklichen Erhöhungen über den buſchigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über funfzig ſeyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn ſtand in ſeltſamem Contraſt mit dem geſchloſſenen Munde und ein ſcurriles Lächeln, hervorgebracht durch das ſonderbare Muskelſpiel in den eingefallenen Wangen, ſchien ſich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholiſchen Ernſt, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen vom Kopfe abſtehenden Ohren. Ein ſehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Geſtalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, ſchlug er die Augen nieder und ſetzte das Geſchäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrſcheinlich unterbrochen hatte. Er ſchüttete nämlich aus verſchiedenen kleinen Düten mit ſichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm ſtehende große Doſe und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer

Viertelsflaſche an. Die Muſik hatte aufgehört; ich fühlte die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es iſt gut, daß die Muſik ſchweigt, ſagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und ſchüttete die letzte Düte aus.

Es wäre beſſer, daß man gar nicht ſpielte; nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, ſagte er. Sie ſind Muſiker und Kenner von Profeſſion. . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Clavierſpielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da ſagte man mir unter anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberſtimme in Octaven fortſchreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, ſtand auf und ſchritt langſam und bedächtig nach den Muſikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine Erinnerung wecken will. Ich ſah ihn mit den Muſikanten ſprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er ſich geſetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu ſpielen begann.

Mit halbgeſchloſſenen Augen, die verſchränkten Arme auf den Tiſch geſtützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leiſe bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — ſchnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergeſpreizten Fingern, ruhte auf dem Tiſche, als greife er einen Akkord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe: es war ein Kapellmeiſter, der dem Orcheſter das Eintreten des andern Tempo's angiebt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blaſſen Wangen; die Augenbraunen fahren zuſammen auf

der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund ſchwebte. Nun lehnt er ſich zurück, hinauf ziehen ſich die Augenbraunen, das Muskelſpiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löſt ſich auf in Wolluſt, die alle Fibern ergreift und krampfhaft erſchüttert; tief aus der Bruſt zieht er den Athem, Tropfen ſtehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptſtellen an; ſeine rechte Hand verläßt den Tact nicht, mit der linken holt er ſein Tuch hervor und fährt damit über das Geſicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouverture gaben, mit Fleiſch und Farben. Ich hörte die ſanfte, ſchmelzende Klage, womit die Flöte emporſteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bäſſe ausgetobt hat und der Donner der Pauken ſchweigt; ich hörte die leiſe anſchlagenden Töne des Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Rieſe hehr und groß ſchreitet das Uniſono fort, die dumpfe Klage erſtirbt unter ſeinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouverture war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabſinken und ſaß mit geſchloſſenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anſtrengung entkräftet hat. Seine Flaſche war leer: ich füllte ſein Glas mit Burgunder, den ich unterdeſſen hatte geben laſſen. Er ſeufzte tief auf, er ſchien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umſtände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunter ſtürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orcheſter hielt ſich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur ſchwache Umriſſe eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meiſterwerks gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie ſind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechſelnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder iſt gut; aber es wird kalt.

So laſſen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flaſche leeren.

Ein guter Vorſchlag. — Ich kenne Sie nicht: dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unſere Namen nicht abfragen; Namen ſind zuweilen läſtig. Ich trinke Burgunder, er koſtet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er ſagte dies alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren in's Zimmer getreten; als er ſich ſetzte, ſchlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demſelben eine geſtickte Weſte mit langen Schößen, ſchwarz ſammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, ſilbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock ſorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner ſey? begann ich.

Weil ich in dieſem Falle genöthigt geweſen wäre, Sie zu verlaſſen.

Das klingt räthſelhaft.

Nicht im mindeſten, ſobald ich Ihnen ſage, daß ich — nun daß ich ein Componiſt bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin: denn ich ſehe, Sie verſtehen ſich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er ſtand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenſter und ſang kaum vernehmlich den Chor der Prieſterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fenſterſcheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewiſſe andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu ſeinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes ſonderbarem Benehmen und den fantaſtiſchen Aeußerungen eines ſeltenen muſikaliſchen Talents, ſchwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie componirt?

Ja; ich habe mich in der Kunſt verſucht: nur fand ich alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeiſterung geſchrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ichs dann bleiben.

Sie haben Unrecht gethan: denn ſchon daß Sie eigne Verſuche verwarfen, iſt kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Muſik als Knabe, weil's Papa und Mama ſo haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergeſſene Thema eines Liedchens, welches man nun anders ſang, der erſte eigne Gedanke, und dieſer Embryo, mühſam genährt von fremden Kräften, genas zum Rieſen, der alles um ſich her aufzehrte und in ſein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie iſt es möglich, die tauſenderlei Arten, wie man zum Componiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es iſt eine breite Heerſtraße, da tummeln ſich Alle herum, und jauchzen und ſchreien: wir ſind Geweihte! wir ſind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man in's Reich der Träume: wenige ſehen das Thor einmal, noch wenigere gehen durch! Abenteuerlich ſieht es hier aus. Tolle Geſtalten ſchweben hin und her, aber ſie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie laſſen ſich auf der Heerſtraße nicht ſehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor ſind ſie zu finden. Es iſt ſchwer aus dieſem Reiche zu kommen; wie vor Alzinens Burg verſperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht ſich — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — ſie zerfließen im Traum — ſie werfen keinen Schatten mehr, ſonſt würden ſie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, ſteigen empor und ſchreiten durch das Reich der Träume — ſie kommen zur Wahrheit — der höchſte Moment iſt da: die Berührung mit dem Ewigen, Unausſprechlichen! — Schaut die Sonne an, ſie iſt der Dreiklang, aus dem die Accorde, Sternen gleich, herabſchießen und Euch mit Feuerfaden umſpinnen. — Verpuppt

im Feuer liegt Ihr da, bis ſich die Pſyche emporſchwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgeſprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann ſetzte er ſich wieder und leerte ſchnell das ihm eingeſchenkte Glas. Es entſtand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleiſe zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tauſend Schmerzen und Aengſte. Nacht war's und mich ſchreckten die grinſenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einſtürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres verſenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtſtrahlen durch die Nacht, und die Lichtſtrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und ſah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und ſchimmerten und umſchlangen ſich in herrlichen Accorden wie ich ſie nie gedacht hatte. Melodien ſtrömten auf und nieder, und ich ſchwamm in dieſem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brauſenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Coloſſe in glänzenden Harniſchen auf mich zu: Grundton und Quinte; ſie riſſen mich empor, aber das Auge lächelte: ich weiß, was deine Bruſt mit Sehnſucht erfüllt; der ſanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Coloſſen treten; du wirſt ſeine ſüße Stimme hören, mich wieder ſehen, und meine Melodien werden dein ſeyn. —

Er hielt inne.

Und Sie ſahen das Auge wieder?

Ja, ich ſah es wieder. — Jahre lang ſeufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich ſaß in einem herrlichen Thal und hörte zu, wie die Blumen mit einander ſangen. Nur eine Sonnenblume ſchwieg und neigte traurig den geſchloſſenen Kelch zur Erde. Unſichtbare Bande zogen mich hin zu ihr —

ſie hob ihr Haupt — der Kelch ſchloß ſich auf, und aus ihm ſtrahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne, wie Lichtſtrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig ſie einſogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluten ſtrömten aus ihnen hervor — ſie umfloſſen mich — das Auge war verſchwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten ſprang er auf und eilte mit raſchen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf ſeine Zurückkunft: ich beſchloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinſchreiten ſah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an: Warum haben Sie mich ſo ſchnell verlaſſen?

Es wurde zu heiß und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verſtehe Sie nicht.

Deſto beſſer.

Deſto ſchlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verſtehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es iſt vorüber. — Laſſen Sie uns gehen! Ich liebe ſonſt nicht eben die Geſellſchaft; aber — Sie componiren nicht — Sie ſind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie ſo gegen die Berliner einnimmt. Hier, wo die Kunſt geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, ſollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künſtleriſchen Geiſte wohl ſeyn.

Sie irren. — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeſchiedener Geiſt, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde iſt's um mich her, denn kein verwandter Geiſt tritt auf mich zu. Ich ſtehe allein.

Aber die Künſtler! die Componiſten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern alles

bis zur feinſten Meßlichkeit; wühlen alles durch, um nur einen armſeligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunſt, von Kunſtſinn, und was weiß ich, — können ſie nicht zum Schaffen kommen; und wird ihnen einmal ſo zu Muthe, als wenn ſie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, ſo zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es iſt lappländiſche Arbeit.

Ihr Urtheil ſcheint mir viel zu hart. Wenigſtens müſſen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt ſie gleich? — Ha, die ganze Welt iſt in dieſer Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menſchen ziehen die Geiſter des Orcus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel! ich meine ja Don Juan! — Aber nicht die Ouverture, welche preſtiſſimo, ohne Sinn und Verſtand abgeſprudelt wurde, konnt' ich überſtehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Faſten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von dieſen Maſſen viel zu ſehr bewegt wird und unrein anſpricht.

Wenn ich auch eingeſtehen muß, daß Mozarts Meiſterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weiſe hier vernachläßigt werden, ſo erfreuen ſich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darſtellung.

Meinen Sie? — Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der Iphigenia in Aulis ſpielt. Hm — denke ich, ein Irrthum; man gibt dieſe Iphigenia. Ich erſtaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwiſchen. Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Expoſition des Trauerſpiels geht verloren. Ein ſtilles Meer — ein Sturm — die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper iſt da! — Wie? hat der Componiſt die Ouverture ins Gelag hineingeſchrieben, daß man ſie, wie ein Trompeterſtückchen, abblaſen kann wie und wo man will?

Ich geſtehe den Mißgriff ein. Indeſſen, man thut doch alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! ſagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verſchwunden, und mehrere Tage hinter einander ſuchte ich ihn im Thiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnichten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verſpätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsſtraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauſchende Muſik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein ſonderbares Selbſtgeſpräch, dicht an den Fenſtern, wo man faſt jeden Ton des Orcheſters hört, meine Aufmerkſamkeit erregte.

Jetzt kömmt der König — ſie ſpielen den Marſch — o paukt, paukt nur zu! — 's iſt recht munter! ja, ja, ſie müſſen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat ſonſt nicht Zug genug. — Ha ha — mäſtoſo — ſchleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhſchleife hängen! — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeſchlagen! — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er ſein Compliment — Armida dankt ergebenſt. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böſe Geiſt hat mich hier feſtgebannt?

Der Bann iſt gelöſt, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbſtredner — raſch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er ſchien überraſcht und folgte mir ſchweigend. Schon waren wir in der Friedrichsſtraße, als er plötzlich ſtill ſtand.

Ich kenne Sie, — ſagte er. Sie waren im Thiergarten — wir ſprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich

erhitzt — nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgeſtanden — es iſt vorüber.

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Laſſen Sie uns näher mit einander bekannt werden. Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es......

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müſſen. Aber Sie wollten ja ins Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie ſollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsſtraße hinauf; raſch bog er in eine Querſtraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, ſo ſchnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unanſehnlichen Hauſe ſtill ſtand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finſtern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, deſſen Thüre mein Führer ſorgfältig verſchloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des ſonderbar ausſtaffirten Zimmers überraſchte mich nicht wenig. Altmodiſch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuſe, und ein breiter ſchwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düſtere Anſehen verjährter Pracht. In der Mitte ſtand ein kleines Clavier, auf demſelben ein großes Tintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen raſtrirtes Papier. Ein ſchärferer Blick auf dieſe Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß ſeit langer Zeit nichts mehr geſchrieben ſeyn mußte: denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Tintenfaß. Der Mann trat vor einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe ſchön gebundener Bücher gewahr mit goldnen Aufſchriften: Orfeo, Armida, Alceſte, Iphigenia u. ſ. w., kurz, Glucks Meiſterwerke ſah ich beiſammen ſtehen

Sie beſitzen Glucks ſämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog ſich der Mund und das Muskelſpiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Geſicht zur ſchauerlichen Maske. Starr den düſtern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und ſchritt feierlich zum Clavier hin. Ich öffnete es ſchnell und ſtellte den zuſammengelegten Pult auf; er ſchien das gern zu ſehen. Er ſchlug das Buch auf, und — wer ſchildert mein Erſtaunen! ich erblickte raſtrirte Blätter, aber mit keiner Note beſchrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouverture ſpielen; wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich verſprach das, und nun ſpielte er herrlich und meiſterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majeſtätiſche Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, faſt ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte ſo viel geniale neue Wendungen hinein, daß mein Erſtaunen immer wuchs. Vorzüglich waren ſeine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken ſo viele melodiöſe Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Geſtalt wiederzukehren ſchienen. Sein Geſicht glühte; bald zogen ſich die Augenbraunen zuſammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltſam losbrechen, bald ſchwamm das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen ſang er, wenn beide Hände in künſtlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorſtimme; dann wußte er, auf ganz beſondere Weiſe, mit der Stimme den dumpfen Ton der anſchlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich ſeine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet, und er fiel erſchöpft mit geſchloſſenen Augen in den Lehnſtuhl zurück. Bald raffte er ſich aber wieder auf und indem er haſtig mehrere leere Blätter des Buchs umſchlug, ſagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieſes, mein Herr, habe ich geſchrieben, als ich aus

dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz. Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen wie ein abgeſchiedner Geiſt — geſtaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt laſſen Sie uns Armidens Scene ſingen!

Nun ſang er die Schlußſcene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerſtes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab: aber ſeine veränderte Muſik war die Gluck'ſche Scene gleichſam in höherer Potenz. Alles was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raſerei in den ſtärkſten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zuſammen. Seine Stimme ſchien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit ſchwoll ſie empor bis zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: was iſt das? wer ſind Sie? —

Er ſtand auf und maß mich mit ernſtem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finſtern gelaſſen. Es hatte beinahe eine Viertelſtunde gedauert; ich verzweifelte ihn wieder zu ſehen und ſuchte, durch den Stand des Claviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem geſtickten Gallakleide, reicher Weſte, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand hereintrat.

Ich erſtarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich ſanft bei der Hand und ſagte ſonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

Görres.

I. Das Mittelalter.

(1807.)

Die alten Götter waren geſtorben, wie das Laub gefallen war, und wie Grabeshügel lagen die Schutthaufen ihrer Tempel weit umher, und über Tod und Grab erhaben und über Endlichkeit und Zeitlichkeit, war ſiegreich ein anderer Gott hervorgegangen; er hatte den letzten Athem der Sterbenden aufgeathmet, und alle irdiſchen Lichter waren in ſeinem Glanz zerronnen, und das Leben war zu ſeiner erſten Quelle zurückgegangen; wie es aber durchbrach durch des Grabes Nacht, und glorreich gegen Himmel fuhr, da brachte es die neue Zeit aus der Tiefe mit herauf, Elyſium und die Unterwelt entwichen von der Erde, die keinen Raum mehr für ſie hatte, und die ſchöne freudige, alte Sinnlichkeit war nun gebrochen, und die Freundſchaft des Menſchen mit den Elementen aufgehoben, es war Feindſchaft zwiſchen ihm und der Natur geworden, und er ſollte der Schlange den Kopf zertreten. Denn es waren andere Geiſter ihm aufgeſtanden, die ein Anderes wollten als die Sinnenfreuden; es waren Flammen in ihm aufgelodert, die das Irdiſche verzehren wollten, um Höheres zu erlangen, und hohl von innen aufgerieben ſchwand die ſinnliche Natur in ſich zuſammen; die plaſtiſche Fülle magerte mißgeſtaltet ab, aber auf den Ruinen der irdiſchen Herrlichkeit wandelten die freudigen Geiſter, die das Werk der eigenen Hinopferung vollbracht, die ſich ſelbſt, ihr Leibliches und alle Luſt der Welt dem Ewigen

zur Sühne hingeſchlachtet, und triumphirend nun über den Gluthen des Scheiterhaufens ſchwebten, auf den ſie ſelbſt freiwillig ſich hingelegt. So hatte der Funken, den der alte Prometheus vom Himmel in der Ferula hinweggenommen, des Stengels Mark verzehrt, und wollte nun, leiſe um die Aſche flatternd, ſich wieder von der Feſſel reißen, in die ihn der Titan gelegt, und wiederkehren zu der Heymath, der ihn die übermächtige Kraft entführt. Das war der Genius, den die neue Religion in die Welt geboren, und er traf nicht auf ein ermattetes Geſchlecht; lebendige Sinne hatten dieſe Menſchen um das Sinnliche zu genießen, und es galt ſchweren Kampf zwiſchen den beiden Welten, bis die Höhere ſiegte. Und das eben macht die Zeiten ſo unendlich intereſſant und rührend, dieſe ſtarken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu ſehen: denn es iſt kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloſer Andacht verſchwimmen; aber wenn die Stärke ſich ſelber zwingt, wenn das Coloſſale den Nacken von Erz und die geharniſchten Knie beugt; wenn die Gewalten, die berufen ſind, aufrecht und ſtolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unſichtbaren ohne Heuchelei ſich neigen: dann iſt's ein freudiger Triumph der Idealiät im Menſchen, und ein ſchöner Sieg des Göttlichen. So war ſtarker, raſcher Heldenſinn in dieſer Zeit; mitten in dem Feudalſyſtem, das ſie itzt ſo erbittert ſchmähen, während ſie es doch nur in höherer Ordnung in ihren Inſtitutionen wiederhohlen, hatte der Geiſt der antiken Freiheit ſich noch erhalten, und die Freyen in einem Ritterthume ſich fortgepflanzt, und die ganze Kernhaftigkeit der alten Zeit ruhte auf dieſen Rittern, die ganze wilde Kraft der Leidenſchaft trieb die rohen in ſich ungezügelten Gemüther, und ausgleichend und beſchwichtigend und glühend ſchwebte dann die Religion über dem Toben, und beſchwor den Sturm und führte Ebenmaß zurück und Ruhe in die brauſende Gährung. Es war ein metallenes Geſchlecht, und das Metall im Menſchen wurde in ihm durch Feuers Macht zum reinen

Silberblick geläutert, und die Schlacken zogen ſich in die Knochen- aſche des Gemeinen und des Irdiſchen nieder. Und was das Alter- thum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Prieſterthum hervor, das die Prophetinen der alten nordiſchen Zeit weiſſagend vorverkündigt; auch die Schönheit hatte ſich von den Schranken des Sinnlichen losgewunden, auch ſie war triumphi- rend und verklärt zum Himmel aufgeſtiegen, und wohnte nun bey Gott; die Geſchlechtsverhältniſſe aber, die im Alterthume in ſich ſelbſt ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden, emble- matiſch ſollten ſie das Höhere deuten, und im Fleiſche den inneren lebendigen Geiſt ausdrücken. Und es gieng noch ein anderer Cultus und eine andere Andacht in den Heldengemüthern hervor: auch das Schöne hatte ſeine Kirche, vor dem zarten anmuths- vollen Bilde beugte die Gemeinde auch die Knie, und der Weyh- rauch dampfte, und die Blumenkränze dufteten, und die Lauten tönten, und die ewige Lampe brannte fort und fort. Die alte, ſtrenge, klare, lichte, plaſtiſche Weiblichkeit war im Liebesfeuer zerronnen, und ein Heiligenſchein war hervorgequollen und um- fieng nun das Wunderbild, und die Züge wichen in ein myſtiſch glimmend Licht zurück, und wie mildes Oel floß von ihm die Anmuth aus, und ſänftigte die Stürme der Zeit. So giengen Andacht, Liebe, Heldenſinn in einen großen Strom zuſammen, und der Strom gieng durch alle Gemüther durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit, und es erblühte der neue Garten der Poeſie, das Eden der Romantik. Es war unterdeſſen aber auch tief im Süden ein anderer Geiſt und ein ander Geſetz gereift; wie ein ſengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüſten hervorgebrochen; ſiedend Löwenblut trug dies Geſchlecht in ſeinen Adern; ent- flammt von der ſcheitelrechten Sonne, entflammt von innerer Gluth und Enthuſiasm kochte das Volk über die Ufer des weiten Welttheils in die Andern hinüber; Afrika war ſchon über- ſchwemmt, und wie griechiſch Feuer brannte die Maſſe noch auf dem Meere fort, und hatte bald Europa ſogar ergriffen.

Früher aber ſchon hatte ſie die heiligen Oerter überfluthet, die Geburtsſtätte der neuen Zeit, wo ſie jung geweſen war, und ein Kind umwandelte unter den Greiſen des Alterthums; hier wo wundervoll das große Himmelszeichen ſtand, an dem alle Völker vom fernen Norden herab aufblickten, und das ſie wie eine Oriflamme zu Einem Volk vereinigte; hier herrſchte ein falſcher Prophet, und brütete Gift im innerſten Herzen ſelbſt der Chriſtenheit, das dann von dort durch alle Adern ſich verbreitend ſie zerſtören ſollte. Das mußte wie Aezſtoff wund die ſtolzen, raſchen, nordiſchen Helden nagen; es war unvergleichlich mehr wie Troja und wie goldnes Vließ, nicht die Schönheit war nur gefährdet, die Religion höher und werther ihnen als alles Irdiſche flehte um Hilfe und um Rettung ihrer Heiligthümer. Plötzlich fuhren Alle, wie von einem Strahl getroffen auf, es galt das Höchſte was den Menſchen in enthuſiaſtiſche Bewegung ſetzen mag; und was irgend nur der Begeiſterung fähig war, nahm Theil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an ſeinen Verfolgern; und es wälzten ſich Heere zahllos und muthig, alle Lanzen im electriſchen Lichte des Enthuſiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheure Kampf des eiſernen nordiſchen Ritterthums mit den Löwenſchaaren, die Aſien und Afrika ihm entgegen geſendet hatte: es faßten ſich die Kämpfenden mit Kraft, es galt ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere ſey; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinanderfolgende Generationen ſahen ſein Ende nicht. So kehrten die alten mythiſchen Götterkriege unter den Menſchen um die Götter zurück; ſo war die Geſchichte zu einem großen religiöſen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Geſang geliefert; der ganze Weſten aber hatte zu einem großen Dome ſich gewölbt, und nach Oſten hin am Hochaltare da brannte umgeben von ernſter Stille und verſchwiegener Dunkelheit in myſtiſch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den ge-

weihten Stein herab, und aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligthum ſich drängten, nnd wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfniß mogt' ihn drängen, und des Todes Stachel ſtumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob ſich der Vatikan, und da ſaß auf hohem Sitz der Oberprieſter und lenkte den Dienſt, und herrſchte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altares nieder. So war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen dieſe Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und ſangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer, und von der Wildheit der Unglaubigen, und von den Wundern des Landes, und Alles horchte den Geſängen, und den begeiſterten Reden der Prediger, und fühlte ſich auch erhoben, und wollte auch ſchauen das Wunderland und die gebenedeyte Erde: das andere Geſchlecht aber, was nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um ſo tiefer im verſchloßnen Buſen auf, und ſie wurden der innerſte ſchlagende Punct des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere ſchöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe ſteigen, denn es war die Liebe, die ſie trieb und pflegte. So trieben und drängten ſich alle Kräfte zur Entwicklung vor, an der Liebe hatte die Andacht ſich gezündet, an Dieſer loderte Jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit ſtand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünſtig Sehnen rief ſie dahin zurück, vorwärts aber ſchwebte mit Zukunft und Ewigkeit, die Religion, und die Palme winkte und die Myrthe, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poeſie, die im Orient ſprangen, und jene die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten ſich gemiſcht, und der Orientalism war tief eingedrungen in die nordiſche Cultur; der Blüthenſtaub der ſüdlichen Poeſie ward hinüber geweht in die weſtliche Welt, und es ſprangen ſeltſame Miſch-

linge hervor, und es wanderten die Blumen von Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein raſches Streben riß daher Alles in dem frohen Rauſche hin, das ganze Gemüth war aufgeregt und glühte und ſchimmerte, und die Kunſt war in's Herz des Lebens aufgenommen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten ſangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abentheuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Tourniere, ſie zum gemeinſamen Wetteifer verſammelten, überall war's die innere Begeiſterung, die übertrat, und die Lebensgluth, die aus allen Pulſen ſich ergoß. Ein ſchöner langer May war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und ſaftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen ſchlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemüthern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht und ein kräftig Streben hatten ſie aus blauem Aether eingeſogen, und geſtählt in der Gluth federten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmuth. Alle europäiſchen Nationen aber nahmen Theil an dieſem Lebensfeſte, Alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeiſterte ein jeglich Volk, und es war nur Eine Erde und zwei Geſchlechter auf dieſer Erde.

II. Der Dom zu Köln.

(1814.)

Es ſind der Reden viel gegenwärtig in gemeinem Umlauf, von großen Denkmalen, die der Zeit errichtet werden ſollen. Die Rieſenſäule ſoll, aus ihrer tauſendjährigen Ruhe aufgerüttelt, nach dem Schlachtfeld an der Elbe wandern. Zierliche Tempelhallen ſollen ſich dort erheben, und große Waſſerwerke Teutſchland durchziehen, der Rhein ſoll auf allen ſeinen Inſeln Bilder und Säulen hegen. Der Wille iſt gut und der Vorſatz lobenswerth, aber wenn wir nun unſere Armuth zuſammenge-

tragen ihn auszuführen, dann haben wir doch zuletzt wieder nur den Franzoſen nachgeahmt, wie wir auch unbewußt gethan, als wir die Plätze unſerer Städte und unſere großen Männer im beſten Willen ſie zu ehren, jüngſt umgetauft. Wollen wir teutſch verfahren, dann wenden wir vorerſt die Kraft, die eitel nach außen ſich verbreiten mögte, gegen uns ſelbſt zurück; wir laſſen die Idee, die in uns hineingetreten, mehr und mehr durchleuchten unſer Inneres, und es durchwärmen; wir reichen einer dem andern die Leuchte hin, daß er auch ſein Licht daran entzünde; wir legen ſelber Hand an uns, wie der Künſtler ſie an Erz und Steine legt: und wenn wir es dann zu einer rechten Geſtalt gebracht, und uns in Einem Willen aneinander ſchließen, dann iſt unſer Volk ſelber eine leuchtende Ehrenſäule, wie noch keine in der Geſchichte geſtanden hat. Und hat das Innere erſt ſein Recht erlangt, dann mag es auch dem Aeußeren wohl zu Theile werden, und das Leben kann ſich fröhlich offenbaren in Formen und Bildungen, die es ſpielend der Natur abgewinnt, während es jetzt noch mit ihr ängſtlich und knechtiſch darum ringen muß. Am liebſten aber wird es dann der Vergangenheit ſich zuwenden, eben weil es ſeine Eitelkeit nicht ſucht, und was ſie Großes wegen allzumächtiger Gewaltigkeit der Idee unvollendet zurückgelaſſen, ergänzen und vollenden wollen, indem es daſſelbe wie ein heiliges Vermächtniß betrachtet, den ſpäten Enkeln zur Vollziehung hingegeben.

Ein ſolches Vermächtniß iſt der Dom in Köln; und iſt auch in uns die teutſche Ehre wieder aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieſes zu ſeinem Ende gebracht, und den Bau vollends ausgeführt haben. Trauernd ſchwebt die Idee des Meiſters über dieſem Dome, er hat ſie vom Himmel herab beſchworen, aber den Leib haben alle Geſchlechter, die an ihr vergangen ſind, ihr nicht ergänzen können, und ſo flattert ſie halb Geiſt und halb verkörpert, wie beym Sterbenden oder Ungebornen um die gewaltige Maſſe, und kann nicht ſich ablöſen und wiederkehren,

noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tauſendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf ſteht der Bau vor unſern Augen„ und der Künſtler zürnt aus ihm hervor, daß ſo viele Menſchenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein ſchwacher ſterblicher Mann, in ſeines Geiſtes Gedanken getragen hat. Auch iſt ein Fluch darauf geſetzt geweſen, als die Bauleute ſich verliefen, und alſo hat der zornige Geiſt geflucht: ſo lange ſoll Teutſchland in Schande und Erniedrigung leben, preiß gegeben eigenem Hader und fremden Uebermuthe, bis ſein Volk ſich wieder der Idee zugewendet, von der es ſich, der Eigenſucht nachjagend, losgeſagt und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, feſtes Zuſammenhalten in gleicher Begeiſterung, und beſcheidene Selbſtverläugnung, wieder tauglich worden, ſolche Werke auszuführen, wie es ſie jetzt in ſeiner Verſunkenheit aufgegeben. Die Nächſten haben der wahrſagenden Stimme gelacht, und bey ſich überlegt, wie ſie es wohl ſelbſt durch eigenen Verſtand abwenden, und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen, und an uns iſt er zur Vollziehung kommen. Und weil wir darüber uns wieder auf uns ſelbſt beſonnen haben, darum iſt auch an uns der Ruf ergangen, zu vollenden, wo jene es gelaſſen, und auszuführen, was ein Geſchlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich H. v. Kotzebue, Weinbrenner, Wiebeking, und wie ſie alle heißen, die mit Plänen zu Monumenten ſich abgegeben, Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres werden ſie nicht erſinnen, als dieſes in höchſter Künſtlichkeit einfachſte Werk, das uns in jenem Dom vor Augen ſteht. In ſeiner trümmerhaften Unvollendung, in ſeiner Verlaſſenheit iſt es ein Bild geweſen von Teutſchland, ſeit der Sprach- nnd Gedankenverwirrung; ſo werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen. Die anarchiſche Zeit, die zwiſchen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als ſey ſie dem Böſen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie

hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelaſſen. Es iſt wie ein Gelübde der Väter, das wir zu löſen gehalten ſind. Wenn die Kräfte Teutſchlands zur Vollendung ſich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anſtrengung ſo weit hinaus geführt. Nicht leicht und luftig aber ſoll man das Vorhaben nehmen, wie man ſeither in ſolchen Dingen gewohnt geweſen, als Gegenſtand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, verſtändig ſoll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann wann die Ausführung geſichert iſt, werkthätig zur Vollziehung ſchreiten. Es iſt nicht das Werk eines Menſchenalters, noch kann es der Armuth angemuthet werden. Darum ſey hiermit die erſte Anregung nur gegeben, und der Vorſchlag künftiger Berathung der Nation empfohlen.

III. Vergangenheit und Zukunft nach den Freiheitskriegen.

(Programm des Rhein. Merkurs 1. Januar 1814.)

Die gegenwärtigen Blätter, deren Erſcheinung auf kurze Zeit unterbrochen war, ſollen auf Anregung der höhern Behörde von neuem fortgeſetzt werden. Aber, wie in den wenigen Tagen dieſer Unterbrechung unſer Land eine andere Geſtalt gewonnen, und ein gänzlicher Umſchwung alle Verhältniſſe umgekehrt, ſo ſoll auch dieſe Zeitung in Geiſt und Faſſung der Vorigen nicht mehr ähnlich ſehen. Unter der ſtrengen Zucht einer in dieſem Fache überaus argwöhniſchen Polizey konnte dieſe nichts als der elende Nachhall elender Pariſer Blätter werden; ein Kanal mehr, durch den die Lüge und nichtswürdige Politik die Provinzen mit ihrem Gifte tränkte. Die Ereigniſſe der letztern Zeit haben dieſe unheilſamen Wäſſer von unſerm Lande abgedämmt, und es iſt alſo geordnet in der Welt, daß, hat das Schlechte erſt einmal ſein Ziel gefunden, das Gute von ſelbſt

ſich einzufinden pflegt. Aber auch zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaktion dies Blatt erheben, nach ihrem Wunſche, und wenn die Mitbürger ihren Beyſtand nicht verſagen, ſoll ſie eine Stimme der Völkerſchaften dieſſeits des Rheines werden.

Es hat im Laufe dieſer Zeiten ein Ereigniß ſich ergeben, das überraſchend, bewundernswürdig, ja erſtaunlich die Geſtalt der Welt und das Schickſal des Geſchlechts auf viele Menſchenalter begründen wird. Das teutſche Volk durch Dünkel, Habſucht, Neid und Unverſtand längſt ſchon tauſendfältig in ſich ſelbſt entzweyt, durch Trägheit und Erſchlaffung aufgelöſet, und darum einem übermüthigen Feinde von der Vorſicht Preis gegeben, der alle Gewaltthätigkeit ſeiner Revolution zu ihm hinübertrug; dies Volk gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verſpottet und gehöhnt, entwaffnet oder gegen ſich ſelbſt zum Streite angehetzt, hat wie ein gebundener Rieſe mit einem ſich erhoben, und alle Ketten ſind wie eine böſe Verblendung von ihm abgefallen, und die ihn plagten ſind vergangen wie üble Träume mit dem Licht des Morgens. Und nun, da der Arm des Böſen, der ſo ſchwer auf ihm gelegen, zerbrochen iſt, giebt ſich erſt kund, welch unverſiegliche Quelle alles Guten in dieſem Volke fließt, und wie die Feinde, die Alles ihm geraubt, den alten Schatz der Treue, des Muthes und der Vaterlandsliebe ihm nicht rauben können. Durch alle Völkerſchaften, die den Boden des alten Germaniens bedecken, geht ein Geiſt freudiger Entſagung und muthigen Zuſammenhaltens, eine ſchöne Begeiſterung glüht in aller Herzen, ſtatt der vorigen dumpfen Betäubung iſt eine muntere Regſamkeit eingetreten, eine klare Anſchauung der Weltverhältniſſe nimmt die Stelle kläglichen Unverſtandes ein, das Talent, das wie verſiegt ſchien in flacher Erbärmlichkeit, hat in allen Fächern ſich hervorgethan, und ein edler Gemeingeiſt, der den Teutſchen ſo fremd geworden, umſchlingt, wie jene Kette den Heerhaufen der Teutonen, ſo den großen Bund mit feſtem Band. Die Folgen dieſer Erhebung einer ſtarken Nation ſind ſchon in die Weltgeſchichte auf=

genommen; die Schlacht bey Leipzig hat ihres Gleichen nicht an Wichtigkeit ſeit jener auf den Catalauniſchen Feldern; und ſeit dem großen Bunde der Germanier gegen die römiſche Oberherrſchaft hat Teutſchland nie ſo eins in ſich, ſo wehrhaft, ſo gründlich ſtark und unüberwindlich da geſtanden. Offenbar ſind die Teutſchen das Organ geworden, in dem die Geſchichte weiter würkt; über den Heeren der Verbündeten ſchwebt jedem Auge ſichtbar die ewige Vergeltung, und mißt jedem mit dem Maaße ein, womit er ausgemeſſen; durch ihre Siege haben die Fügungen der Vorſehung ſich kund gegeben, die nicht dem Zufalle Preis giebt die Ereigniſſe, daß die Lüge herrſche und die Schlechtigkeit, ſondern die nach Maaß und Recht zügelt jede freche Gewalt, und Alles zum Guten lenkt. Und das iſt das Erfreulichſte von Allem, daß die Rechtlichkeit der Nation nach ſo arger Mißhandlung und ſo glänzenden Siegen ſich kund giebt in jener Mäßigung der Führer des Bundes, die dem niedergeworfenen Feinde nicht Mißhandlung, Knechtſchaft und Schande bietet, und dadurch die gerechte Nemeſis wieder gegen ſich ſelbſt bewaffnet, ſondern in ehrenvollem Frieden eben ſo ſehr ſein Glück wie das Eigene begründen will. Dieß ſchöne Maaß, das die Teutſchen ihrer großen freygemachten Kraft gegeben, verbürgt ihnen mit Sicherheit den ſiegreichen Ausgang des Kampfes, der nun ſeinem Ende naht. Die Begeiſterung aber, die ſich in der Nation geregt, und die noch lange nachglühen wird, wenn der Streit beyder Völker längſt beygelegt, wird, während ſie ihre künftige äußere Sicherheit begründet, jeglichem Guten Bahn machen, das ein Volk beglücken mag, und das Jahrhundert, das ſo viele Schmach geſehen, kann leicht in ſeinem Verlaufe die beſten Zeiten Altteutſchlands wiederkehren ſehen.

Auch die Länder dieſſeits* des Rheines haben ſeit dem Beginn der geſchriebenen Geſchichte dem teutſchen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechſelnd, haben ſie durch alle die

* Von Cöln aus geſchrieben und gedacht. Dieſer Stadt war damals Deutſchland ein jenſeitiges geworden. S.

Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beybehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Teutſchland trieb, wurden ſie erobert: welches auch damal der Gegenſatz der Partheyen ſeyn mochte, alle waren ſie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten. Jahre lang dauerte der Widerſtand der Eingebornen gegen die ausländiſche Macht, als endlich politiſche Verhandlungen ihr Schickſal unwiderruflich beſtimmt, fügten ſie ſich dem Unabwendbaren, und wurden ruhige, gehorſame Unterthanen, aber ihr Herz blieb bey ihrer Nation, und ſie hörten nicht auf Teutſche zu ſeyn. Der Oberfeldherr hat uns darüber ein ehrenvolles Zeugniß abgelegt, und ſicher haben die Aeußerungen des Volksgeiſtes, auf die er jenes Urtheil gegründet, ihn nicht getäuſcht. Die Maſſe des Volkes iſt durch alle die Zeit der fremden Herrſchaft ſich ſelbſt gleich geblieben, keinerley Art von Gallizism hat unter ihm Platz greifen können, nicht einmal die Sprache hat merklich ſich verſchlimmert, es hat ſchwer an die neuen Formen ſich gewöhnt, und nie an ihren Beſtand geglaubt. Wenn Einzelne von dem fremden Einfluſſe ſich bemeiſtern ließen, dann iſt das eine Sache, die billig perſönlicher Willkühr überlaſſen bleibt, und jetzt von keinem Einfluſſe auf das Ganze iſt.

Indeſſen, während ſo das Volk in ſeinem richtigen Inſtinkte ſich innerlich in keiner Weiſe irren ließ, hat man aus leicht begreiflichen Gründen gefliſſentlich Alles gethan, um es mit dem alten Vaterlande außer aller Verbindung zu ſetzen, damit die angeborne Liebe zu dem verwandten Stamme im Herzen erkalten, und dafür eine neue Zuneigung ſich anſetzen möge. Damit haben nach und nach wohl manche der alten Bande ſich aufgelöſt, die ſonſt dieſſeits und jenſeits aneinander knüpfte; es iſt eine Entfremdung in ſo manchen nationalen Beziehungen eingetreten, und eine Abgeſchloſſenheit, als ob dieſe Länder auf einer Inſel lägen, durch einen natürlichen Strom getrennt von Frankreich, durch einen künſtlich gegrabenen Kanal aber

geſchieden vom teutſchen Vaterlande. Kaum mehr, als was das Gerücht gebracht, iſt bis auf die letzte Zeit von den großen Ereigniſſen jenſeits in's Innere vorgedrungen, und nur dunkel und im Allgemeinen erkennt die große Menge, was jetzt die Welt bewegt, was jene eingebrochenen Heere ſo hoch begeiſtert, und wie viel anders es geworden im alten Vaterlande. Dazu vorzüglich nun ſind dieſe Blätter beſtimmt, die Bewohner dieſes Landes über jene Verhältniſſe aufzuklären, damit ſie ihre Zeit deutlich begreifen lernen, und dann nach beſtem Wiſſen ihre Parthey ergreifen können. Denn, obgleich wir einſtweilen wahrſcheinlich nicht in Allem dem jenſeitigen Teutſchland gleichgeſtellt werden, wird doch untheilnehmende Kälte auch an uns nicht geduldet werden. Die verbündeten Heere haben uns einen großen Beweis gegeben, wie ſie die alte Landsmannſchaft in uns ehren, dadurch, daß ſie gleich beym Einrücken uns als Freundesvolk behandelten. Es iſt billig, daß wir Freundſchaft um Freundſchaft geben, und einer Macht, die ſo ſchonend ſich angekündigt, mit dankbarer Geſinnung entgegenkommen. Die Verbündeten erwarten von uns, außer Erhaltung der innern Ruhe, was ſich von ſelbſt verſteht, zunächſt, daß wir nach beſtem Vermögen aus dem Ertrage unſeres Landes, ſo lange es Noth thut, ihre Heere auf ihrem ſiegreichen Zuge, wo ſie dem Feinde teutſcher Freiheit den Frieden abringen werden, unterſtützen. Auch unſere Unabhängigkeit, und daß wir dem Stamme wiedergegeben werden, dem wir urſprünglich angehören, wird einer der Preiſe dieſes Sieges ſeyn. Wie ſollten wir vorübergehende Opfer ſcheuen, um zu dieſem Ziele zu gelangen, da wir ſo viele ſchon bringen mußten, die zu verderblichem Zwecke verwendet wurden; beſonders da die natürliche Billigkeit, die unzertrennlich vom Charakter der Teutſchen iſt, uns verbürgt, daß nicht ſolche uns angemuthet werden, die unſere Kräfte überſteigen. Ueber alles das werden dieſe Blätter die Gemüther zu verſtändigen ſuchen; damit jeder wiſſe, worauf die Zeit andringt, und was ihre Zeichen wollen; welcher Preis am Ziele

wartet; welches die Mittel ſind, um dahin zu gelangen; welche Entbehrungen der Drang der Ereigniſſe dieſer Generation auf- legt, und welches die Pflichten ſind, deren Erfüllung das Va- terland von jedem fordert. So unterrichtet, wird jeder der guten Willens iſt, leicht das Haupt über den Druck der Gegen- wart erheben; überzeugt, daß die ganze große Bewegung der europäiſchen Völkerſchaften nur eine Kriſe iſt, die zum Beſſern führt, wird er ohne Murren dem, was unausweichlich andringt, ſich unterwerfen. Im wechſelſeitigen Geben und Empfangen werden dann auch wieder ſich die Fäden feſter knüpfen, die zwanzigjährige Trennung vielleicht gelöſt, und der Friede wird den Bund ſchon geſchloſſen finden, den er erſt begründen wollte.

Aber auch dem jenſeitigen Teutſchlande möchten dieſe Blätter gerne etwas werden. Denn einmal iſt Wirkung und Rückwirkung immer gegenſeitig, und während unſer Volk vom Stamme ſich getrennt, hat auch dieſer jenem bis zu einem ge- wiſſen Punkte ſich entfremdet. Jetzt wo mit dem Erwachen des Nationalgeiſtes der Körper ſich wieder in allen ſeinen Gliedern fühlt, und ein reges Intereſſe auch die fernſten Völkerſchaften teutſcher Zunge und teutſchen Herzens in einem gemein- ſamen Gefühle zuſammenfaßt, können wir hoffen, daß auch von dieſer Seite die Verhältniſſe alter Landsmannſchaft von neuem ſich knüpfen werden, und daß man uns in derſelben Geſinnung entgegen komme, in der wir dem Bunde nahen. Seit jenen zwanzig Jahren iſt dieſes Land in der Genoſſenſchaft teutſcher Völkerſchaften beynahe ganz verſtummt, und auch früher war es nicht eben ſehr beredt; wir möchten in unſerm Unternehmen dieſe rheiniſche Zunge im großen teutſchen Orden, ſo viel an uns iſt, wieder herſtellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verſchaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig ſoll ſie ſich ankündigen, nicht in eiteln oder ſchlechten Worten reden, vielmehr ſoll ſie die reine teutſche Sprache in ihrer urſprüng- lichen Unverfälſchtheit, von aller ausländiſchen Beymiſchung fern gehalten, ſprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begeben-

heiten aber wird die Zeitſchrift ſich von ſelbſt durch das Intereſſe, was die Nähe des Kriegsſchauplatzes ihr geben muß, empfehlen.

Und ſo möge denn dies Unternehmen unter glücklichem Geſtirn beginnen; es ſey derſelbe Stern, der ſo oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe ſich entgegen geſetzt und tyranniſcher Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an ſeinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geiſter jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig ſeyn; wenig vermag freylich der Einzelne, aber Vieler Zuſammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig ſind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum ſcheuen wir uns nicht, einen Theil unſerer Kraft und Zeit an dies Werk zu ſetzen, und die Wirkung unſerer Bemühungen mag ausfallen, wie ein höherer Geiſt ſie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns verſagen, daß unſere Triebfedern untadelhaft geweſen ſind.

IV. Deutſchlands Heil.

(Geſchrieben den 18. Auguſt 1814, während des Wiener Congreſſes.)

1. Das Allgemeine.

Das Eine, was uns allein vom unausbleiblichen Untergange retten kann, iſt, daß Alle, die teutſchen Stammes ſind, redlich wie im Felde, ſo im Werke und dann überall zuſammenhalten. Was Einzelne, wie was Völker entzweyen mag, es muß alles vergeſſen und wenigſtens, bis das Geſchäft * vollbracht, verſchoben ſeyn. Was Alle eint insgemein, iſt das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und daſſelbe Vaterland; was trennt und irrt, kann hernach unter uns geſchlichtet und vertragen werden. Haß, Eiferſucht und jegliche Empfindlichkeit ſollen vertagt und ausgeſchloſſen ſeyn; die überlegene Willenskraft und aus

* Der künftigen deutſchen Verfaſſung.

heller Höhe ruhig überſchauende Geiſtesklarheit, der ordnende Verſtand, der kalte, richtig berechnende Scharfſinn, die leichte, gewandte Lebensklugheit, alle ſollen ſie ſich anerkennen und mit einander ſich verbinden: denn es bedarf vieler Kräfte, daß die ſtarke Arbeit gefördert werde, und verſchieden ſind die Gaben ausgetheilt, damit ſie ſich ſuchen und ergänzen durch einander. Feinden ſie ſich aber gehäſſig an, dann kann nimmer etwas Gutes werden; und was die Perſönlichkeit in blinder Leidenſchaft zerſtört, iſt Alles dem Ganzen rein verloren.

Was uns Noth thut vor Allem, und was zuerſt durch die Verfaſſung geſetzlich begründet werden muß, iſt innere Feſtigkeit und geſchloſſene Haltung dem Ausland gegenüber. Haben alle andere Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann ſind wir, wie die Perſer in Aſien, nach allen Seiten blos gegeben; Teutſchland iſt der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerſtraßen ſich begegnen; alles ſtößt und drängt, wie von einer inneren Schwerkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und beſäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in ſeinem Sitze ſich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unſeres Landes ſchlügen. Slaviſche und lateiniſche Völker umgeben uns von allen Seiten; beyde gleich ſehr uns fremd und abgeneigt, in beyden der gleiche unruhige Trieb ſich auf unſere Koſten zu vergrößern. Auch hat es ſeit den Zeiten der Völkerwanderung alſo ſich geordnet, daß große Vorlande, vom teutſchen Stamme bevölkert, jenſeits der Weichſel und des Rheines in fremdes Gebiet hinüberziehen, und zu nie aufgegebenen Anſprüchen ſcheinbare Gründe geben, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt.

Darum iſt unſere Stellung auf der hohen Warte des geſammten Welttheils, von wo aus wir mit unabläſſiger Wachſamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben; ſicher daß jede, die wir ſorglos vorüber gehen laſſen, zu unſerm Verderben führt. Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern

und kriegeriſchen Völkerſchaften im Süden gegen die Weltherrſchaft der Römer ſich umgab; ſo müſſen wir rundum mit einer ſolchen Wehre uns umgürten, und mit einer Schildburg uns umſchließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieſer großen Feſte ſeyn, und hoch über ihre Zinnen werden die Fürſten, ſtarke Thürme, ſich erheben, die weit umſchauen in die Ferne und alle Zugänge ſichern und bewahren. Innen muß alles dann ein Leben und ein Bund zum Schutz und Trutze ſeyn, damit beym erſten Schlage, der an ferner Gränze an Schildesrand auffällt, alles aufmerkend horche, und beym wirklichen Angriff alle insgemein dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eilen. Dann allein kann es uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wiederſehen, daß Feindesheere aus Donau, Elbe, Weſer, Mayn und Lech und Inn unſer Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unſeres Wohlſtandes pflegen, und dürfen nicht beſorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raub zur Beute werde.

Dazu muß alles im gemeinen Weſen ſich ſtark und feſt zuſammenfügen, alſo daß die Bande in ruhigen Zeiten loſe und nicht drückend das Einzelne umſchlingen, im Druck und Noth und dem Anſtoß fremder Gewalt aber immer ſtärker ſich zuziehen. Alle benachbarten Völker haben zu dieſem Zwecke die Einheit der monarchiſchen Form ohne Mittelbehörden gewählt, und dadurch für den Angriff große Mittel, für die Vertheidigung ſtarke Schnellkraft ſich gewonnen, dabey aber auch Vieles an innerem eigenthümlichem Leben aufgeopfert. In Teutſchland widerſtrebt zu oberſt die religiöſe Entzweyung dieſer Einheit; ihr widerſtrebt der uralte ſelbſtſtändig eigenthümliche Stammesgeiſt, der wie in Bergzüge die Nation in ſich abgetheilt und gegliedert hat; die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerſchaften an ihre Fürſtenſtämme; endlich die fromme Achtung für das Herkömmliche und den urkundlichen und durch die Verjährung langer Zeitläufte geſicherten Beſitzſtand. Darum iſt Teutſchland die ſchwerere Aufgabe zu Theil geworden, die Vielherrſchaft durch die Macht der Verfaſſung und den Geſammtwillen der Nation

alſo zu bemeiſtern, daß ſie ſtark wie die Einheit, wenn auch nicht zum Angriff, doch für die Vertheidigung wirkt. Größer iſt dann auch der Preis, der auf der Löſung ſteht; denn das Beſte iſt die ſtarke Einheit in der freyen Vielheit, und das Gegentheil führt nur allzuleicht zu Erſtarrung, Tod und Despotism.

Zu dieſem Zwecke müſſen die Fürſten vor Allem erkennen, daß ſie dieſelbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorſam, den ſie von den Untergebenen verlangen, auch ihrerſeits der Geſammtheit und dem Vaterland ſchuldig ſind; daß dieſelbe Einigkeit und Einheit, die ihre beſondere Herrſchaft ſtark macht und kräftigt, auch nach aufwärts allein das Ganze, und in ihm auch wieder ihr Beſonderes, bleibend und beſtehend machen kann. Die Völker müſſen ſich in gleicher Weiſe überzeugen, daß ohne einen entſchiednen, kräftig beſtimmten öffentlichen Geiſt der Wille der Fürſten fürs gemeine Wohl ohnmächtig iſt, und daß, wenn ſie in Läßigkeit verſinken, der geſammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß. Völker und Fürſten ſind nacheinander die ſchwere Prüfung dieſer Zeiten durchgegangen, jene indem ſie zuerſt aus dem Taumelbecher franzöſiſcher Freyheit getrunken, dieſe indem ſie im Schirlingstranke von Napoleons Deſpotism ſich betäubt, und Beyde in der Anarchie ihre Freyheit zu begründen wähnten. So möge denn Beyden auch in ihrem Verhältniß zu einander die harte Lehre nicht verloren ſeyn, und [mögen] ſie nie wieder vergeſſen, daß die Freyheit der Völker in der Freyheit der Fürſten ihre Schranke findet, aber auch hinwiederum [umgekehrt], und daß in dieſer wechſelſeitigen Beſchränkung allein das wahrhaft lebendige, kräftigende Ebenmaas zu Stande kömmt.

Damit aber der öffentliche Geiſt, wie er ſich jetzt glücklicherweiſe in Teutſchland entzündet hat, nachwirken, und die Fürſten halten, tragen und in allem Guten unterſtützen, im Böſen abmahnen und ihm entgegenſtreben könne, muß ihm in innerer ſtändiſcher Verfaſſung eine verfaſſungsmäßige Stimme und eine Einwirkung in das Getriebe der Staatsverweſung geſtattet werden.

Während die Fürſten ſich ſelbſt in höherer Würde als Reichsſtände und Stimmführer ihrer Völker, aber untergeordnet dem Geſetz erkennen; werden ſie abwärts Vertreter dieſer ihrer Völker anerkennen, und dieſelbe Freyheit, die ſie politiſch nach oben hin in Anſpruch nehmen, auch bürgerlich nach unten hin geſtatten. Starke Völker allein können ſtarke Fürſten machen, und nur die Völker ſind zu allen Zeiten ſtark geweſen, die am gemeinen Weſen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergang, und er ſinkt und ſteigt mit ihnen; wo die Geſammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüſtlich immer ſich verjüngend Leben. In dem gleichen Gemeinſinn, womit die Fürſten ſich zuſammenſchließen, werden darum auch die Völker ſich um die Fürſten drängen, und alſo durch ſolche Doppelkraft gebunden wird mit wachſender Gefahr die Verbindung immer enger werden, und genauer und feſter geſchloſſen ſtehen.

---

2. Die Einzelnen.

Sind aber die äußerlichen Bedingungen zur Begründung des gemeinen Wohles erſt wieder hergeſtellt, dann bleibt uns ſelbſt innerlich die ſchwerſte Arbeit noch zurück. Was wäre die engliſche Conſtitution, wenn nicht die ſtarke, herrliche Volkskraft ſie immerfort belebte und begeiſtigte? Was ſoll uns eine ſtändiſche Verfaſſung, wenn nur die Schlechtigkeit in ihr durch die Erbärmlichkeit vertreten wird, und nichts als eine leere Form weiter das öffentliche Leben hemmt und lähmt? Die Verfaſſung kann nur wegräumen die äußern Hinderniſſe der Entwicklung, dieſe ſelbſt mag nur von innen heraus kommen, aus eigner ſelbſtthätiger Fülle und Lebendigkeit. Iſt daher das Ganze erſt nach rechter Art und Weiſe geordnet und eingerichtet, dann und noch zuvor laßt uns dem Beſondern in uns ſelbſt die rechte Zucht und Ordnung geben. Lerne jeder Gerechtigkeit üben in all ſei-

nem Thun und meiden die abſcheuliche Unbilligkeit, an die uns Alle eine gewaltſame Zeit gewöhnt. Schon ſo viele Jahrtauſende hat die Geſchichte dem öffentlichen, die Erfahrung dem beſondern Leben gepredigt, daß jedes Unrecht, was wir üben, durch Geduldetes gebüßt werden muß; endlich ſollten wir doch ſchon aus Klugheit auf die heilſame Lehre merken, nur Recht zu thun, damit auch Recht uns wieder werde. So lange haben wir dem Baal der Eigenſucht gedient, es mögte wohl an der Zeit ſeyn, daß wir zum beſſeren Gott der Väter wiederkehrten. Was uns ſonſt wie Sonnenlicht und Lebensluft gemeines Gut geweſen, worin Alle athmeten und ſich ſonnten und alles Leben ſich gründete; das haben wir elendiglich zerriſſen und vertheilt, und ſiechen nun erbärmlich bey Kerzenlicht und mephitiſcher Stubenluft. Die großen begeiſtigenden Ideen, die vorhin die Menſchheit zuſammenhielten, hat die Entartung zerriſſen, in ein Gewimmel kleinlicher Begriffe, und jeder hat ſein Götzenbildchen zu ſich genommen, dem er in der Niſche als ſeinem Hausgeiſt räuchert. Der ſoll nun Geld und Gut verſchaffen und verborgene Schätze, darauf geht unſer Sinnen und Trachten alle die Tage unſeres Lebens. Darüber hat ſich der innerliche Krieg entzündet, den die Habſucht fort und fort ohne Stillſtand führt, daß jeder den Andern überliſtend nur für ſich erraffe; daß er zuſammenſcharre um der Luſt zu fröhnen, und unerſättliche Gier ſich zum einzigen Geſetze mache. Alle höheren Anforderungen wiſſen wir dabey mit einem Vorrath hohler, ſchöner Worte abzufertigen, und in täuſchender Perſpektive uns alle Tugenden vorzumalen, die wir nicht beſitzen. So iſt unſer Zuſtand ein feineres, zahmeres Fauſtrecht nur geworden, wo die Beutelſchneider ihre ritterlichen Künſte üben, und der Reſt treuherziger Ehrlichkeit ausgeplündert wird. Soll es alſo fortan mit uns beſchaffen ſeyn, dann erwarte keiner irgend Segen, auch von dem auf's Beſte beſtellten Verfaſſungswerk; dann iſt alle Hoffnung eine Thorheit, mag Moſe und die Propheten unter ſie kommen, ſie werden doch thun, was ſie gelüſtet.

Nicht alſo ſoll es in der Zukunft beſtehen: wenn wir große

Anſprüche an die Fürſten und ihre Räthe machen, dann ſoll die Forderung an uns ſelbſt nicht geringer ſeyn. Von oben herab haben die Bänder der lebendigen Schwere nachgelaſſen; von unten herauf hat der Zug der innern Wahlverwandtſchaften der Elemente ſich geſchwächt: darum iſt die große Auflöſung und Gährung in die Zeit gekommen: und Beydes muß miteinander und durcheinander wieder hergeſtellt werden, ſoll Glück und Wohlſtand wiederkehren. Die Lüge, die ihr Reich auf die Nichtswürdigkeit im Menſchen gründen wollen, iſt zu Schanden worden; ſo laßt uns denn mit der alten Wahrheit und dem Guten wieder einmal es verſuchen. Bringe jeder Kraft und Liebe zu dem Vereine, Glück und Segen wird er daraus wieder als Zinſen ziehen; wo aber nichts iſt, kann nur Nichtiges erwachſen; und wäre die Verfaſſung übermenſchlich klug erſonnen, ſie wird ein hölzernes Gerüſte ſeyn. Was in den andern Naturreichen der Zwang zuſammenhält, das iſt in den Menſchlichen der Fügung des Willens überlaſſen; ſo laßt uns denn endlich den feſten Willen haben, und unſere Freyheit alſo unverwandt auf's Gute richten, daß ſie ſtreng wie die Nothwendigkeit erſcheint; ſogleich auch wird der Zwang, der uns jetzt bindet und befängt, zur Freyheit werden. Jeder ſuche ſich zuerſt ſelbſt das Maas zu geben, daß ſeine Perſönlichkeit in umſchriebner menſchlicher Geſtalt, und nicht einer freſſenden Flamme gleich erſcheine. Bändigen wir zuerſt in uns den wilden Pöbel der Triebe und Leidenſchaften, daß er nicht herriſch tobend allein gebiete; halten wir ſie im untern Kreiſe des Lebens eingeſchloſſen, daß ſie ſeine irdiſchen Wurzeln umſpielen und gründen den körperlichen Beſtand der Leiblichkeit. Darüber laßt uns aber pflegen den Adel unſeres Weſens in der Bruſt, Muth, Tapferkeit, Stärke und Entſchloſſenheit, Gerechtigkeit, Entſagung, Sitte und Rechtlichkeit. Im Haupte ſoll dann prieſterlich wohnen die rechte Frömmigkeit und die Anerkennung der höheren Welt; die Ergebung in die Fügungen der Macht, die da lenkt aus tiefer Verborgenheit; die Einſicht des höheren Geſetzes, das alle Ereigniſſe in ſich ver-

knüpft und ein fortdauerndes Wunder durch alle Geſchichte glanzreich bricht; endlich die Ueberzeugung, daß nur das Gute in ſich weſenhaft und dauernd, alles Böſe aber an ſich nichtig und vergänglich iſt. Daß jeder nun alſo auch ſein Haus beſtelle, der an den Staat Anſprüche zum Beſſern macht, wird ferner auch gefordert; denn das häusliche Verhältniß iſt der Grund alles Bürgerlichen, und es iſt nicht möglich, daß dieſes wohl gedeihe, wenn dort nicht Zucht und Ordnung herrſcht. Auch die Möglichkeit einer durchgreifenden Erziehung, an die wir ſo gern die Anſprüche verweiſen, die wir uns ſelbſt erlaſſen, iſt allein gegeben auf dieſe Bedingung hin, denn das Familienleben iſt die eigentliche Sittenſchule. Das alles, unausweichlich nothwendig, wenn es zu einem gedeihlichen Ziele kommen ſoll, läßt ſich auf dem Congreſſe nicht verhandeln noch entſcheiden; aber die Völker und die Menſchen allumher, wie ſie Zeugen geweſen ſind der großen Lehren, welche die Geſchichte der Zeit verkündigt hat, ſollen zu dieſem Zwecke im Geiſte gleichfalls zu ihrem eigenen Congreſſe verſammelt ſeyn, und dort miteinander Raths werden, was ihren Theil betrifft, und gleichfalls ihren innern Frieden und ihre Inſtitution ſchließen, während dort die Conſtitution verabredet wird. Daß es in einem wie im andern zum Beſten kommen werde, iſt von menſchlicher Schwäche nicht zu hoffen; wohl aber daß die erhebende Zeit, wie ſie viel Böſes geſehen, ſo auch viel Gutes oben und in der Tiefe gründen werde, und kein verächtliches Erbe aus ihrer Errungenſchaft überliefern den folgenden Geſchlechtern.

B. G. Niebuhr.

I. Einleitung in die römiſche Geſchichte.

(1811 und 1827.)

Ich habe es unternommen, die römiſche Geſchichte zu ſchreiben: von den Urzeiten der Stadt bis dahin, wo Auguſtus Alleinherrſchaft über die römiſche Welt unbeſtritten anerkannt ward. Ich beginne da, wo aus zuſammentretenden Anſiedelungen verſchiedenartiger Nationen ein neues Volk entſtand; mein Ziel liegt, wo dieſes Volk Millionen zu ſich aufgenommen, und ſeine Sprache und ſeine Geſetze ihnen mitgetheilt hatte: wo es vom Aufgang bis zum Niedergang herrſchte, und das letzte der aus Alexanders Eroberungen hervorgegangenen Königreiche eine ſeiner Provinzen geworden war. Lange, ehe in jenen Zeiten ein hiſtoriſches Andenken beſtimmter Individuen hervortritt, laſſen ſich die Formen mit Sicherheit erkennen, unter denen das Gemeinweſen beſtand: ſo feſt, und auf Jahrhunderte unvertilgbar, waren ſie Allem eingedrückt, und ſo völlig hatte der Einzelne ſein Daſeyn im Ganzen: wo die Zeit endigt, welche zu umfaſſen meine Abſicht iſt, hat ſich die Nation in eine gährende Maſſe aufgelöſt, deren entſeelte Geſtaltung täglich unkenntlicher wird, und zerfällt.

Zahllos ſind die Ereigniſſe und Veränderungen, wodurch die Römer von der einen dieſer Gränzen zur entgegengeſetzten hindurchgegangen ſind: ungeheure Schickſale, gewaltige Thaten und Männer, die es würdig waren, eine rieſenmäßige Macht zu bewegen, haben manches aus der römiſchen Geſchichte auch während der unwiſſendſten Jahrhunderte im Andenken erhalten.

Aber für die frühen Zeiten hat Dichtung einen bunten Schleyer vor die geſchichtliche Wahrheit gezogen; dann miſcht ſich eitle Erdichtung, noch häufiger als vielfach gebildete Volksſage, oft unvereinbar und leicht erkannt, aber auch wohl täuſchend angepaßt, mit dürren Chronikumriſſen, und dem ſpärlichen Gewinne eines oder zweyer ächter Hiſtoriker aus Urkunden: ſpäter, im Verhältniß, beginnt in keiner Geſchichte eigentliche Zuverläßigkeit. Es iſt aber deshalb doch nicht nothwendig, dieſe wichtigſte aller Hiſtorien für den größten Theil ihrer Dauer als hoffnungslos aufzugeben: wird nur kein Anſpruch auf ſolche vollkommne Genauigkeit im Einzelnen gemacht, wie ſie für uns wahrlich keinen Werth hat, ſo läßt ſich aus jenen ſo dunkeln Zeiträumen manches mit nicht ſchwächerer hiſtoriſcher Sicherheit ermitteln, als aus den Ereigniſſen der gleichen Zeit in Griechenland: und dieß zu erſtreben liegt uns ob.

Am vollkommenſten, mehr ſelbſt als für die Archäologie der Griechen, kann es für die innere Geſchichte und die inneren Zuſtände gelingen. Wenige Völker haben, wie die Römer, ein durch fremde Obmacht unverkürztes Leben vollendet: keines unter dieſen wenigen mit ſolcher Kraft und Fülle. Länger als irgendwo wird hier kein Element erſtickt: mannichfaltig und zahlreich vom Urſprung her, lebt jedes aus bis es abſtirbt, was aber ſich überlebt hat, wird beſeitigt; ähnliches dann gepflanzt, wo Raum ledig ward oder neuer entſtand. Und ſo erhält ſich der Staat jugendlich, der nämliche in ſeinem Weſen, ſtets ſich erneuend: bis Stockung und Stillſtand eintritt, und nun, anſtatt der unverwüſtlichen Lebensfülle, erſt Siechheit, dann tödtliche Krankheit. Aber grade für die Zeiten, deren Kunde mehr errathen als vernommen werden muß, beſtanden ſolches Ebenmaaß und ſich alſo entſprechende Verhältniſſe, daß, wo einige Spuren und Ueberreſte von kenntlicher Beziehung an das Licht des Tages gebracht ſind, ſich auch über andere ſichere Gewißheit ergibt, von denen es uns nicht gewährt iſt, den Schutt aufzuräumen, oder deren unterſte Grundſteine aufgeriſſen

ſind. Nicht anders, als wie die Mathematik nur einiges Gegebene bedarf, um eine angeſtellte Meſſung zu entbehren.

Wie die See die Ströme, nimmt Roms Geſchichte die aller anderen Völker auf, welche früher in der Welt um das Mittelmeer genannt worden waren. Manche erſcheinen hier nur, um gleich unterzugehen; andere behaupten eine Zeitlang, meiſt kämpfend, ihr Daſeyn in der früher oder ſpäter tödtlichen Berührung. Von allen darf die Geſchichte der Römer nicht zulaſſen, daß ein Bild, welches ihren Namen beleben ſoll, der Begriff ihres Zuſtands und ihres Weſens, anderswo geſucht und leicht nicht gefunden werde; oder verſäumt, ſo daß ein leerer Name, oder leichtſinnig ergriffene Bilder, genügen: ihr liegt ob, es aufzuſtellen, ſo weit Forſchen und Sinnen es möglich machen.

Livius hatte dieſe Zwecke nicht: er ſchrieb, weil ihn die Natur mit einer höchſt glänzenden Gabe der Auffaſſung des einzeln Menſchlichen und der Erzählung ausgeſtattet hatte; mit dem Talente des Dichters, nur ohne Leichtigkeit oder Luſt zu metriſcher Rede. Er ſchrieb, nicht zweifelnd und nicht überzeugt, wie man die Wunderzeiten des Heroenalters zur Geſchichte zog; — wie dieß that, auch wer in Verhältniſſen der Gegenwart und Erfahrung nichts weniger denn leichtgläubig war, als ein ſorgloſer Glaube ungeſtört von der Kindheit an durchs Leben fortdauerte. Jene urälteſten Zeiten, wo die Götter unter den Menſchen wandeln, ſelbſt dieſe wollte er der Geſchichte nicht entſchieden abſprechen: was aus ſpäteren, nicht widerſtreitend gegen die irdiſchen Verhältniſſe unſers Geſchlechts, erzählt ward, galt ihm nur für unvollſtändiger und ungewiſſer, aber für gleichartig mit den Ueberlieferungen bewährter Geſchichte. Die Verfaſſuug verſäumte er gänzlich, wo nicht innere Fehden ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie wandten; dann aber ſah und richtete er mit den Vorurtheilen der Parthey, der er von den erſten Jugenderinnerungen her anhing, gegen die, welche, gleichbenannt, ihm die nämlichen ſchienen, in denen er in den Zeiten der Verderbtheit mit Recht die Aergeren unter den kämpfenden Böſen

ſah: — endlich, wenn er in den ſpäteren Büchern aus lebendiger Erzählung die unbekannten Länder, wie Britannien, beſchrieben hat, ſo ſchaffte er ſich für die älteren Zeiten keinen Begriff von Völkern und Staaten.

Er ſuchte die Ausartung ſeines Zeitalters zu vergeſſen an der Vergegenwärtigung des Herrlichen vergangener Zeiten; und die behagliche Sicherheit, worin die ermüdete Welt wieder aufathmete, mußte ihm mitten in ſeiner Wehmuth wohl thun, wenn er die entſezlichen Ereigniſſe der Bürgerkriege darſtellte: er wollte ſeiner Nation ihre bis dahin ſtammelnd erzählten und verkannten Thaten verherrlichen und bekannt machen: und er verlieh ihrer Literatur ein coloſſaliſches Meiſterwerk, dem die griechiſche in dieſer Art nichts vergleichen konnte, wie keine neuere ihm ein ähnliches an die Seite ſtellen wird. Kein Verluſt, der uns in der römiſchen Litteratur getroffen, iſt mit dem ſeiner untergegangenen Bücher zu vergleichen.

Aber wären ſie erhalten, ſo würden wir dennoch veranlaßt ſeyn, eine römiſche Geſchichte zu bilden, wie ſie für uns Bedürfniß iſt: denn, damit die einer ganz vergangenen Zeit es für uns eben ſo ſey, wie die einer erlebten, damit die römiſchen Helden und Patrioten nicht wie Miltons Engel, ſondern als Weſen von unſerm Fleiſch und Blut vor uns erſcheinen, bedürfen wir nun mehr und Anderes, neben dem, was wir bei ihm unerreichbar erzählt leſen; und läßt es ſich verkennen, daß ſogar Manches von dieſem nun nach achtzehnhundert Jahren dem Gedächtniß auch des theilnehmendſten Leſers ſich doch nicht einprägen kann? Die Bedürfniſſe einer fremden Zeit, möchte man ſie auch höher ſezen, als die eigene, ſich erkünſteln; die, welche man wirklich hat, ſich abläugnen und nicht gewähren wollen, das macht hülflos und freudenlos, und iſt kindiſch. Mit Livius als Geſchichtſchreiber wetteifern zu wollen; zu wähnen, es ließen ſich die verlornen Theile ſeines Werks erſezen, wenn nur der Stoff reichlicher wäre, würde lächerlich ſeyn. Aber das iſt kein vermeſſener Gedanke, es zu unternehmen, abgeriſſene

ſtehenden Jüngling, wie Du es biſt, keinen andern Beruf lieber und ärmliche Nachrichten mit Sorgfalt und Anſtrengung ſo zu ergründen, zu verbinden und zu beleben, daß daraus für die Zeiträume, wo uns ein Beſſeres fehlt, im Weſentlichen doch lebendig und voll hervortrete, was aus reichem und edel gebildetem Stoff leicht entſteht.

Wie weit es gelinge, darüber waltet höhere Macht. Aber den Forſchungen in dieſer Geſchichte verdanke ich die lebensvollſten Tage meiner blühenden Jahre; und wie die Fortſetzung des Werks mein Alter nicht minder erfüllen wird, als Livius Schöpfung das ſeinige, ſo verbürgt ſie mir auch deſſen Friſchheit und Heiterkeit. Wer Verſchwundenes wieder ins Daſeyn zurückruft, genießt die Seligkeit des Schaffens: es wäre ein Groſſes, wenn es gelingen könnte, für die, welche mich leſen, den Nebel zu zerſtreuen, der auf dieſem vornehmſten Theil der alten Geſchichte liegt, und lichte Helle zu verbreiten: daß ihnen die Römer klar, verſtändlich, vertraut wie Zeitgenoſſen, mit ihren Einrichtungen und ihrer Geſchichte vor dem Blick ſtehen, leben und weben.

II. An einen Studioſen der Philologie.

(1822.)

Als mir Deine liebe Mutter ſchrieb, daß Du eine entſchiedene Neigung für philologiſche Studien zeigteſt, äußerte ich ihr meine Freude darüber, und bat ſie und Deinen Vater, dieſe Neigung ja nicht durch andere für Dich entworfene Lebenspläne zu ſtören. Ich glaube ihr geſagt zu haben, da Philologie die Einleitung zu allen andern Studien ſey, ſo bereite ſich der, welcher in den Schuljahren dieſe Disciplin mit dem Eifer treibe, als ſolle ſie ſeinen vollen Lebenslauf ausmachen, zu jeder andern, die er auf der Univerſität wählen möchte; und dann iſt mir Philologie ſo theuer, daß ich einem mir ſo lieben und nahe-

wünſchen möchte, als eben ſie. Es giebt keinen friedlicheren und keinen heiterern, keinen, der durch die Art ſeiner Pflichten und ſeiner Ausübung, die Herzens- und Gewiſſensruhe beſſer ſichere: und wie manchesmal habe ich mit Wehmuth beklagt, daß ich dieſen verlaſſen und in ein bewegtes Leben übergegangen bin, welches vielleicht ſelbſt in meinem beginnenden Alter zu keiner dauernden Ruhe gelangen wird. Das Amt namentlich eines Schullehrers iſt vollkommen ehrwürdig, und ungeachtet aller Uebel, die ſeine idealiſche Schönheit ſtören, für ein edles Herz wahrlich einer der glücklichſten Lebenspfade: es war dies einſt mein ſelbſtgewähltes Lebensziel, und man hätte mich nur immer ihm nachgehen laſſen ſollen. Ich weiß ſehr wohl, daß ich jetzt, verwöhnt durch die große Sphäre, worin ich mein thätiges Leben zugebracht, nicht mehr dafür taugen würde: aber wem ich ſo herzlich und redlich wohl will wie Dir, dem wünſche ich, daß er ſich nicht ſo verwöhnen, noch von der Stille und dem ſichern engen Kreiſe wegſehnen möge, in dem ich, wie Du, meine Jugend verlebt habe.

Deine liebe Mutter ſchrieb mir, Du wünſchteſt mir eine Arbeit vorzulegen, um mir Deinen Fleiß zu beurkunden und mich in Kenntniß zu ſetzen, welche Fortſchritte Du ſchon gemacht habeſt. Ich bat ſie, Dich dazu aufzumuntern, nicht allein um Dir und den Deinigen einen Beweis des treuen Antheils zu geben, den ich an Dir nehme; ſondern auch, weil ich gerade in der Philologie das Ziel beſtimmt genug kenne, und die Pfade, welche dahin führen, ſowie die täuſchenden Irrwege, um den, der einen von jenen zu betreten das Glück gehabt, beſtärken zu können, daß er ihn nicht verlaſſe, und den, der in Gefahr iſt ſich zu verirren, mit voller Ueberzeugung zu warnen, und ihm zu ſagen, wohin er gerathen müſſe, wenn er nicht ablenke. Ich ſelbſt bin meinen Weg größtentheils ohne Führer, und leider auch wohl gegen die nur zu ſchonend gegebenen Winke derer, die es hätten ſeyn können, durch manches Dornendickicht gewandelt. Zum Glück, und Gott ſey es gedankt, habe ich das

Ziel nie aus den Augen verloren und die Richtung wieder gefunden: aber ich wäre ihm viel näher gekommen, und mit weniger Trübſal, wenn man mir den Weg gewieſen hätte. Ich weiß ſehr wohl, daß es hauptſächlich aus Schonung unterblieben iſt; einer oder der andere hat auch wohl die Mühe geſcheut, ſich einem Knaben im widerſpenſtigen Lebensalter verſtändlich zu machen. Ich weiß auch wohl, daß mir ein nicht mit meiner Neigung übereinſtimmender Rath wohl nicht geſchmeckt hätte; aber wäre er von einem Berufenen gegeben worden, ich hätte ihn gewiß zu Herzen genommen, und es wäre mir jetzt viel werth, wenn er mir gekommen wäre: ſelbſt herbe und bis auf's Blut verwundend.

Ich ſage Dir mit Vergnügen und kann es mit Wahrheit thun, daß Deine Arbeit ein rühmliches Zeugniß für Deinen Fleiß iſt, und daß es mich ſehr freut zu ſehen, wie viel Du in den mehr als ſechs Jahren, da wir uns zum letztenmal ſahen, gearbeitet und gelernt haſt. Ich ſehe, daß Du viel geleſen haſt, und mit Wißbegierde und Aufmerkſamkeit. Zuerſt aber muß ich Dich nun unverholen bitten, Dein Latein zu prüfen und Dich zu überzeugen, daß es Dir auf dieſem Puncte fehlt. Ich will Dir einige grammatiſche Fehler nicht aufmutzen; über dieſen Punct bin ich ganz der Meinung meines lieben ſeeligen Spalding, den dieſe in der Schule am wenigſten ungeduldig machten, wofern nur ihre Anzeichnung fruchtete, ſie allmählich auszutilgen. Schlimmer iſt, daß Du mehr als einmal mit den Perioden ſtecken bleibſt: daß Du Worte im unrichtigen Sinne brauchſt; daß dein Styl aufgedunſen und ohne Haltung iſt; daß Du mit den Metaphern unlogiſch verfährſt.

Du ſchreibſt nicht einfach genug, um einen Gedanken, der dir klar vor Seele ſteht, ohne Prätenſion auszudrücken. Daß Du nicht reich und geründet ſchreiben kannſt, iſt kein Tadel: denn obgleich es, beſonders in frühern Zeiten, einige gegeben, die durch beſonders glückliche Leitung eines beſondern Talents dies in Deinem Alter wohl gekonnt, ſo iſt dieſe Vollkommenheit

der Regel nach nicht einmal möglich. Fülle und Reife des Ausdrucks ſetzt eine Reife der Seele voraus, welche nur der Lauf der Entwickelung bringt. Aber was man immer kann und immer ſoll, iſt, nicht nach einem Schein von mehr trachten, als man vermag, und ſchlicht und recht denken und ſich ausdrücken. Hier alſo nimm von mir eine heilſame Regel an. Wenn Du lateiniſche Aufſätze machſt, ſo denke Dir, was Du ſagen willſt, mit der größten Beſtimmtheit, deren Du fähig biſt, und faſſe es in den anſpruchloſeſten Ausdruck. Studiere den Periodenbau der großen Schriftſteller und übe Dich manchmal, einzelne nachzubilden, überſetze die Stücke ſo, daß Du die Perioden auflöſt und wenn Du ſie zurücküberſetzeſt, ſo ſuche die Perioden herzuſtellen: eine Uebung, wozu Du ja der Leitung deines Lehrers nicht bedarfſt: aber thue es nur als Vorübung für den Gebrauch einer reiferen Zeit. Wenn Du ſchreibſt, ſo forſche ängſtlich, ob Deine Sprache von Einer Farbe iſt: es gilt mir gleich, ob Du Dich an die von Cicero und Livius, oder an die von Tacitus und Quintilian bindeſt; aber Einen Zeitraum mußt Du Dir wählen; ſonſt entſteht ein buntſchäckiges Weſen, welches den ordentlichen Philologen eben ſo ärgert, als ob man Deutſch von 1650 und 1800 unter einander mengte. Suche der Kunſt habhaft zu werden, die Sätze zu verbinden, ohne die alles angebliche Latein eine wahre Marter für den Leſer iſt. Und ganz beſonders ſieh' bei den Metaphern genau zu: was darin nicht ganz tadellos iſt, iſt unausſtehlich, und eben daher iſt Lateinſchreiben eine ſo herrliche Schule alles guten Styls: und nächſt dem Latein das Franzöſiſche, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutſche in ſeiner eigenen Sprache ſo fatal gleichgültig iſt.

Du haſt ſehr Recht gehabt, die beiden entworfenen Aufſätze, deren du erwähnſt, nicht zu ſchicken, weil du unmöglich etwas Geſundes darüber ſagen kannſt.

Einzelne Abhandlungen laſſen ſich nicht ſchreiben, ehe man das Ganze, in dem ihr Gegenſtand enthalten iſt, anſchaulich

kennt, und in demſelben bewandert iſt, und ehe man von allen Beziehungen dieſes Einzelnen zu anderen Complexen eine genügende Kenntniß hat. Ein andres iſt, daß man vom Einzelnen zum Allgemeinen kommen muß, um ein zuſammengeſetztes Ganze wahrhaft kennen zu lernen. Und dabey braucht man keine ſyſtematiſche Ordnung zu befolgen, ſondern kann zufälligen Neigungen nachgeben, vorausgeſetzt, daß man umſichtig verfährt, und die Lücken nicht überſieht, welche zwiſchen den einzelnen Theilen bleiben. Ich habe das eigentliche Studium der alten Geſchichte mit Polybius angefangen, und kannte die Zeit des Kleomenes früher genau als die des Perikles: aber ich wußte, daß meine Kenntniß objectiv ein kleines Stückwerk war, und daß ich unendlich mehr gelernt haben müßte, ehe es mir auch nur einfallen dürfe eine Materie zu bearbeiten, die durch viele Zeiträume hindurch ginge, die ich dürftig kannte und unendlich viele Beziehungen hätte, von denen ich eigentlich gar keinen wahren Begriff hatte. Ich arbeitete immer fort, und wenn ich kann, arbeite ich noch täglich, um mir eine lebendige Anſchauung des Alterthums zu erringen. Du haſt über die Römiſchen Colonieen und ihren Einfluß auf den Staat zu ſchreiben unternommen. Es iſt aber ganz unmöglich, daß Du von den Römiſchen Colonien auch nur einen halb richtigen Begriff haben kannſt, und um über ihren Einfluß auf den Staat zu reden, müßteſt Du nicht nur in die Römiſche Verfaſſung Einſicht haben, und die Römiſche Geſchichte genau kennen, ſondern Politik und Geſchichte der Politik verſtehen, welches alles noch unmöglich iſt. Wenn ich Dir dies ſage, ſo ſetze ich Dir hinzu, daß in Deinem Alter keiner von uns allen, die wir uns Philologen nennen dürfen, über dieſen Gegenſtand hätte arbeiten können; ja nicht einmal Grotius oder Scaliger und Salmaſius, die ſo viel früher als irgend einer von uns vortreffliche Grammatiker wurden. Noch weniger paßt der zweite von Dir erwähnte Gegenſtand für Dich. Du mußt genug vom Alterthum wiſſen um auch zu wiſſen, daß die Philoſophie der Jünglinge bis zu einem weit reiferen Alter

als das Deinige, im ſchweigenden Hören, im Beſtreben zu begreifen und zu lernen beſtand. Du kannſt die Fakta nicht ordentlich wiſſen, noch weit weniger aber ein allgemeines Raiſonnement, wenn wir auch das Wort „philoſophiſch" ſchenken, über ganz einzelne, großentheils problematiſche anſtellen. Lernen, mein Lieber, gewiſſenhaft lernen: immerfort ſeine Kenntniſſe prüfen und vermehren, das iſt unſer theoretiſcher Beruf fürs Leben, und er iſt es am allermeiſten für die Jugend, die das Glück hat, ſich dem Reiz der neuen intellectuellen Welt, welche ihr die Bücher geben, ungehindert überlaſſen zu können. Wer eine Abhandlung ſchreibt, er mag ſagen, was er will, macht Anſpruch zu lehren, und lehren kann man nicht ohne irgend einen Grad von Weisheit, welche der Erſatz iſt, den Gott für die hinſchwindende Jugendſeeligkeit giebt, wenn wir ihr nachſtreben. Ein weiſer Jüngling iſt ein Unding. Auch ſage man nicht, daß man ſolche Ausarbeitungen für ſich ſelbſt macht, um einen einzelnen Gegenſtand zu ergründen. Wer es in dieſer Abſicht thut, handelt verkehrt und ſchadet ſich. Fragmentariſch ſchreibe er ſich nieder, was er durchdacht hat; er ſetze ſich nicht hin um beim Schreiben zu denken. Wer in ein geründetes Ganze bringen will, was auch nicht den Schatten einer Vollendung haben kann, weder innerer noch äußerer, der ſetzt ſich in die allergrößte Gefahr, ſich mit Schein und Oberflächlichkeit zu begnügen, und eine ſehr ſchlechte und verderbliche Fertigkeit im ſchlechten Schreiben anzunehmen. Heil dem jungen Baum, der in gutem Boden und günſtiger Lage gepflanzt, von ſorgſamer Hand in geradem Wuchs erhalten wird, und kernhaftes Holz bildet! Fördert übermäßige Bewäſſerung ſeinen Wuchs und iſt er ſchwach und weich, den Streichen des Windes ohne Schutz und Haltung ausgeſetzt, ſo wird ſein Holz ſchwammig und ſein Wuchs ſchief für ſeine ganze Lebensdauer.

Das Alterthum iſt einer unermeßlichen Ruinenſtadt zu vergleichen, über die nicht einmal ein Grundriß vorhanden iſt, in der ſich jeder ſelbſt zurecht finden und ſie begreifen lernen muß, das Ganze aus den Theilen, die Theile aus ſorgfältiger Ver-

gleichung und Studium, und aus ihrem Verhältniß zum Ganzen. Wenn jemand, der nur einen Anſtrich von architektoniſchen Kenntniſſen hat, von Hydroſtatik gar nichts weiß, den größten Theil der Ruinen Roms kaum geſehen, außer Rom nun vollends gar nichts, wenn ein ſolcher über die Ruinen der Waſſerleitungen ſchreiben wollte, der würde etwas machen wie ein Schüler, der über einen Zweig der Alterthumskunde diſſertirt.

Du haſt alſo ſehr wohlgethan, eine exegetiſche Ausarbeitung vorzuziehen. Hiezu aber gebe ich die Bemerkung, daß ein Schüler ſich innerhalb ſeiner Gränzen halte: d. h. ein Schüler glaube ja nicht, daß er zu den Erklärungen eines Werks, welches von Meiſtern bearbeitet iſt, noch etwas hinzufügen könne.

Die Exegeſe iſt eben die Frucht des vollendeten Studiums; bei ihr wird aus der Fülle der umfaſſenden Kenntniſſe beides der Sprache und der Sachen gegeben: ſie iſt nichts anders als Ausdruck des Verſtändniſſes, wie, wo nicht die Zeitgenoſſen, doch wenigſtens die etwas ſpäteren Nationen, für die ſchon die flüchtigen Beziehungen des Augenblicks verloren waren, verſtanden, und dazu gehört ein reifer durchgearbeiteter Verſtand, wie eine unendliche Menge von einzelnen Notizen. Der Schüler ſoll nur zeigen, daß er richtig verſtanden, und das Weſentliche aus den Commentatoren mit Angabe, woher er es genommen, ausziehen.

Wozu ich Dich, mein Lieber, vor allen Dingen ermahne, iſt, Deinen Sinn zu aufrichtiger Ehrfurcht gegen das Vortreffliche zu reinigen. Es iſt die beſte Ausſtattung des jugendlichen Gemüths, die ſicherſte Leitung.

Ich muß Dir nun noch Einiges über die Manier Deiner Schreibart ſagen. In dieſer herrſcht zu viel Wortſchwall und Du brauchſt oft verkehrte Metaphern. Glaube nicht, daß ich unbilligerweiſe einen gemachten Styl fodere; den fodere ich ſo wenig von Dir als von irgend einem Deines Alters; ich warne aber vor einer falſchen Manier. Alles Schreiben ſoll nur Ausdruck des Gedankens und der Rede ſeyn; man muß entweder ſo ſchreiben, wie man wirklich eine nicht unterbrochene Rede

führt, die den ächten Gedanken genau und vollkommen ausdrückt, oder ſo wie man ſprechen würde, wenn man ſich in Verhältniſſen zum Reden aufgefordert fände, in denen man ſich allerdings im wirklichen Leben nicht befindet, aber im gegebenen Fall als Schriftſteller. Vom Denken muß alles ausgehen, und der Gedanke muß das Wortgebäude bilden: daß man dies könne, dazu muß man Sprachſtudium anwenden, ſein Gedächtniß mit reichem Vorrath an Worten und Redensarten ausſtatten, ſey es in der Mutterſprache, ſey es in fremden, lebenden oder todten: jene ſich ſcharf definiren, dieſe in ihrem eigentlichen Sinne, in ihren Gränzen feſtſtellen. Die Schreibübungen des Knaben und Jünglings ſollen und dürfen keinen andern Zweck haben als Entwickelung ſeines Denkens, Bereicherung und Reinigung der Sprache. Genügen uns unſere Gedanken nicht: drehen und krümmen wir uns im Gefühl unſerer Dürftigkeit, ſo wird uns das Schreiben entſetzlich ſauer, und wir werden den Muth kaum erhalten. Dies war mein Fall in Deinem Alter und noch lange nachher. Niemand war, der in meine Noth eingegangen wäre und mir geholfen hätte — was am Anfang des Jünglingsalters leicht geſchehen kann. Dieſe Noth empfindet man nicht, wenn man eine Manier annimmt: denn man hat die äußere Geſtalt, die ſich nicht ergeben will, wenn man von innen heraus arbeitet: oder wenigſtens glaubt man ſie zu haben, und findet vielleicht auch Andere, die ſich vom Schein täuſchen laſſen: freilich nicht die Kundigen. Aber mit einer Manier verliert man alle Wahrheit und allmählich alle Fähigkeit, etwas Tüchtiges und Selbſtſtändiges hervorzubringen. Um einen Anſchein von Fülle zu geben, iſt das Ganze nichts als ein hohles Weſen: alle eigne Gedanken werden verdreht und werthlos, man zählt ſich zu denen, welchen ähnlich zu ſehen man ſich einbildet, und iſt doch gar nichts, und ſinkt zur ſchlechteſten Klaſſe der Nachahmer herab.

Mit einiger Fähigkeit Aeußerlichkeiten aufzufaſſen, muß es ſehr leicht ſeyn, in eine Manier hineinzukommen, aber ſich von ihr zu befreien, wenn man das Unglück gehabt, ſich damit

zu befangen, äußerſt ſchwer. Die Schwierigkeit, ſeine Gedanken zu entwickeln und darzuſtellen, iſt um nichts vermindert, wenn man zur Einſicht kommt, wohl aber hat man gegen die ſchlechte Gewohnheit zu kämpfen, und ſelten, ſelten wird jemand dieſen doppelten Kampf beſtehen. Nicht ohne heroiſche Anſtrengungen wird man, wenn man lange darin beharrt, ſich davon losmachen können. Ich fodere Dich alſo um ſo dringender auf, dieſen Weg gänzlich aufzugeben und ihn künftig aufs ſorgfältigſte zu vermeiden. Zur Manier gehören auch alle wortreiche und inhaltsſchwere Entwickelungen, mit dem falſchen Anſpruch an eine tiefe Einſicht in den Geiſt des Dichters.

Vor allen Dingen aber müſſen wir in den Wiſſenſchaften unſere Wahrhaftigkeit ſo rein erhalten, daß wir abſolut allen falſchen Schein fliehen, daß wir auch nicht das allergeringſte als gewiß ſchreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt ſind, daß wir nicht, wo wir Vermuthung ausſprechen müſſen, alles anſtrengen, um den Grad unſeres Wahrhaltens anſchaulich zu machen: wenn wir eingeſehene Fehler, die ſchwerlich jemand entdeckt, nicht ſelbſt anzeigen, wo es möglich iſt: wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angeſicht ſagen können — ich habe wiſſentlich, und nach ſtrenger Prüfung, nichts geſchrieben, was nicht wahr iſt, und weder über uns ſelbſt noch über Andere in nichts getäuſcht, unſern verhaßteſten Gegner in keinem anderen Lichte gezeigt, als wir es in unſerer Todesſtunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, ſo machen Studium und Litteratur uns ruchlos und ſündig.

Hierin bin ich mir bewußt, nichts von Andern zu fordern, wovon ein höherer Geiſt, der in meiner Seele läſe, mir vorwerfen könnte, irgend einmal das Gegentheil gethan zu haben. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit, verbunden mit Anſchauung deſſen, was man in der Philologie ſeyn kann und ſoll, wenn man öffentlich auftreten will, und mit Ehrfurcht vor den Meiſtern, machte mich noch lange nach dem Jünglingsalter ſo ſcheu mit einer Schrift zu erſcheinen; — vielmals von den Theuerſten nicht ohne Vor-

würfe aufgefodert, fühlte ich, daß meine Stunde noch nicht gekommen war, die allerdings bei anderer Richtung meines Lebens um mehrere Jahre früher hätte kommen können.

Ich bin hierin ſo ſtreng, daß ich die ganz gewöhnliche Sitte Citate zu übernehmen, wenn man ſie verificirt hat, ohne den zu nennen, wo wir ſie gefunden, abſolut mißbillige, und mir nie erlaube, wie läſtig auch die doppelte Anführung iſt. Wenn ich eine Stelle ſchlechthin citire, ſo habe ich ſie ſelbſt gefunden. Wer anders handelt, der giebt ſich das Anſehen einer größeren Beleſenheit als ihm zukommt.

Andere mögen weniger ſtreng ſeyn, ohne daß ich ſie tadeln darf, wenn ich annehmen kann, daß es ihnen wirklich völlig gleichgültig ſey, ob man ihnen ein tieferes Studium zutraue, als ſie gemacht: oder wenn ſie vorausſetzen, wie es einige thun, daß es ſich verſtehe, die meiſten Citationen würden aus Nachweiſungen übernommen. Aber von dem Jüngling fodere ich ſchlechterdings und unnachläßlich, wäre es auch nur als Tugendübung, die alleräugſtlichſte litterariſche Wahrhaftigkeit wie jede andere, damit ſie vollkommen zur Natur werde, oder vielmehr die Wahrhaftigkeit in der Natur bleibe, die Gott in ſie gelegt hat. Mit ihr allein kämpft man ſich durch die Welt; die Stunde, in der mein Marcus eine Unwahrheit ſagte, oder ſich den Schein eines Vorzugs gäbe, den er nicht hätte, würde mich ſehr unglücklich machen: es wäre der Fall im Paradieſe.

Ich komme jetzt zu einem andern Theil meines Geſchäftes, Dir Rath zu geben. Ich wollte, Du hätteſt keine ſo große Freude an Satiren, nicht einmal an den Horaziſchen. Wende Dich zu den Werken, die das Herz erheben, in denen Du große Menſchen und große Schickſale ſiehſt, und in einer höhern Welt lebſt; wende Dich ab von denen, welche die verächtliche und niedrige Seite gemeiner Verhältniſſe und geſunkener Zeiten darſtellen. Sie gehören nicht für den Jüngling, und im Alterthum hätte man ſie ihm nicht in die Hände kommen laſſen. Homer, Aeſchylus, Sophokles, Pindar, das ſind die Dichter des Jünglings, das ſind die, an

denen die großen Männer des Alterthums ſich nährten, und welche, ſo lange Litteratur die Welt erleuchtet, die jugendlich mit ihnen erfüllte Seele für’s Leben veredeln werden. Horazens Oden, als Abbild Griechiſcher Muſter, thun dem Jüngling auch wohl und es iſt ſchlimm, daß eine Geringſchätzung ihrer ſich verbreitet hat, die nur bei einer kleinen Anzahl von Meiſtern befugt und nicht ſchnöde iſt. In den Sermonen iſt Horaz eigenthümlich und geiſtreicher, aber wer ſie zu leſen verſteht, liest ſie mit Wehmuth; wohlthätig können ſie durchaus nicht wirken. Man ſieht einen edeln Menſchen, der aber aus Neigung und Reflexion ſich eine unglückliche Zeit behaglich zu machen ſucht und ſich einer ſchlechten Philoſophie ergeben hat, die ihn nicht hindert edel zu bleiben, aber zu einer niedrigen Anſicht herabſtimmt. Seine Moral beruht nur auf dem Princip des Schicklichen, Wohlanſtändigen, Vernünftigen: erklärt er doch das Heilſame (um den günſtigſten Ausdruck zu wählen) für die Quelle des Begriffs vom Recht. Schlechtigkeit erweckt in ihm Mißbehagen und reizt ihn: nicht zum Zorn, ſondern zur leichten Züchtigung. Der Sinn für Tugend, welcher zur Verfolgung des Laſters hinreißt, erſcheint gar nicht in ihm, den wir nicht nur in Tacitus, auch in Juvenal ſehen, und bei dieſem bis zum Entſetzlichen. Juvenal aber darfſt Du, wenige Stücke ausgenommen, ſchlechterdings noch nicht leſen; und Du verlierſt dabey nichts: denn wenn Du ihn auch leſen dürfteſt, ſo frommte es Deinem Alter nicht, bei’m Anblick des Laſters zu verweilen, anſtatt große Gedanken nachzudenken.

Zu jenen Dichtern und unter den Proſaikern zu Herodot, Thucydides, Demoſthenes, Plutarch, Cicero, Livius, Cäſar, Salluſt, Tacitus, zu dieſen bitte ich Dich dringend Dich zu wenden, Dich ausſchließlich an ſie zu halten. Lies ſie nicht um äſthetiſche Reflexionen über ſie zu machen, ſondern um Dich in ſie hineinzuleſen, und Deine Seele mit ihren Gedanken zu erfüllen, um durch die Lectüre zu gewinnen, wie Du durch das ehrerbietige Zuhören bei der Rede großer Männer gewinnen

würdeſt. Das iſt die Philologie, die der Seele Heil bringt, und gelehrte Unterſuchungen, wenn man dahin gekommen iſt, ſie machen zu können, bleiben immer das niedere. Wir müſſen die Grammatik (im alten Sinn) genau inne haben: wir müſſen alle Disciplinen der Alterthumswiſſenſchaft ſo weit erwerben, als es uns möglich iſt. Aber wenn wir auch die glänzendſten Emendationen machen, und die ſchwerſten Stellen vom Blatt erklären können, ſo iſt es nichts und bloße Kunſtfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben: wie ſie fühlen und denken.

Zum Studium der Sprache empfehle ich Dir vor Allen Demoſthenes und Cicero. Nimm von jenem die Rede **pro Corona**, von dieſem die **pro Cluentio**, und lies ſie mit aller Sammlung, deren Du fähig biſt, dann gehe ſie ſo durch, daß Du Dir von jedem Worte, von jeder Phraſe Rechenſchaft gebeſt: entwirf Dir ein **Argumentum**: ſuche Dir alle hiſtoriſchen Umſtände klar zu machen und in Ordnung zu legen. Das wird Dir eine unendliche Arbeit machen, und daraus lernt man, wie wenig man noch wiſſen kann, und folglich weiß. Wende Dich dann an Deinen Lehrer, nicht um ihn mit unerwartet ſchweren Aufgaben zu überraſchen, — denn es giebt z. B. in der **Cluentiana** factiſche Schwierigkeiten, die man, bei der anhaltendſten Vertraulichkeit doch nur durch Hypotheſen löſen kann, die ſich keinem Gelehrten augenblicklich darbieten — ſondern damit er die Freundlichkeit habe für Dich nachzuſchlagen und nachzudenken, wo Deine Kräfte und Hülfsmittel erſchöpft ſind. Entwickele Dir in der **Cluentiana** das Syſtem der Anklage. Sammle Dir Worte und Ausdrücke, beſonders Epitheta mit ihren Hauptwörtern und den Kern der Translationen. Ueberſetze, bringe nach einigen Wochen das Ueberſetzte wieder in die Originalſprache.

Neben dieſer grammatiſchen Arbeit lies einen jener großen Schriftſteller nach dem andern mit größerer Freiheit: aber nach der Vollendung eines Buches, oder eines Abſchnitts, rufe Dir das Geleſene ins Gedächtniß zurück und zeichne Dir den Inhalt

in der größten Kürze an. Zeichne Dir dann auch Ausdrücke und Redensarten auf, die Dir beſonders wieder gegenwärtig werden, ſo wie man jedes neugelernte Wort gleich aufſchreiben, und den Zettel am Abend wieder durchleſen muß.

Laß für jetzt Kritiker und Emendatoren ungeleſen. Die Zeit wird ſchon kommen, wo Du ſie mit Nutzen ſtudieren wirſt. Erſt muß der Maler zeichnen können, ehe er anfängt Farben zu gebrauchen, und er muß die gewöhnlichen Farben behandeln können, ehe er ſich für oder wider den Gebrauch der Laſuren entſcheidet. — Vom Schreiben habe ich Dir ſchon geredet. Laß das buntſchäckige Leſen, ſelbſt der alten Schriftſteller: es giebt auch unter ihnen gar viele ſchlechte. Aeolus ließ nur den einzigen Wind wehen, der Odyſſeus ans Ziel führen ſollte, die übrigen band er: gelöst und durch einander fahrend bereiteten ſie ihm endloſe Irre.

Die Geſchichte ſtudiere doppelt: nach den Perſonen, und nach den Staaten: mache Dir häufig ſynchroniſtiſche Ueberſichten.

Die Lehren, welche ich Dir gebe, würde ich jedem, der an Deiner Stelle wäre, ertheilen. Den Tadel würde ich ſehr Vielen zu geben haben. Glaube ja nicht, daß ich dies nicht weiß, und daß ich Dir Deinen Fleiß nicht gerne und nicht nach Verdienſt anrechne.

Das Studium, welches ich von Dir fodere, iſt ſehr unſcheinbar, geht langſam, und es wird Dich vielleicht niederſchlagen, noch eine lange Reihe von Lehrjahren vor Dir zu ſehen. Aber, Lieber, wahrhaft lernen, und wahrhaft gewinnen, iſt das wahre Gut des theoretiſchen Lebens, und unſere Lebenszeit iſt ſo kurz nicht. Wie lang ſie aber auch iſt, haben wir immerfort zu lernen: Gottlob, daß dem ſo iſt.

Und nun ſegne Gott Deine Arbeiten, und gebe Dir den rechten Sinn, damit Du ſie zu Deinem eignen Heil und Glück führeſt, zur Freude Deiner Eltern und unſrer Aller, denen Deine Tugend und Achtungswürdigkeit redlich am Herzen liegt.

Heinrich von Kleiſt.

Michael Kohlhaas.

(1810.)

An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler Namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeiſters, einer der rechtſchaffenſten zugleich und entſetzlichſten Menſchen ſeiner Zeit. — Dieſer außerordentliche Mann würde bis in ſein dreißigſtes Jahr für das Muſter eines guten Staatsbürgers haben gelten können. Er beſaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof, auf welchem er ſich durch ſein Gewerbe ruhig ernährte; die Kinder die ihm ſein Weib ſchenkte, erzog er in der Furcht Gottes, zur Arbeitſamkeit und Treue; nicht Einer war unter ſeinen Nachbarn, der ſich nicht ſeiner Wohlthätigkeit, oder ſeiner Gerechtigkeit erfreut hätte; kurz die Welt würde ſein Andenken haben ſegnen müſſen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeſchweift hätte. Das Rechtgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.

Er ritt einſt, mit einer Koppel junger Pferde, wohlgenährt alle und glänzend, ins Ausland, und überſchlug eben, wie er den Gewinnſt, den er auf den Märkten damit zu machen hoffte, anlegen wolle: theils nach Art guter Wirthe auf neuen Gewinnſt, theils aber auch auf den Genuß der Gegenwart: als er an die Elbe kam, und bei einer ſtattlichen Ritterburg, auf ſächſiſchem Gebiete, einen Schlagbaum traf, den er ſonſt auf dieſem Wege nicht gefunden hatte. Er hielt in einem Augenblick, da eben der Regen heftig ſtürmte, mit den Pferden ſtill, und rief den Schlagwärter, der auch bald darauf mit einem grämlichen Ge-

ſicht aus dem Fenſter ſah. Der Roßhändler ſagte, daß er ihm öffnen ſolle. Was giebts hier neues? fragte er, da der Zöllner nach einer geraumen Zeit aus dem Hauſe trat. Landesherrliches Privilegium, antwortete dieſer, indem er aufſchloß: dem Junker Wenzel von Tronka verliehen. — So, ſagte Kohlhaas. Wenzel heißt der Junker? und ſah ſich das Schloß an, das mit glänzenden Zinnen über das Feld blickte. Iſt der alte Herr todt? — Am Schlagfluß geſtorben, erwiederte der Zöllner, indem er den Baum in die Höhe ließ. — Hm! Schade! verſetzte Kohlhaas. Ein würdiger alter Herr, der ſeine Freude am Verkehr der Menſchen hatte, Handel und Wandel, wo er nur vermochte, forthalf, und einen Steindamm einſt bauen ließ, weil mir eine Stute, draußen, wo der Weg ins Dorf geht, das Bein gebrochen. Nun! was bin ich ſchuldig? — fragte er; und holte die Groſchen, die der Zollwärter verlangte, mühſelig unter dem im Winde flatternden Mantel hervor. „Ja, Alter,“ ſetzte er noch hinzu, da dieſer hurtig! hurtig! murmelte, und über die Witterung fluchte: „wenn der Baum im Walde ſtehen geblieben wäre, wär's beſſer geweſen, für mich und euch;“ und damit gab er ihm das Geld und wollte reiten. Er war aber noch kaum unter den Schlagbaum gekommen, als eine neue Stimme ſchon: halt dort, der Roßkamm! hinter ihm vom Thurm erſcholl, und er den Burgvoigt ein Fenſter zuwerfen und zu ihm herabeilen ſah. Nun, was giebts Neues? fragte Kohlhaas bei ſich ſelbſt, und hielt mit den Pferden an. Der Burgvoigt, indem er ſich noch eine Weſte über ſeinen weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, ſchief gegen die Witterung geſtellt, nach dem Paßſchein. — Kohlhaas fragte: der Paßſchein? Er ſagte, ein wenig betreten, daß er, ſo viel er wiſſe, keinen habe; daß man ihm aber nur beſchreiben möchte, was dies für ein Ding des Herrn ſey: ſo werde er vielleicht zufälligerweiſe damit verſehen ſeyn. Der Schloßvoigt, indem er ihn von der Seite anſah, verſetzte, daß ohne einen landesherrlichen Erlaubnißſchein kein Roßkamm mit Pferden über die Gränze gelaſſen würde.

Der Roßkamm verſicherte, daß er ſiebzehn Mal in ſeinem Leben, ohne einen ſolchen Schein, über die Gränze gezogen ſey; daß er alle landesherrlichen Verfügungen, die ſein Gewerbe angingen, genau kenne; daß dies wohl nur ein Irrthum ſein würde, wegen deſſen er ſich zu bedenken bitte, und daß man ihn, da ſeine Tagereiſe lang ſey, nicht länger unnützerweiſe hier aufhalten möge. Doch der Voigt erwiederte, daß er das achtzehntemal nicht durchſchlupfen würde, daß die Verordnung deshalb erſt neuerlich erſchienen wäre, und daß er entweder den Paßſchein noch hier löſen, oder zurückkehren müſſe, wo er hergekommen ſey. Der Roßhändler, den dieſe ungeſetzlichen Erpreſſungen zu erbittern anfingen, ſtieg nach einer kurzen Beſinnung vom Pferde, gab es einem Knecht, und ſagte, daß er den Junker von Tronka ſelbſt darüber ſprechen würde. Er ging auch auf die Burg; der Voigt folgte ihm, indem er von filzigen Geldraffern und nützlichen Aderläſſen derſelben murmelte; und beide traten, mit ihren Blicken einander meſſend, in den Saal. Es traf ſich, daß der Junker eben mit einigen muntern Freunden beim Becher ſaß, und um eines Schwanks willen ein unendliches Gelächter unter ihnen erſcholl, als Kohlhaas, um ſeine Beſchwerde anzubringen, ſich ihm näherte. Der Junker fragte, was er wolle; die Ritter, als ſie den fremden Mann erblickten, wurden ſtill; doch kaum hatte dieſer ſein Geſuch, die Pferde betreffend, angefangen, als der ganze Troß ſchon: Pferde? wo ſind ſie? ausrief, und an die Fenſter eilte, um ſie zu betrachten. Sie zogen, da ſie die glänzende Koppel ſahen, auf den Vorſchlag des Junkers in den Hof hinab; der Regen hatte aufgehört; Schloßvoigt und Verwalter und Knechte verſammelten ſich um ſie und alle muſterten die Thiere. Der eine lobte den Schweißfuchs mit der Bleſſe, dem andern gefiel der Kaſtanienbraune, der dritte ſtreichelte den Schecken mit ſchwarzgelben Flecken; und Alle meinten, daß die Pferde wie Hirſche wären, und im Lande keine beſſern gezogen würden. Kohlhaas erwiederte munter, daß die Pferde nicht beſſer wären, als die Ritter, die

ſie reiten ſollten; und forderte ſie auf zu kaufen. Der Junker, den der mächtige Schweißhengſt ſehr reizte, befragte ihn auch um den Preis; der Verwalter lag ihm an ein Paar Rappen zu kaufen, die er wegen Pferdemangels in der Wirthſchaft gebrauchen zu können glaubte; doch als der Roßkamm ſich erklärt hatte, fanden die Ritter ihn zu theuer, und der Junker ſagte, daß er nach der Tafelrunde reiten und ſich den König Arthur aufſuchen müſſe, wenn er die Pferde ſo anſchlage. Kohlhaas, der den Schloßvoigt und den Verwalter, während ſie ſprechende Blicke auf die Rappen warfen, mit einander flüſtern ſah, ließ es aus einer dunklen Vorahndung an nichts fehlen, die Pferde an ſie los zu werden. Er ſagte zum Junker: „Herr, die Rappen habe ich vor ſechs Monaten für 25 Goldgülden gekauft; gebt mir 30, ſo ſollt ihr ſie haben.“ Zwei Ritter, die neben dem Junker ſtanden, äußerten nicht undeutlich, daß die Pferde wohl ſo viel werth wären; doch der Junker meinte, daß er für den Schweißfuchs wohl, aber nicht eben für die Rappen, Geld ausgeben möchte, und machte Anſtalten aufzubrechen; worauf Kohlhaas ſagte, er würde vielleicht das nächſte Mal, wenn er wieder mit ſeinen Gaulen durchzöge, einen Handel mit ihm machen; ſich dem Junker empfahl, und die Zügel ſeines Pferdes ergriff, um abzureiten. In dieſem Augenblick trat der Schloßvoigt aus dem Haufen vor, und ſagte, er höre, daß er ohne einen Paßſchein nicht reiſen dürfe. Kohlhaas wandte ſich und fragte den Junker, ob es denn mit dieſem Umſtand, der ſein ganzes Gewerbe zerſtöre, in der That ſeine Richtigkeit habe? Der Junker antwortete, mit einem verlegenen Geſicht, indem er abging: ja, Kohlhaas, den Paß mußt du löſen. Sprich mit dem Schloßvoigt, und zieh deiner Wege. Kohlhaas verſicherte ihn, daß es gar nicht ſeine Abſicht ſey, die Verordnungen, die wegen Ausführung der Pferde beſtehen möchten, zu umgehen; verſprach bei ſeinem Durchzug durch Dresden den Paß in der Geheimſchreiberei zu löſen, und bat ihn nur diesmal, da er von dieſer Forderung durchaus nichts gewußt, ziehen zu laſſen. Nun!

ſprach der Junker, da eben das Wetter wieder zu ſtürmen anfing, und ſeine dürren Glieder durchſauſte: laßt den Schlucker laufen. Kommt! ſagte er zu den Rittern, kehrte ſich um und wollte nach dem Schloſſe gehen. Der Schloßvoigt ſagte, zum Junker gewandt, daß er wenigſtens ein Pfand, zur Sicherheit, daß er den Schein löſen würde, zurücklaſſen müſſe. Der Junker blieb wieder unter dem Schloßthor ſtehen. Kohlhaas fragte, welchen Werth er denn, an Geld oder an Sachen zum Pfande wegen der Rappen zurücklaſſen ſollte? Der Verwalter meinte, in den Bart murmelnd, er könne ja die Rappen ſelbſt zurücklaſſen. Allerdings, ſagte der Schloßvoigt, das iſt das Zweckmäßigſte; iſt der Paß gelöſ't, ſo kann er ſie zu jeder Zeit wieder abholen. Kohlhaas über eine ſo unverſchämte Forderung betreten, ſagte dem Junker, der ſich die Wamsſchöße frierend vor den Leib hielt, daß er die Rappen ja verkaufen wolle; doch dieſer, da in demſelben Augenblick ein Windſtoß eine ganze Laſt von Regen und Hagel durch's Thor jagte, rief um der Sache ein Ende zu machen: wenn er die Pferde nicht loslaſſen will, ſo ſchmeißt ihn wieder über den Schlagbaum zurück; und ging ab. Der Roßkamm, der wohl ſah, daß er hier der Gewaltthätigkeit weichen mußte, entſchloß ſich, die Forderung, weil doch nichts anders übrig blieb, zu erfüllen, ſpannte die Rappen aus, und führte ſie in einen Stall, den ihm der Schloßvoigt anwies. Er ließ einen Knecht bei ihnen zurück, verſah ihn mit Geld, ermahnte ihn, die Pferde bis zu ſeiner Zurückkunft wohl in Acht zu nehmen, und ſetzte ſeine Reiſe mit dem Reſt der Koppel, halb und halb ungewiß, ob nicht doch wohl wegen aufkeimender Pferdezucht ein ſolches Gebot im Sächſiſchen erſchienen ſeyn könne, nach Leipzig, wo er auf die Meſſe wollte, fort.

In Dresden, wo er in einer der Vorſtädte der Stadt ein Haus mit einigen Ställen beſaß, weil er von hier aus ſeinen Handel auf den kleineren Märkten des Landes zu beſtreiten pflegte, begab er ſich gleich nach ſeiner Ankunft auf die Ge-

heimſchreiberei, wo er von den Räthen, deren er einige kannte, erfuhr, was ihm allerdings ſein erſter Glaube ſchon geſagt hatte, daß die Geſchichte von dem Paßſchein ein Mährchen ſey. Kohlhaas, dem die mißvergnügten Räthe auf ſein Anſuchen einen ſchriftlichen Schein über den Ungrund derſelben gaben, lächelte über den Witz des dürren Junkers, obſchon er noch nicht recht einſah, was er damit bezwecken mochte; und nachdem er die Koppel der Pferde, die er bei ſich führte, einige Wochen darauf zu ſeiner Zufriedenheit verkauft, kehrte er, ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl, als das der allgemeinen Noth der Welt, zur Tronkenburg zurück. Der Schloßvoigt, dem er den Schein zeigte, ließ ſich nicht weiter darüber aus, und ſagte auf die Frage des Roßkamms, ob er die Pferde jetzt wieder bekommen könne: er möchte nur hinunter gehen und ſie holen. Kohlhaas hatte aber ſchon, da er über den Hof ging, den unangenehmen Auftritt zu erfahren, daß ſein Knecht, ungebührlichen Betragens halber, wie es hieß, wenige Tage nach deſſen Zurücklaſſung in der Tronkenburg, zerprügelt und weggejagt worden ſey. Er fragte den Jungen, der ihm dieſe Nachricht gab, was denn derſelbe gethan? und wer während deſſen die Pferde beſorgt hätte? worauf dieſer aber erwiederte, er wiſſe es nicht, und darauf dem Roßkamm, dem das Herz ſchon von Ahnungen ſchwoll, den Stall, in welchem ſie ſtanden, öffnete. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er, ſtatt ſeiner zwei glatten und wohlgenährten Rappen, ein paar dürre, abgehärmte Mähren erblickte; Knochen, denen man, wie Riegeln, hätte Sachen aufhängen können; Mähnen und Haare ohne Wartung und Pflege zuſammengeknetet: das wahre Bild des Elends im Thierreiche! Kohlhaas, den die Pferde mit einer ſchwachen Bewegung anwieherten, war auf das Aeußerſte entrüſtet, und fragte, was ſeinen Gaulen widerfahren wäre? Der Junge, der bei ihm ſtand, antwortete, daß ihnen weiter kein Unglück zugeſtoßen wäre, daß ſie auch das gehörige Futter bekommen hätten, daß ſie aber, da gerade Ernte geweſen ſey, wegen Mangels an Zugvieh, ein wenig auf den Feldern ge-

braucht worden wären. Kohlhaas fluchte über dieſe ſchändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit, verbiß jedoch im Gefühl ſeiner Ohnmacht ſeinen Ingrimm, und machte ſchon, da doch nichts anders übrig blieb, Anſtalten, das Raubneſt mit den Pferden nur wieder zu verlaſſen, als der Schloßvoigt, von dem Wortwechſel herbeigerufen, erſchien, und fragte, was es hier gäbe? Was es gibt? antwortete Kohlhaas. Wer hat dem Junker von Tronka und deſſen Leuten die Erlaubniß gegeben, ſich meiner bei ihm zurückgelaſſenen Rappen zur Feldarbeit zu bedienen? Er ſetzte hinzu, ob das wohl menſchlich wäre? verſuchte, die erſchöpften Gaule durch einen Gertenſtreich zu erregen, und zeigte ihm, daß ſie ſich nicht rührten. Der Schloßvoigt, nachdem er ihn eine Weile trotzig angeſehen hatte, verſetzte: ſeht den Grobian! Ob der Flegel nicht Gott danken ſollte, daß die Mähren überhaupt noch leben? Er fragte, wer ſie, da der Knecht weggelaufen, hätte pflegen ſollen? Ob es nicht billig geweſen wäre, daß die Pferde das Futter, das man ihnen gereicht habe, auf den Feldern abverdient hätten? Er ſchloß, daß er hier keine Flauſen machen möchte, oder daß er die Hunde rufen, und ſich durch ſie Ruhe im Hofe zu verſchaffen wiſſen würde. — Dem Roßhändler ſchlug das Herz gegen den Wams. Es drängte ihn, den nichtswürdigen Dickwanſt in den Koth zu werfen, und den Fuß auf ſein kupfernes Antlitz zu ſetzen. Doch ſein Rechtgefühl, das einer Goldwage glich, wankte noch; er war, vor der Schranke ſeiner eigenen Bruſt, noch nicht gewiß, ob eine Schuld ſeinen Gegner drücke; und während er, die Schimpfreden niederſchluckend, zu den Pferden trat, und ihnen, in ſtiller Erwägung der Umſtände, die Mähnen zurecht legte, fragte er mit geſenkter Stimme: um welchen Verſehens halber der Knecht denn aus der Burg entfernt worden ſey? Der Schloßvoigt erwiederte: weil der Schlingel trotzig im Hofe geweſen iſt! Weil er ſich gegen einen nothwendigen Stallwechſel geſträubt, und verlangt hat, daß die Pferde zweier Jungherren, die auf die Tronkenburg kamen, um ſeiner Mähren willen auf der freien Straße über-

nachten ſollten! — Kohlhaas hätte den Werth der Pferde darum gegeben, wenn er den Knecht zur Hand gehabt, und deſſen Ausſage mit der Ausſage dieſes dickmäuligen Burgvoigts hätte vergleichen können. Er ſtand noch, und ſtreifte den Rappen die Zoddeln aus, und ſann, was in ſeiner Lage zu thun ſey, als ſich die Scene plötzlich änderte, und der Junker Wenzel von Tronka, mit einem Schwarm von Rittern, Knechten und Hunden, von der Haſenhetze kommend, in den Schloßplatz ſprengte. Der Schloßvoigt, als er fragte, was vorgefallen ſey, nahm ſogleich das Wort, und während die Hunde beim Anblick des Fremden von der einen Seite ein Mordgeheul gegen ihn anſtimmten, und die Ritter ihnen von der andern zu ſchweigen geboten, zeigte er ihm unter der gehäſſigſten Entſtellung der Sache an, was dieſer Roßkamm, weil ſeine Rappen ein wenig gebraucht worden wären, für eine Rebellion verführe. Er ſagte mit Hohngelächter, daß er ſich weigere, die Pferde als die ſeinigen anzuerkennen. Kohlhaas rief: „das ſind nicht meine Pferde, geſtrenger Herr! Das ſind die Pferde nicht, die dreißig Goldgülden werth waren! Ich will meine wohlgenährten und geſunden Pferde wieder haben!“ — Der Junker, indem ihm eine flüchtige Bläſſe ins Geſicht trat, ſtieg vom Pferde, und ſagte: wenn der H . . . A . . . die Pferde nicht wiedernehmen will, ſo mag ers bleiben laſſen. Komm, Günther! rief er — Hans! Kommt! indem er ſich den Staub mit der Hand von den Beinkleidern ſchüttelte; und: ſchafft Wein! rief er noch, da er mit den Rittern unter der Thür war, und ging ins Haus. Kohlhaas ſagte, daß er eher den Abdecker rufen, und die Pferde auf den Schindanger ſchmeißen laſſen, als ſie ſo, wie ſie wären, in ſeinen Stall zu Kohlhaaſenbrück führen wolle. Er ließ die Gaule, ohne ſich um ſie zu bekümmern, auf dem Platz ſtehen, ſchwang ſich, indem er verſicherte, daß er ſich Recht zu verſchaffen wiſſen würde, auf ſeinen Braunen, und ritt davon. *

* Auf wie ſchrecklichem Wege — bis zum eigenen Verderben — ſich Kohlhaas Recht verſchafft, berichtet der Fortgang der Erzählung.

F. C. Schloſſer.

Friedrich Wilhelm I.

(1836.)

Der boshafte Witz der in der franzöſiſchen Schule gebildeten Spötter hat ſich der Geſchichte dieſes Königs bemächtigt, und hat ſeine Schattenſeite ſo grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieſer kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine ſolche Diktatur oder Deſpotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meiſter des bittern Spotts und geiſtreicher Verhöhnung, Voltäre, hat auf den erſten Seiten des Buchs, das er ſeine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehäſſige zuſammengeſtellt, was ſich von einem geizigen und tyranniſchen Regenten, und von der unſeligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Teutſchland Statt fand und hie und da noch Statt findet, Nachtheiliges und Empörendes ſagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltären, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieſer gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugeſetzt: und Voltäre's Freundin und Correſpondentin, die Fürſtin von Bayreuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundzwanzig Jahren hervorgezogen hat, faſt noch ſchlimmer behandelt, als Voltäre ſelbſt. Wer indeſſen das Buch der preußiſchen Prinzeſſin, welches wohl hätte ungeſchrieben oder wenigſtens ungedruckt bleiben können, aufmerkſam lieſet, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beiſpiel und Wirkung abſchreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern teutſchen Rohheit und Barbarei des Königs vor der

falſchen, prahlenden, eiteln, boshaften, verſchwenderiſchen, franzöſiſchen Hofbildung ſeiner Tochter, wie ſie ſich in dem Buche ausſpricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, deſſen Uebermaas lächerlich und gehäſſig ward, ſchaffte in einer Zeit, wo Verſchwendung an der Tagesordnung der Höfe war, ſeinem Nachfolger die Mittel, den deutſchen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutſchen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er ſich nach ſeiner Weiſe kleidete, daß er wie dieſer lebte und ſpeiſete und redete, auf welche Art der Bürgerſtand eigentlich ſeine Unabhängigkeit ſichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, ſondern durch Sparſamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutſchen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umſtänden nach, nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des verſchwendenden Adels fehlten, daß nicht der Beſitz großer Güter, ſondern die Verachtung koſtbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuoſität im Trinken, von Maitreſſen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künſten und Künſtlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wiſſenſchaft kam, muß man bedenken, daß die franzöſiſche Bildung, welche ſeine Mutter und ſein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutſchen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, dieſem eben ſo widrig und läſtig war, als der unſinnige Aufwand und die franzöſiſch-italieniſch-ſpaniſche Etikette am Hofe ſeines Vaters. Eine teutſche Bildung gab es gar nicht (das werden wir unten beweiſen), und Weber in ſeinem veränderten Rußland verſichert uns ganz ausdrücklich, daß alle teutſche Vornehmen die teutſche

24*

Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber, denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen ſchenkte, haßten und verfolgten jede Philoſophie und Poeſie, wenn ſie nicht etwa geiſtlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philoſophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, ſo muß man wiſſen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deshalb lobten. Einige Beiſpiele werden übrigens zeigen, daß Fürſten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grauſam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anſchaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln, und dieß Alles mit den vorher angeführten Laſtern und der Verſchwendung der Höfe zu vergleichen, ſo wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerſtandes eine gleichmachende Willkühr: edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und academiſch-franzöſiſche Gelehrſamkeit der Zeiten ſeines Vaters die teutſche Derbheit ſeines Charakters geltend machte, mögen einige Beiſpiele folgen. In ſeiner Zeit, wie heutiges Tags, war es an den Höfen vornehm, franzöſiſch zu ſprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man teutſch, unter ſich radbrechte man lieber franzöſiſch, als daß man ſich im guten Teutſch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der franzöſiſchen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrſchende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch ſeine Familie franzöſiſch erziehen, ſprach, wenn der Anſtand bei fremdem Beſuch es erforderte, ſelbſt franzöſiſch, duldete aber gleichwohl nur die teutſche Sprache

in ſeinen Abendzirkeln, unterhielt ſich nur teutſch mit ſeiner Familie und mit den Geſandten teutſcher Mächte. Sein geſunder Sinn verſpottete und verhöhnte daher auch ſeines Vaters oder vielmehr ſeiner Mutter ganz nach franzöſiſchem Muſter eingerichtete, in Teutſchland, wo ſo vieles Nützliche fehlte, ganz unpaſſende Berliner Academie als ein leeres Schaugepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Geneſung, erkannte er die Arzneiwiſſenſchaft als abhängig von den Naturwiſſenſchaften und ſchenkte der Akademie für dieſe eine kleine Summe. Er umgab ſich daher auch nicht, wie alle andren Fürſten, mit Franzoſen und Italienern; er ſchickte nicht fremde Grafen und Markis, wie man damals zu thun pflegte, als ſeine Geſandte an fremde Höfe, weil er ſehr verſtändig behauptete, „zu ſeinen Geſchäften habe er Teutſche genug, und ein zierliches Compliment in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu laſſen, ſey des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müſſe.“

Die derbe Unwiſſenheit des Königs und ſein Haß gegen Wiſſenſchaft wird dadurch entſchuldigt, daß Gelehrſamkeit und Wiſſen ſeiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, ſah er, im Leben und in Büchern, zu ſeiner Zeit nur das Abgeſchmackte der teutſchen Gelehrſamkeit, des Bücherſchreibens und der unſinnigen Citirwuth, die ſein natürlicher Verſtand in ihrem wahren Lichte ſah. Der König ſagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verſe machten und alle Bücher, die über die verſchiedenen Theile der Wiſſenſchaften geſchrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wiſſen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, dieſe ſchnell zu gebrauchen. Wenn er daher jemanden befragte, und dieſer nach der in Schulen und Univerſitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weiſe einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, der dieſes oder jenes geſagt habe, ſo ſchnitt die teutſche Natur gleich ab und ſagte: Er wolle nicht wiſſen, was dieſer

oder jener geſagt habe, ſondern was der Befragte davon halte. Er ſelbſt, wie der Theil ſeiner Nation, deſſen Vertreter er war, hatte von Poeſie und Philoſophie, oder was damit verwandt war, freilich keinen Begriff, er ſchrieb eben ſo ungrammatiſch als unorthographiſch; allein er ſah gleichwohl das Bedürfniß der praktiſchen Wiſſenſchaften für eine Zeit, wo Teutſchland noch im Zuſtande des Mittelalters verharrte, ſehr gut ein.

Friedrich Wilhelms Polizei duldete freilich keine freie Aeußerung irgend einer Meinung über Staatsſachen: es fiel aber auch damals keinem Teutſchen ein, gegen die Obrigkeit, wie man ſagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen ſah der König gleichwohl ſehr gut ein. Er ſelbſt hielt ſtatt koſtbarer Geſandtſchaften die holländiſchen Zeitungen (die einzigen außer den engliſchen, worin man politiſche Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariſer, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von ſeinen Leuten mußte aus dieſen bei Tiſch oder in der Tabacksgeſellſchaft erzählen, oder die Artikel erklären. Er wollte Anfangs in ſeinen Staaten gar keine Zeitung dulden, als aber ſeine Armee rühmlich gegen die Schweden focht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erſcheinen; aber dieſe ſtanden unter ſo ſtrenger Cenſur, daß, wer wiſſen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte. Der Erklärer der Zeitungen, von Gundling, den der König, um die damalige lächerliche Gelehrſamkeit, Titel und Rangſucht zu verſpotten, mit allen gelehrten Würden, mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte, um ihn hernach auf eine ſehr unzarte und rohe Weiſe der brutalſten Behandlung preißzugeben, hatte viele gelehrte hiſtoriſche Bücher geſchrieben und war das Bild des todten Wiſſens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele, die in Teutſchland gehegt wurden.

Die gelehrte römiſche Rechtswiſſenſchaft ſchien dem König ebenfalls für das praktiſche Leben in Teutſchland mehr hinderlich

als förderlich, weil die Dauer der Prozeſſe und die Chikane der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengſtlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heineccius, den die Holländer nach Leiden riefen, und um deſſen Verabſchiedung ſie ihn baten, nicht aus dem Lande laſſen wollte, ſo war dies nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrſamkeit; ſondern theils wollte er die Hallenſer des Mannes nicht berauben, den er als ſein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da ſie nicht litten, daß er große Leute für ſein Regiment aus den Niederlanden ziehe, ſo wolle er auch nicht zugeben, daß der Juriſt zu ihnen komme.“ Was er vom römiſchen Recht in teutſchem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in ſeiner Geſellſchaft ebenfalls mit barbariſchem handgreiflichen Spotte verhöhnt ward, als Profeſſor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder ſchickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle ſchützende Form dem geſunden Verſtande eines nach Bauern Art urtheilenden Königs unterwarf, davon giebt die Rechtspflege, die er übte, ein ſchreckliches Beiſpiel. Nach ſeinem geſunden Verſtande urtheilte er, wenn von Prozeſſen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unſinnig ſey, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erſt zu fragen, was die alten Juriſten und Juſtinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur ſein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Procedur nach ſeiner Art abkürzte, dann ſah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtſprechen, und half ſchnell zu Recht oder Unrecht; allein alle geſetzliche Ordnung hörte dabei auf, und ſelbſt unter Türken und Barbaren wagt der Regent ſelten ungeſtraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er miſchte ſich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit, wie in die Geſetzgebung, und verordnete, was ihm

beliebte, ohne auf das vorher beſtandene Geſetz, auf das Herkommen oder auf Menſchlichkeit Rückſicht zu nehmen. Er verhängte die grauſamſten Torturen und Strafen. Perſonen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte ſein Mißfallen auf ſich zogen, oder ſeinen Ideen von Keuſchheit und ſeinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm perſönlich mißhandelt, wenn ſie ihm begegneten, oder zu den grauſamſten Strafen verurtheilt. Jedermann, beſonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn ſie den König aus der Ferne kommen ſahen, weil er ſie über Geſchäfte oder über ihre Kleidung zu befragen, und wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, ſie mit dem Stocke zu beſſerer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathſam; denn der König, mochte er nun zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß ſeyn, ſandte jemand hinter ſie her, und ſie waren glücklich, wenn ſie mit harten Vorwürfen oder mit Stockſchlägen davon kamen und nicht auf einige Tage oder Wochen in's Zuchthaus oder nach Spandau geſchickt wurden. Von ſeinen Strafen geben ſeine Lebensbeſchreiber die Beiſpiele, daß er Kindesmörderinnen in Säcken, die ſie ſelbſt machen mußten, in's Waſſer werfen, daß er junge Leute, die ihr Haab und Gut verſchwendeten, nach Spandau oder in ein andres Zuchthaus bringen ließ. Des Königs Lobredner fügt hinzu, ein ſolcher ſitze noch jetzt im Zuchthaus in Halle, wo er es übrigens, meint dieſer Schriftſteller im Geiſte ſeiner Zeit hinzuſetzen zu müſſen, ganz gut habe und auch unterrichtet werde. Viele wurden ohne weitres auf den hölzernen Eſel geſetzt, oder an den Pranger geſtellt, oder in Ketten und Banden nach Wuſterhauſen geholt, wo der König ſelbſt unmittelbar über ſie entſchied und die Strafe augenblicklich vollziehen ließ.

In ſeinem Palaſt und in ſeiner Familie hielt er übrigens auf dieſelbe Ordnung, die er in Bürgerhäuſern wollte beobachtet wiſſen.

Dieſe Manier des Königs machte ihn zum mächtigen Schützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Das erklärte er ſelbſt,

als ihm die ritterſchaftlichen Herrn eine franzöſiſch abgefaßte Vorſtellung übergaben und er ſpöttiſch und laconiſch, deutſch, franzöſiſch und lateiniſch antwortete. Die vornehmen Säufer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften ſich bei Friedrich Wilhelm nicht ſehen laſſen, und die Junker mußten, ſo ſehr ſie widerſtrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Foderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten ſtatt der Stellung der Ritterpferde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum, womit ſie Anfangs wegen der allerdings eigenmächtig aufgedrungenen Bedingungen nicht zufrieden waren, ſich gefallen laſſen; ſie mußten ihrem Anſpruch, die Domänen nach ihrer Art zu benutzen, entſagen; adlige Pachtungen hörten auf, damit beſſere Bewirthſchaftung eintreten könne. Der König zeigte ſich, wenn es Gerechtigkeit oder ſein Geldintereſſe galt, ganz unerbittlich und jede Rückſicht des Standes verſchwand. Das zeigte er, als er den Sprößling der älteſten und angeſehenſten ritterſchaftlichen Familie ſummariſch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen ſeinen eigenen Sohn, den großen Friedrich, als ihn deſſen allerdings anſtößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen deſſen Freund von Katt, der ſterben mußte, obgleich die erſten und würdigſten Herrn des Reichs ſeine nächſten Anverwandten waren.

Was die Mode angeht, ſo wollte ſein militäriſches Auge nur Zöpfe ſehen; Haarbeutel und eine gewiſſe bunte Kleidung der damaligen Pariſer Mode war ihm tödtlich verhaßt, niemand wagte in Berlin darin zu erſcheinen, und die franzöſiſche Geſandtſchaft war nicht wenig überraſcht, bei einer großen Revue die Pariſer Tracht, in der ſie erſchien, an den Profoßen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln verſehen waren.

Schauſpieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigſten Italieniſche und Franzöſiſche, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poeſie Feind, war aber ein Muſter bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Fr. de la Motte Fouqué.

Der Rothmantel.

(1814.)

Berthold war ein deutſcher Handelsmann, und es ſoll ihm einmal folgende merkwürdige Begebenheit zugeſtoßen ſeyn, die, wenn auch nicht in allen ihren Umſtänden verbürgt, doch aus mannigfachen Urſachen das Wiedererzählen wohl verdient.

Er hatte ſich in einer der großen Gebirgswaldungen unſers Vaterlandes verirrt, und weil er zu der Zeit um vielen Gewinnſt Vieles wagte, führte er an Koſtbarkeiten, Wechſeln und baarem Gelde einen bedeutenden Schatz hinter ſich auf dem Pferde, ſo daß ihm anfing bange zu werden, wie er ſo mit einbrechender Nacht durch ein dunkles Thal ganz einſam und auf unbekannten Wegen hinritt. Daß er in eine ſehr abgelegene Schluft gerathen war, konnte er wohl merken, denn das Wild war ganz und gar nicht mehr ſcheu vor ihm, und die Eulen kreiſchten ſo nahe über ihm hin, daß er oftmalen ganz unwillkührlich den Kopf in die Schultern zog, vor ihren dreiſten Flügeln und ihrem häßlichen Klatſchen mit den Fittigen. Da ward er endlich eines Menſchen anſichtig, welcher mit feſtem Tritte den Fußſteig vor ihm entlang ging, und ſich ihm auf Befragen als einen Köhler kund gab, der mit ſeinen Hausleuten hier im Forſte wohne. Des Reiſenden Bitte um Nachtlager und um Zurechtweiſung auf morgen, war bald und ſo treuherzig bewilligt, daß alles Mißtrauen verſchwand, und man im beſten Vernehmen bei der kleinen Hütte ankam. Da trat die Haus-

frau mit einer Leuchte aus der Thür, hinter ihr die freundlichen, grundehrlichen Geſichter der Kinder männlichen und weiblichen Geſchlechts, und der Lichtſtrahl, welcher auf des Wirthes Antlitz fiel, offenbarte ſo altdeutſche, zuverſichtliche Züge, wie wir ſie noch glücklicherweiſe unter unſerm Volke häufig anzutreffen gewohnt ſind.

Man trat mitſammen in die helle, warme Stube, und ſetzte ſich um den gemeinſchaftlichen Heerd, wobei der Reiſende ſo wenig wegen ſeiner Reichthümer Beſorgniſſe empfand, als wäre er nach Hauſe gekommen zu Vater und Mutter und Geſchwiſtern. Er ſchnallte bloß ſein Gepäck vom Hengſte los, welchen er einem Sohne des Köhlers gern zur Beſorgung überließ. Dann ſetzte er ſeine Bürde in die erſte beſte Ecke des Zimmers ab, und wenn er ſeine Waffen dicht hinter ſich legte, geſchah es mehr aus einer löblich hergebrachten Reiſeſitte, als weil er nur irgend die Möglichkeit geahnet hätte, daß man hier von dergleichen Dingen Gebrauch machen könne. Man erzählte ſich nun einander Unterſchiedliches hin und her, der Kaufmann von ſeinen Reiſen, der Köhler von dem Walde, und die Familie ſprach freundlich, aber beſcheiden drein. Dabei hatte der Köhler guten Birnmoſt aufgeſetzt, und man trank ſich einen immer beſſern Muth, weshalb es vom Reden zum Singen, von Geſchichten zu Liedern kam. Die Kinder des Köhlers ſtimmten eben einen luſtigen Rundgeſang an, da pochte es auf eine ſeltſame Art an die Thüre. Der Finger deſſen, der draußen ſtand, klopfte ganz leiſe, ganz leiſe; aber der ſchwache Schall ließ ſich deſſen ungeachtet ganz deutlich durch die Stube hin vernehmen, und tönte ſelbſt durch der jungen Stimmen hellen Jubel ſehr hörbar durch. Man hielt mit dem Singen ein und ward etwas ernſthafter, während der Hausherr freundlichen Angeſichts rief: „nur immer herein, Vater; in Gottes Namen!“ —

Da kam ein kleiner ſittiger Greis zur Thüre leiſe hereingeſchlichen, grüßte Alle ſehr gutmüthig; nur daß er den fremden Mann etwas verwundert anſah. Dann aber näherte er ſich dem runden Tiſche und nahm den unterſten Platz ein, der für

ihn offen gelaſſen zu ſeyn ſchien. Berthold mußte ſich gleichfalls über ihn verwundern. Denn er trug eine Tracht, die aus ſehr alten Zeiten her zu ſeyn ſchien, dabei aber noch gar nicht verſchoſſen oder zerriſſen war, ſondern vielmehr höchſt ſauber gehalten. Dabei war er, wie ſchon geſagt, ſehr klein, aber anmuthigen Angeſichts, auf welchem jedoch etwas, wie eine tiefe Trauer lag. Die Familie ſahe ihn mit großem Mitleiden, aber wie einen alten Bekannten an. Berthold hätte gern gefragt, ob er etwa der Großvater des Hauſes ſey, und ob er an irgend einer Krankheit leide, davon er ſo bleich und betrübt ausſähe? Aber ſo oft er den Mund aufthun wollte, ſah ihn der Alte mit einem halb ſcheuen, halb unwilligen Weſen an, welches ſo eigen heraus kam, daß Berthold lieber ſtille ſchwieg.

Der Alte faltete endlich bittend ſeine Hände, ſchaute nach dem Hauswirthe und ſagte ganz heiſer: „nun bitte, wenn es ſeyn kann, die Betſtunde." — Der Köhler begann ſogleich das ſchöne alte Lied: „Nun ruhen alle Wälder!" — in welches die Kinder mit einſtimmten und die Hausmutter; der fremde Greis auch, und zwar ſo gewaltiger Stimme, daß die Hütte zu dröhnen ſchien, und Jeder, der es nicht gewohnt war, ſich darüber wundern mußte. Berthold konnte erſt auch vor Verwunderung gar nicht zum Mitſingen kommen. Das ſchien den kleinen Alten unwillig und bange zu machen; er warf ſeltſamliche Blicke auf Berthold, und auch der Köhler ermunterte dieſen durch ernſthaftes Winken, daß er doch mitſingen ſolle. Das geſchah denn endlich, Alles war zufrieden und andächtig, und nach noch einigen Gebeten und Liedern ging der kleine Greis verneigend und demüthig wieder zur Thüre hinaus. Als ſie aber ſchon in die Klinke geſprungen war, riß er ſie noch einmal auf, warf einen furchtbar wilden Blick auf Bertholden, und ſchmiß ſie dann krachend wieder zu.

„Das iſt ja ſonſt gar ſeine Manier nicht;" — ſagte der Köhler erſtaunt, und wandte ſich dann mit einigen entſchuldigenden Worten an ſeinen Gaſt. Der meinte, der alte Herr

ſey wahrſcheinlich wohl etwas gemüthskrank? — „Das laſſe ſich nicht läugnen, entgegnete der Köhler, aber er ſey unſchädlich und thue Niemandem etwas zu Leid. Wenigſtens wiſſe man ſeit langer Zeit nicht die mindeſten Beweiſe davon.“ — „Das einzige Kämmerlein aber, ſo ich Euch anweiſen kann, fuhr er fort, ſchließt nicht recht gut, und manchmal kommt der Alte da hinein. Laßt Euch aber dadurch nicht irren; irrt ihn nur nicht, und er geht von ſelbſten wieder hinaus. Zudem, denk' ich, werdet Ihr ja wohl ſo müde ſeyn, daß Ihr nicht leicht von ſeinem Treiben erwacht; denn er geht, wie Ihr auch auch ſchon hier werdet bemerkt haben, außerordentlich leiſe.“ — Berthold bejahte das Alles mit lächelndem Munde, aber ihm war doch bei weitem nicht ſo gut mehr um's Herz, als vorhin, ohne daß er doch ganz genau gewußt hätte, warum; und als ihm der Wirth die enge Stiege hinauf leuchtete, drückte er den Mantelſack feſt an ſeinen Leib; auch ſah er unvermerkt immer nach ſeinen Piſtolen und ſeinem Hirſchfänger.

Oben in der kleinen, winddurchrauſchten Kammer ließ ihn der Köhler alsbald allein, nachdem er eine Lampe ſorgſamlich ſo aufgehängt hatte, daß ſie ohne Feuersgefahr dem Gaſte leuchtete, und nachdem er dieſem den göttlichen Segen zu ſeiner Nachtruhe gewünſcht hatte. Der Wunſch aber ſchien ſeine rechte Wirkung auf Berthold zu verfehlen. Es war ihm lange nicht ſo unruhig und ſo verſtört zu Muthe geweſen. Ob er ſich gleich in großer Ermüdung unverzüglich zu Bett begeben hatte, war doch an keinen Schlaf zu denken. Bald lag ihm ſein Mantelſack zu weit, bald ſeine Waffen, bald wieder Beides nicht bequem genug zur Hand. Er ſtand darüber mehrmal auf, und wenn er dann auf Augenblicke wieder einſchlief, fuhr er vor jedem Windesgeräuſch in die Höhe, jetzt ein ungeheures Unglück, jetzt einen eben ſo unverſehenen Glücksfall dunkel ahnend und erwartend. Alle ſeine kaufmänniſchen Entwürfe und Speculationen wirrten ſich mit der Schlaftrunkenheit zu einem betäubenden Rade zuſammen, von dem er auf keine Weiſe los konnte,

ohne daß er doch vermögend geweſen wäre, das Einzelne zu ſondern und zu durchdenken. Dabei hatte er nie eine ſo gewaltige, ausſchließliche Begier nach Gewinn empfunden, als in dieſem wunderlichen Zuſtande, der ihn endlich dennoch in einen Schlaf ſchaukelte, welcher vielleicht mit eben dem Rechte Ohnmacht heißen konnte.

Nach Mitternacht mochte es ſeyn, als er einigemal ein leiſes Regen und Bewegen in der Kammer zu vernehmen glaubte. Aber die Müdigkeit wollte von ihrer lange beſtrittenen Herrſchaft nicht laſſen. Wenn er auch einmal die ſchweren Augenlieder aufſchlug, und es ihm gar vorkam, als treibe ſich der kleine Alte unfern vom Bette auf und ab, meinte er im ſchlaftrunknen Sinne: er irre ſich, und der Köhler habe es ihm ja überdieß auch vorher geſagt. Da kamen endlich die Unterbrechungen zu oft; ein Erſchrecken, wie ein plötzlicher Schlag, ſchüttelte alle Schläfrigkeit ab; der Kaufherr ſaß richtauf mit großen Augen im Bette und ſah, wie der Greis von geſtern Abend an dem Mantelſacke herum neſtelte, und dazu mit einer Art von höhniſchem Mitleiden nach ihm herüber ſchaute. — „Räuber! zurück von meinem Eigenthume!“ — ſchrie der Kaufmann in Grimm und Bangigkeit. Davor ſchien ſich der Alte ſehr zu entſetzen. Er ging eilig nach der Thür, ſchien ängſtlich zu beten, und war plötzlich mit großer Schnelligkeit hinaus.

Berthold hatte nun nichts Angelegentlicheres, als nach ſeinem Mantelſack zu ſehen, ob irgend etwas durch den Greis abhanden gekommen ſey. Für einen Räuber konnte er dieſen freilich nicht halten, aber ob der Wahnſinnige nicht etwa im kindiſchen Muth blanke Steine eingeſteckt oder koſtbare Papiere zerzaust habe, das war eine andere Frage. Die Schlöſſer und Bänder ſchienen wohlverwahrt, und auch, nachdem ſie gelöst waren, zeigte ſich Alles in beſter Ordnung. Aber die Unruhe in Bertholds Gemüthe wachte wieder auf; es könne doch vielleicht ſchon unterweges etwas verloren oder verdorben ſeyn, meinte er, und ſuchte immer weiter fort, ſich erquickend an ſeinen

Reichthümern und dennoch höchſt unzufrieden, daß es ihrer nicht mehr waren. In dieſem Eifer ward er durch ein Athmen an ſeiner Wange geſtört. Er meinte erſt, es ſey der Nachthauch, der durch das ſchlecht verwahrte Fenſter dringe, und wickelte ſich in ſeinen Mantel dichter ein. Aber das Athmen kam wieder, vernehmlicher und ſtörender, und als er endlich unwillig darnach umblickte, ſah er mit Entſetzen des kleinen Alten Antlitz haardicht an dem ſeinen. — „Was machſt Du hier? ſchrie der Kaufmann; kriech' zu Bett' und wärme Dich!“ — „Im Bette wird mir's immer noch kälter, krächzte die heiſre Stimme zurück, und ich ſehe gerne ſo ſchöne Sachen, als Du da haſt. Aber ich weiß freilich beſſere, ach noch viel beſſere!“ — „Wie meinſt Du denn?“ fragte Berthold, und konnte ſich des Einfalles nicht erwehren, das ungeheure Glück, woran er vorher im halben Traume gedacht habe, komme ihm nun durch dieſen Wahnſinnigen zu. — „Wenn Du mitkommen wollteſt! ſeufzte der Greis. Unten, tief unten im Walde, am Moorgrund“ — „Nun, mit Dir könnt' ich's ſchon wagen,“ entgegnete Berthold. Da wandte ſich der Alte nach der Thür und ſagte: „Laß mich nur erſt meinen Mantel umnehmen. Ich bin gleich wieder zurück, und dann wollen wir hinaus.“ — Berthold blieb nicht lange im Zweifel; denn kaum war der Alte aus der Thür, ſo klinkte es auch ſchon wieder daran, und ein hagerer, ungewöhnlich großer Mann im blutrothen Mantel, ein gewaltiges Schwerdt unter dem einen, eine Muskete im andern Arm, trat feierlich herein. Berthold griff nach ſeinen Waffen. — „Nun ja, ſagte der rothe Mann, Du kannſt ſie immer mitnehmen; mach' nur, daß wir hinaus kommen in den Wald.“ — „Mit Dir hinaus? ſchrie Berthold. Ich will nicht mit Dir hinaus. Wo iſt der kleine, alte Mann?“ — „Ei ſieh mich doch nur recht an, ſagte der Rothe, und ſchlug den Mantel weiter vom Geſichte zurück. Da erkannte Berthold eine große Aehnlichkeit zwiſchen dieſer furchtbaren Erſcheinung und dem kleinen Greiſe, faſt als wären es Zwillingsbrüder, nur daß hier alles ingrimmig und zerſtört

ausſah, was ſich dort demüthig und ſtille gezeigt hatte. Berthold aber glaubte nun ſich und ſeine Schätze verrathen. Er ſchrie laut: „wenn Du Deinen blödſinnigen Bruder abſchicken wollteſt, die Leute in Dein Netz zu fangen, ſollteſt Du nicht ſelbſt den Betrug ſo unſinnig ſtören. Ich gehe nun einmal nicht mit Dir, auf keine Weiſe.“ — „So? ſagte der Rothe; thuſt Du's nicht? Du ſollſt aber.“ — Und damit ſtreckte er den langen, langen Arm nach ihm aus. Berthold feuerte in Todesangſt ſein Piſtol auf ihn ab. Da wurde es unten im Hauſe munter und regſam; man hörte deutlich, wie der Köhler eilig die Stiege herauf kam, und der Rothe machte ſich flüchtig zur Thüre hinaus, indem er noch mit Blick und Fauſt nach Bertholden zurück drohte.

„Um Gott! rief der Köhler hereinſtürzend, was habt Ihr denn mit unſerm Hausgeiſte angefangen?“ — „Hausgeiſt?“ ſtammelte Berthold, und ſah ſeinen Wirth zweifelnd an. Denn ihm wirrten noch immer Schätze an Geld und Gut vor dem Sinne herum, und da er nun keine bekommen ſollte, dachte er faſt, er müſſe welche verlieren, und hier das ganze Haus ſey in Verſchwörung wider ihn. Der Köhler aber fuhr fort und ſprach: „er iſt mir ganz ungeheuer groß und grimmig auf der Stiege begegnet, und in ſeinem rothen Mantel, mit Waffen und Wehr.“ — Da er nun aber ſah, daß Berthold ihn ganz und gar nicht verſtand, bat er ihn, mit hinunter in das allgemeine Zimmer zu kommen, wo Alles ſich ſchon wegen des Schuſſes in Beſorgniß verſammelt habe; da wolle er zugleich ſeine Hausleute und ihn beruhigen. Berthold that nach des Wirthes Begehr, den Mantelſack unter dem linken Arm, das noch geladene Piſtol ſchußfertig in ſeiner Rechten, die andern Waffen im Gürtel und Gehenk. Er ging überhaupt nur hinab, weil er ſich in der großen Stube ſichrer hielt, nahe an der Hüttenthür, als oben in der engen, geſperrten Kammer. Unten ſahen auch ihn die Hausleute zweifelnd an, und es war überhaupt ein Unterſchied von dem geſtrigen Beiſammenſeyn zum

heutigen, wie vom Frieden zum Krieg. Der Köhler aber erzählte in kurzen Worten Folgendes:

„Als ich zuerſt hier in die Hütte kam, ging der Hausgeiſt immer in der furchtbaren Geſtalt um, wie Ihr, Herr Gaſt, und ich ihn heute erblickt haben. Es wollte d'rum kein anderer Köhlersmann hier zur Stelle bleiben, und auch überhaupt in dieſer Gegend des Gebirgswaldes nicht. Denn der Spuck zieht einen weiten Kreis ſeiner Gewalt. Er iſt einer meiner Vorgänger geweſen, ſehr reich und ſehr geizig. Da hat er denn Geld in der Wildniß vergraben gehabt, und iſt bei ſeinem Leben immer fern umher geſtrichen, durch das Revier, wo ſeine Schätze lagen; dazu hat er einen rothen Mantel umgenommen; wie er geſagt hat, um die Räuber an den rothen Mantel des Scharfrichters zu erinnern, und hat Schwerdt und Musketonner zur Hand gehabt. Als er nun geſtorben iſt, hat er die Schätze Niemandem mehr zeigen können, mag auch vergeſſen haben, wo ſie lagen, und deshalb ging er ganz irr und in Bethörung ein, und in ſo fürchterlicher Geſtalt.“

„Ich aber dachte ſo: biſt du fromm und beteſt fleißig, ſo kann dir auch der Teufel in der Hölle nicht ſchaden; wie viel minder denn ein armer, bethörter Spuck. Und da zog ich in Gottes Namen mit Frau und Kindern hier ein. Zu Anfang machte mir freilich der rothe Mantel viel zu ſchaffen; wenn man ſo in Gedanken ſeines Weges geht, und es ſteht plötzlich ein ganz unerhörtes Ding vor einem, das noch dazu geſpenſterlicher Art iſt, kann ſich auch wohl der Herzhafteſte erſchrecken. Mit den Kindern war's nun vollends arg, und auch meine Frau hat ſich oftmalen gar furchtbarlich davor entſetzt.“

„Ja, und nun wird die gräßliche Zeit wieder von vorn angehen, ſeufzte die Hausfrau. Vorhin hat er ſchon ganz ungeheuer groß und wild hier in dem blutigrothen Kleide zur Thür herein geſehen.“ — „Thu', wie Du damals gethan haſt, ſagte der Köhler: bete, habe fromme Gedanken, und es ſchadet Dir nichts.“

Im ſelben Augenblick raſſelte es an der Thürklinke heftig und ungeſtüm; Alle fuhren zuſammen, die Kinder weinten. Der Köhler aber trat entſchloſſen vorwärts, und ſagte mit lauter Stimme: „mache Dich fort, im Namen des Herrn. Du haſt hier an uns nichts zu ſuchen!“ — Da hörte man es wie einen Windwirbel zur Hütte hinaus heulen, und der Köhler fuhr folgendermaßen fort, indem er ſich wieder zum Heerde ſetzte:

„Es war uns damals eine gute Prüfung, und mag uns wieder als eine ſolche verordnet ſeyn. Wir werden um ſo fleißiger beten, und wachen über uns ſelbſt. Hatten wir ihn doch ſchon ſo weit gebracht, daß er den rothen Mantel abgelegt hatte, daß er ganz ſittig geworden war, abendlich unſern Betſtunden beiwohnte, ein freundliches, gutes Geſicht gewann, und leiblich zu einer kleinen Geſtalt zuſammenſchwand: als wolle er nun bald die verſtörten Glieder von der Erde ſchwinden laſſen, und zur Ruhe legen bis auf den großen Tag. Kinder, Ihr habt ihn als ſtillen, demüthigen Hausgeiſt liebgewonnen; es hat Euch ordentlich leid gethan, daß er in ſeiner Zerknirſchung niemals einen andern, als den unterſten Sitz beim Abendgebet einnehmen wollte, — arbeitet nun freudig an ſeiner und Eurer Ruhe, mit Gebet, Geduld und Reinigung des Herzens. Wir wollen ihn bald wieder dahin haben, wo er noch geſtern war.“

Da ſtanden ſie Alle freudig auf, Hausfrau und Kinder, und gelobten in die Hand des Hausvaters, zu thun nach ſeiner Ermahnung, und nicht laß noch feige zu werden in Bekämpfung des Böſen, wie auch immer die Geſtalt ſeyn möge, in der es ſich an's Licht wage. — Dem Berthold aber war ganz wild und zerſtört dabei zu Muthe. Bald hielt er ſich für fieberkrank, und daß ihm all' die ſeltſamen Dinge nur ſo in der Bethörung des wahnwitzigen Muthes vorkämen; bald wieder glaubte er, man treibe hier ein Narrenſpiel mit ihm; bald endlich gar, er ſey unter eine heuchleriſche Räuberbande gerathen, und Alles nur auf ſein Geld und Gut abgeſehn. Er begehrte ſein Pferd. Da lief der älteſte Sohn alsbald zur Thür, der

Hauswirth aber ſagte: „Ihr thätet beſſer, zu bleiben, bis es heller Tag wird. Zu dieſer Dämmerungsſtunde iſt es ſehr unheimlich im Forſt.“ — Als er aber auf der Abreiſe beſtand, konnte er wohl merken, wie die ganze Familie von Herzen froh war, ihn los zu werden, und der Köhler ihn nur aus Treue und Pflicht zum Bleiben genöthigt hatte. Er wollte dieſem für Nachtlager und Abendbrod Geld geben, fand ſich aber mit ſolchem Unwillen zurückgewieſen, daß er nicht Muth gewann, ein ähnliches Erbieten zu wiederholen. Der Hengſt ſtampfte draußen vor der Thür, der Mantelſack war bald auf dem Sattel befeſtigt; Bertholb ſchwang ſich hinauf und nahm Abſchied von ſeinem verwunderlichen Wirthe, bei weitem kälter, ja unfreundlicher entlaſſen, als er geſtern Abends empfangen worden war. Mißmuthig und in ſeltſamen Zweifeln trabte er auf dem angewieſenen Wege durch den Wald hin.

Er konnte ſich noch gar nicht überreden, daß die Hüttenbewohner ſo durchaus Recht hätten, und der Geiſt Unrecht. — „Denn, ſagte er zu ſich ſelber, iſt es kein Geſpenſt, ſo ſind ſie Betrüger, und iſt es eines, ſo thut es doch vollkommen gut daran, ſeine Schätze einem Lebenden zur freudigen Benutzung zu überantworten. Und wer weiß, ob ich nicht der beglückte Lebende bin!“

Dazu ſahen die Bäume ſo ſeltſam aus und ganz unerhört; der Morgenwind pfiff ihm wie ein verheißendes Lied entgegen; die Nebel wanden ſich gleich feiernden Säulengängen vor ihm in die Höhe, und wie er drunter hinritt, dachte er: „die Natur iſt mit mir im Bunde; und iſt ſie das, ſo darf auch keine Verblendung mir in den heilſamen Weg treten.“

„Glück auf!“ — jauchzte er; und kaum hatt' er's ausgeſprochen, ſo gewahrte er ſchon, wie der Rothmantel neben ihm herging und immer beifällig nicht nur zu ſeinen Worten, ſondern auch zu ſeinen Gedanken zu nicken ſchien. Darüber ward ihm anfänglich nicht gut zu Sinne; aber je mehr er der Gründe, um

ſich zu beruhigen, erdachte, je mehr nickte der freundliche Rothmantel, der endlich auf folgende Weiſe von ſelber zu ſprechen anfing: „Mir iſt doch am Ende bei den Köhlersleuten erbärmlich zu Muthe geworden, Geſell. Das ewige Beten und Singen hat mich ganz heruntergebracht; und ſaheſt Du ſelbſt, wie ich ſo klein war und zuſammengeſchrumpft in dem ärmlichen Kreis. Nun kamſt Du herein, und mir ward wild erſt, als käme was Fremdes, aber wir wurden bald Eins. Da wuchs ich — ho! und ich kann wachſen, bis an das flimmernde Sternengezelt hinauf. Sey nur hübſch hochmüthig und denke: Du ſtändeſt ſchon oben und wäreſt ein ganz anderer Kerl, als Deine Mitmenſchen allzumal, ein ganz herrlicher, von der Natur, ohne Arbeit und Mühe, begünſtigter Kerl; da ſtehſt Du, wo ich Dich haben will, und der Schatz iſt Dein. Die Köhlersleute ſind um ein Merkliches zu dumm dazu. — Wollen wir graben?“ —

Wohlgefällig nickte Berthold, und der Rothmantel deutete auf eine kleine Erhöhung, die unfern von den Beiden lag, mit Fichtennadeln beſtreut. Dem Kaufmann fehlte es an Werkzeugen; er wollte mit ſeinem breiten Hirſchfänger die Erde aufwühlen, und ward dabei mit Entſetzen gewahr, daß ihm der Rothe von der andern Seite half, und daß, wo er ſeine Fäuſte einſchlug, ein ſchwefelblauer Dampf aus der verſengten Erde ſeltſam betäubend emporſtieg.

Der Dampf erhob ſich, die Erde ſtöhnte, die Steine rollten, und endlich zeigten ſich ein paar Aſchentöpfe, die vor dem Morgenhauche ſelbſt alsbald in Aſche zerfielen. Vergeblich wühlte Berthold nach Schätzen in der armen Gruft.

Da rang der unruhige Geiſt ſehr kläglich ſeine beinernen Hände, und winkte nach dem nächſten Hügel hin.

Sie gruben wieder, und fanden wieder Aſchentöpfe, und Aſche und öden Graus. Und fort ging es zu andern Hügeln, und troſtlos ſchloß der eine wie der andere ſeine trübe Höhlung auf. Da ward der irre Geiſt ergrimmt, ſchlug mit den knöchernen Fäuſten gegen die Bäume, daß Funken davon umher-

ſprützten, und ſchalt den Berthold, er habe des reichen Gutes dort unten gefunden, und habe es diebiſcher Weiſe entwendet. Berthold erbebte vor der gluthrothen Geſtaltung, die ſich höher und höher aufbäumte in ihrem Grimme, wohl über die Gipfel der Eichen, Buchen und Kiefern hinaus. Da krähte der Hahn. Mit einem ängſtlichen Schrei ſtäubte der Spuck in alle vier Winde aus einander, und man hörte in einem nahen Dorfe die Morgenglocken troſtreich und lieblich gehen. Berthold fand ſich verſchüchtert zu ſeinem verſchüchterten Pferde zurück, das er zu Anfang der Schatzgräberei an einen Stamm gebunden hatte; ſetzte ſich auf, und trabte auf der bald gefundenen Heerſtraße nach bewohnten Orten zu. —

Jahre verfloſſen ſeitdem, die Berthold in fremden, undeutſchen Landen verlebte, von mannigfachen Geſchäften gehalten, befangen und umſtrickt, aber doch nicht alſo ſehr, daß ihm die Geſchichte des Rothmantels und der Köhlerfamilie gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen wäre. Vielmehr gedachte er oftmals halb mit Herzensbangigkeit, halb mit einer ſeltſamen Sehnſucht daran; und als er nun auf dem Heimwege endlich wieder in dieſelbe Gegend kam, war keine Beſorgniß groß, keine Vernunftbedenklichkeit ſtark genug, um ihn abzuhalten, den damals getroffenen Weg ämſig aufzuſuchen, obgleich der Abend wieder ſchaurig durch den öden Forſt hindunkelte, ſo daß er auch wieder, wie vor Jahren, in tiefer Dunkelheit, Herberge begehrend, vor der Köhlerhütte hielt.

Und wie vor Jahren drängten ſich friſche, treuherzige Geſichter in die Thür, hielt die Hausfrau das Lämpchen, ſorgſam es vor der Zugluft bewahrend, heraus, ſtand der ehrſame, ernſthaft freundliche Köhler bei dem Pferde. Der nöthigte den Reiſenden zum Abſitzen und Eintreten, und wies den Hengſt einem der Knaben zur Beſorgung an, ſo wenig auch alle andern Geſichter den Fremdling, ſo bald ſie ihn erſt wieder erkannt hatten, willkommen hießen.

In der Stube ſah es noch aus, wie ſonſt; man ſetzte ſich

wieder um den Familientiſch; Birnmoſt ward aufgetragen; der Platz, den ehemals das Geſpenſt eingenommen hatte, blieb zu Bertholds Entſetzen wieder leer, als erwarte man noch immer mit jedem Abend den ſeltſamen Beſuch. Alles blieb ſtill und ſah ſich zweifelhaft an, ſo daß von der ehemaligen Bewirthung gerade nur Eins fehlte, aber freilich eben das beſte Theil: trauliches Geſpräch und herzensfroher Geſang.

Da that der ehrſame Köhler ſeinen Mund auf und ſprach folgendergeſtalt: „Was Ihr vor einigen Jahren mit unſerm Hausgeiſte angefangen habt, wiſſen wir nicht, Herr Gaſt. Aber Noth, Mühe, Schreck und Angſt haben wir genug ausgeſtanden davon. Ihr werdet wohl heute abermals wieder bei uns übernachten, und da wünſcht' ich von Herzen, Ihr ſchafftet Euch fromme Gedanken an, um weder uns, noch den Hausgeiſt zu verſtören. Was zwar dieſen betrifft, ſo mein' ich, Ihr könnt ihn uns nun ſo leichtlich nicht wieder verderben, und hättet Ihr auch gar nichts in Kopf und Herzen, als Geld und Gut. — Aber ſtill jetzt, Ihr Alle; die Zeit der Betſtunde iſt herauf.“

Alle falteten ihre Hände, der Hausvater nahm ſein Mützchen ab, und begann abermals das ſchöne Lied zu ſingen: Nun ruhen alle Wälder. — Berthold ſang ehrerbietig mit, jeden Augenblick die Erſcheinung des Hausgeiſtes, wenn auch in der frühern milden Tracht und Geſtaltung erwartend. Aber kein Finger klopfte an die Thür, keine Thür that ſich auf. Nur leuchtete ein mildes Licht durch die Stube hin, und ein Klang erhob ſich, wie wenn man mit benetztem Finger auf ſchön geſtimmten Gläſern ſtreicht.

Kaum war die Betſtunde vorbei, da fragte Berthold den Hausvater, was Klang und Licht bedeute. „Das iſt der Hausgeiſt, ſagte der Köhler; anders giebt er ſich nun uns nicht mehr kund. Aber wir haben auch angehalten mit Gebet und mit treuem Wachen über die Reinigkeit unſres Gemüths.“

Es war etwas in Bertholds Herzen, das ihm ſagte, er ſey noch nicht werth, hier zu übernachten. Er begehrte ſein

Pferd, aber in weit freundlicherem Tone, als vormals. Und auf weit freundlichere Weiſe brachte es ihm der älteſte Sohn, und nahm man Abſchied von ihm, merkend, daß ihn kein ſchlimmes Gefühl von dannen treibe, und beſchrieb ihm den Weg, den er dann auch mit ganz andern Geſinnungen ritt. Er ward nichts Unheimliches gewahr. Aber ein ſchönes Licht ſtreifte bisweilen vor ihm hin, und verklärte Kräuter und Sträuche des Gebirgwaldes mit unbeſchreiblich lieblichem Glanze.

* * *

Dieſe Geſchichte hat viel Fabelhaftes an ſich, ſie mag auch wohl eine Fabel ſeyn; wer ſie aber für gar nichts weiter hielte, als für das, thäte dem Schreiber, ſich ſelbſt und ſogar auch der guten Sache großes Unrecht.

Bührlen.

Bemerkungen.

(1829.)

Frage heute: Was iſt Gottes Wille? Dieſen Tag beſorge, damit du in ihn, als in ein Gefäß, ſo viel und ſo Gutes gieſ-ſeſt, als er faſſen mag. In den Moment der Gegenwart drängen ſich alle Kräfte der Veranlaſſung, der Luſt und Neigung zuſammen. Der morgende Tag gehört der organiſchen Entwicklung der Welt. Hiefür iſt Der, welcher das Ganze trägt. Reicht dein Blick nicht dahin, deine Kraft nicht, ſo ſoll auch deine Sorge ſich nicht plagen. Mit der Zukunft, die anrückend Gegenwart wird, kommt auch Einſicht, Kraft und Muth. Der Tag mit ſeinem Tagewerk ſoll der unruhigen Geſchäftigkeit in der Mannichfaltigkeit der Intereſſen, die Sorge für heute ſoll der Hypochondrie der weit-hinblickenden Vorſorge begegnen. Wie das ſchwache, ſich be-waffnende Auge nur im Brennpunkte richtig ſieht, gegen den Rand aber verzogene Bilder und falſche Farben wahrnimmt, ſo iſt auch der Blick ins Leben im Fokus jeweiliger Gegenwart über das, was er praktiſch ſehen ſoll, am richtigſten. Grabe, ſäe, begieße, jäte, hüte deinen Garten täglich, und die allgemeine Gotteskraft läßt dir Blumen und Früchte wachſen, über deren Fülle, Schönheit und Güte du nur dankend ſtaunen kannſt. Er gewährt dir ein Bild von zauberiſchem Reize, das freilich nicht durch dein einzelnes Thun zuſammengetragen iſt, das aus einer höhern Werkſtätte ſtammt. —

Mit Güte und Rechtſchaffenheit iſt es eine eigene Sache. Es fragt ſich, wie tief man ſie probiren darf, ehe man auf den Egoismus kommt. Mit einem, der ſelbſtiſche Grundſätze hat, würde ich nicht gern allein auf einem Kahn fahren; nicht als beſorgte ich, er möchte mich hinausſtoßen; nein! aber wohl, er werde nur an ſich denken, wenn dieſer umſchlüge. Und ſo wäre mir es auch in einem langen Walde nicht recht wohl bei ihm, nicht als fürchtete ich, er möchte mich berauben oder todtſchlagen; nein! aber wohl, er möchte, wenn ein Straßenräuber käme, über den wir Beide Herr werden könnten, davonlaufen, und mich im Stiche laſſen. —

Das würdigſte Anſchauen des Lebens gibt auch die höchſte Lebenskraft im Ertragen. Darum verleiht Pietät die beſte Dauer im größten Wechſel. —

Die höchſten Ueberzeugungen ſind täglich neu; hier gibt es keinen verjährten Beſitz, man weiß nur, was man lernt. —

Ich bin verſichert, daß ſich die Meiſten bei dem beliebten „Gottes Weisheit und Güte in der Natur“ nichts Rechtes denken; denn wie man den Naturlauf und die Creaturen ſo obenhin anſieht, iſt man beide längſt gewohnt, und der Lehrer ſagt gewöhnlich dem Kinde nichts Neues. Es iſt eine eigene Forſchung, eine fortgeſetzte Beobachtung, die das Wunderbare im Natürlichſten finden lernt. —

Nur die würdigſte Anſicht des Lebens ſtellt das Einzelne, wie wir ſchauen, thun, leiden, genießen, entbehren, ins rechte Licht und wiegt uns daſſelbe in rechtem Maaße zu. Man möchte ſagen, die Claſſizität aller Dinge ſtelle ſich alſobald durch den religiöſen Begriff her. Wie iſt nicht manches Allgeſuchte ſo gottlos, ſchon weil es geſchmacklos iſt. Hinwieder hat aber auch der Einſeitige, der Philiſter, der Freudenjäger, der Aszete doch nicht den Gott des vernünftigen Menſchen, denn wenn unſer Leben zu ſeinem Dank und Preiſe gelebt ſeyn will, ſo dankt jeder nur, was er lebt, und in den Augen des Empfängers geſtaltet ſich das Bild des Gebers nach der Gabe. Der Geber kann aber dem

Empfänger nur geben, für was er Sinn hat. So iſt es nun eine heilige Pflicht, den überſchwänglichen Reichthum, die Schönheit des Lebens in Vernunft und Rechtſchaffenheit zu leben, damit unſer Begriff vom Leben der würdigſte, unſer Dank der innigſte ſey; es iſt eine ſittliche Forderung an den Menſchen, die tiefe Fülle ſeines Daſeyns zu erkennen, damit er das organiſche Walten des Ewigen ahnde. Die meiſten Zweifel ſind Kinder der Beſchränktheit, der Thorheit, des Hochmuths, der Unſittlichkeit, des mißbrauchten Lebens. —

Nur wer im Ganzen das Rechte, das Wohl der Welt will, der thut es auch im Einzelnen. So ſieht der Seemann vor jeder Bewegung am Steuerruder auf die von kosmiſcher Kraft durchdrungene Magnetnadel, und korrigirt ſeinen Lauf nach Sonne, Mond und Sternen. —

Wer ſchon fertig iſt, und ſich nicht mehr entwickeln will, der ſieht Religion und Cultus von der negativen Seite an; wer nichts dazu gibt, dem geben ſie auch nichts. —

Die Religion muß ſich die widerſprechendſten Dinge nachſagen laſſen. Sie hat zwei Pole. Der Menſch gibt ſich ihrer bildenden Gewalt hin und wird religiös, oder er zieht ſie in ſeine Selbſtheit hinein und trübt ſie. Geſchieht dies mit ſtarker Aktivität, ſo wird er fanatiſch, geſchieht's mit viel ſinnlicher Hingebung, ſo wird er Methodiſt ꝛc. Um nicht ungerecht zu ſeyn, und den Weltgeiſt anzuklagen, muß man bedenken, daß, wie in allen Zerrbildern doch noch Grundzüge ſind, auch in den abſtruſeſten Sekten ein, wenn auch verdunkeltes, Chriſtenthum lebt.

Es gibt mehr moraliſche Feinde der Religion als intellektuelle, oder dieſe ſind auch jene. —

Wie ſollte man das Höchſte beweiſen können, da dieß nur durch ein noch Höheres geſchehen könnte? —

Die einzige Heldentugend, zu der man im ruhigen Zuſtand Gelegenheit findet, iſt die tägliche Uebernahme des Unbequemen.

So wie die Seele den Leib bilden hilft, ſo bilden die Ueberzeugungen das Geſchick. Ein unſchöner Leib wird zwar

durch eine liebevolle Seele nicht ſchön, aber doch annehmlich, macht ſich Freunde, erregt eigenes Wohlgefallen; ſo auch macht die Tugend nicht gerade das Leben durch äuſſerliche günſtige Stellung und Entwicklung glücklich, aber doch innerlich ſo glücklich als möglich, nämlich als der Geiſt über die Materie des Lebens Herr werden kann. —

Wollte man einwenden, daß oft die wohlwollendſten Menſchen durch die Beigabe einer kleinen Schwäche des Verſtandes oder eines Uebermaßes von Gefühl die unglücklichſten ſeyen, ſo muß erwiedert werden, daß es eine gar große Untugend ſey, unverſtändig zu handeln, übermäßig zu fühlen, ſelbſtquäleriſch dem Schmerz lange nachzuhängen. —

Nur gewiſſenhaftes und ſchönes Thun widerſteht den Weltkräften; nur Suchen der Totalität durch Innerlichkeit macht aus dem räumlich engen, zeitlich kurzen Leben ein unendliches. In Blattwuchs und Stängel — Blume und Frucht iſt das zeitliche und ewige Weſen des Menſchen ſymboliſch abgebildet. —

Der Menſch ſtrebt nach allen Seiten lieber hin, als daß er in ſich geht. Die fruchtbarſte Wahrheit verliert dadurch ihre Wirkung auf den Menſchen, daß er, überall herum ſie erprobend, am Ende nicht geſtehen will: „Das bin auch Ich!“ —

Religioſität in Kleinigkeiten, gegen Gatten, Freund, Kind, Knecht, Magd ꝛc. iſt die ſchwerſte, ſeltenſte. —

Wie man die Naturgewalt nur dann recht empfindet, wenn man ganz nahe an ſie tritt; wie man ſeine Lieben herzlich umfängt, ſo muß man auch dem religiöſen Dienſte ſich ganz hingeben, wenn man ſeine Innigkeit fühlbar empfinden will.

Cl. Brentano.

Gockels Leichenrede auf Alektryo.

(1838.)

Alle Anweſenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiſer und legten ſie drum her, da ſteckte Gockel die Reiſer an und verbrannte alles zu Aſche; aus den Flammen aber ſah man die Geſtalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon ſchweben. Nun begrub Gockel die Aſche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu, und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienſte Gallina's und beſonders Alektryo's, wie des edlen Hahnengeſchlechts überhaupt. Nachdem er die Herkunft Alektryo's von dem Hahne Hiobs nach der Erzählung Urgockels mitgetheilt hatte, ſprach er unter Anderm:

Wer gibt die Weisheit in's verborgene Herz des Menſchen, wer gibt dem Hahnen den Verſtand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menſchen vom Schlaf erweckt, ſo verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und ſprechen: „die Nacht iſt vergangen, der Tag iſt gekommen, laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß und anlegen die Waffen des Lichtes.“ Wie lieblich und nützlich iſt das Krähen des Hahnen; dieſer treue Hausgenoſſe erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröſtet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verſcheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einſamem Meere, denn er verkündet

den Morgen, da die Stürme ſich legen. Die Frommen weckt er zum Gebet und den Gelehrten ruft er, ſeine Bücher bei Licht zu ſuchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geſchrei ermuthiget das Herz des Kranken. Zwar ſpricht der weiſe Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang und das Vierte geht wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein König, gegen den ſich Keiner erheben darf" — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor ſeinem Anblick und Geſchrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wie er uns verſchlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewiſſen erwecket, auf daß wir uns rüſten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier ſo erhöhet; die weiſeſten Männer ſetzen ſein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch ſteht des Hahnen Bild auf dem Deckel des A-B-C-Buches, die Schüler zu mahnen, daß ſie früh aufſtehen ſollen, zu lernen. O wie löblich iſt das Beiſpiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menſchen vom Schlafe zu wecken, ſchlägt er ſich ſelbſt ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit ſich ſelbſt der Tugend beſtreben ſoll, ehe er ſie anderen lehret. Stolz iſt der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft ſeine Blicke zum Himmel; ſein Schrei iſt prophetiſch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachſamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüſtwagen geſetzt, daß ſie ſich zurufen und ablöſen zu gemeſſener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen ſich auf die Stange ſetzt, ſtellen ſie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt ſich der Hahn, und die Wache wird gewechſelt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, ſie ſtellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet ſein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter iſt der Hahn, ſein Haupt iſt geziert mit

Buſch und rother Helmdecke und ein purpurnes Ordensband ſchimmert an ſeinem Halſe; ſtark iſt ſeine Bruſt wie ein Harniſch im Streit, und ſein Fuß iſt beſpornt. Keine Kränkung ſeiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben und ſelbſt blutend verkündet er ſeinen Sieg ſtolz emporgerichtet, gleich einem Herold mit lautem Trompetenſtoß. Wunderbar iſt der Hahn; ſchreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, ſeinen Kamm nicht anzuſtoßen, denn er fühlt ſeine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn ſeine Familie! Dem legenden Huhn ſingt er liebliche Arien: „bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die ſüßen Triebe mit zu fühlen, iſt auch der Hahnen erſte Pflicht;" — ſtirbt ihm die brütende Freundin, ſo vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. — O welch erhabenes Geſchöpf iſt der Hahn! Phidias ſetzte ſein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf ſein Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Mercur, dem Aesculap geweiht. O wie geiſtreich iſt der Hahn! Wer kann es den morgenländiſchen Kabbaliſten verdenken, daß ſie ſich Alektryo's bemächtigen wollten, da ſie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus ſich ſeinem Herrn ſelbſt als die Seele des Pythagoras vorſtellte, die inkognito krähte. Ja wie mehr als ein Hahn iſt ein Hahn, da ſogar ein gerupfter Hahn noch den Menſchen des Plato vorſtellen konnte!" u. ſ. w.

Noch unausſprechlich vieles Erbauliche, Moraliſche, Hiſtoriſche, Allegoriſche, Mediziniſche, Myſtiſche, ſelbſt Politiſche brachte Gockel in dieſer ſchönen Leichenrede an, welche auch oft von dem lauten Schluchzen und Weinen Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen ward. Selbſt alle Vögelein gaben ihre Rührung mit leiſem Piepen zu verſtehen; weil aber der größte Theil der Rede aus Coleri Haushaltungsbuch und aus Gesneri Vogelbuch u. ſ. w. herrührte, zogen ſich die zuhörenden Vögel, denen es viel zu lang dauerte, nach und nach in der Stille zurück, — und da er nun gar noch allerlei Abergläubiſches

von der Alektryomantie, eine Art zauberiſcher Wahrſagerei vermittelſt der Hahnen, und von dem Hahnenei, woraus die Baſilisken entſtehen, vorbrachte, ward Frau Hinkel auch etwas unruhig, — doch hielt ſie ſich noch zurück — dann aber kam er auf einen gewiſſen unpartheiiſchen Engländer zu ſprechen, und was dieſer von Hahnen und Hinkeln geſagt; da ward es Frau Hinkel nicht recht wohl und ſie ſprach: „Lieber Gockel, ich glaube, wir haben das ſchon gehört, wir ſind auch noch nüchtern, ich fürchte die Milch wird ſauer, ich habe auch noch kein Waſſer zum Kaffee am Feuer, ich dächte wir hielten einen kleinen Leichenſchmaus." Da lächelte der gute Gockel, umarmte Frau Hinkel und Gackeleia und begab ſich, ſelbſt ermüdet von der ſchlafloſen Nacht, gern mit ihr in den Hühnerſtall.

Jahn.

I. Ueber das Bücherleſen.

(1810.)

Bücher giebt es über Alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabſchaum. Darum muß die Kunſt zu leſen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befeſtigung des Gemüths fortgeſetzt werden; ſonſt verirren die Mittelmenſchen (und das ſind die meiſten) im Bücherdickicht. Ueberladung gewährt nimmer Genuß, jede Geſundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geiſtige, ſittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander leſen, iſt eine Straußenüberfüllung; und das Geleſene unverdauet gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sache vom Vielfraß, der vorne hineinſchlingt, und hinten hinauszwängt. Aus langer Weile und zum ſogenannten Zeitvertreib leſen, bleibt eine höchſtarmſelige geſchäftige Nichtsthuerei von Müßiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die beſſere Seele, die ſich im Leſen erholen will, naht Gefahren, wenn ſie ſo weg lieſet, was der Zufall in die Hände ſpielt, Unverſtand auspreiſet, Gernemitſprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geſchichtdichtereien ſind die tagtägliche Hausmannskoſt für der Leſegierigen Heißhunger, und nur wenige Ausnahmen dieſer loſen Waare können Speiſe werden. Dieſe ſogenannten Unterhaltungsbücher werden zuſammengeſchmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienſt ihr Jammerdaſein aufhalten. Roh iſt die Sprache, plump die Darſtellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügellahm

die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. Schon die Titel ſind Marktſchreierzettel und Taſchenſpielerausſhängſel. Ungethüme wirthſchaften; theils Zerrbilder, aus dem Hefen des Menſchenpöbels gepreßt, theils Fratzen der unmögenden Schöpferkraft dieſer ſchreibenden Selbſtbeflecker. Und die aufgeſtellten Muſterweſen verkehren wie Ausgeburten der Hölle und des Tollhauſes, grobſinnlich und entſinnlicht, grobirdiſch und vergeiſtert, Büberei iſt ihre größte Liebenswürdigkeit. Wundergeſchichten! Das größte Wunder, wie ein Menſch ohne Verſtand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verſtand ſind. Geiſtergeſchichten! Wo Geiſter ſpucken, weht kein Geiſt. Rittergeſchichten! Ein Bogen iſt leichter gefüllt mit leeren Worten, als ein Kampfplan mit vollgültigen Thaten; die Feder leichter getummelt, als das Streitroß. Die Ritterſchreiber ſind Herren vom Flederwiſch, tragen die Sporen im Kopf. Falle nur Götzens eiſerne Hand (dem es doch alle nachthun wollen) auf ſie, wie auf die Schergen des Heilbronner Raths. Räubergeſchichten! Sonſt nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben ſie Herz und Verſtand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf Rabenſteine, nicht auf Putztiſche; auf das Blutgerüſte, nicht auf den Weiberſchooß. Schmutzſchriften! Wer was auf ſich hält, geht Miſtpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege, zumal im guten Anzuge und Hochzeitskleide. Wer ſie aber in Büchern aufſucht, iſt eine leſende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftſteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufſicht. Zum Blumenſtrauß wählt man nicht Brenneſſeln und Saudiſteln, zum Riechfläſchchen nicht betäubende Gifte. Wer dieſe Gifte aus Büchern wollüſtig einſaugt, hat höchſtwahrſcheinlich den ſittlichen Schnupfen, denn beim würklichen ſoll Teufelsdreck lieblich wie Roſen duften.

Die Allieblinge der Leſermenge haben immer Liebe zum Gegenſtand, nebenbei ſtreuen ſie der Freundſchaft ein Vergißmeinnicht, und ſteuern einen Brocken Armengeld für Wahrheit

und Tugend. Es iſt Teufelsvermeſſenheit, mit beſudelter Feder Lebenskreiſe reiner Menſchheit zu zeichnen, es iſt dumpfſinnige Verblendniß, ſolchen grobangelegten Beherungen Glauben zu ſtellen. Dieſe Schriftler ſtümpern Ein ſchülermäßiges Uebungsſtück über das andere, wagen Gottmenſchlichkeit zu beſchreiben, ſo in ſelbſtſüchtiger Thierheit nur das eigene liebe Ich lieben. Da predigen ſie von Lebensweisheit, wie Bettler von gutem Haushalt; von Menſchenkenntniß, wie Seelenverkäufer; von Menſchenbeglückung, wie Henker in der Marterkammer. Menſchenkenntniß beſitzt nur der wahre Menſch, das eigene Herz iſt der Schlüſſel zu dieſer Geheimſchrift. Mit gewöhnlicher Menſchenkunde, wie ſolche der Spähmann kundſchaftet, ein Aushorcher aufgreift, ein Klatſchbruder in Regeln verfaſſet, und der eitle Lebensmüdling hinterher ausplaudert, ſind Alltagsleute zufrieden. Denn einen ganzen Menſchen verſtehen wie ſich ſelbſt, liebend und überlegend ſein eigenſtes Weſen aus dem Sein auffaſſen, bedarf einer Geſchwiſterſeele, ohne die ſo manches Edelherz verglühn und erkalten muß, und der Pöbel richtert. Pförtner, Kundſchafter und Aufpaſſer — behelfen ſich mit einer Knifflehre, die ſie „Umgang mit Menſchen“ nennen. Das Stichwort aller derer, welche der Menſchheit Fahne verlaſſen, heißt: „Man muß die Menſchen nehmen wie ſie ſind, die Welt, wie ſie iſt, es gehn laſſen, wie's geht, ſich nicht kümmern, wie's ſeyn ſollte.“ Damit glauben ſie dann Alles abgethan, wenn ſie erbärmliche Pfiffe auskramen, oftgebrauchte Ränke empfehlen, und das Uebel in der Welt wie eine reichhaltige Fundgrube anſehen. Eins nur vergeſſen ſie! Daß die Welt gerade deshalb ſo arg iſt, weil ſchon ſo lange Weſen ihres Gelichters, Taugenichte, Thunichtgute, Stöhrenfriede darin gehauſt haben, von dieſem Ungeziefer aber niemand anders will, und auch keinen andern beſſern mag.

Was nicht iſt, wie es ſein ſoll — taugt nicht. Das zu begreifen, gehört nicht hohe Weisheit, mit dem gemeinen Leben kommt man ſchon aus. Ein Schneider, der ein Kleid verſieht, muß es ändern; ein Schuhmacher, der unbrauchbare Arbeit ab=

liefert, ſie zurücknehmen; ein Beleidiger, der mit Schmähworten ausgefallen, ſie abbitten; kein Handwerker, kein Tagelöhner darf Pfuſchereien mit ſolchem Machtſpruch beſchönigen, vor keinem bürgerlichen Gericht gilt ſolche Ausflucht! Wie ſollten ſie nun bei der höchſten Behörde ſtatt finden? Was ſein ſoll, iſt möglich und nothwendig — ſonſt wäre Seinſollen Unding und Unſinn. Was noch nicht iſt, wie es ſein kann, muß dahin gebracht werden. Die Edeln aller Zeiten ſtrebten immer nach Beſſerwerden und Beſſermachen, dieſen Gottähnlichkeiten des Menſchen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umſonſt und vergebens. Sie kannten die Menſchen, wie ſie waren, das heißt, wie ſie durch eigene Leidenſchaften und Laſter verſunken, durch fremde Neuverführung unheilbarer, durch wechſelſeitige Mißhandlung entmenſchlicht. Dieſe Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen ſicher zu ſchlafen, zu eſſen, zu trinken, zu genießen und dann bei Gelegenheit ſo zu ſterben. Der große Haufen iſt damit vollkommen zufrieden, und aus ſeinen Büchern lernt er es nicht anders Aber ſo wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch verſteht was ihm fehlt, ſich aufs Höchſte vor Anſteckung in Acht nimmt, übrigens bei Leibe nicht ſich mit Heilungsverſuchen abgiebt: ſo bleibt auch der ein armſeliger Halbmenſchenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenſchaften, Gebrechen und Laſtern Beſcheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als dieſe einſeitige Abſchilderung der ſchlimmſten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menſchen= und menſchlicher Anſtalten Vollkommnung, und es giebt Raum für die Tugend in jedem Würkungskreiſe. Man muß ſie öffentlich von Jedermann fordern, nur im Stillen nicht von Jedem erwarten. Allmutter Natur verwünſcht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; ſie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav ſein. Und ſo beſchränkt iſt keine Zeit, und ſo eingeengt kein Raum, daß nicht ein Thatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt ent=

keimen könnte. In jeder Lage kann jeder Menſch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerſchöpft Gaben ausſpendet. Nur muß er auf die Stimme des Gewiſſens hören, durch Sinnenrauſch den Mahnruf nicht übertäuben, in ſeinem Herzen muß es ewig wiederhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menſchheit ſein und werden kannſt."

Reich ſind wir an trefflichen Büchern, an ſolchen, die jeder Deutſche leſen, wiederleſen, immerleſen, auswendig behalten ſollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Leſen thut es auch nicht; ſondern gut Ding und oft leſen, das macht gelehrt und fromm dazu" iſt Luthers Leſeregel, die mit goldenen Buchſtaben auf dem Aushängeſchilde jeder Bücherleihe prangen müßte. Wir haben Schriften für alle Lebensalter und Bildungszeiten, nur kein Buch über dieſe. „Bergk's Kunſt Bücher zu leſen" ſagt weit weniger, als der Titel. Es läßt ſich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichſte enthält, was der nach *Menſch-* und *Deutſch-Werdung Strebende* zur Aufklärung, Herzensveredlung, Mutherhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befeſtigung edler Vorſätze, zur Schutzbegeiſterung bedarf. Es könnte eine „*Deutſche Bücherhalle*", ein „*Deutſcher Bardenhain*" ſich erheben, wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Luſt. Aus dem Wallhalla unſerer Geſchichte könnte eine Geiſterverſammlung, ein „*Deutſches Enherion*" erſcheinen, wie Oſſians Geiſter mit Sonnenſtrahlen die Harfenſaiten ſpielen.

Was ſoll bis dahin geleſen werden? Die Antwort wäre ein Geiſtergericht, dazu bin ich nicht befugt; nur Salomons Siegel gehorchen Geiſter. Aber was ich als Deutſcher zu fühlen Recht habe, will ich als Bill ausſprechen. Die Dichtkunſt iſt des Menſchen treu gebliebene Freundin, ſo alt als die Sprache und die Urgeſtalt von jeder *urſprünglichen lebendigen*. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine ſchönere Welt zu entrücken, erregt den heißen Wunſch, das Gute zur Herrſchaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen,

das Wahre lebendig darzuſtellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der Andern ſind ihre ſchönſten Geſchenke. Wir Deutſchen würden glücklicher und Deutſcher ſein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarsvölker angewöhnen könnten: „Selbſtſtolz.“ Recht haben wir dazu, mehr, als alle die andern — die doch ſo weit damit gekommen. Vorzüglich laſſen die Dichter unſere Sprache und unſer Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat ſo viele Dichterſammlungen, faſt jeder Sänger hat ſeine Geiſtesblüthen beſonders geſammelt. Nicht ohne Unterſchied ſollen zuerſt die Pfleglinge eines Einzelnen dargeboten werden. Das ſchönſte Blumenbeet iſt ſelten ganz rein von Unkraut. Unſere bisherigen Blumenleſen haben wenig geleiſtet. Wer in der Folge einzelne zu Sträußen ausliеſet, dieſe in ein Gewinde zuſammenflicht, walte mit Ordnerkraft und Zartſinn, wie der Harfner in Wilhelm Meiſters Lehrjahren: „wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für die beſondere Geſellſchaft [der Leſer] ein eigenes Ganze entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte, indem er nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in Circulation brachte.“

Wir haben unſer Bücherweſen verkannt, „den Wald vor Bäumen nicht geſehen,“ „das Pferd geſucht und darauf geſeſſen.“ Wenn wir ein Mal auf andere Art läſen? In der Kinderſtube ſtatt Feenmährchen Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Leſſing, Pfeffel, wenn ſie in Fabeln lehren. In der Unterſchule Schlözer's Vorbereitung zur Weltgeſchichte für Kinder, und Campe eher, als Nepos. Weiterhin Göthe vor Ovid und Horaz; Voß früher, als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon; Müller's Schweizergeſchichte eher, als Cäſar und andere; Zollikofer u. a. vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopſtock vor und als Pindar.

Das Zuſammenleſen hat noch andere Vortheile, als

bloßes Kennenlernen. Viele unſichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfaden werden dadurch angeſponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einſam in Oeden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einſiedleriſch, das Edle begeiſtert nicht bloß verſtohlen. Schon beim Anhören werden Geiſter und Herzen ſich verſtehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austauſch der Gefühle, Mittheilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Menſch wird je von ſeinem Volke allein gelaſſen bleiben. In die Einſamkeit begleiten ihn deſſen Geiſter, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Troſt und Rath zu, erſcheinen als Lichtgeſtirne in Gefahren, wohnen ſtellvertretend im Herzen und Gedächtniß; daß er, immer mit ſich und ſeinem Volke einträchtig, ſein Lebensziel durchmeſſe.

II. Mägdchenſchulen.

(1810.)

Mägdchenſchulen — ſo hieß es ſonſt, und ſo muß es auch wieder heißen. Töchter giebt es nur im Verhältniß zu den Aeltern; Mägdchen iſt die Bezeichnung des weiblichen Geſchlechts in einem gewiſſen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchterſchule haben; für eine allgemeine Bildungsanſtalt iſt der Ausdruck übelgewählt und ſprachwidrig. Nur da kann eine Mägdchenſchule ſo heißen, wo die Kinder dem Staate gehören, oder Gemeinſchaft der Weiber ſtatt findet. Vielleicht hat die Treibhausſucht der Eltern, ſo ihre Kinder nie frühzeitig genug groß ziehen können, dies ſinnloſe Wort erfunden; und die Affenliebe hat dadurch zu verſtehen geben wollen: Nur in zarter Jugend giebt es Töchter — ſonſt gleich darauf Damen!

Welcher Falſchmünzer dies widerſinnige Wort geprägt, iſt mir unbekannt; von Zürich aus iſt es ſeit 1774 in Umlauf gekommen.

Mägdchenſchulen ſind eben ſo nothwendig, ja eher noch

nothwendiger, als Knabenſchulen: Denn das Weib muß aus der Schule vollendeter hervorgehen, als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachſchule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts. Der Mann iſt Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Beſtimmung. Wenn der Vater die Erziehung übernimmt, oder ſie Andern anvertraut, ſo ſind die Kinder ihm ſchon zuerzogen, aus der gröbſten Thierheit herausgebildet, oder tiefer und unmenſchlicher darin verſunken. Klarer und richtiger hat es keiner gefühlt, wie Iſelin. „Ich halte es für unſtreitig, wenn man die Geſchichte aller Männer genau wüßte, die ſich durch Rechtſchaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche dieſen Vortheil ihren Müttern ſchuldig waren. Es iſt noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unſchuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menſchen iſt, wie faſt alle, die dieſen Vortheil genoſſen haben, ihn niemandem ſchuldig geweſen ſind, als ihren Müttern, und wie ſehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menſchheit ſich auf Weiberverſtand und Weibertugend gründet.“ Mägdchenſchulen umfaſſen die Hälfte des Volks, die ſchönſte, wenn Jugend ſie adelt, die verderblichſte, wenn ſie unglücklicher Weiſe ein Mal verdorben iſt. Der Mann kann ſinken, fallen und noch aus dem Verderben ſich aufraffen, erheben, aus Leidenſchaften geläutert hervorkämpfen. Für das geſunkene, gefallene, entadelte Weib iſt ſelten Rettung; es iſt ſeine ewige Hölle, ſich über die Tugenden der Schweſterweſen entrüſten. Auch der Teufel ward, der frommen Sage nach, aus einem gefallenen Engel!

Man verlangt zwar noch immer genug vom Weibe, aber thut nichts Geſcheidtes für ſie in der Jugend. Höchſtens führt man ſie mit ſelbſtgefährlichen Weltreizen auf den ſchlüpfrigen Plan, überläßt ſie ſich ganz, und dem Glücksfall, welchem Mann er ſie zuwirft. Das darf mit künftigen Mitbürgerinnen nicht geſchehen. Wer wählen ſoll, muß es können. Je mehr die Verbildung um ſich greift, deſto nöthiger wird ernſtliches Einhaltthun.

Aufgehoben werden müſſen alle Penſionsanſtalten für die weibliche Jugend, ihre Gräuel ſind bis zum Ekel bekannt. Die Schöpferin des häuslichen Glücks ſoll das Weib ſein, aber aushäuſige Erziehung iſt eine Vorrichtung zum Gegentheil. Da wird nur in ſeltenen glücklichen Ausnahmen das Mädchen fähig, die Seligkeit des ſchönern Zuſammenlebens zu ahnen — aber weit ſeltener noch, ſie dereinſt zu geben. Es lernt ſich nicht die ſchöne Beſtimmung fürs Hausleben im Großgewühl; dafür ſind Mütter. Nur ſie können in den erziehungsbedürftigen Lebenszeiten Rechtleiterinnen ſein, und die Richtung zum vollendeten Weibe vorleben. Alle Lehrerinnen an Mägdchenſchulen ſollten unter Aufſicht von ehrenwerthen Müttern und Matronen ſtehen. Die mehreſten Verpfuſchungen der weiblichen Erziehung geſchehen durch ledige Frauenzimmer, die ſchon über die heirathbaren Jahre hinaus ſind. Es iſt der bedauernswürdigſte Stand der Weiberwelt, das Mitleid gegen ihn iſt gerecht, man ſollte als Zuflucht en ihm die Klöſter erhalten. Hülfe muß geſchafft werden, nur durch Aufopferung der Unſchuldigen nicht.

Ueberhaupt giebt es zwei Gattungen: Alte Jungfern und Jungfrau-Matronen. Die alte Jungfer ſteht dem Hageſtolz gegenüber, die Jungfrau-Matrone dem alten Junggeſellen. Eine ſolche Veſtalin iſt Karoline Rudolphi, unter tauſend Tauſend ein bewundernswürdiges Weſen. Sie lehrt mit Liebe für Liebe, mit jungfräulichem Mutterſinn. Allein die meiſten andern Genoſſinnen kennen die Liebe nur halbſichtig, oder aus Büchern erleſen, ferner aus eigenem Unglück, endlich von Hörenſagen — doch die Mutterliebe gar nicht.

Das Allerverderblichſte für die weibliche Jugend des höhern Mittel- und niedern Höherſtandes, was den Blumenkeim Deutſcher Kindlichkeit anfrißt, die Blüthenknoſpe Deutſcher Jungfräulichkeit zernagt, die Lebensfrucht des Volksthums wurmſtichig macht, Alles entweiblicht und entdeutſcht — iſt die Landplage Undeutſcher Verzieherinnen. — — Denn wenn eine Genferin, Mümpelgarderin und Stockfranzöſin das Meiſte leiſtet — ſo bildet ſie aufs Höchſte ein uns

entfremdetes verfranzöſiſchtes Weſen. Und je menſchlicher und Deutſcher der Mann ſich fühlt, deſto härter muß ſolch Zerrweib ihn abſtoßen, weil er beide Männin und Buhlin verabſcheuet, und im Weibe nach einer Gattin ſich ſehnt, die den vaterländiſchen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und Deutſchem Immergrün umwinde.

Dazu braucht es nicht ausländiſches Plapperwerk; mit der Mutterſprache begeiſtert und beſeelt ſich alles leichter. Dieſe zu lernen, ſie in ihrer Fülle gebrauchen zu können, hat das Weib als geborne Menſchenbildnerin eine heilige Verpflichtung.

III. Turnanſtalten.

(1816.)

Die Turnkunſt ſoll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menſchlichen Bildung wieder herſtellen, der bloß einſeitigen Vergeiſtigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zuſammenleben den ganzen Menſchen umfaſſen und ergreifen.

So lange der Menſch noch hienieden einen Leib hat und zu ſeinem irdiſchen Daſeyn auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anſtelligkeit zum nichtigen Schatten verſiecht — wird die Turnkunſt einen Haupttheil der menſchlichen Ausbildung einnehmen müſſen. Unbegreiflich, daß dieſe Brauchkunſt des Leibes und Lebens, dieſe Schutz- und Schirmlehre, dieſe Wehrhaftmachung ſo lange verſchollen geweſen. Aber dieſe Sünde früherer leib- und liebloſer Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menſchen mehr oder minder heimgeſucht. Darum iſt die Turnkunſt eine menſchheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo ſterbliche Menſchen das Erdreich bewohnen. Aber ſie wird immer wieder in ihrer beſondern Geſtalt und Ausübung

recht eigentlich ein vaterländiſches Werk und volksthümliches Weſen. Immer iſt ſie nur zeit- und volkgemäß zu treiben, nach den Bedürfniſſen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland iſt ſie heimiſch, und bleibt mit ihnen immer im innigſten Bunde. Auch gedeiht ſie nur unter ſelbſtſtändigen Völkern, und gehört auch nur für freie Leute. Der Sclavenleib iſt für die menſchliche Seele nur ein Zwinger und Kerker. —

Jede Turnanſtalt iſt ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbſchule mannlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Geſundheitspflege und öffentliche Wohlthat; ſie iſt Lehr- und Lernanſtalt zugleich in einem ſteten Wechſelgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweiſen, Selbſtverſuchen, Ueben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörenſagen, ſie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: ſie haben das Werk erlebt, eingelebt, verſucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle ſchlummernden Kräfte, verleiht Selbſtvertrauen und Zuverſicht, die den Muth niemals im Elend laſſen. Nur langſam ſteigert ſich die Kraft, allmälig iſt die Stärke gewachſen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein ſchwer Stück vergeblich verſucht, bis es nach harter Arbeit, ſaurer Mühe und raſtloſem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Bruſt, ſo bald man erſt weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Geſehen haben, was andern endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung es auch zu leiſten. In der Turngemeinſchaft wird der Wagemuth heimiſch. Da wird alle Anſtrengung leicht, und die Laſt Luſt, wo andere mitwettturnen. Einer erſtarkt bei der Arbeit an dem andern, ſtählt ſich an ihrer Kraft, ermuthiget ſich und richtet ſich empor. Ein Beiſpiel wird ſo das Vorbild, und

reicht weiter als tauſend Lehren. Eine echte That iſt noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Ohne eine Turnanſtalt ſollte billig keine namhafte Stadt in deutſchen Landen forthin bleiben. Den Einwurf: „Es koſtet was“ können nur Tröpfe vorbringen, die gern als Köpfe ſpuken möchten. Menſchen werden gezählt, Männer gewogen und ſind nicht zu erdrillen.

Auch der kleinſte Ort könnte und ſollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach ſeinen beſchränktern Bedürfniſſen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchſpiel des platten Landes müßte wenigſtens ein vollſtändiger Turnplatz ſeyn, wo ſich dann aus den größern und kleinern Ortſchaften die turnfähige Jugend zuſammenfinde, und in jugendlichem Wettturnen verſuche. Wenigſtens an den Denktagen der Erlöſung, Auferſtehung und Rettung des Deutſchen Volks ſollte dazu Rath werden. Der 31. März, 18. Junius, und 18te Oktober ſind recht eigentlich zu großen Turntagen gewonnen. Im Laufe der Zeit können gar leicht aus dieſen kleinen Anfängen größere Feſte werden. Wann dann die geſammte Jugend erſt eingeturnt iſt, ſo wandern die Turnfertigſten aus dem kleinern Ort in den größern, von dort am folgenden großen Turntage die Preiserringer zur Gauſtadt, und ſo an jedem kommenden Feſte immer weiter zur Mark- und Landesſtadt, bis ſich endlich die beſten Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeſte in der Hauptſtadt treffen.

Adam Müller.

Buchſtabe und Tradition.

(1806.)

Wenn die Geſchichte irgend eines Zeitraums erforſcht, d. h. als gegenwärtig vor uns aufgeſtellt werden ſoll, ſo liegen dazu zwey Werkzeuge vor uns, deren geſchickte, ſinnreiche Anwendung alles Entfernte in unſere Nähe bringt: der Buchſtabe und die Tradition. Ich nehme dieſe beiden Begriffe in einer Ausdehnung, die ich zuvörderſt rechtfertigen muß. Wenn es darauf ankommt, die Individualität eines Zeitgenoſſen hiſtoriſch aufzufaſſen, ſo würde ich ſeine Worte, ſeine Werke, ſeine Erſcheinung, ſeine Geſichtszüge — kurz die ganze Eigenthümlichkeit, mit der er mich unmittelbar anſpricht, den Buchſtab nennen; hingegen der Reflex dieſes Menſchen auf ſein Zeitalter, die Geſtalt, unter der ich ihn mittelbar aus den Händen oder in dem Urtheile der übrigen empfange und die durch die Individualitäten dieſer Vermittler zwiſchen mir und ihm bedingt iſt, würde Tradition heißen. Die ganze gegenwärtige Welt iſt demnach eine große Tradition von allen früheren Zuſtänden, und wenn die Vergangenheit auch von Jedem ihrer Helden, ihrer Begebenheiten, ihrer Thaten einen Buchſtab, irgend eine Ruine, ein ächtes wohlerhaltenes Zeichen zurückgelaſſen, ſo iſt dieſer doch nur dadurch zu begreifen, daß er auch in der Tradition, d. h. in den unzähligen Variationen, die ſein ehemaliger Geiſt, ſein Sinn erlitten, bis er auf unſere Zeit herabgekommen, betrachtet werde.

Keine Begebenheit der Geſchichte iſt in allen Inſtituten, in

allen Verhältniſſen unſeres gegenwärtigen Lebens ſo allgegenwärtig als die, welche unſerer religiöſen Gemeinſchaft zum Grunde liegt. Der Buchſtab mögen hier die heiligen Bücher der Evangeliſten und der Apoſtel genannt werden; das Palladium unſrer europäiſchen Bildung, das Herrlichſte, die Blüthe unſers heutigen Lebens, alles um uns her, was der Betrachtung werth ſeyn mag, iſt Tradition jener erhabenen Sache. Verlangt man dieſe Begebenheit in ihrem wahren Lichte zu ſehen, ſo ergreife man den Buchſtaben der heiligen Bücher, aber man wiſſe ihn durch die Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart herabzuführen, damit man bey der Rückkehr auf die Stelle, von der man ausging, einſehe, wie die europäiſchen Sprachen, Geſetze und Sitten, ſie mögen einzeln noch ſo einſeitig, kalt und irreligiös erſcheinen, im Ganzen betrachtet nichts als der erweiterte Buchſtab jener großen Handlung ſeyn können. Hält man ſich ausſchließend an jenen erſten Buchſtaben des neuen Teſtaments, mit Hintanſetzung der läſtigen, abergläubigen, unaufgeklärten Jahrtauſende zwiſchen uns und ihm, in der Hoffnung, ſich mit Chriſtus in unmittelbare Connectionen zu ſetzen, ſo wird man ihn freilich als einen Lehrer der Weisheit und Tugend, als einen frommen, geduldigen, moraliſchen Mann bewundern, als einen häuslichen Freund, welches er freilich auch nicht zurückweiſt, lieben lernen, aber in alle Ewigkeit kann er uns aus den bloßen heiligen Schriften, als der Mittler der Menſchheit überhaupt, als der Mittler der alten und neuen Welt, der bedeutendſten und ärmſten Verhältniſſe des menſchlichen Daſeyns, als Mittelpunkt der Geſchichte, nicht hervorgehn. Die Verirrungen des falſchen Proteſtantismus unſrer Tage haben es deutlich gezeigt, welche geiſtloſe Sittenbücher, welche haltungsloſe Moral, welche nichtswürdige Experimentalphyſik über die Wunder, aus dem Beſtreben hervorgeht, Chriſtus an ſich, in ſ. g. pſychologiſchen Darſtellungen ſeines Charakters, in ſ. g. pragmatiſchen Entwicklungen ſeiner Geſchichte zu ſchauen. — Abgeſehen von der religiöſen Geſchichte, wird jeder andere Held,

den wir noch ſo buchſtäblich und unmittelbar aus dem hiſtoriſchen Ganzen herausreißen, entweder ein gebrechlicher Menſch unsersgleichen, oder er bleibt ewig fremd und untheilnehmend unter unſern übrigen Umgebungen ſtehn, wofern nicht eine innre Congenialität unſrer Natur mit der ſeinigen, uns die Tiefe des Buchſtabens, den er hinterlaſſen, prophetiſch ergründen läßt; wofern wir alſo nicht in unſerm Gemüthe gleichſam die Tradition tragen, durch die jener Buchſtabe zu einem Worte des Lebens wird. Wer vermag in den proteſtantiſchen Kirchengeſchichten, die mit einer Art von hochmüthiger Erbarmung ſich zu den ſ. g. Irrthümern und Ketzereien gegen die Vernunft oder den Buchſtaben herablaſſen, und ſo die Jahrhunderte der neuen Welt durchwandern, um uns zu zeigen, wie viel Aufwand von Streitigkeiten, Mißverſtändniſſen und Elend es ſich die Natur hat koſten laſſen müſſen, um endlich einen lauen, lieb- und glaubensleeren, weichlichen, aufgeklärten Menſchenfreund, der den Namen des Proteſtanten herabwürdigt, zu Stande zu bringen — wer vermag in ihnen jene ernſten Väter der Kirche, jene heiligen Kämpfe für das innerſte Heiligthum unſers Geſchlechts, kräftig und unermüdlich durchgeführt mit Wort und Schwert, jenen erhabenen Völkerſturm der Kreuzzüge, den ſie nur durch die Politik der Päbſte zu motiviren, als Abentheuer, als allgemeine Verrückung zu verſtehen wiſſen — wer vermag in ihnen den deutſchen Luther wiederzuerkennen, der gewiß nicht einen Gedanken ſeiner gewaltigen Seele ausgeſprochen hätte, um ihr Lob zu verdienen.

Wenn ich den Ekelnamen der ſcholaſtiſchen Philoſophie und ſcholaſtiſcher Denkart überhaupt irgendwo an ſeiner Stelle finde, ſo iſt es grade bei denen, die in dem heiligen Ganzen der Kirchengeſchichte nichts ſehen als Streit der Dogmen, ſcholaſtiſche, willkührliche Spitzfindigkeit, die Gräuel des Mönchthums, die Mißbräuche der Päbſte, bey den ſ. g. Geſchichtſchreibern der proteſtantiſchen Kirche. Sie haben ſich ſelbſt dazu verdammt, aus der Geſchichte beinahe zweier Jahrtauſende ein

großes Sünden= und Lügenregiſter zu machen und aus dem Tempel der Geſchichte endlich nichts herauszubringen, als eine ganze Bibliothek von moraliſchen Recepten und von Warnungsbeyſpielen gegen den Aberglauben. Was ſie ihren Pragmatismus nennen, iſt nichts weiter als die Fähigkeit, in der Geſchichte einige Hauptgelenke zu ſehn, und dieſe an dem kalten, hölzernen Gliedermann, den ſie Kirche nennen, nachzuahmen.

Wenn ich die deutſche Anſicht der Geſchichte erhebe, ſo erwarte ich nicht, daß man hiſtoriſche Werke der Deutſchen von mir als Beläge der Behauptung verlangen werde. Die, welche ich etwa aufſtellen könnte, ſetze ich für jetzt vorſätzlich bey Seite: kein einziges würde jener Anſicht vollſtändig genügen; keines würde, wenn es ihr auch genügte, ſie vollſtändig ausdrücken. Aus der Totalität des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Deutſchlands geht ſie nothwendig hervor: alle Extreme der hiſtoriſchen Anſicht nemlich ſind in deutſcher Sprache aufgeſtellt. Und wenn die Differenz des religiöſen Charakters, der Streit zwiſchen dem der Tradition treu bleibenden Katholicismus und dem mit dem Buchſtaben des Chriſtenthums gegen die Tradition ankämpfenden Proteſtantismus, wie es ganz unverkennbar iſt, den Haupteinfluß auf die Würdigung aller Charaktere eines jeden Zeitraums der Geſchichte gehabt hat, ſo fließt es aus der Lokalität von Deutſchland hervor, daß hier jener Streit um die Helden und Thaten aller früheren Zeiten am vielſeitigſten und heftigſten geführt ſeyn müſſe. In allen übrigen Ländern von Europa, beſonders in den die Bildungsgeſchichte zunächſt angehenden, Frankreich und England, hatte eine von beiden ſtreitenden Mächten dauerhaft die Oberhand, war die Kirche alſo minder eine ſtreitende als in Deutſchland. Der Proteſtantismus von England mochte ſich in den drey letzten Jahrhunderten in eine Art von politiſchen Katholicismus, der Katholicismus von Frankreich in einen politiſchen Proteſtantismus verwandeln: nichtsdeſtoweniger waren alle hiſtoriſchen Arbeiten der Franzoſen bis auf Bayle und Voltaire katholiſchen, die der Britten bis in die neueſten

Zeiten proteſtantiſchen Sinnes. Aber Sprache und Meer hemmten den Streit; nie konnte er zu der durchgreifenden Innigkeit, zu der Unaufhörlichkeit, zu der Perſönlichkeit gedeihen, aus der ſich eine vermittelnde Anſicht der Geſchichte, d. h. eine wahrhaft triumphirende Kirche erheben mochte. Wie ganz anders war es in Deutſchland! In tauſend Berührungspunkten ſtritten hier mit unendlicher Regſamkeit, von einem einzigen Elemente derſelben Sprache umfangen, das Alte mit dem Neuen. Zwey große, in ſchwebendem Gleichgewichte einander gegenüberſtehende Staatengruppen, an Cultur, Verfaſſung und Sitte durchaus entgegengeſetzt, repräſentirten hier, die eine die Tradition, den Katholicismus, die Treue am Alten: die andere die Luſt am Neuen, den Proteſtantismus, die ununterbrochene Erweiterung des Gebiets der Freyheit und der Vernunft. In der Totalität dieſes Streites mußten die Geſchichte, ihr Zuſammenhang und ihre Helden ſichtbar werden. Hier mußte ſich, wenn der Friede nur im Kriege erſcheinen kann, ein politiſcher und wiſſenſchaftlicher Friede bilden. Er iſt da, und wir haben ein Vaterland! Vor einigen Jahren fing man in Deutſchland ein gewiſſes vaterländiſches Weſen, eine gewiſſe derbe, biedre und wackre Deutſchheit zu affectiren an. Anſtatt durch die Geſchichte rückwärts ſchreitend, die Tradition unſers Urſprungs Schritt vor Schritt bis zu ihren Quellen zu verfolgen, nach der einfachen Vorausſetzung, daß man die Väter und Großväter erſt verſtehen müſſe, bevor man zu entfernteren Ahnherrn zurückſteige — bohrte man die allerälteſten Fäſſer zuerſt und allein an, und hoffte ſich in Hermanns Schlacht über den Varus und in den Geſängen der Barden für immer mit vaterländiſchem Geiſte berauſchen zu können. Die Bardiete Klopſtocks und viele andere Verſuche, ſo wichtige hiſtoriſche Unterſuchungen über das deutſche Alterthum ſie veranlaßt haben, ſo weſentlich ſie auch in die deutſche Bildungsgeſchichte hineingehören, ſind ein warnendes Beyſpiel, welch ein ſeelenloſer und kalter Buchſtabe es iſt, den man mit

Verläugnung der Tradition aus dem Zuſammenhange der Geſchichte herauszuzerren vermag.

Noch einmal: nur das Zerbrechliche zerbricht! wen die nächſten Umgebungen, die heutige traurige, tief gebeugte Geſtalt des deutſchen Vaterlandes ſelbſt, nicht mit erhebenden Gefühlen, mit Nationalſtolz erfüllen; wen Niederlage und Unglück nicht ganz beſonders feſt an den Boden anſchließen, der ihn erzeugte, den werden alle Siege über die Legionen des Varus nicht für das Vaterland zu begeiſtern vermögen.

Es iſt nicht etwa Troſt, den die Weltgeſchichte, von der hier die Rede iſt, uns geben ſoll; wir erwarten nicht bloße Beyſpiele, kalte Moralexempel, rohe Leiſten von ihr, um einzelne unſerer Handlungen darauf abzuformen; uns treibt nicht eine gemeine Dankbarkeit gegen ſ. g., um die Menſchheit wohl verdiente oder große Männer, wenn wir nicht müde werden, von Stufe zu Stufe ins Alterthum zurückzuſteigen; kein Gerichtshof, vor dem die Helden der Vergangenheit verdammt oder ſelig geſprochen würden, iſt unſere hiſtoriſche Kritik: weder römiſche Ruinen erwecken Wehmuth, noch gothiſche [Ruinen] Freude in uns, die Weltgeſchichte iſt für uns weder bloße Bühne des Laſters, des Untergangs und des Todes, noch bloßer Schauplatz der Tugend, des ſorgenloſen Fortſchreitens und unvermeidlicher, unendlicher Perfectibilität. Sondern die Biographie der Menſchheit ſtudieren, beſchreiben, durchleben wir, um im Geiſte der Menſchheit zu handeln.

Denen, die nur Tod, Rückſchritt, Verderbniß in der Geſchichte ſehen und dem Tacitus ſich anſchließen, ſagen wir: der Geiſt des Römers mochte die Reinheit und die Kraft beſſerer Zeiten in ſich bewahren; wenn ihn aber das Gefühl eigner Thatkraft nicht über den Untergang von Rom beruhigen kann, ſo iſt ſeine Anſicht kleiner als Rom: weit entfernt über Rom erhaben zu ſeyn, geht er ſelbſt mit Rom unter. Ganz andere Schätze, tiefer durch Meinung und Empfindung begründete Ge-

bäude, als Rom je aufbaute, je ſammelte — hat dieſes Zeitalter von der Erde verſchwinden ſehen: faſt alle einzelnen Familien-, Staats- und Wiſſenſchaftskörper, die auf uns herab gekommen, erſcheinen rückſchreitend, verſinkend, viele verſunken vielleicht in dem Augenblick, da wir uns hier ihrer erinnern. Aber in der Seele des Zuſchauers einer untergehenden Welt, eben erzeugt durch die Betrachtung des Untergangs, ſtehn die Geiſter des Vernichteten in unauflöslicheren, reineren Verknüpfungen, gleichſam mit verklärtem Leibe wieder auf. So verklärte der heilige Beſieger des Todes die untergegangene alte Welt.

Denen, die einen unthätigen, fataliſtiſchen Glauben an eine unzerſtörbar glückliche Weltordnung hegen, rufe ich zu: Wohl, wir wiſſen, wie ihr, daß die Nothwendigkeit der Natur zerſtört, um Höheres zu erzeugen; aber ſchließt mich nicht aus von den Werkzeugen der Natur. Ich kann nicht, wie ihr, ein müſſiger, ſich ſelbſt aus den Gliedern der Geſchichte herausnehmender abſoluter Beſchauer ſeyn. Mir iſt die Geſchichte werth, und ich kenne die Geſchichte, weil ich mich ſelbſt nach geſtern und morgen und nach tauſend Seiten hin an ſie angeſchloſſen ſehe, und weil ich mich nach eben ſo viel Richtungen auf Zukunft und Vergangenheit entgegenwirkend fühle. Aber weil ich ſie mit freier Thätigkeit beſchaue, ſo verſtehe ich die Geſchichte, und weil ich mit offnen und reinen Augen handle, darf meine Critik jede zerſtörende Kraft mit den Waffen der Geſchichte verfolgen. Nur klares, deutliches Handeln iſt kräftiges Handeln; nur thätige Betrachtung iſt wahre Betrachtung. So tadelte, ſtrafte, züchtigte, fühlte den Schmerz der untergehenden Welt der Mittler der Menſchheit und der Geſchichte, ſo erbaute und verklärte er unter Schmerzen die neue Welt.

So vereinigt ſich Hiſtorie und Critik, das Geſetz der Natur und das Geſetz der Freiheit in der vermittelnden Geſchichte. Nennt es Geſchichte der Geſellſchaft oder Geſchichte der Wiſſen-

ſchaften; Geſchichte der Bedürfniſſe (wo ihr den Menſchen der Natur unterordnet), oder Geſchichte der Kunſt (wo die Natur der Freiheit des Menſchen gehorcht): beides iſt eins. Der wahre Geſchichtſchreiber iſt Prophet und Hiſtoriker zugleich; gehorſames Kind der Vergangenheit, weil er die Zukunft väterlich beherrſchen will. Nur in der Tradition lebt der Buchſtabe, und der Buchſtabe befeſtigt die Tradition.

C. Ritter.

Die Raumerfüllung auf der Erde.

(1833.)

Die Räume, die Zeiten, die Geſtalten und Formen, die Raumerfüllungen in ihren Conſtructionen und Organiſationen auf dem Planeten an ſich, immer die einen und dieſelben in ihren Werthen, bleiben, in ihren Relationen zum Erdball, als Wohnhaus des Menſchengeſchlechtes gedacht, nicht dieſelben, ſondern ſie ändern ihre relativen Werthe wirklich mit dem Fortgange der Jahrtauſende und Jahrhunderte ab. Die Art der Raumerfüllung wird daher für die Betrachtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehend zu Jahrzehend eine Andere. Denn wenn der Menſch, mit A. von Humboldt's Ausdruck zu reden, neue Organe ſich ſchafft, um mit den genaueſten Inſtrumenten, welche die beſchränkte Sphäre ſeiner Sinneswerkzeuge erweitert, tiefer in die Erdrinde, wie zu dem Meeresboden hinab zu reichen, und dort die Temperatur der Tiefen, die unbekannten Erdarten und Gewäſſer, die Salzlager, die dichteren Erd= und Waſſerſchichten und Alles, was ihnen zugehört, durch Batho= und Thermometer, durch Pendelſchwingungen, durch Bohrverſuche, arteſiſche Brunnen u. dergl. zu ſich herauf zu heben, was geſchieht da Anderes, als daß die erfüllten Räume der Planetenrinde ſich in der That in ein verſchiedenes, als das bisherige Verhältniß dieſes Wohnplatzes zum Menſchen ſtellen? Und ebenſo, wie ſich nach oben durch die Organe der Barometer, der Hygrometer und anderer Meßinſtrumente, wie einſt der

Fernröhre, der Aſtrolabien und anderer Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, der Geſichts- und überhaupt der Gefühlskreis des Menſchen wirklich erweiterte, in demſelben Maaße rückte ihm auch die äußere Welt näher, die Relationen der Raumverhältniſſe wurden für den von Menſchen bewohnten Erdball Andere.

Aber nicht nur die Diſtanzen nach unten und oben, ſondern auch die Raumunterſchiede nach allen Richtungen hin werden durch ähnliche Fortſchritte einer univerſellen Telegraphik umgewandelt; ſeien es neuerfundene Organe der genannten Art, oder wiſſenſchaftliche Fortſchritte, oder Kulturentwicklungen, wodurch die Völker ſich in andere Räume verbreiten lernen, wie die Pflanzen und Thiere in andere klimatiſche Zonen gedeihlich übergehen und die bis dahin unzugänglich gebliebenen, alſo fern abliegenden Enden der Erde — ſeien es eiſige Polarkreiſe, oder himmliſche Gipfelreihen, oder einſame gleichſam bis dahin mondferne, oceaniſche Inſeln, von denen keine Spur des Daſeins für das Menſchengeſchlecht vorhanden war — mit in den Kreis der civiliſirten Völkergemeinſchaft gezogen werden. Was früher nicht vorhanden ſchien, tritt hiedurch in Daſein hervor; was früherhin fern lag und unerreichbar, tritt nun näher in die Berührung, ja in den Bereich des täglichen Verkehrs.

Die Raumerfüllung zeigt ſich bekanntlich auf dem Erdball unter den beiden Formen des Rigiden und des Flüſſigen, oder des Unbewegten und des Beweglichen; zu den Raumabſtänden der rigiden Oertlichkeiten kommen alſo auch die Raumunterſchiede der flüſſigen oder fließenden Formen, oder die räumefüllenden Bewegungen um den Erdball. Ihre Verhältniſſe ſind doppelter Art; die der Räume und der Zeiten, in denen ihre Bewegungen zu Stande kommen. Dieſe raumfüllende Bewegung iſt wiederum doppelter Art; rein phyſiſch, nach den Geſetzen der Mechanik, Phyſik, Chemie, wie die Verbreitungen und Bewegungen der Imponderabilien, der Wärme, der Electricität, des Magnetismus u. ſ. w., wo die Verbreitungen vielleicht ſchon mit den Erzeu-

gungen nach Raum und Zeit in dieſelben Grenzen mehr oder weniger zuſammenfallen mögen; oder wo ſie wahrnehmbarer, den Raum wirklich materiell ausfüllende Bewegungen ſind, die ihre beſtimmten Grenzverhältniſſe in Raum und Zeit um das Erdrund gewonnen haben; wie die Windſyſteme, die Ebben und Fluthen, die Strömungen der Meere, die raumwechſelnden Metamorphoſen der Atmosphäre in Wolkenbildungen, Meteoren aller Art, und die durch dieſe mit in Bewegung geſetzten, aber willenlos ſich nur mechaniſch fortbewegenden irdiſchen Theile oder Körper, ſeien ſie lebloſer oder lebender Art.

Aber doppelter Art, ſagten wir, ſeien dieſe Verhältniſſe, weil zu jener bloß phyſiſchen auch noch eine andere, die beſeelte Bewegung hinzukommt, welche dem irdiſchen Leben des Erdballs angehört, indem der Menſch die raumfüllende Bewegung beherrſcht und ſie zum Träger ſeiner Beſtrebungen macht, wie durch das Seegel, oder die Aëroſtatik, oder die Pferdekraft, oder die Schnelligkeit des Rennthiers und des Dromedars, oder durch das Dampfſchiff u. a. m. Hierdurch können nicht nur die Räume der irdiſchen Welt und ihre wichtigſten Verhältniſſe wirklich in eine andere Stellung zum Menſchengeſchlechte gebracht werden, ſondern auch die Zeiten, in denen jene, nicht nur einmal entdeckt oder blos berührt, ſondern auf dauernde Weiſe erreicht ſind, in den Kreis des täglichen Lebens der Völker des Erdballs wirklich mit eingeflochten werden.

Die größten Veränderungen, bedeutender als ſolche auch noch ſo großartige, welche durch Vulkane, Erdbeben oder Fluthen, oder andere zerſtörende Naturerſcheinungen, die momentan jede Aufmerkſamkeit aufregen, hervorgebracht worden, haben ſich hierdurch auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geſchichte, aber in ihrem Zuſammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungshaus des Menſchengeſchlechts, faſt unbeachtet in Menge zugetragen, und dieſen, gegen frühere Jahrtauſende, zu einem Andern gemacht als er früher war, und ihm ganz andere Verhältniſſe ſeiner erfüllten Räume zu Stande gebracht. Ja, hierin

liegt die große Mitgift des Menſchengeſchlechts auch für die künftigen Jahrtauſende, ſein Wohnhaus, ſeine irdiſche Hütte, wie die Seele den Leib, erſt nach und nach, wie das Kind im Heranwachſen zum Jünglinge, ſeine Kraft und den Gebrauch ſeiner Glieder und Sinne und ihre Bewegungen und Functionen, bis zu den geſteigertſten Anforderungen des menſchlichen Geiſtes anwenden und benutzen zu lernen. Hierin iſt ſeine Aufgabe mit der des Pflanzers gleich, der den Acker, den er zu bebauen hat, erſt nach und nach mit allen ſeinen Gaben erkennen lernt. Durch die Beſeelung der raumfüllenden Bewegungen wurde ſchon zu der Phönicier Zeiten der Indiſche Orient dem Europäiſchen Hesperien näher gerückt; durch ſie wurde zu Columbus Zeit die zweite Hälfte des Erdballs, die längſt von der einen geahndet, aber ihr noch unſichtbar und ferner lag als die Mondſcheibe, gleichſam angetraut; durch ſie wurde die iſolirte ſüdweſtliche Halbkugel der Erde, die Auſtraliſche, mit ihren tauſend zerſtreuten Eilanden, erſt ſeit einem halben Jahrhundert überall an die bis dahin geſchiedene nordöſtliche Landhalbkugel der Erde geknüpft, und die früher getrennt ſcheinende Geſtadewelt des Planeten wurde in ihrem Geſammtkreiſe, in allen Zonen, zu einer Einheit erhoben für das Syſtem der Wiſſenſchaft, wie für die Kulturwelt, und für den Markt des gemeinen Lebens, des Tageverkehrs, der ſelbſt nicht ohne merklichen Einfluß auf Geſchichte, Politik und allgemeine Kultur bleibt.

In dieſem Wechſel der phyſikaliſchen Verhältniſſe des Erdplaneten durch das Element der Geſchichte, liegt der weſentliche Unterſchied der Geographie, als Wiſſenſchaft der Geſammtverhältniſſe der telluriſchen Seite der Erde, von den Theilen der Aſtronomie, welche bei Erforſchung des Weltbaues und unſers Sonnenſyſtems, auch den Erdball in der Reihe der Planeten nach den cosmiſchen, oder nach den ſich nicht abwandelnden, abſoluten Raum- und Zeitverhältniſſen, nicht aber nach den relativen, telluriſchen, in ihre Betrachtungen einführt. Dieſelben beweglichen Diſtanzen der Planeten unter ſich, und ihre ſtets

ſich gleich bleibenden Sonnenumkreiſungen, haben ſeit den Zeiten der Seſoſtriden keinen Wechſel in der Natur unſers Sonnenſyſtems wenn auch ein Fortrücken unſerer Zeichen derſelben, bedingt; aber die telluriſchen Inſtanzen, durch rigide Formen ſcheinbar fixirt, haben gewechſelt und der Abſtand Indiens vom ägyptiſchen Geſtade Berenike's, wurde ſchon unter den Ptolemäern ſeit Hippalus Durchſchiffung des offnen Indiſchen Oceans mit Hülfe der Monſune, um das Doppelte verkleinert, und wie ſind ſeitdem die Geſtade jener Indiſchen Welt der ganzen Weſtſeite näher gerückt durch die beſeelte Bewegung der flüſſigen Formen der Elemente!

Die Geographie als Wiſſenſchaft unterſcheidet ſich aber auch von allen Zweigen der Phyſik und der Naturwiſſenſchaften, die in dem Objecte mit dem ihrigen häufig zuſammentreffen, dadurch, daß dieſe, außer dem oben ſchon Berührten, ebenfalls die Naturkräfte und Organismen an ſich, nach ihren innern Geſetzen in ihren Wirkungen und Bewegungen unterſuchen, aber nicht im telluriſch-geſchloſſenen Erdring, und nicht als die Träger der beſeelten Bewegungen in der Geſammterſcheinung des Erdballs und den daraus für deſſen Daſein oder Leben hervorgehenden Wechſeln und Veränderungen. Das Weltſyſtem an ſich bleibt ſich daher, in ſeinen unwandelbaren, abſolut zu erforſchenden Verhältniſſen, wie die Gottheit gleich; das Naturſyſtem, wenn es auch in des weiſen Salomos und Ariſtoteles Verzeichniſſen nur eine geringere Summe von Individualitäten deſſelben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle in ſich ſchloß, blieb doch in dem Weſen, ſeinen innern Geſetzen, Organiſationen und Erſcheinungen nach, das eine und daſſelbe durch alle Zeiten, wenn auch die Verbreitungs- und Kulturſphären der einzelnen Naturproductionen ſich, wie die Zahlen ihrer Individuen, mannichfach veränderten. Aber das Erdſyſtem iſt nicht daſſelbe geblieben, geſetzt auch in ſeinem cosmiſchen und phyſiſchen, doch nicht in ſeinem hiſtoriſchen Leben.

Denn, weil es das eine und fortdauernde war und blieb,

das ſich nicht durch neue Erzeugung, wie die lebendigen, abgeſonderten Organiſationen auf ihm, durch neue Geſchlechter verjüngen ſollte, aber als abgeſchloſſener telluriſcher Ring in eigenthümlicher Spannung des einmal gewonnenen Daſeins auch nicht durch Chemismus und Polariſation, gleich ſeinen abgetrennten Theilen, das irdiſche Ziel der Vollendung ſogleich im Moment des erſten Werdens und ſeiner Geſtaltung, gleich der Cryſtallform erreichte — ſo konnte ſich das Erdſyſtem auch nicht, wie jene, immer wieder neu und urſprünglich geſtalten, nicht, wie dieſe, in Verwittrung und Auflöſung aus der einmal gegebnen Form zurückſchreiten. Es bewahrte gleich den andern Planeten ſeines Sonnenſyſtems dieſelben kosmiſchen Verhältniſſe, wie jene, aber indeß ſeine Nebenplaneten, für uns, keinen individuellen relativ-erkennbaren Wandel erlitten, ward unſer Erdſyſtem während ſeiner langen Zeitdauer als ein und daſſelbe irdiſche Rund unter den vollen Einfluß aller irdiſchen, ſei es der mechaniſchen, phyſiſchen, oder [der] intellectuellen, für uns wahrnehmbaren Gewalten geſtellt, und die Progreſſion ihres geſteigerten oder rückwärts ſchreitenden Einfluſſes mit in den Gang der Menſchengeſchichte verwebt.

Wenn daher die alte Welt den Schauplatz ihrer Geſchichten nur auf den beengten Orbis Terrarum der Römer beſchränken mußte, das Mittelalter ihn ſchon überall bis an die äußerſten Enden der Gliederungen der Alten Welt, nach dem Norden, Süden und Oſten ihrer großen Landveſte ausdehnte, ſo ſpannte die Geſchichte der neuern Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das hiſtoriſche Element greift alſo auf ſehr verſchiedene Arten, in ſehr verſchiedenen Zeiten in die Phyſik des Erdballs ein, aber auch in ſehr verſchiedenartigen Progreſſionen und Weiſen.

Denn in frühern Jahrhunderten und Jahrtauſenden, als die Völkergeſchlechter überall mehr auf ihre Heimathen und auf ſich ſelbſt angewieſen waren, wurden ſie von der allgemeinen telluriſchen Phyſik kaum berührt, deſto mächtiger griff aber die lokale Phyſik der Heimath, die vaterländiſche Natur in die Individuali-

täten der Völker und Staaten ein. Daher wol eben die edler begabten, zu Kultur ſich erhebenden aus der ihnen gegebnen engern Sphäre individueller, und doch harmoniſch-vollendeter in der Erſcheinung, in ſchöneren und beſtimmteren hiſtoriſchen Geſtaltungen und Charakteren hervortraten, als die der neuern Zeiten. Sie entwuchſen, unberührt von der Fremde, noch ganz dem heimathlichen Himmel und Boden, der in ſeiner vollen jungfräulichen Kraft ihr ganzes Geäder und alle Glieder durchdrang mit ſeinen nährenden Gaben und Kräften. Dadurch trat bei ihnen Alles Nationale auch wirklich vaterländiſch und heimathlich in großer Einheit auf, ſo bei Aegyptern, Perſern, Hebräern, wie bei Hellenen und Italern, als noch keine moderne Verpflanzungsweiſe oder Koloniſation, Umtauſch, Verkehr durch Hin- und Rückwirkung auf [die] und aus der Fremde der Kulturentwicklung in der Heimath vorherging, um einen noch größern Ertrag für das Allgemeinere zu erzielen.

Die Alte Geſchichte trug auf ihrem heimiſchen Boden, nicht wie die neuere, den Schmuck der ganzen Fremde, ſondern jedesmal nur ihre heimathliche Frucht; aber die vollſtändiger gereiftere, wie die edelſte Dattel nur der libyſchen Palme entfällt; wie die erhabenſte Ceder um die Jordanquellen und auf dem Libanon wuchs, wie die Platane der Hellenen ihr prachtvollſtes Laubgewölbe um das Geſtade des Archipels der Hellenen auf Europäiſcher wie auf Aſiatiſcher Seite erhebt, und die Pinie ihr fächerartiges Schirmdach über italiſchen Boden ausbreitet.

Damals war die größte räumliche Annäherung der drei Erdtheile der Alten Welt noch hinreichend genug, durch innere Mannichfaltigkeit dem klaſſiſchen Boden der Weltgeſchichte zur Folie zu dienen; damals hatten die einfacheren Elemente noch größere Bedeutung. Aber mit der Weltverbindung durch die Oceane verloren die Verhältniſſe jenes einſeitige Maximum der Annäherung, ihre für das Ganze überwiegende Bedeutung. Zur richtigen Beurtheilung ihrer Raumverhältniſſe, nach der gegenſeitigen Stellung

ihrer Länder und Völker, mußte man ſeitdem zu den Continenten auch noch die Oceane mit ihren Bewegungen hinzunehmen.

Es beſteht alſo auch eine andere telluriſche Phyſik für die alte, eine andere für die neue Zeit, und wenn wir für jene und das Mittelalter wirklich den **Orbis Terrarum** mit ſeinen gelegentlichen Erweiterungen nach den wirklichen Raumdiſtanzen und den Arealflächen mathematiſch genau verzeichnen, ſo müßten wir für dieſe, die neuere Zeit, außer jener richtigen Angabe der Raumverhältniſſe auch noch die Kunſt der Graphik für die gleichrichtige Eintragung der Zeitverhältniſſe erfinden, in denen dieſe Räume wirklich erreicht und durchſchnitten werden können und gegenſeitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten, ſei es durch phyſikaliſche oder beſeelte Bewegungen. Oder wir müßten es verſtehen, die Kombination von beiden zu einem Totalbilde, zu vereinen, etwa durch mehrere durchſichtige über einander hingleitende, hin und her verſchiebbare Globularſcheiben, oder durch partikuläre Ortsverrückungen, oder durch andere Hülfsmittel.

Wie würden aber dann die einen Räume ſchwinden, die andern ſich ausdehnen, die Höhen ſinken, die Uebergänge ſich mehren; Europa’s Geſtalt würde noch, in manchen Theilen wenigſtens, am mehrſten ſich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältniſſe ſich decken. Aber in Aſien würde ſchon die ſüdliche Geſtadewelt viel zu ſehr ſich zuſammenziehen, um noch das in lauter Hemmung zurückgeſunkene Inner-Aſien mit Geſtadelinien ganz zu umgrenzen, und ſo würde faſt auf allen Theilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältniſſe die ſeltſamſten Zerrbilder der poſitiven, lebloſen Formen hervorbringen. Die Erinnerung an ſolche Verſchiebungen und Zerrbilder rufen wir gegenwärtig aber nur darum hervor, weil ſie durch den Gegenſatz eben deutlich zeigen, welchen Verdrehungen unſere Begriffswelt unter dem täuſchenden Schein von poſitiven Wahrheiten wirklich ſich hingibt und unterworfen iſt, wenn wir in den telluriſchen Verhältniſſen, wie bisher, nur das Lebloſe ſtatt des Lebendigen ergreifen und das hiſtoriſche Element

neben der geographiſchen Wiſſenſchaft unbeachtet liegen laſſen, daraus ganz verbannen oder auch etwas nur theilweiſe hie und da gelten laſſen, wo es von dem einen oder dem andern Autor zufällig einmal beſprochen ſein möchte, ohne es jedoch in die Syſtematik dieſer Wiſſenſchaft als ein integrirendes Element mit aufzunehmen.

Wie irrig aber würden noch die Vorſtellungen von unſerm Sonnenſyſteme geblieben ſein, wenn wir dabei nur die ſich gleich bleibenden Sonnenfernen und Planetenabſtände, wie früher, ohne die Abweichungen der Keplerſchen Geſetze und Newtoniſchen Attractionstheorien hätten beachten wollen, welche überall die Perturbationen der Planetenbahnen oder das harmoniſche Syſtem ihrer wahren Umlaufszeiten und Räume bedingten. Wie jene Attractionsgeſetze und Verhältniſſe auf die Bahnen der Planeten unſers Sonnenſyſtems einwirken, ebenſo bedingt aber der Gang der hiſtoriſch-erfüllten Zeiten durch Anziehung und Abſtoßung die Perturbationen der Räume unſers Erdſyſtems und ihre Functionen.

Daß jenes Zerrbild des durch eigenthümlichen Organismus belebten Erdballs aber eben jene bloß mathematiſche Seite, die lebloſe Landkartenanſicht ſein würde, wenn ſie ſich vermeſſen wollte, als inhaltvolles Lebensbild der Anſchauung zu dienen, dies wird noch wenig geahndet und tritt auf dem Markte unſrer Tagesliteratur kaum im Bewußtſeyn hervor.

Rehfues.

Der Golf von Neapel.

(1832.)

Schon im Alterthum hat man den Meerbuſen von Neapel mit einer Schale verglichen, unerachtet nur die Form im Allgemeinen und das Element, das ſie einſchließt, die Vergleichung einigermaßen rechtfertigen. Wenigſtens findet der Rand dieſer Schaale eine große Unterbrechung in den beiden Vorgebirgen der Minerva und von Miſene, wovon jenes den Golf auf der ſüdlichen, dieſes auf der nördlichen Seite einſchließt. Von dem Standpunkt der Galeeren aus betrachtet — welcher auch noch ſo ziemlich der unſrige iſt — verbirgt ſich das erſte ganz hinter dem nahen Vorſprung der Höhen, an die ſich die Stadt Sorrent anlehnt, und auf welchen ohne Zweifel die Villa des Pollio lag, von der wir noch eine poetiſche Beſchreibung von Statius beſitzen. Gleichermaßen iſt dem Auge die Inſel Capri entzogen. Ihre ſchroffe Form bildet einen gewaltigen Contraſt gegen die andern Inſeln ihrer Nachbarſchaft und ſcheint faſt all das Unheimliche auszudrücken, das Capri für Jeden haben mochte, der es zur Zeit ſah, als Kaiſer Tiber hier ſeine Menſchenſcheu und Tyrannenfurcht mit ſeinen geheimen Laſtern verbarg. Zwey andere Inſeln ſchließen ſich in ziemlicher Entfernung auf der Linie zwiſchen den beiden Vorgebirgen an ſie an. Die nächſte und größte im Golf iſt die Inſel Iſchia, aus deren Mitte ſich der Epomeo zum Himmel hebt und durch den Rauch, der von ſeiner Spitze empordampft, alle Verführung und alle Gefahr

der fruchtbaren Gefilde verräth, die in der üppigſten Vegetation von ſeinem Fuß gegen die Küſten auslaufen. Näher an Ischia als an Capri liegt das Eiland von Procida, ſehr verſchieden von beiden durch ſeine Flachheit, ſeine hohe Cultur, durch den Fleiß und die Sittenreinheit ſeiner Bewohner.

Wirklich iſt es nur eine kleine Fahrt bis zum Vorgebirge von Miſene, wo einer der größten Waffenplätze der römiſchen Marine unter den erſten Kaiſern war. Dennoch ſtellt ſich auch in der Entfernung die Mannichfaltigkeit der anmuthigen Formen des Landes und der Reichthum und Reiz der Farben dar, welche darüber ausgegoſſen ſind. Vom miſeniſchen Vorgebirge an ſcheint der ganze Halbzirkel des großen Golfs an ſeiner Küſte hin, in einer zehn Stunden langen Reihe von Städten und Ortſchaften zu beſtehen, in deren Mitte Neapel ſelbſt prangt, wie es ſeine Hunderte von Straßen über die Berge wegſtreckt und ſich mit zahlloſen weißen und grauen Häuſern aller Geſtalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigſten Südvegetation abſchneidet und von vorn in den klarſten aller Fluten ſpiegelt. Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufer umlagern, ſtreckt der Veſuv die Doppelzinne empor, und ſeine alten Verwüſtungen würden als Märchen erſcheinen, hätte die Vegetation bereits alle ſeine Lavaſtröme zu bewältigen vermocht. An ſeinen ſanften, in Fruchtbarkeit Alles überbietenden Abhängen wohnt eine anſehnliche Bevölkerung in vollkommenſter Vergeſſenheit des Unterganges, der ſich vielleicht unter ihren Füßen bereitet. Und wie ſich die Natur hier mehr als irgendwo in ſchneidenden Contraſten zu gefallen ſcheint, ſo ſchiebt ſich an alle Anmuth der freundlichſten Uferformen auf einmal die ungeheure Maſſe des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in ſtolzer Erhabenheit und taucht ſein Vorgebirge dello Scutolo von ſchwindelnder Höhe herab ſenkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt ſich der kleine Buſen von Caſtellamare, als ob er ſich der Vergleichung mit den Küſten von Sorrent entziehen wollte; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieſer

Stadt ſcheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito geſtellt, deſſen faſt unaufhörlich emporſteigende Dünſte einen neuen Contraſt gegen den lachenden Himmel bilden und, ſchnell vor der Sonne ſchmelzend, gleichſam einen beſtändigen Sieg des herrlichen Klima's verkündigen. Die mancherlei Formen, in die ſich das bildſame Geſtein an den perpendikularen Felswänden auszackt, nähern ſich in ihrem Reichthume beinahe ſymmetriſchen Bildungen; wo aber die Woge ſeit Jahrtauſenden ihre Gewalt geübt, haben ſie Grotten von jeder Geſtalt und Größe ausgehöhlt, in denen ſich die grausbaften Wunder des Elements zu bergen ſcheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Räthſel der Natur von dem menſchlichen Geiſte gelöſt ſind. Aber in dem Maß, in welchem ſich der ſtarre Felſen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er ſich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu ſtehen, den die kräftigſte Vegetation unter der verſchwenderiſchen Gunſt des mildeſten Klimas hier entwickelt. Wer es nur von der See aus ſehen kann, dem erſcheint dieſes ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die ſich blos hier und da ein blendend weißes Haus mit ſeinem platten Dache, oder ein Maulbeerbaum von kühnerm Wuchſe, oder eine Ulme, eine Pappel, eine Karube oder ein Kaſtanienbaum erhebt. Dieſe dunkelgrüne Hauptmaſſe lehnt ſich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume ſchwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmaſſe oder in einem zickzack emporſteigenden Gebirgswege hervortreten. Aber dieſes ganze liebliche Thal ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felſengeſtade, deſſen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannichfaltigkeit Alles, was die künſtleriſche Phantaſie erſchaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehren hundert Fuß fällt der Rand des ganzen Thals, von der üppigſten Vegetation bekränzt, über ſenkrechte Felswände bald in die Meereswogen ſelbſt hinab, bald auf ungeheuere Steinmaſſen, welche durch gewaltige Er-

ſchütterungen vom Lande losgeriſſen ſind, oder auf ſchmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehren Stellen ſind dieſe koloſſalen Felswände von Klüften durchſchnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erſcheinen. Sie ziehen ſich tief in das Land hinein und laufen in die Einſchnitte des Gebirgs aus, welches das ganze Thal umſchließt. Häufig ſind ſie unten weiter als oben; manchmal ſchließt ſich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zuſammen, ſo daß ſie unterirdiſchen Gängen von ungeheuerer Größe gleichen. Ein ſolcher finſterer Raum öffnet ſich dann auf einmal wieder in einen weiten Keſſel, worin die ergiebigſten Orangen- und Citronengärten angelegt ſind. Schwerlich findet man dieſe Schluchten irgendwo in ſolcher Eigenthümlichkeit, und man kann nicht zweifeln, daß ſie ſich durch das Berſten der vulkaniſchen Maſſen, aus denen das ganze Thal zu beſtehen ſcheint, bei ihrem ſchnellen Erkalten gebildet haben. Man lernt ſie gewöhnlich nur von den vielen Brücken herab kennen, über welche alle Wege des Thals geführt werden müſſen. In den engern von dieſen Schluchten verbergen ſich ſcheue Thiere, Schmuggler und Verbrecher; an einigen, die ſich gegen das Meer erweitern, ziehen ſich die für Pferde und Saumthiere gangbaren Wege nach den kleinen Häfen der Küſte hinab, und die mancherlei Anſiedelungen des Verkehrs und des frommen Glaubens, welche im Süden Europas nie von einander getrennt ſind, verleihen dieſen Anſichten eine höchſt pittoreske Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt macht ſich ſolche in den mannichfaltigſten Abwechſelungen auf der ganzen, wol zwei Stunden langen Felsküſte bemerklich, auf welche der Halbzirkel von Bergen ausläuft, die das Thal von Sorrent von der Landſeite umſchließen. Wo im Alterthum auf den verſchiedenen Höhen und Abſätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben ſich Klöſter und Kirchen, beſcheidene Landhäuſer und kleine Fiſcherwohnungen angebaut. Wären aber in den zahlloſen Grotten, womit die Felſen der Küſte in den verſchiedenſten Formen und Ausdehnungen durchbohrt ſind, die Wohnungen

der Troglodyten zu erkennen (wie mit Wahrſcheinlichkeit behauptet wird, wenn man ſich nicht um Namen ſtreiten will), ſo ſtänden hier die Spuren dreier Weltalter friedlich neben einander, und unſer Auge dürfte mitten in der ewigen Verjüngung der herrlichen Natur faſt die Unſterblichkeit der Menſchenwerke bewundern. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Fiſchernachen um dieſe Ufer, und wenn ihre Bewohner ſo viel Glück im Anſchauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie Diejenigen, die ſie nur geſehen, um ſich ihr ganzes Leben hindurch darnach zu ſehnen, ſo könnten ſie in dem ewigen Wechſel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerſchöpflich ſind und die dieſe Erde manchmal zu einem wahren Elyſium verklären, Genüſſe erblicken, die vor allen andern Sinnengenüſſen den Vorzug haben, daß ſie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Ueberſättigung noch von Reue begleitet werden.

De Wette.

Der Straßburger Münſter.

(1821.)

Ich habe es geſehen, dieſes Wunder der chriſtlichen Welt, das Meiſterſtück der Kunſt, das Werk der Geiſteskühnheit und Glaubensgluth, das Denkmal einer großen untergegangenen Zeit; und meine Seele war von einer nie empfundenen Gewalt ergriffen und feſtgehalten; ich war im Anſchauen verloren, und trunken von Entzücken. Ich ſtieg hinan, und nicht ohne Bangen und Beſchwerde. Der Blick von der Nebengallerie, über die man zu gehen hat, hinab auf die Kirche, auf die Stadt, machte mich ſchon ſchwindeln; und nun ſtand ich auf der viel höheren Platteforme, von welcher man die ganze Stadt und das ganze große Rheinthal von den Vogeſen bis hinüber nach den badiſchen Gebirgen überſieht. Die Ausſicht zog mich wenig an, der Thurm ſelbſt hielt mich gefeſſelt. Ich überwand den Schwindel, und ſah hinab auf die Fülle der aufſtrebenden Pfeiler und Säulen mit den dazwiſchen geſtellten Bildwerken, ging bald auf dieſe bald auf jene Seite, und betrachtete bald dieſes bald jenes Stück des reichen Baues. Und nun zog der von der Platteforme ſich erhebende Thurm die Blicke auf ſich: leicht und kühn, wie die Flamme des Feuers, ſchwingt er ſich empor und reißt den Geiſt mit ſich in die Höhe; ein unwiderſtehliches Verlangen zieht mich hin, ihn zu beſteigen. Die Treppen ſind ſchmal; die Durchſicht, welche überall geſtattet iſt, macht mich zagen; aber ich ſtrebe hinauf, und nun ſtehe ich oben über den

vier ſogenannten Schnecken, welche eine Gallerie verbindet, die um den Thurm herumführet, und einen noch viel höheren Standpunkt, als die Platteforme, gewährt. Hinabzuſehen erregt beinahe Grauſen, und um es zu vermeiden, beſchäftigt man ſich lieber mit der Betrachtung der wunderbaren Bauart des Thurms. Schon bis zur Platteforme iſt er gewiſſermaßen aus einzelnen Säulen zuſammengeſetzt, gleichwie eine Gruppe von Kryſtallen, welche nicht neben einander loſe aufgeſchoſſen, ſondern innerlich verbunden ſind. An mehreren Punkten iſt er von Fenſtern durchbrochen und durchſichtig; aus den Eckſäulen ſchießen kleinere Säulen hervor, die, vom angemeſſenen Standpunkt aus geſehen, ſich frei ſtehend zeigen; alle Flächen ſind mit Säulen, Pfeilern, Niſchen und Standbildern verziert, und die Portale ebenſo aus mannichfaltigen Beſtandtheilen zuſammengewoben. Aber von der Platteforme an iſt der ganze Thurm aus Säulen und Bändern geflochten, die durch eiſerne Stäbe und Klammern verbunden ſind. Die vier Schnecken, in welchen ſich die Treppen hinanwinden, bilden vier große Säulen, welche, oben durch eine Gallerie wie durch einen Kranz verbunden, den kühnen Bau halten; zwiſchen ihnen erhebt ſich der ſchlanke Leib des Thurms, von vier Fenſtern durchbrochen, welche drei Viertheile der Höhe einnehmen, deren Wölbungen ſich oben in einen zierlichen Kranz verſchlingen, über welchem wieder vier kleinere Fenſter ſich wölben. Die Kühnheit und Leichtigkeit des Baues erregt zugleich Zagen und Vertrauen; man glaubt nicht in der Höhe zu ſtehen, ſondern emporgehalten zu ſchweben; aber man fühlt ſich ſicher in den Händen der kühnen Gewalt, die einen emporhält, weil ſich mit ihr Sorgfalt und Klugheit verbinden. Der Sturm bewegt den ſchlanken, leichten Bau, aber er kann ihn nicht erſchüttern; der Blitz, vom Eiſen angezogen, ſchlägt jährlich mehrmals in den Thurm, aber er kann nichts mehr thun als hier und da einen Stein lockern. Die Sorgfalt des Baumeiſters iſt auf diejenigen übergegangen, denen die Erhaltung des Thurms anvertraut iſt; man bemerkt mehrere neue Steine,

welche mit Genauigkeit eingefügt ſind, und vernimmt, daß täglich mehrere Steinmetzen beſchäftigt ſind, für die Ausbeſſerung Vorrath an Werkſtücken zu arbeiten; und ſo ergänzt ſich das Rieſengewächs von Jahr zu Jahr, und die abgeworfenen Blätter und Zweige erſetzen ſich ihm immerfort.

Man liest eine Inſchrift am Thurm, welche ſagt: daß vor langer Zeit ein Erdbeben ihn dermaßen erſchüttert habe, daß das Waſſer aus dem offenen Behälter viele Fuß hoch in die Höhe geſchleudert worden, er ſelbſt aber unbeſchädigt geblieben ſey. Welch ein Beweis der Richtigkeit und Unzerſtörlichkeit des Baues! Wie genau abgemeſſen und eingefügt muß jeder Stein ſeyn, daß ſich in die ungeheuere Zuſammenſetzung auch nicht die kleinſte Ungleichheit und Schiefheit eingeſchlichen hat! In vollkommenem Ebenmaaß trägt eins das Andere, und das Obere ruht ſo feſt und ſicher, wie das Untere. Hier zeigt ſich die große Macht des menſchlichen Geiſtes, wenn ihn der Glaube ſtärkt und erleuchtet. Er kann Berge verſetzen und aufthürmen, und mit ſeinen Werken der alles zerſtörenden Gewalt der Natur trotzen. Felſen verwittern und Berge ſtürzen ein; denn, hingegeben in träger blinder Ruhe allen Einflüſſen von außen, wiſſen ſie ſich nicht zu ſchützen: aber der menſchliche Geiſt, dem der freie klare Blick in ſich ſelbſt und in die Geſetze der Natur verliehen iſt, kennt die Gewalt, welcher ſeine Werke erliegen können, und entzieht ſie ihr klüglich, oder erſetzt den Schaden, den ſie ihnen zugefügt. Die Alpen drohen den Einſturz, und haben ſchon manches Thal unter ihren Trümmern begraben: aber dieſer Münſter wird ſo lange ſtehen, als Menſchen unter ihm wohnen und ihn ſtehen laſſen wollen; als ſie ihre Liebe und Sorgfalt nicht von ihm abziehen, und dem hohen Geiſte, der ihn gegründet hat, nicht untreu werden. Ruhig mag die edle Stadt Straßburg unter dieſem Rieſenwerke wohnen, wenn ſie die ihr anvertraute Sorge für ſeine Erhaltung nicht erſchlaffen läßt; aber zürnend wird es ſie zerſchmettern, und das Werk des Glaubens und der Begeiſterung wird ein Werkzeug des

göttlichen Strafgerichts werden, wenn die Enkel dem Sinne der Ahnen nicht treu bleiben, und verachten, was ſie zur Ehre Gottes mit heiligem Eifer geſtiftet haben.

So geht alle menſchliche Herrlichkeit unter durch die Schuld der Menſchen, und was frühere Geſchlechter beglückt und erfreuet hat, wird das Verderben der ſpäteren, welche der alte Geiſt der Treue und Redlichkeit verlaſſen hat. Throne, durch Tapferkeit und Weisheit gegründet, werden durch Feigheit, Tücke und Blindheit nach und nach untergraben, und ſtürzen ein zum Verderben von Millionen; Ordnungen und Sitten, vom Geiſt, der ſie geſtiftet, verlaſſen, verwirren und vergiften das Leben der Völker; und ſelbſt die Heiligthümer und Denkmäler des frommen Glaubens werden zu verderblichen Götzen und Gräueln, wenn der menſchliche Geiſt ſie nicht ſtets verjüngend und belebend erhält.

Der Thürmer erzählte mir, daß die Jakobiner zur Zeit ihrer Herrſchaft ernſtlich daran gedacht, den Thurm abzutragen, und auch ſchon mehrere Bildwerke davon weggenommen hätten, die nicht alle wieder erſetzt ſeyen. Der alles überragende Thurm habe ihnen des Geſetzes der Gleichheit zu ſpotten geſchienen; und wie im Staate kein König und kein Adel über den Bürger, ſo habe dieſer Thurm nicht über die Häuſer der Stadt ſich kühn und ſtolz erheben ſollen. Welch ein unſeliges Mißverſtändniß, welche armſelige Flachheit des Geiſtes! Was in ſolcher Herrlichkeit ſich erhebt, wie dieſer Münſter, das kann den Menſchen nicht demüthigen und niederdrücken; vielmehr als ein Werk der Geiſtesfreiheit und Seelengröße zieht es Alle, die es mit gleichgeſtimmtem Gemüth betrachten, mit ſich empor, und theilt ihnen ſeine Herrlichkeit mit. Nie habe ich mich größer gefühlt, als indem ich den hohen Gedanken, der dieſes Werk geboren, mitdenken und der Einbildungskraft des Künſtlers nachfliegen konnte. So zieht alle wahre Größe mit ſich empor, anſtatt niederzudrücken. Der Herrſcher, auf die Höhe geſtellt, wohin kein Streit niederen Eigennutzes und engherziger Partheilichkeit dringt, die heilige Ruhe des Rechts und Friedens bewahrend, und mit

klarem Blick das Schickſal von Millionen lenkend — er wirkt nicht wie eine drückende Laſt auf die niedere Menge, ſondern wie ein ruhig leuchtendes Geſtirn, nach dem ſich alle Blicke hinrichten, zu dem ſich alle Gemüther vertrauens= und ehrfurchtsvoll erheben; und in dieſem Gefühl werden ſich Alle ihrer eigenen Erhabenheit bewußt und werden inne, daß ihr Herz für die Ordnung, das Recht, den Frieden, für das Heil des Vaterlandes ſchlägt, wenn es nicht von niedern Leidenſchaften bewegt iſt. Die Großen und Edeln des Volks, in ihrer wahren Größe und ihrem wahren Adel, treten nicht laſtend auf das Volk, das ihnen gehorcht und folgt: ſondern leuchten ihm vor als Vorbilder der Bürgertugend und Vaterlandsliebe, und zeigen an ihrem Beiſpiel, was der Geiſt des Volkes in ſeinen Ausgezeichneten vermag, wie er ſich verklärt und verherrlicht im günſtigen Sonnenſchein der obern Region, wohin ſie geſtellt ſind; ein Jeder, wie tief er auch ſtehe, fühlt ſich in ihnen mit erhoben, denn der gleiche Sinn der Vaterlandsliebe, der Ehre, der Tapferkeit, beſeelt ihn, wie ſie, und nur die Gaben und die Verhältniſſe ſind verſchieden. So hat die höchſte menſchlich=göttliche Herrlichkeit, die im Erlöſer erſchienen iſt, die Menſchheit zu ſich emporgezogen und mit ſich verklärt; alle, die ihm gläubig und vertrauend anhangen, dürfen zu ihm aufſtreben; der erſtgeborne Sohn Gottes will, daß wir Alle Gottes Söhne werden, und wir werden es, wenn wir unſere Herzen zu ſeiner Höhe erheben. Wer nichts Hohes über ſich erkennt, iſt ſelbſt der Niedrigſte; wer ſich aber demüthigt, der wird erhoben.

Es gibt eine falſche Größe und Höhe, in welcher ſich das in ſich Niedrige, die Eigenſucht, die Anmaßung, die Liebloſigkeit verherrlichen will; die darin ihre Erhabenheit ſucht, daß ſie alles Andere um ſich her niederbeugt und zermalmt, und nur ſich ſelbſt erhebt. Was ſich erhebt, erhebe ſich zur Ehre Gottes, aus Liebe des Nächſten. Wozu erhebt ſich dieſer Thurm ſo hoch über alle Gebäude der Stadt, und überragt Alles weit und breit? Nicht um die Größe und Pracht irgend eines Men=

ſchen zu verkünden, und deſſen eigenſüchtigem Stolze zu ſchmeicheln; nicht um irgend einem niedern beſondern Zwecke des menſchlichen Lebens zu dienen, ſondern zur Ehre Gottes und zu ſeinem heiligen Dienſte. Den Dom zierend, in welchem die Lobgeſänge des Allmächtigen ertönen, erhebt er ſich jubelnd als ein beſtändiger Hymnus, als die Flamme des täglichen Rauchopfers, welches die Gemeine Gott darbringt; er trägt die Glocken, welche zum Gottesdienſt rufen, und auf ſeiner höchſten Spitze das zum Sterne verklärte Kreuz des Erlöſers. Die unfromme gemeine Anſicht, welche dieſes heilige Gebäude zum Fußgeſtell eines Telegraphen benutzt hat, iſt doch nicht im Stande geweſen, den Thurm dadurch zu entweihen, und hat ſich mit der Kuppel des Doms begnügen müſſen; der Thurm ſteht hoch oben frei und ſtolz, und ſpottet des niedern menſchlichen Treibens.

Mit Sehnſucht, aber ohne Muth, blicke ich hinauf zum dritten Stockwerk des Thurmes, welches, ſich ſchnell verjüngend, ſtufenähnlich emporſteigt. Die Thüre zur Treppe iſt verſchloſſen, und man darf ſie nur mit Erlaubniß des Maires öffnen; ein bequemer Vorwand für die Zaghaftigkeit. Ich ſteige wieder herunter zur Platteforme, und umgehe die Bruſtwehr mit verdoppeltem Vergnügen; denn die Scheu iſt nun verſchwunden, da ich viel höher geſtanden habe. Ich ſteige endlich herab und umgehe unten das herrliche Gebäude: indem ich bald näher tretend einzelne Theile, wie das mittlere herrliche Portal mit der ſchönen Sonne aus buntgemalten Scheiben, bald wieder zurücktretend das Ganze betrachte. Der Dom verräth in ſeinem Kreuze den Urſprung aus einer ältern Zeit, der Zeit Karls des Großen; die Bauart iſt von der des übrigen Gebäudes und des Thurmes verſchieden, und am Fuße ſind Hallen von jüngerer Bauart angebracht. Das Ganze iſt großartig und prächtig. Auch das Innere iſt des Aeußern würdig; ſtarke Säulen tragen das hohe Gewölbe, und der magiſche Schein der ſchön gemalten Fenſter, beſonders der Sonne über dem Portal, verbreitet eine heilige Dämmerung. Doch ſchien mir der Dom nicht, wie der

Thurm, das Gepräge des Außerordentlichen zu tragen, und kam mir für ſeine Breite zu kurz vor. Der weit ſchmalere, aber verhältnißmäßig längere Dom in Meißen hat auf mich einen mehr harmoniſchen und befriedigenden Eindruck gemacht. Die unterirdiſche Kirche, welche man mir zeigte, konnte meine Aufmerkſamkeit noch weniger auf ſich ziehn, ſo merkwürdig ſie auch an ſich durch ihr Alter ſeyn mag. Ich eilte hinaus, um wieder den Thurm zu ſehen, und ſah ihn und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. Wo ich in einer Straße der Stadt ihn zu Geſicht bekommen konnte, ſtand ich ſtill und ſah ihn an. Wie das Auge des Liebenden den Blick der Geliebten ſucht, ſo ſuchte ich dieſen Gegenſtand meiner höchſten Luſt und Bewunderung. Ich wollte, ich hätte in Straßburg ſonſt nichts gefunden, was mich beſchäftigte und meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, um nur den Thurm zu ſehen. Die nächſte freie Stunde benutzte ich, um ihn zum zweiten Male zu beſteigen. Viel leichter ward es mir jetzt, und ich war oben über den Schnecken, ohne zu wiſſen, wie. Es war, als wenn der kühne Geiſt des Baumeiſters mich beſeelte, und mir Luſt und Kraft zum Steigen einflößte. Ich war ſchon ganz einheimiſch geworden, und alle Zaghaftigkeit ſchien gewichen zu ſeyn. Der Thürmer, der Zutrauen zu mir gefaßt hatte, öffnete mir ohne Erlaubniß die Thüre, welche in die Spitze des Thurms hinaufführt, und ich machte mich ohne meinen Begleiter, der unten blieb, auf den Weg. Ich ſtieg bis zur Hälfte hinauf, da kehrte ich, von der Unbequemlichkeit und Steilheit der engen Treppe abgeſchreckt, zurück. Es that mir leid, als ich herunterkam, und thut mir noch leid. So durchſichtig und luftig die Treppe iſt, ſo hat ſie doch keine Gefahr, und meine Furcht war eitel. Welch ein Entzücken, oben zu ſtehen unter der Krone, wo der Baumeiſter im ſtolzen Gefühl der Vollendung des großen Werks geſtanden hat, und dieſen Triumph im Geiſte mit ihm zu feiern!

Ich ſtehe wieder unten, ſchauend und ſinnend. Was iſts, was ſolche Gewalt auf meinen Geiſt ausübt? Worin liegt der

Zauber, der mich gefangen hält? Ich kenne die meiſten der großen Dichtwerke, in welchen der menſchliche Geiſt ſeine Erhabenheit und Schöpferkraft offenbart hat, und ich glaube ihren Geiſt gefaßt zu haben. Aber keines hat ſo mit Einem Schlage mein Gemüth getroffen, und in ſolcher lichtvollen Beſtimmtheit und mit ſolcher ſiegenden Gewalt ſein Weſen und ſeine Bedeutung kund gethan. Aus dem Geiſt in geiſtiger Geſtalt geboren, ſchwebt und ſchwankt die Dichtung vor der Betrachtung, welche leicht zerſtreut und zerſtört, und ſich an Einzelnes, anſtatt an das Ganze zu halten verſucht wird. Hier iſt der Geiſt mit ſeiner freieſten Kraft und reichſten Fülle in den körperlichen Stoff bildend eingegangen, und hat ſich eine Geſtalt geſchaffen, welche den Sinn des Auges in ſtrenger Begränzung erfüllt, und ſo den Geiſt ſicher ergreift und feſt hält. Ich habe manche Meiſterwerke der Bildnerei und Malerei geſehen, und ihre Schönheit empfunden. Ich habe das Bild Chriſti geſehen, welches die ganze Hoheit und Majeſtät des Gottes mit dem treuen, wahrhaften Leben des Menſchen vereinigt darſtellt; ich habe das Bild der Maria in der ganzen Verklärung der ſchönen Weiblichkeit geſehen; ich habe im Anſchauen dieſer Meiſterſtücke des Pinſels eine Erhebung und Andacht, ein Entzücken über alle Vergleichung empfunden: aber der Eindruck war nicht ſo augenblicklich, nicht ſo entſchieden und unwiderſtehlich; ich mußte ſinnen, betrachten, nachfühlen, nachſchaffen; es war ein geiſtiges Anſchauen, beinahe wie bei einem Gedicht. Herrlichkeiten der Natur ſind vor meinem Blick vorübergegangen, welche in ihrer Art einzig genannt werden. Ich will nicht den Rheinfall, nicht die Gletſcher von Grindelwald anführen, welche groß und herrlich ſind, aber doch nicht den Grad von Erhabenheit erreichen, den ich dem Straßburger Münſter zuſchreibe. Das Größte, was ich in der Natur geſehen, iſt die Ausſicht vom Rigi; und wenn ich dieſen zur Vergleichung ſtelle, ſo hat der Münſter einen ſchweren Wettſtreit. Wie kann ſich das Werk von Menſchenhänden mit dem Wunder der Schöpfung vergleichen? Schon der Rigi allein

in ſeiner lieblichen Größe, mit ſeinen grünen Triften und den anmuthigen Umgebungen von Seen und Städten, würde dem Münſter den Rang ablaufen; zur winzigen Kleinheit aber ſchrumpft dieſer zuſammen vor jener ungeheuren Umthürmung von Schneebergen, welche den Rigi von Nordoſt bis Südweſt umziehen. Größer war unſtreitig das Gefühl, das mich auf dieſem Berge ergriff; es war das Hochgefühl des Gedankens an die Größe des Schöpfers, der Schauer der Ehrfurcht vor dem Allmächtigen. Aber wie immer die Kunſt den Vortheil der beſtimmten Begränzung vor der Natur hat, ſo ſchien mir auch die Größe jenes Naturſchauſpiels zu ungemeſſen und ungeheuer; meine Seele war überfüllt und der empfangene Eindruck unfaßbar. Und noch einen Vorzug theile ich dem Kunſtwerke vor dem Naturſchauſpiele zu: daß es als Menſchenwerk das Gepräge des menſchlichen Geiſtes trägt, des menſchlichen Gedankens und Gefühls Zeichen iſt, und uns deßwegen wärmer und freundlicher berührt. Der Geiſt der Schönheit und des Lebens iſt ein und derſelbe in der Natur und Kunſt, im Menſchen und allen übrigen Geſchöpfen; ſelbſt die großen Maſſen der Gebirge, obſchon von der blinden Kraft der Anziehung zuſammengeballt, ſind Werk und Zeugniß des Geiſtes, der aus uns athmet. Aber wie das menſchliche Antlitz uns befreundeter iſt, und deutlicher zu uns ſpricht, als die ſchöne Blume, die ſchöne Landſchaft: ſo ſteht uns auch das Kunſtwerk näher als die Natur. In ihm fühlen wir dem ſchaffenden Geiſt des Künſtlers nach, er iſt uns Mittler der göttlichen Offenbarung, Deuter der göttlichen Geheimniſſe. Das Kunſtwerk gehört der Geſchichte, der wir unſer geiſtiges Daſeyn verdanken; und ſo gehört der Münſter der Geſchichte der chriſtlichen Kirche und wurzelt auf dem Boden der ſittlichen Freiheit und Erlöſung. Der Erbauer war ein gläubiger Chriſt, und fühlte und lebte, wie alle wahre Chriſten fühlen und leben ſollen; er war unſer Bruder im Geiſt, mit brüderlicher Stimme ſpricht er zu uns und verkündet uns, was der Geiſt ihm eingab, der auch uns beſeelt. Hochgefühl ſchwellt meine Bruſt,

wenn ich dein Werk ſehe, großer Erwin! aber von Liebe entbrennt zugleich mein Herz gegen dich. Ich möchte vor dir niederknieen, aber du ergreifſt freundlich meine Hand, und ich wage es, dich in meine Arme zu ſchließen; denn mir und allen Chriſten zu Liebe haſt du gelebt und gewirkt, und dieſes Wundergebäu aufgerichtet!

Alle Kunſt ſteht im Dienſte des Glaubens und der Frömmigkeit, und nur in ihrer Entartung ſagt ſie ſich davon los. Die heidniſche Kunſt trägt das Gepräge der heidniſchen Religion, die chriſtliche der chriſtlichen. Der Münſter von Straßburg iſt ganz ein Werk des chriſtlichen Geiſtes; und wäre die chriſtliche Kirche untergegangen, alle chriſtliche Geſchichte vergeſſen und die heilige Schrift verloren: dieſes Bauwerk würde als Hieroglyphe dem deutenden Frommen verkünden, was das Chriſtenthum geweſen. Die griechiſche Bauart mit ihren ſchlanken, zierlichen Säulen, ihren klaren, leichten Maaßen, ihren platten Dächern und niedrigen Giebeln, in ihrer ſanften, ruhigen Schönheit, ohne Kühnheit und Größe, in ihrer Mäßigkeit und Einfachheit, ohne Fülle und Mannichfaltigkeit, iſt ein treuer Spiegel jener Religion ohne wahre Andacht, ohne den Glauben an das Unſichtbare, ohne die Liebe des reinen allgemeinen Menſchlichen; die aber, in jugendlicher Kraft und Friſche der Phantaſie und Begeiſterung blühend, von einer bildungsreichen Kunſt und Dichtung unterſtützt, ein heiteres, vom Licht der Schönheit verklärtes Bild des Lebens ſchuf, und überall Ebenmaaß, Anmuth, Wohllaut verbreitete. Das chriſtliche Gemüth bedurfte eines höhern, kühnern Schwunges. Die niedrige Decke des Tempels erhob ſich zu einem kühn verſchlungenen Spitzgewölbe; die ſchlanken Säulen verſtärkten und erhöheten ſich zur Rieſengröße; die geraden, einfachen Linien der Geſimſe und Frieſe bogen ſich zu Dreiecken und Wölbungen um, und füllten ſich mit mannichfaltigen Zierrathen; die Maſſe des Baues ſtieg ins Ungeheure und über dem Tempel ſtrebte noch der Thurm in die Lüfte. In dieſer Kühnheit und Größe ſpricht ſich der zum Himmel

ſtrebende Glaube des Chriſten aus, der, nicht zufrieden mit dem klaren, einfachen Ebenmaaß irdiſcher Verhältniſſe, eine Einheit ſucht, welche Himmel und Erde umſpannt. Die leicht begreif= lichen Maaße des Vierecks und des Zirkels verſchmähte der chriſtliche Baukünſtler; das Dreieck, Symbol des geheimnißvollen Dreiklangs und der göttlichen Dreieinigkeit, die Spitzſäule, Sym= bol der zum Himmel aufſteigenden Flamme, die Ellipſe und Parabel, welche die Bahnen der Himmelskörper bezeichnen, mußten ihm die Beſtandtheile ſeiner Schöpfung liefern, welche ein Bild des Univerſums ſeyn ſollte; und die gerade Linie und das Viereck dienten ihm nur als die irdiſchen Träger, als das Gerüſt, auf welchem ſich das kühne Gebild erhob. Wenn ſich der bildende Verſtand der Griechen in eingeſchränkter Sphäre als ſeines Stoffes vollkommenen Meiſter zeigt, und die Form überall die Maſſe beherrſcht: ſo umfaßt der auf das Unendliche gerichtete Verſtand des chriſtlichen Künſtlers eine überſchwengliche Fülle des Stoffs, welche die Form zu überwältigen droht; aber dieſer Stoff ſelbſt iſt bis in das Kleinſte von der Form durchdrungen; kleinere Säulen ſproſſen aus den größern, die Gewölbe zer= ſplittern ſich in einzelne Reiſe, eine Menge Zierrathen füllen die Flächen, und dieſe Mannichfaltigkeit fügt ſich dann wieder in größere Verhältniſſe: ſo daß zwar der ordnende und verthei= lende Verſtand hindurchblickt, aber nicht kalt und ſtolz ſich über den Stoff erhebt, ſondern ſich wie trunken und begeiſtert in die Fülle verliert. Dieſer Reichthum der Mannichfaltigkeit verkündet den chriſtlichen Geiſt der Liebe und Freiheit. Wie er in der Natur das Kleinſte und das Größte als Geſchöpf Gottes liebe= voll anerkennt, wie er in der ſittlichen Welt die Entwickelung jeder menſchlichen Kraft, die Würde jeder Perſon, die freie Zu= ſammenwirkung aller Einzelnen zum Ganzen, gepflegt und be= fördert wiſſen will: ſo will er auch in der Kunſt die freieſte, reichſte Vereinzelung und Verzweigung unter das freie Maaß des Wohllauts zuſammengefügt ſehen; eine Welt ſoll ſich dem

Blicke enthüllen, und ſich zum Ganzen, zum Bild des Univerſums, frei geſtalten.

Die Baukunſt der Alten verhält ſich zur altdeutſchen, wie ihre Muſik zur unſrigen. In der alten Muſik herrſchte die Melodie vor, und die Harmonie trat zurück; die Form beherrſchte einen leichten beſchränkten Stoff. In der neuern Muſik herrſcht die Harmonie vor, ſie ſchwelgt in der Fülle des Stoffs; die Melodie, die als Form die Harmonie beherrſcht, wird ſelbſt wieder in den Stoff verſchlungen und muß der Harmonie dienen; und aus der Verſchlingung einzelner Melodien in die Harmonie erbaut ſich eine höhere Melodie, welche als Form über dem Ganzen ſchwebt. So vereinigt ein altdeutſches Bauwerk eine Menge einzelner Bauwerke, in denen ſich das Ganze im Kleinen wiederholt, nnd die ſich alle in das Ganze ebenmäßig einfügen; das Geſtaltete wird zum Stoff, aus welchem ſich eine höhere Geſtaltung erbaut; Alles iſt ſelbſtſtändig und um ſein ſelbſt willen da, und ordnet ſich doch wieder dem Ganzen unter. So verbindet ſich Größe mit Reichthum und Fülle, Kühnheit mit Leichtigkeit, Erhabenheit mit Wärme und Anmuth. Kein altdeutſches Bauwerk aber trägt dieſen Charakter in größerer Vollkommenheit, als der Straßburger Münſter, und kein Baumeiſter faßte dieſen Geiſt beſſer, als Erwin von Steinbach. Darum baute er dieſen Thurm ſo leicht und luftig, und goß über ihn in allen Theilen dieſe Fülle der Anmuth aus. In ſeiner großen Seele fand neben dem erhabenen Gefühl der Andacht, neben dem höchſten, kühnſten Gedanken, die freudige, heitere Lebensluſt, Raum; er ſchuf dem Schöpfer nach, der neben der hohen Ceder und der gewaltigen Eiche die liebliche Blume des Graſes erblühen läßt. Er wußte den Scherz mit dem Ernſte zu verbinden, und reihete unter die Bilder der Heiligen und Helden wunderſame, neckende, zierliche Thiergeſtalten. Sich ſelbſt, den Schöpfer ſolches Werks, verſpottete er (wie man, ich weiß nicht, ob richtig, erzählt) mit gutmüthigem Scherz, und ſtellte ſein Bild oben an den Fuß der Thurmſpitze, aufſchauend nach der zweiten,

die er gegenüber aufführen wollte und nicht konnte, während neben ihm der Werkmeiſter ſpöttiſch lächelt über den unausführbaren Gedanken.

Welch eine herrliche Zeit, die einen ſolchen Schöpfergeiſt hervorbrachte. Der Quell der Geiſtesgaben kann nie verſiegen, immer ruft Gott von Zeit zu Zeit Heroen hervor, welche die Hoheit des menſchlichen Geiſtes verkünden. Unſere Zeit darf ſich eines Dichters rühmen, der, wie er auf das Werk Erwins zuerſt wieder die Aufmerkſamkeit lenkte, ſo auch ſeiner Würdiges ſchuf und noch Herrlicheres geſchaffen haben würde, wenn er in einer beſſern Zeit aufgetreten wäre. Es fehlt unſerer Zeit die heilige Begeiſterung, welche die Dichter tragen und heben könnte; in gemeiner, kalter Umgebung ſtehen ſie da, allein auf ihre eigene Kraft zurück gewieſen. Viel weniger aber iſt unſere Zeit im Stande, die Ausführung eines ſolchen Werkes, wie der Straßburger Münſter iſt, wozu gemeinſame Mitwirkung nöthig wird, zu fördern. Laßt ſie uns preiſen, jene Zeit, die den großen Gedanken Erwins zur Ausführung brachte! Wie viele Menſchenhände mußten an dieſem Rieſengebäude arbeiten, wie viel Zeit und Geld mußte daran gewendet werden! Und kein Deſpot hat durch ſeine Treiber die Arbeiter gezwungen, und nicht die dazu verwandten Schätze von ſeinem Volke erpreßt; in einer freien Stadt, unter dem milden Hirtenſtabe des geiſtlichen Regiments, iſt dieſer Bau zu Stande gekommen. Solches wirkte der damals die chriſtliche Welt beſeelende Gemeingeiſt für die Kirche, der fromme Eifer, der glühende Glaube. Damals zerſplitterten ſich die Kräfte und Richtungen nicht ins Mannichfaltige; Alles wurde für Einen großen gemeinſamen Zweck zuſammengehalten, und alle Quellen und Bäche floſſen in Einen großen Strom zuſammen, in welchem ſich Erde und Himmel ſpiegelte.

Seitdem hat ſich das Leben der chriſtlichen Welt viel reicher und mannichfaltiger geſtaltet, der Stamm des Lebens hat eine Menge neuer Zweige getrieben, das Einzelleben hat ſich freier

und eigenthümlicher ausgebildet, Verſtand und Wiſſenſchaft ſind weiter verbreitet und reicher ausgeſtattet; aber damit iſt auch die Eigenſucht, der Eigenſinn, die Genußſucht und Willkühr ins Leben gedrungen, die Richtungen und Beſtrebungen durchkreuzen ſich, Viele ſind wider einander, Wenige vereinigen ſich zu Gemeinſamem; die Kirche hat ihre Herrſchaft über die Gemüther verloren, und der Staat iſt ein großes Haus, in welchem Viele abgeſondert zur Miethe wohnen. Wann werden wir wieder Werke und Thaten gemeinſamer hoher Beſtrebung vollführen? Wann werden wir wieder dem aufgerichteten Panier des heiligen Kreuzes folgen? Wann werden Herzen und Hände ſich vereinigen zu einem großen Werke, das die Ehre Gottes und die Herrlichkeit ſeines Reiches auf Erden verkündet?

Erſt müſſen wir uns wieder zuſammenfügen zu einem lebendigen Tempel des Herrn, zu einem vom Geiſt der Eintracht beſeelten Leibe; ehe wir hoffen können, ſolche Tempel wieder aufzurichten, wie Erwin von Steinbach aufrichtete. Erſt müſſen wir die Heiligthümer, welche uns die Vorzeit hinterlaſſen, und die wir entweihet haben, durch Buße und Andacht wieder einweihen; das Licht des Glaubens muß in ihnen wieder angezündet, das reine Wort des Evangeliums verkündigt und die Feuertaufe des Geiſtes über uns ausgegoſſen werden. Das Chriſtenthum iſt, wie der Geiſt der Freiheit, den es in die Menſchheit eingeführt hat, einer unendlichen Entwicklung fähig; jede Zeit hat ihren eigenen Geiſt und ihre eigene Schöpferkraft: ein neuer Erwin von Steinbach wird in der neuen Zeit zwar in demſelben Geiſte des Glaubens und der Liebe und nach demſelben Urbilde, aber doch Anderes und Eigenthümliches ſchaffen; und die zu ihrer Durchbildung gelangte evangeliſche Kirche wird, wie ſie Gott auf eine freiere und reinere Weiſe dient, ſich auch in Bauwerken auf ihre eigene Weiſe verherrlichen.

G. H. v. Schubert.

I. Die Sonne.

(1826.)

Es erſcheint dem denkenden Geiſte der Fixſternenhimmel gleich einer Inſel, mitten in dem Ozean einer Unendlichkeit, für deren Tiefen und Umfang der Menſch keinen wahrnehmenden Sinn und kein Maas hat. Denn ein erdgebornes Auge wird immer nur das bemerken, was gleich ihm leiblich, und — wäre das auch nur im weiteſten, entfernteſten Sinne, mit der irdiſchen Natur in Beziehung geſtellt iſt. Sey es dann auch — was nicht unwahrſcheinlich iſt — daß jene Millionen der leuchtenden Heere des Himmels unter einander ſelber bei weitem in keinem ſo unermeßlichen Abſtande ſind, als unſre Rechnungsbücher es gewollt; ſey es auch, daß da oben kein einziger Stern iſt, der nicht in tauſendfältig näherer, engerer Wechſelbeziehung mit ſeinem Nachbarſterne ſtehet, als unſre Sonne mit allen Lichtwelten der in hoher Wölbung unſer Planetenſyſtem umringenden Sternenzone; ſey es auch, daß der, von Entdeckung zu Entdeckung immer kühner vorandringende menſchliche Sinn gar bald erkennen ſollte, daß ſelbſt die für unabreichbar fern gehaltnen Nebel und Sternenhaufen großentheils nicht viel ferner von uns abgelegen ſind, als die, dem bloßen Auge noch ſichtbaren Fixſterne, oder als der, vielleicht auch tauſendfältig zu hoch angeſchlagene Umfang unſrer Milchſtraße; ſey es endlich ſogar, daß es dem Menſchen noch möglich würde, mit einer ähnlichen Sicherheit über die

äußerſten Grenzen des ganzen ihm ſichtbaren Himmels zu ſprechen, als er dies ſeit etlichen Menſchenaltern über die Grenzen unſers Planetenſyſtems zu thun vermag; ſo wird hiermit immer nur das Ende einer, ihrer Natur nach endlichen Welt: es wird nur der Lichtſchimmer, welchen ein Saum am Gewande der Ewigkeit in das irdiſche Auge ſtrahlet, bemerkt und überblickt worden ſeyn. In und durch und um, und über dieſer Sichtbarkeit, webet und lebet, meinem Auge unſichtbar, meiner irdiſchen Bruſt, ſo ſehr ſie ſich in dem Staunen der Andacht erweitert, unerfaßbar, meinem Verſtand unermeßbar und unbegreiflich: ſeelig, ewig, gränzenlos und ohne Wandel — die eigentliche Welt des Lebens.

Die Bewegungen, welche das, mit dem leiblichen Gewebe eine Zeit lang ſpielende Leben im thieriſchen Körper wirket, bemerkt mein Auge wohl, und ſiehet den Nerven, deſſen Strahlen eine ſichtbare Abbildung jener Richtungen ſind, welche die Kräfte des Lebens im Leibe gewöhnlich nehmen; die eigentlich belebende Urſache aber, wird von meinen leiblichen Sinnen nicht begriffen.

Gleich einem ſinnenden Manne, der auf ſeiner einſamen, mitten im Ozean gelegenen Inſel, das Vorüberwandeln eines Windes fühlet und bemerket, welcher von den rieſenhohen Gebirgen eines Feſtlandes herkommt, deſſen Ufer ſein Auge, ſo weit es auch hinausſpähet, nirgends gewahr wird, ja an deſſen Daſeyn der ermattende Geiſt zuletzt zweifelt, bemerke ich wohl das Leuchten aller der Millionen Lichtgebilde und Welten, welche zu meinem heimathlichen Schöpfungsgebiet gehören; jene Urſtätte und ewige Veſte des Lebens aber, aus welcher der beſeelende Hauch hervorgehet, der dem zu Sternen geſtalteten Aether das Licht anwehet, und alle ſeine Rieſenwelten beweget, wird ein von Erde gemachtes Auge nicht erkennen. Der aus Kampf und Dunkel zum Leben hindurchgedrungene Geiſt wird jedoch, wenn er die Hand voll Staub, die bis dahin ſein innres Auge gehalten, als befruchtetes Saamenkorn zurückgelaſſen, alsbald ſich von einem Jenſeits umfangen ſehen, auf deſſen wogendem Meere, welches ohne Anfang und Ende, ein zum höheren Chore erwachtes

Selbſtbewußtſeyn immer näher zu jener innerſten Heimath alles Lebens geführt wird, welche, am Quelle des Lichtes ſelber gelegen, eines erborgten Lichtes der Sonne und der Sterne nimmer bedarf.

Ein Bewohner der Erdoberfläche ſiehet in der Sonne den allgemeinſten und faſt einzigen Quell alles Lichtes und aller belebenden Wärme. Denn wenn auch, wie aus einigen Thatſachen hervorzugehen ſcheint, in den Tiefen unſres Planeten eine verborgene Glut ſchlummert, welche furchtbar und gewaltig, da, wohin ſie trifft, ſelbſt das Feſteſte und Stärkſte, das wir im Gebiet der irdiſchen Körperlichkeit kennen, auflöſet und zerſtört; ſo hat dennoch dieſer weit abgeſchiedene, innre Wärmequell der Erde auf ihre Oberfläche faſt eben ſo wenig Einfluß, als die anziehenden Kräfte unſers Planetenſyſtemes auf den weit über daſſelbe erhabenen Fixſternenhimmel. Denn wenn auch zuweilen der innre, glühende Kampf der Elemente nach oben und außen ſichtbar wird, und Typhon und Encelados, des alten Bettes ungeduldig, aus zwanzig neugeöffneten Feuerſchlünden zugleich emporbrüllen, ſo vermögen dennoch dieſe Glutſäulen den nordiſchen Winter von Island und Kamtſchatka nur in einem geringen Umkreiſe, und auch hier nur auf etliche Monate zu verſcheuchen; ihr röthliches Licht beleuchtet nur den Schnee der nächſten Thäler und Bergeshöhen, mit einem, faſt der Tageshelle gleichenden Glanze, und die untere Wärme der finnmarkiſchen Thäler vermag zwar ein dürftiges, in ihnen einheimiſches Gras ſelbſt noch unter dem Schnee weiter emporſchießen zu machen, nicht aber, ſo wie die Sonne, es zu erzeugen, und zum Blühen und Fruchttragen zu bringen.

So vermag auch das Nordlicht, mit ſeinem matten, röthlichen Scheine, von deſſen Einfluß nur der kalte Magnet in zitternde Bewegung geſetzt, nicht aber das der Wärme bedürftige organiſche Leben aus dem langen Winterſchlafe geweckt wird, kaum das Licht der Fixſterne zu überglänzen, und ſein zuckendes Flimmern wird ſchon vom Licht des Vollmondes faſt unſichtbar

gemacht; andre Lichtmeteore aber, von dem fernen Kometen an bis zum Irrlicht und wandelnden Feuer herab, ſind nur, gleich dem phosphoreszirenden Meereswaſſer oder faulenden Holze, einem, im Dunkel der Nacht auch für den ſchwächeſten Lichtfunken empfindlich gewordenen Auge bemerkbar.

Dagegen verſchwinden, noch lange vorher, ehe die Königin des Tages mit dem äußerſten Saume ihrer Scheibe den Horizont berührt, alle Geſtirne der Nacht, und ſelbſt der nachbarliche Mond behält, ihr gegenüber, nur noch den bleichen Schein eines leichten Gewölkes; vor ihrem mächtigen, alltäglichen Aufſteigen zum Mittage gehen aber, nach jenem alten Feſtgeſang der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittages an das königliche Geſtirn begrüßen, und lebensſchwanger ſich mit ihm in die Stille der keimenden Nacht verſenken; — denn allenthalben, wo in ununterbrochener Gewohnheit der tägliche Weg der Sonne hintrifft, da iſt Fülle der Natur, und Leben und Lebensfreude.

Wir kennen in dem ganzen, näheren Bereich unſrer irdiſchen Körperlichkeit keinen andren Vorgang, aus welchem ein nur in etwas ſonnenähnliches Licht und ſonnenähnliche Wärme hervorkämen, als jenen des Entflammens eines brennenden Körpers. Eine in hellen Flammen ſtehende, durch und durch entzündete, brennbare Maſſe, würde ſelbſt mitten in den kalten Stunden unſrer Winternächte, noch auf eine Entfernung hin, welche etliche hundert, oder ſogar tauſend ihrer Durchmeſſer betrüge, ein erhellendes Licht, und wenigſtens im luftdichteren Raume, ſelbſt einige fühlbare Wärme verbreiten. Wiewohl auch dieſes irdiſche Bild die gewaltige Wirkſamkeit der Sonne, deren flammende Oberfläche uns ſo ferne ſtehet, daß ſich ihr ungeheurer Umkreis unſrem Auge in den kleinen, ſcheinbaren Raum eines Quadratfußes zuſammendrängt, noch immer bei weitem nicht zu erklären vermag.

Die Sonne wurde demnach ſchon in älterer Zeit von dem an irdiſchen Vergleich gewöhnten Sinne mit einem, durch und

durch flammenden Feuermeere verglichen, deſſen Glut, ohne ſicht=baren Abgang oder Zugang, auf eine, freilich aus dem irdiſchen Bilde nicht erklärbare Weiſe, ſeit Aeonen an ſich ſelber zehret; gleich als ob da das Verbrannte immer wieder zum Brennenden werden könne.

Zwar hat ſich ſchon von einem, auch der oberflächlichſten Betrachtungsweiſe leicht erreichbaren Standpunkte her, jener Anſicht von der Sonne der Einwurf entgegengeſtellt: daß ein ſolches Feuermeer, deſſen Wärme und Licht, gleich der Glut eines Ofens das Nächſte am ſtärkſten, das Fernere immer ſchwächer ergreifen würde, auch die Spitzen der Alpengebirge, welche ein ewiger, winterlicher Schnee bedeckt, noch ſtärker erwärmen müßte, als das etwas weiter abgelegene Thal; aber es wird — abgeſehen von einer wichtigeren, ſelbſtſtändigeren Mitwirkung unſrer Atmoſphäre, bei der Erzeugung und Fortpflanzung des Lichtes und der Wärme, hierbei ſchon mit einigem Rechte an die Unfähigkeit des nackten Körpers, draußen in der freien Kälte ſelbſt in der Nähe eines wärmenden Ofens auf längere Zeit und auf genügende Weiſe erwärmt zu werden, erinnert, obwohl es in jedem Falle immer auffallen muß, daß kein Licht, auch der hellſten Flamme eines brennenden irdiſchen Körpers, jene Eigenſchaft beſitzt, welche am Lichte der Sonne eine der gemeinſten iſt: im Brennſpiegel ſich von neuem zum erhitzenden Glutpunkt zu verdichten; ſo daß es ſchon hieraus ſcheinet, daß das Licht der irdiſchen Körper erſt aus der Wärme (Electrizität, Magnetismus) hervorgehe, während umgekehrt die Wärme der Sonne, ſammt allen andern ſie begleitenden Naturthätigkeiten, zuerſt und urſprünglich von dem Lichte geweckt werden, und aus ihm hervorgehen.

Der ſeit Erfindung und Verbeſſerung der Teleſcope auch in dieſem Gebiet kühner gewordne Menſchenwitz hat hernach noch einen andern Vergleich des Sonnenlichtes und ſeiner Ent=ſtehungsweiſe, mit etwas Irdiſchem und Planetariſchem verſucht. Die Sonnenflecken, welche zuweilen ſchon dem unbewaffneten Auge ſichtbar werden, erſcheinen, durch Teleſcope betrachtet, beſonders

wenn ſie ſich bei der rotirenden Fortrückung dem Rande der Sonnenſcheibe nähern, offenbar als Vertiefungen, und ihr Zuſammenſtrömen (aus mehreren kleineren in einen großen), ihr oftmaliges blitzſchnelles Hinwegziehen über große Räume der Sonnenoberfläche, erinnern an die Beſchaffenheit und den plötzlichen Wandel unſrer atmoſphäriſchen Meteore, während die hie und da ſich wallförmig aufthürmenden oder in rundliche Maſſen zuſammenballenden Sonnenfackeln zu einem Vergleiche mit den auch ſich auf ähnliche Weiſe aufthürmenden und zuſammenballenden Wolken unſers Luftkreiſes ermuntern. Es iſt deshalb von einigen neueren Aſtronomen jenes feurige Weſen, welches von der Sonne aus auch in unſrer Atmoſphäre Licht und Wärme anzündet, für einen leuchtenden Dunſtkreis gehalten worden, welcher, in einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 deutſchen Meilen, den an ſich dunklen (planetariſch gearteten) Körper der Sonne umziehet. Zwiſchen dieſem letzteren und der oberen, leuchtenden Atmoſphäre, will ein, durch ſtarke Teleſcope blickendes Auge noch eine zweite, der Bildung häufiger, dunkler Umwölkungen ſehr günſtige Atmoſphäre entdeckt haben, welche allerdings dazu dienen könnte, das Hinabdringen der Strahlen der oberen Lichtmaſſe gar ſehr zu mildern und zu verdecken. Auf der eigentlichen Oberfläche des feſten Sonnenkörpers aber glaubten in neuerer Zeit beſonders Schröter und Hahn, und zwar immer gegen eine gewiſſe Stelle in der Nähe des Sonnenäquators hin, ein, allem Anſcheine nach mehrere hundert Meilen hoch über die Fläche herausragendes Gebirge zu entdecken, deſſen hoher, faſt bis an die Region des oberſten Dunſtkreiſes reichender Gipfel, allerdings viel dazu beitragen mag, daß gerade an dieſer Stelle ſich ganz beſonders oft und häufig ein glänzendes Lichtgewölk zu wallartigen Haufen oder rundlichen Maſſen zuſammenzieht, und alsdann, eben deshalb, neben ſich Lücken im Lichtgewölbe, oder Oeffnungen in demſelben entſtehen läßt: die eben erwähnten dunklen Sonnenflecken, durch welche das Auge in die untere,

nicht ſelber leuchtende Region jenes mächtig herrſchenden Weltkörpers hinunterblicket.

Bei dieſem zweiten Vergleiche des Sonnenlichtes mit planetariſchen Erſcheinungen, wird zugleich auch an jenes, aus den oberſten Regionen unſrer Atmoſphäre ausſtrömende Licht erinnert, welches zuweilen, in ganz mondſcheinloſen Nächten, ſeine, dem Mondenſchimmer gleichenden, räthſelhaften Strahlen von oben her auf unſre Wolken fallen läſſet, und dieſe, wie mit dem Glanze eines weit verbreiteten Lichtnebels beleuchtet; ein Vorgang, welcher vielleicht, freilich wohl in einem ungleich höheren Grade und weiterem Umfange, auch auf Venus, und ſelbſt auf dem Monde ſtatt fand, wenn Schröter auf einmal die ganze nächtlich dunkle Scheibenfläche der erſteren in einem unerklärlichen Dämmerungslichte leuchten, und auch auf dem letzteren ganze Strecken von einem über ſie hinwandelnden Lichtſchimmer deutlich erhellt ſahe.

Gewiß iſt es, daß auf unſrer Erde die Körper nur dann erſt in einem ſelbſtſtändigen, wärmeglühenden Lichte aufflammen, wenn ſich in ihnen die ſtarre Körperlichkeit auflöſet, und ſie — wenigſtens auf Momente — aus den Banden der irdiſchen Schwere und des irdiſchen Zuſammenhanges ſelbſtſtändig frei werden. Auch die Sonne wirket, wo ſie mit ihren Strahlen verweilet, Auflöſung und Milderung der irdiſchen Bande der Starrheit, und eben hierdurch die Bildungsfähigkeit der Stoffe.

Es wird auch das organiſche, und namentlich das thieriſche Leben, wo es einen bezwingbaren Stoff in ſeinen Kreis hineinziehet, auflöſend und ſcheinbar zerſtörend auf dieſen wirken, und wir werden in der niederen Region der Stoffe allenthalben nur da, wo dieſe Stoffe einer innren Gährung und Zerſtörung unterliegen, Bildungen und Vorgänge auftreten ſehen, welche denen ähnlich ſind, die zu den gewöhnlichſten Erſcheinungen und innren Begleitern des vollkommeneren organiſchen Lebens gehören.

Wir müſſen in unſrer eignen Atmoſphäre das verbindende Mittelglied anerkennen, welches an ſich ſelber für alle Kräfte

und Bewegungen eines kosmiſchen Lebens zugänglich und empfänglich, und auf der andren Seite mit der gröberen Körperwelt unſers Planeten nahe verwandt, den Bund zwiſchen den beſeelenden Naturkräften und zwiſchen der ſtarren, todten Maſſe, im Einzelnen wie im Ganzen, beſtändig knüpft und erhält. Denn wie das Belebte nur durch ſeine gröber-leiblichen Organe auf eine es umgebende, gröbere Leiblichkeit einzuwirken vermag; ſo vermag auch die belebende Seele nur durch ein feinkörperliches, leicht beſeelbares Etwas, das ihr durch die Atmoſphäre wird, auf die gröber-irdiſchen Elemente ihres Leibes zu wirken, und es erliſcht die Wechſelbeziehung und Wechſelwirkung zwiſchen beiden gar bald, wenn der Seele jene ihre innere, vermittelnde Behauſung, welche noch viel mehr als der gröbere Leib einer beſtändigen Wiedererneuerung aus dem verwandten, allgemeinen Elemente bedarf, entzogen wird.

Wenn wir jedoch auch ſchon in unſrer Atmoſphäre ein Medium anerkennen müſſen, welches allerdings für das Leben ganz zunächſt bewohn- und bewirkbar iſt; ſo erſcheint uns dagegen die Atmoſphäre der Sonne als ſelber lebend und belebend. Wenigſtens kennen wir in der uns näher bekannten Sichtbarkeit kein anderes leibliches Weſen, das ſo nahe mit den für unſer Auge unſichtbaren und feinkörperlichen Agentien verwandt wäre, welche das Spiel (z. B. des vegetativen) Lebens hervorrufen und erhalten, als das Sonnenlicht.

II. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

(1833.)

Es fällt ein Sonnenſtrahl in die dunkle Kammer, und das Auge ſiehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgeſcheucht vom Odem und Fußtritt des Menſchen; Stäublein, welche emporſteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte ſie

ein ſelbſtſtändig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, und der bewegte Wirbel iſt verſchwunden. War es vielleicht nur die hineinſcheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei andrem Staube geruht, und gab nur ſie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin ſchon da und in Bewegung, und der Sonnenſtrahl macht es nur ſichtbar, ſo oft und ſo lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes iſt ganz etwas Andres, Selbſtſtändigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit dieſem iſt etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtſtrahles auf die todte Maſſe. Und dennoch läſſet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenſtäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menſchenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüſte geſtaltet, ſinkt das wundervolle Gebilde zum Boden und bewegt ſich nie mehr; der Wind aber, jetzt die Diſtel, dann den Wipfel der Palme bewegend, ziehet weiter ſeines Weges, über Gebirg und Meer.

Der Menſch, eben noch ſo bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeiſterung; da ergießen ſich einige Tröpflein Blutes ins Gehirn, der Mund verſtummt, die Gedanken weichen wie Spreu vor dem Winde, und das bleiche Angeſicht des Todten ſcheint nur ſagen zu wollen: es iſt aus, Alles aus.

Es trifft die Leber oder die wichtigſten Eingeweide der Verdauung ein langſames Leiden, und ſiehe, derſelbe Menſch, in deſſen Seele der Zorn ein ſelten oder nie hindurchwandelnder Fremdling ſchien; derſelbe Menſch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jetzt von einem am Wege liegenden Stein, oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt: ein fliegendes Gewölk weckt die leiſe ſchlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. „Wir

ſelber dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind ſpielet, welcher kommt, wir wiſſen nicht woher, und gehet, wir wiſſen nicht wohin?"

„Nimmt uns doch ſchon das Alter eine dieſer ſogenannten Kräfte der Seele, eine der mühſam errungenen Erfahrungen und Erkenntniſſe nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greiſen Scheitel die Haare; die, wie es ſchien, auf ewig feſtgeſtellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund ausſprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit dem Augennerven und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und verſiegen die letzten Erinnerungen, auch an die Farben und Geſtalten der Dinge; mit dem Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So ſchwindet Alles, was der Menſch geliebt und gehofft und erkannt; denn es gehörte ſo wenig ihm, als die wandernden Vögel dem Lande, das ſie, ſich aufmachend vom Boden, im Herbſt verlaſſen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zuſammengeſchrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge eben ſo nach der Sonne als nach dem Dunkel hinſtarren macht; das leiſe Athmen, das noch immer an dieſem Gerippe aus- und eingeht, das iſt ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es iſt nur das letzte Verrinnen der leiblichen Lebensſäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menſchen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die erſten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchſtaben, und ſelbſt den eignen Namen vergeſſen. Wie die Gicht, wenn ſie zwiſchen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Anſätze erzeugt, dieſer Hand zugleich alle die erworbenen Künſte und Fertigkeiten der Finger nimmt, ſo entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnſchädels dem

Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geſchienenen Gaben; es kann nun dieſes ſeine Außenwelt eben ſo wenig faſſen und in ſich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnſinnes zerriſſen, oder verſinkt in Blödſinn."

„Wie? ſollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres ſeyn, als ein feiner=materielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit [dem Leib] und durch den Leib entſteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines beſaiteten Inſtruments, welche nur währet und möglich iſt, ſo lange das Inſtrument vorhanden iſt, an welchem ſie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden ſind dann etwa auch nur ein ſolches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüſſigkeiten des Gehirns, als das Geſchäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speiſe und der Speiſeſäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speiſe und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das iſt nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Luſt ſind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht ſelber, dieſer Todte, welcher ſtarr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernſter Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab ſenkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verweſ't? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch geſpielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt iſt in das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, ſo wenig weiß, von den geäußerten Kräften ſo wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, ſobald er die Flöte verlaſſen?" — —

So ſprachen und ſtritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuverſicht geſchienen, denen noch kein Morgenlicht des Geiſtes getagt, Fleiſch und Blut.

„Blume des Feldes, ſchöner bekleidet als Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit es geweſen, heute ſaugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entſtanden und vergangen, noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närriſche, denkende Staub in mir, der zum Lachen ſagt: du biſt toll, und zur Freude: ich bin deiner ſatt? — Närriſcher Staub, willſt du lieber den Schmerz, warum drängſt du dich denn ſo unerſättlich zur Luſt, die deiner nicht begehrt? Eilſt du ſo wie der herabfallende Stein zu ſeinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was ſträubſt du dich denn und ſchauderſt, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder ſeyeſt, was er iſt und was du warſt? Ich ſahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Luſt um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Luſt erjauchzete laut; der Schlafende aber ſchwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Luſt zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber ſchwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angeſicht für den denkenden Staub nur nicht dieſen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir ſeyn, da kein Leid noch Geſchrei iſt, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.“

„Dränger, warum ſtirbſt du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willſt du hier bei der armen, bunten Waſſerblaſe, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entſchlafen, da weckte mich deine Stimme: — ſchaue hinaus zur Sonne, die Sonne iſt höher und unvergänglicher, als das Feuer des Herdes, und du ſollſt hinaus zur Sonne, ſelber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit

beiden Armen die lang geſuchte, die erſehnte Luſt des Lebens und wollte an ihr ruhen, da ſchreckte mich dein Ruf: — ſiehe, das iſt nicht das, was du willſt, was dein Sehnen ſuchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Luſt des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in dieſem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergeſſe alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum ſäumeſt und quäleſt du, alter Dränger, die Seele auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das ſtarre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigſt du mich?"

Die Seele, ſo nackt, ſo unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des innren Rufers hingegeben, ſaß am Morgen: ſie ſaß und ſpann ſich ein Kleid, das die Kälte von außen — ſie ſchmiedete ſich Waffen, welche den Ungeſtüm des alten Drängers abwehren ſollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der ſich in ſeinem kräftigſten, innerſten Bewegen Selbſtbewußtſeyn nennet, ſagt und weiß es gewiß: ich bin Derſelbe, den die Mutter geboren, Derſelbe, der als Kind geſpielt, als Jüngling geſtrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen ſeinen Elementen und Säften und Faſern, ſtarb in jedem Augenblick und erzeugte ſich wieder; er iſt, ſeitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verſtümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und faſt keines mehr gelaſſen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Bruſt, ſagt: dieſe Glieder waren mein und ſind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne ſie noch, der ich war. Ja

denn was ſind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es ſagt die Beobachtung der glaubwürdigſten Forſcher, daß zuweilen noch eine ſelbſtbewußte Seele im Menſchen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache ſich äußerte, wenn dieſer oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und ſelbſt wenn faſt das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerſtört war. Aeußerte ſich doch ſogar noch am unvernünftigen Vieh die thieriſche Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn ſtatt des Gehirns, wie ſich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Maſſe von der Schädelhöhle Beſitz genommen.“

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnſinnes, ja was hat ihr ſelber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geiſtes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel ſteht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieſelbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; ſo wird dieſes wache Leben des Geiſtes, auch wenn es nicht mehr ſcheinet, dennoch daſſelbe ſeyn, was es war und was es ewig iſt.“

„Wenn aber denn eine Seele iſt, ſelbſtſtändig und geſondert vom Leibe, mit welchem Weſen aus dem Kreiſe meines Erkennens darf ich ſie vergleichen? Wer iſt ſie und woher des Landes? Iſt ſie ein Feuer, wie Einige geſagt, warum verliſcht ſie ſo lange nicht; iſt ſie ein Waſſer, warum verrinnt ſie nicht? iſt ſie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künſtlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum iſt jene, auch wenn der Leib derſelbe blieb, heute wie geſtern ſo wandelbar?“

„Wäre ſie ein Feuer, das würde unaufhaltſam brennen, nach inwohnendem Geſetz, ſtärker, wenn die Nahrung in Fülle da

wäre und der Luftzug die Flamme triebe, ſchwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das iſt ein Ding, welches durch Kraft ſeines Willens die Flamme der Leidenſchaft beſprechen und ſtillen, oder durch innre Kraft auch in dem ſterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

„Wäre ſie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein ſtärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre ſie ihrem Weſen nach nur eine Stimmung dieſer Lyra, wie käme es dann, daß ſie ſelber, die Meiſterin, durch eigne Kraft dem Ton jetzt ſeine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte ſich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißſtimmung und ſchwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre, als der Schatten an den rollenden Stein, ſtatt ſelber mit dem rollenden bewegt zu werden, dieſen vielmehr, dem Lauf ſeiner Natur entgegen, mit ſich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengeſetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra ſich ſelber zu verderben und an dem Körper, zu welchem ſie nur gehört wie der Glanz zum geſchliffenen Metall, zum freſſenden und zerſtörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laſter durch eigne Schuld der Seele das ſchöne Gebäu des Menſchenkörpers zerſtört und wilde Leidenſchaft, gleich einem unbeſonnenen Reiter, das edle Roß zu Tode jagt.

Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Miſchung und Bewegung ſeiner Elemente erzeugt, ſondern als Etwas, das vor und über dem Körper iſt, erſcheint uns die Seele; denn wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, ſo wäre auch kein Anfang des Lebens ohne ſie. Zeigt uns ja ſchon die alltägliche Erſcheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied,

ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemiſch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anſtoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an ſich Todte, wird ſeiner Natur nach des Todes ſterben, die Seele, deren Natur das Leben iſt, kann eben ſo wenig ſterben, als das Licht als ſolches finſter, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß ſeyn.“

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe ſich ſcheidet, wird uns dieſer ſich zeigen als das was er iſt: ein an ſich Lebloſes und Todtes; die Seele aber bleibt was ſie immer war: ein ſich ſelber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Urſprung, aus welchem ſie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menſchengeſtalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geiſtiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unſren Verirrungen und Befleckungen in ſich hinein? Das ſcheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbeſt, wenn die Flamme ihn läutert; da iſt ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut iſt und bleibt, und an ein Böſes, war ein Wahn des ſtaubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was ſie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm [Gott] gegenüber, iſt auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derſelbe nicht wieder.“ —

„Krümmt ſich doch der elende Wurm, wenn der vollkommnere, geſangreiche Vogel ihn angreift; ſchmerzvoll zappelt das Fiſchlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fiſchfleiſch in

ſein eignes, edleres Fleiſch verwandle, und ich ſollte nicht beben vor dem Gedanken an einen ſolches Alles verzehrenden Gott?“

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe ſie ihn und ſich ſelber erkannt, ehe ſie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß ſey; ein ſolcher zuletzt Alles verſchlingender Gott ſchlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn ſchon bei dem ſüßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die ſich liebend an ſein Herz gelegt.“

„Der Menſch, getrieben von mannichfacher Noth, der Menſch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in ſeinem Hauſe groß gezogne Lamm ſchlachten ſoll, das ihn ſo oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend ſich zu ſeinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieſes Lamm nichts vom Tod, es verſtehet nichts von des Menſchen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt ſich willig ergreifen wie ſonſt — ein einziger Stich des Meſſers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb geſättigte Bettler entzieht ſich ſelber den Biſſen, um den treuen Gefährten, ſeinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in ſeinem Mangel, den Gedanken ertragen, ſich mit dem Fleiſche des liebenden Thieres zu ſättigen! — Jener aber, der Pantheiſten Gott, kennet dieſes Erbarmen nicht. Den Menſchen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verſchlingt dieſer große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu ſolcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menſchen nichts weiß. Und nicht ſchnell tödtet der Pan ſeine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, ſondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

Doch dieſes Nachtgeſpenſt eines allverſchlingenden Gottes ängſtet die weiter ſinnende Seele nicht lange. Es verſchwindet,

ſobald die Seele es näher und ſchärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unſtatthafter und lächerlicher zuſammengedichtet, als jene phantaſtiſchen Geſtalten, welche zum Theil Fiſch und Froſch, zum Theil Vogel ſind und Jungfrau.

„Wie? — ſollten jener oberen, unſichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigſtens dieſelben Rechte, derſelbe feſte Beſtand zukommen, wie die ſind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der ſichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrſchen? Bei dieſer niedrern Region, welche doch die Menſchenſprache die vergängliche, die wandelbare nennt, iſt es anerkannt, daß in und aus ihr ſich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Waſſer, wenn es auch als Dampf in die Luft ſich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Feſtwerden des Steines als Beſtandtheil in das Gefüge des Kryſtalls ſich gewebt, bleibt noch immer daſſelbe Waſſer: eben ſo viel und ſo wenig in der einen als in der andren Geſtalt. Das Eiſen, wenn es jetzt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint den Rotheiſenſtein gebildet: bleibt immer ſo viel und daſſelbe Eiſen, das es geweſen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Waſſer Kieſelerde, aus Queckſilber oder Spiesglanz Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunſt ſich in Gold verwandlen laſſe. Und dennoch kennet unſre Chemie bei weitem nicht alle die verſchiednen Erſcheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derſelbe Grundſtoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieſer Beziehung ein ſpäteres wiſſenſchaftliches Forſchen noch zwiſchen verſchiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen ähnlichen Zuſammenhang entdecken ſollte, als der zwiſchen der Larve und dem Flügelthier einer und derſelben Inſectenart es iſt; ſo bleibt doch ſchon auf dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichſam Unſterblichkeit des wägbaren Stoffes jene all=

bekannte Erfahrung: daß die Elemente in allen ihren verſchiedenen Verbindungen und Verwandlungen immer dieſelbe Beziehung zu ihrem planetariſchen Ganzen: daſſelbe Gewicht behalten. Denn wenn jetzt die metalliſche Grundlage des Kalkes und Sauerſtoffgas, ſammt Kohlenſäure und Waſſer, oder wenn Sauerſtoffgas und Kupfer und Kohlenſäure in der chemiſchen Werkſtätte zuſammengeführt und vereint werden; ſo erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der ſäurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlenſäure; aber auch in dieſer neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren: ſie wiegen vereint noch eben ſo viel, als vorhin das Geſammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unſre Kunſt die Stoffe alle wieder geſondert darſtellen, noch ganz in demſelben Maß und Gewicht, das ſie vorher gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, ſpottet des Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundſtoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich anderen verwandelt werden könnte; und eine ſogenannte Philoſophie wollte in der Geſchichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern, und hier eine Auflöſung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" All oder Nichts!"

„Zeigt ſich doch ſelbſt da, wo ſich in anfänglicher, unverſtellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Principien mit bewegender und geſtaltender Kraft zu den wägbaren Elementen geſellt, eine Unſterblichkeit jener Principien, welche noch ungleich geiſtigerer, wundervollerer Art iſt, als die eben erwähnte Unzerſtörbarkeit der gröber leiblichen Stoffe. Jener bekannte Verſuch von Davy an der Voltaiſchen Säule gemacht, iſt in dieſer Beziehung ein ſinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der ſichtbaren Region der Elemente in die unſichtbare der Geiſterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch

den Scheintod der Puppe zum Schmetterling. Denn bei dieſer Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor ſeinen Augen zu behalten nnd den ganzen Verlauf ſichtlich und handgreiflich ſich darzuſtellen; wenn aber in Davy's Verſuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaiſchen Säule in einem Becher mit ſalziger Auflöſung gebildet war, dadurch zerſtört und gleichſam getödtet wird, daß man jetzt den alkaliſirenden Pol in ſie eintaucht, und umgekehrt die alkaliſche Natur der Flüſſigkeit in dem Becher der entgegengeſetzten Seite durch den in ſie gebrachten oxydirenden Pol erſtirbt, da zeigt ſich ein Hinübergehen, eine Verſetzung jener beiden Geſtorbenen, in eine andre Region; vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geſchieht. Die Säure verſchwindet von ihrer bisherigen Stätte, und eben ſo verſchwindet das alkaliſch Flüſſige von der ſeinen. Aber der dießſeitig verſtorbene Stoff lebt dagegen alsbald, vollkommen als derſelbe und in der ganzen Eigenthümllchkeit ſeiner Stärke und Beſchaffenheit, in welcher er dießſeits beſtanden, an der jenſeitigen Stätte auf: es bildet ſich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieſes aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. Oefters ſchien, wenn der Verſuch auf andere Weiſe, in Glasröhren angeſtellt ward, in denen die Flüſſigkeit, darin der eine Pol verſenkt war, von jener des andern durch feſte Zwiſchengränze geſchieden war, eine Wanderung von leiblicher Art eben ſo wenig gedenkbar, als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetiſch verſchloſſenen Gefäß oder Sarge."

„Iſt denn ſchon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundſtoffen eine ſolche Unzerſtörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie ſollte nicht die Seele, welche „urſprünglicher und ſelbſtſtändiger, einfacher und unveränderlicher" iſt, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflöſung trotzen? Iſt ſchon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine ſolche Verſetzung von der einen, ganz abgeſchiednen Stätte an

die andre, oder wenigſtens ein ſolches Unmerkbarwerden (Verſchwinden), für die zwiſchen liegenden Medien möglich, daß wenn hier der ſäurende, dort der alkaliſirende Pol einer Voltaiſchen Säule in die Miſchung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Miſchung fehlte, und ohne für die dazwiſchen geſtellte Lakmus-Auflöſung gleichſam ſichtbar zu werden, ſich die eine hier, das andre dort zuſammengehäuft finden; iſt hierauf, bei der obenerwähnten Umtauſchung der Pole ein ſolches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der geſammten Säure, wie des geſammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie ſollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn ſie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da ſeyn und wirkſam werden könne?"

„Oder iſt denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich ſelber und kein Andrer bin, etwas weniger Feſtſtehendes und Unveränderliches, als die Beſchaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche beſtehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn ſie das Auge hier vergehen ſah?"

„Ein weiter forſchender Sinn findet in ſeiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugniſſe für die jenſeitige Fortdauer der Seele. Wie ſich in der Zwiebel oder im Samenkorn ſchon das künftige Gewächs mit ſeinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, ſo zeigt ſich ſchon in der Larve und Puppe des Inſects die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froſchartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche ſpäterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle dieſe Keime, im jetzigen Zuſtand ſo nutzlos, ſo müßig daſtehend, werden ſich in einem künftigen, vollkommneren Zuſtand ſo gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgne Innre wird dann öfters zum ſichtbaren Aeußren. So erſcheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und

Anlagen, deren das Thier auf ſeiner jetzigen Stufe des Daſeyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angränzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Beſtimmung und Wechſelbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in der Natur aufſtrebenden Anlage eben ſo gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandne Luft oder Speiſe entſpricht; ſelbſt die ſpät blühende Herbſtzeitloſe (Colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, ſcheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgnen bereitete Stängel aus ſeinem Grabe hervorgeht und ſeine Früchte trägt. Und der Menſch, das Mittelweſen zwiſchen zwei Welten: halb ſchon hinüberragend in ein Reich des Geiſtes, halb noch dem Staube gehörig, ſollte all dieſes hinieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all dieſe tauſendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umſonſt in ſich tragen? Allenthalben bliebe ſonſt die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende Natur ihren Verſprechungen ſo treu, und hier, wo ſie endlich den höchſten Gipfel ihrer ſichtbaren Schöpfungen erſtiegen, ſollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?“

„Die Seele weiß es, ſie weiß es ſchon aus den Werken: daß ein Gott ſey, voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlaſſenen und Verſtoßenen,“ der aller ſeiner Creaturen gedenkt. Ein Gott, der alle Dinge abwäget in ſeiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn dieſer gerechte Gott iſt, ſo wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben ſeyn, da ſich das hienieden zu Boden getretne Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böſe aber verſinken wird: ein Gott, ein Vergelter!“

Dieß und noch vieles Andre ſpann und webte die ſinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das ſie doch ſpann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Er-

kennens, welche, wie dieß ſchon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geſchlecht iſt; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller ſcheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub ſich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geiſt zu ſeinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demſelben erfahren, hat es auch der wache Geiſt in und an ſich ſelber erfahren: daß in ihm ein Leben ſey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es iſt ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es iſt. Es iſt hier ein Stillſtehen auf dem felſenfeſten Lande der Heimath, ein Erfaſſen deſſelben mit den eignen Händen, ein Beſchauen deſſelben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läſſet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, iſt gefunden: unſichres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

III. Die Grabeskirche und die heiligen Stätten in Jeruſalem.

(1837.)

Vielleicht hat es Jeder von uns, der Leſer wie der Schreiber, einmal in ſeinem Leben erfahren, daß es Freuden wie Schmerzen im Leben giebt, die, wenn ſie da ſind, unſre ganze Seele erfaſſen, und ſo tief in dieſelbe hineinreden, daß alle Kräfte des innren Menſchen zu einem Aufmerken und Verſtehen der Rede geworden ſcheinen, und daß dennoch, wenn die Augenblicke des Zwiegeſpräches vorüber ſind, und die Seele gefragt wird: was haſt du

vernommen? ſie antworten muß: ich weiß es nicht. Bei Einigen, denen dieß begegnet, wie vielleicht bei dem Pilgrim, der dieſes ſchreibt, mag der Grund des Gebundenſeyns der Sprache, über das was die Seele erfuhr, in der großen Verſchiedenheit des alltäglichen, kalten, todten Weſens von jenen Augenblicken liegen, da auch die ärmſte Seele beſucht wird von dem Aufgang aus der Höhe; bei Andren verbergen ſich ſolche Begegniſſe aus der oberen, ſeligen Welt, tief ins Innre, damit der Roſt und die Würmer des täglichen Treibens der Welt ſie nicht verderben, und ſie behalten bleiben mögen in ihrer ganzen Kraft für die ſelige Erinnerung der Ewigkeit. Ihr Augenblicke, da ich zum erſten Male knieete und anbetete an der Stätte, da der Leib Deſſen, welcher aller Verleiblichung Anfang iſt, auf kurze Stunden ruhete: dann da, wo auf Golgathas Felſen das große Werk der Errettung vollbracht ward, wie wenig würde von Dem, was ich in euch empfand, für das Seyn das jenſeits iſt, zurückbleiben, wenn es hier nur die eigne Kraft, die eigne, lautere, unverfälſchte Stimmung gälte. Und dennoch, der Fels, auf dem das Kreuz ſtund, ſo wie Jener in welchem Er, welcher Macht hatte Sein Leben zu laſſen und daſſelbe wieder zu nehmen, erwachte, iſt feſter und ſichrer als die Welle des Blutes, die im unſteten Herzen ſich bewegt; ich lege die Hand jetzt auf dieſen Felſen und dann aufs Herz. Hätte ich den Felſen der Ueberzeugung nicht, daß das, was das Evangelium ſagt, ein wahrhaft Geſchehenes iſt, was ſollte der arme Schlag des ſehnenden Herzens mit ſeinen Odemzügen?

Indem wir da, tief ausruhend im Geiſte, weilen, beginnen die Geſänge des täglichen Umganges der Minoriten, durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes; auch wir ſchließen uns den Pilgrimen aus der Heimath des Abendlandes an und treten hinein in die Kapelle der Lateiner, in und bei welcher der Zug ſich verſammlet. Das Lied der anbetenden Dankbarkeit und Beugung hebt bei der Säule an, die einſt in Pilatus Hauſe ſtehend, von der Andacht vieler Jahrhunderte als dieſelbe be-

trachtet wird, an welcher Chriſtus, den Händen der Heiden übergeben, gegeißelt ward:

Erwache Menſch und nimm es dir zu Herzen,
Du darfſt jetzt mit Ihm gehn den Weg der Schmerzen;
Mit Ihm, der deiner Seele Schuld getragen,
Als hier der Heiden Hände Ihn geſchlagen. —

Von der Stätte der Geißelung gehet der Zug der ſingenden Prieſter und Pilgrime weiter, zuerſt durch einen langen, am Umfang des eigentlichen Kirchengebäudes gelegnen Gang zu der Stätte, welche ſeit anderthalb Jahrtauſenden von der Andacht der Chriſten als jene verehrt wird, an der Chriſtus der Herr gebunden ſtand, während die Heiden, in deren Hände er übergeben worden, die Vorbereitung zu ſeiner Kreuzigung trafen. Dann, mit Geſängen, in denen Töne der innigſten Klagen mit jenen des Triumphes des Chriſtenglaubens ſich vereinen, wird jene zerbrochne Säule begrüßt, die vormals im Richthauſe ſtund und bei der man den Herrn mit Dornen krönte; hierauf die Stätte, an welcher die Kriegsknechte ſeine Kleider theilten und über ſein Gewand das Loos warfen. „Ja,“ (ſo ſingt das Lied) „Der, welcher die Sterne des Himmels, mit ſeinem Gewande, welches Licht iſt, bekleidet: Er, der das Geflügel unter dem Himmel wie die Blumen des Feldes mit dem Kleide des bunten Gefieders und der Farben zieret, läßt ſich hier von Menſchenhänden des von ihnen geliehenen Gewandes berauben, damit Er den Menſchen das Kleid eines ewigen Seyns verleihen könne.“ Von hier begiebt ſich die Schaar der Anbetenden hinab in die Tiefe der Felſen zur Kapelle der Kreuzesfindung; es legte wenigſtens der Geiſt der Andacht von funfzehn vorübergegangenen Jahrhunderten in dieſe Stätte ein Andenken an jenen Stamm, der, aus tiefen Wurzeln der Liebe entſprungen, hinanragt mit ſeinem Gipfel zu den Höhen des Aufganges eines ewigen Erbarmens. Das herrliche alte Lied: vexilla regis prodeunt, mit welchem die Wonne des Glaubens unter dem Panier ihres Königes hinanſteiget auf Golgathas Felſen, ſo wie

das pange lingua, mit welchem ſie das Hinausführen des Kampfes der Zeitlichkeit zum Siege der Ewigkeit, beim Hinabſteigen zu der Steinplatte, auf der man den Leib des Herrn, des Königes der Höhen wie der Tiefen, ſalbete, beſingt, ſprachen noch niemals mit ſolch rührender Gewalt zur Seele; noch nie ertönten die Geſänge des Auferſtehungsmorgens ſo erhebend als dort, am Felſen des Grabes und an der Stätte, da der Auferſtandene der Maria Magdalena erſchien. Bei dem Singen der Litanei antwortet ein Chor wohllautender, tiefer Männerſtimmen, zugleich mit den Tönen der Orgel, dem Chor der Sänger und Pilgrime, welche in der Capelle, an der Stätte verſammlet ſtehen, die der Glaube als jene verehrt, an welcher Chriſtus der unter den Weibern Erkorenen, ſeiner Mutter, als Sieger aus des Grabes Nacht ſich zeigte. Wie ein Frühlingsregen, der das dürſtende Land netzt und im Wald wie Feld Tauſende der verſchloſſenen Knospen wie der ſchweigenden Stimmen wecket, ergoß ſich die Fülle dieſer Töne über Geiſt und Herz, und weckte hier Gedanken und Empfindungen, in denen ein Saame des Werdens und Bleibens ſeyn möge.

Wir kommen in dieſer Reiſebeſchreibung noch einmal zu der Betrachtung der heiligen Grabeskirche und ihren mitten unter dem Geräuſch des menſchlich Gebrechlichen, „herrlichen Gottesdienſten“ zurück; heute fand uns der Abend wieder im Hauſe der Pilger. Wir ſaßen da ſchweigend, und Einige von uns im Stillen über die Erfahrung verwundert, daß das Herz, wie ein armer, lahmer Fußgänger, den ein reicher Reiſender ein Stück Weges mit auf ſeinen Wagen nahm und ihn ſchnell über die Auen dahinführte, dann aber wieder ausſteigen ließ, ſo bald wieder, ſtatt im Fluge zu eilen, an ſeinen alten Krücken dahin ſchlich. Führe Du Reicheſter nnter den Reichen den Lahmen nicht nur auf ein Stück Weges über Deine Auen, ſondern gieb ihm, Du, Israëls Arzt, die Kraft des Laufens, wenn Du ihn zieheſt!

Der dreißigſte März, es war ein Donnerſtag, ſollte uns, in unmittelbarem Geleite des an Erkenntniß, wie an Liebe reich

begabten Padre Secretario mit den andren heiligen Stätten bekannt machen, welche in und um die Stadt, ſeit anderthalb Jahrtauſenden Denkſteine und Gefäße waren, auf die der kindliche Glaube der Chriſten ſeine magiſchen Kräfte übertrug. — Es liegt eine ganz eigene, geiſtig erweckende Kraft in der Reihenfolge der einzelnen chriſtlichen Feſte des Kirchenjahrs; der Palmſonntag läſſet in der Seele das Hoſianna des Einzuges in Jeruſalem erwachen; der grüne Donnerſtag führt ſie zur ſtillen, hochgeſegneten Einkehr beim Tiſche des Herrn; der Charfreitag wie der Charſamſtag ziehen den Blick des Geiſtes jetzt hinan zum Kreuze und ſenken ihn dann hinab zur Stille des geheiligten Grabes, bis das innre Ohr am Oſterabend und Morgen den Poſaunenton des Triumphgeſanges der Auferſtehung vernimmt. Es begleitet hierauf die feiernde Betrachtung Maria, die Magdalenerin, zu den Entzückungen des erſten Anblickes des Erſtandenen und freuet ſich am Abend des Oſtertages, ſo wie acht Tage hernach und am See von Tiberias wie auf dem Berge in Galiläa der Freude des Wiederſehens, mit den verwaiſten Jüngern. Sie folget am Himmelfahrtstage dem Herrn auf den Gipfel des Oelberges und ſiehet Ihm freudig nach auf der Heimkehr zur Herrlichkeit des Vaters, aus welcher Er gekommen; vernimmt die Verheißung der Engel, daß Er, welcher thronet zur Rechten Gottes, ſo, wie wir Ihn ſahen auffahren, einſt wiederkehren werde; empfängt am heiligen Pfingſtfeſte mit den Apoſteln zugleich einen Vorſchmack jener Seligkeiten, da nicht mehr der Geiſt des Menſchen, ſondern ein neuer Geiſt aus Gott den Tempel der Seele wie des Leibes erfüllet mit ſeinen Himmelskräften. Oder auch zu andren Zeiten führet die Erinnerung, welche die einzelnen Feſttage mit ſich bringen, das theilnehmende Herz mit ſich hinaus vor die Thore Jeruſalems, zu der Stätte, da der erſte der Blutzeugen des neuen Bundes, Stephanus geſteinigt ward, und betend für ſeine Feinde entſchlief; zu der Quelle Siloahs, da der Blinde mit dem leiblichen Licht zugleich Ihn, des Lichtes geiſtigen Quell, erkennen lernte; nach Betha-

nien, zu dem Hauſe da Maria wohnte und Martha, zu dem Grabe da Lazarus ſchlief. Wieder an andern Gedenktagen des Jahres nahet ſich die Betrachtung der großen Geſchichten, die in Jeruſalem geſchahen, jener Stätte, da Jacobus enthauptet ward; dem Kerker aus welchem die Hand des Engels Petrum hinausführte, oder dem Hauſe, in welchem Maria Magdalena die Füße des Herrn mit ihren Thränen benetzte. Aber alle dieſe hehren Stimmen der Erinnerungen, mit denen die einzelnen chriſtlichen Jahresfeſte zum Herzen ſprechen, ſind in und nahe bei Jeruſalem zu einem Geſammtchore vereint, das wie ein voller kräftiger Strom die Seele bewegt. Wenn das innre Auge das große Farbenbild der ſonſt zerſtreuten, hier wie zu der Fenſterroſe eines Tempelthores vereinten Strahlen, in ganzer Stärke zu erfaſſen vermöchte, dann könnte ihm der Eindruck, den Jeruſalem macht, der Vorſchmack eines Momentes der Ewigkeit ſeyn, deſſen Weſen von keinem Wechſel der Jahre und der Tage berührt wird, weil in ihm die eine, ungetheilte Kraft jenes Sieges ſich kund giebt, welcher in vielfachen Thaten und Kämpfen der Zeit errungen ward.

Viertes Buch.

Von Solger bis auf unſere Tage.

Aus den Schriftſtellern:

Karl Wilhelm Ferdinand Solger, geb. d. 28. Nov. 1780 zu Schwedt in der Uckermark; Sohn eines Kammerdirektors, erhält ſeine Jugendbildung auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und dem Grauen Kloſter in Berlin; ſtud. zu Halle die Rechte, und treibt dabei ſprachliche und äſthetiſche Studien 1799; bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angeſtellt 1803–1806; geht nach Schwedt zurück 1806 und überſetzt den Sophokles 1808; D. und außerord. Prof. der Philoſ. zu Frankfurt a. d. O. 1809; zu Berlin 1811; ſchreibt den „Erwin, oder über das Schöne und die Kunſt“ 1815; „philoſ. Geſpräche“ 1817; geſt. den 20. Oktober 1819; ſeinen Nachlaß und Briefwechſel haben Tieck und Raumer 1826, ſeine äſthet. Vorleſungen K. L. W. Heyſe 1829 herausgegeben. Tiefſinniger Aeſthetiker aus der naturphiloſ. Schule.

Joſeph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg, geb. d. 20. Jan. 1781 zu Innſpruck, ſtudirt daſ.; ſchreibt, noch Knabe, die „Stammgeſchichte der Herzöge von Meran“ 1795; dient bei der Tyroler Landwehr 1799 f.; bei der Staatskanzlei in Wien angeſtellt 1801; ſchreibt über die Geſchichte Tyrols 1805, 1806; leitet den Tyroler Aufſtand 1809; wird K. K. Hofrath und in der Folge Reichshiſtoriograph zu Wien 1810 ff.; giebt den „Oeſterreich. Plutarch“ heraus 1807—1820; das „Archiv für Süddeutſchland“ 1807; das „Taſchenbuch der vaterl. Geſch.“ 1811 ff., „Geſch. der neueſten Zeit“ 1817 ff., „Wiens Geſchichte“ 1823 ff., „Archiv für Geſch. Lit. u. Kunſt“ 1820; „Sämmtl. Werke“ 1820 ff.; tritt in K. Bayer. Dienſte 1828; Mitglied der Akademien zu München, Göttingen, Berlin und Prag und vieler gelehrten Geſellſchaften; wirkl. Geheimerrath u. Geſandter an mehrern Höfen, dermalen bei den freien Städten

accreditirt; lebt in Bremen. Gründlicher Geſchichtsforſcher voll lebendigen Sinnes für Volksleben und Volksſage.

Ludwig Achim von Arnim, geb. d. 26. Jan. 1781 zu Berlin, ſtammt aus der Uckermark; ſtudirt zu Göttingen, macht naturwiſſenſchaftliche Studien und ſchreibt eine „Theorie der elektr. Erſcheinungen“; geht auf Reiſen und tritt in den erſten Reihen der Romantiker im Roman auf 1804 ff.; lebt mit Brentano in Heidelberg und ſammelt mit ihm „des Knaben Wunderhorn“ 1806 ff.; die „Kinderlieder“ 1808; giebt die Novellenſammlung oder „Wintergarten“ und die „Einſiedler Zeitung“ („Tröſt Einſamkeit“) heraus 1809; ſchreibt „die Gräfin Dolores“ 1810, die von Jean Paul laut begrüßt wird; „Halle und Jeruſalem“ 1811; die „Schaubühne“ 1813, die unvollendeten „Kronenwächter“ 1817, viele Novellen und das Schauſpiel „die Gleichen“; lebt abwechſelnd zu Berlin und auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme; geſt. an dieſem Orte, den 21. Jan. 1832. Seine „Werke“ erſcheinen 1839 ff. Tiefpoetiſcher und origineller Erzähler, mit Vorliebe für's Grauſige, Sinn etwas „nervenkrank.“ (Gervinus.)

Adelbert von Chamiſſo, geb. Ende Januars 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, einer der jüngern Söhne des Grafen Louis Marie von Chamiſſo, Vicomte d'Ormond, auf ſeinem Stammſitz von den Eltern bis zur Revolution erzogen, wo er, während ſeine Brüder als Leibpagen Ludwigs XVI. in Lebensgefahr ſind, mit den Eltern nach den Niederlanden, dann nach Deutſchland auswandert 1790; die ganze Familie fixirt ſich 1796 in Berlin; er wird Page der Königin von Preußen 1797; Fähnrich im Inf. Reg. v. Götze 1798, Lieutenant 1801; wird mit Varnhagen, Neumann, Hitzig, Fouqué u. A. vertraut und tritt in den Dichterbund der „Brüder vom Polarſtern“ 1803; hilft ihren Almanach dichten und vertieft ſich in deutſche Poeſie und Philoſophie 1804 ff., wodurch er ganz zum Deutſchen wird; verläßt Berlin mit ſeinem Regiment 1805; liegt in Hameln und hat keinen Theil an der Schmach der Uebergabe 21. Nov. 1806; geht nach Paris 1807 und lebt bei Verwandten in Frankreich, kehrt nach Berlin zurück Nov. 1807, erhält einen Ruf als Prof. am Lyceum in Napoléonville, findet aber in Frankreich nur Lug und Trug, Jan. 1810; lebt in Napoléonville bei dem Präfekten Barante, wird in den Kreis der Frau von Staël gezogen, folgt ihr nach Coppet 1811, iſt mitwirkender Zeuge ihrer Flucht 1812; geht nach Berlin zurück und ſtudirt die Natur 1813 f.; dichtet

den „Schlemihl“ 1814; lieſt bei Hitzig in der Zeitung von der bevorſtehenden Nordpolexpedition der Ruſſen; ſagt: „ich wollte, ich wäre mit“ — und geht, nachdem Hitzig für ihn unterhandelt, mit dem Kap. Kotzebue als Naturforſcher auf die Entdeckungsreiſe in die Südſee und um die Welt 15. Jul. 1815 bis Ende Okt. 1818. Die Lehrjahre ſind vorüber, die Meiſterjahre ſeiner Poeſie beginnen; er lebt in innigem Umgang mit Hitzig, u. in brieflichem mit ſeinem Landsmann de la Foye; wird Dr. honorarius der Philoſ., Aufſeher des botan. Gartens, und heirathet Antonie Piaſte 1819; veröffentlicht ſeine Reiſe 1821; holt ſeine Emigrantenentſchädigung in Paris 1825; hängt ſeinem Schlemihl Gedichte an, und wird, was er an de la Foye ſchreibt: „ich glaube faſt, ich ſey ein Dichter Deutſchlands“ Jun. 1828 ff; wird als Franzoſe von der Julirevolution elektriſirt 1830; von der Cholera geſchüttelt 1831; giebt mit G. Schwab den „deutſchen Muſenalmanach“ heraus 1833 ff.; kränkelt am Huſten 1835 ff.; ſammelt ſeine Gedichte und Werke 1836; verliert ſeine Gattin 21. Mai 1837; er ſelbſt geſt. zu Berlin 21. Aug. 1838. „Nachlaß“ von Hitzig herausgeg. 1839. (Einer der erſten deutſchen Lyriker.) Origineller Erzähler und Reiſebeſchreiber.

Friedrich Kölle, geb. d. 11. Febr. 1781 zu Tübingen, wo ſein Vater Beiſitzer des Hofgerichts (ſpäter O. Trib. Rath) war; beſucht das Gymn. zu Stuttg. 1795 ff.; ſtud. die Rechte zu Tüb. 1797 ff. und zu Göttingen 1802 f.; bereist Deutſchland, wird Hofgerichts-Rath und Privatdocent in Tüb., beſchäftigt ſich mit Literatur, und in Verbindung mit Leo v. Seckendorf, Uhland und Juſtinus Kerner mit Poeſie 1804 ff.: O. Trib. Procurator, Leg. Secretär in Paris 1806; im Haag 1807, in München 1808, in Karlsruhe 1809, in Dresden 1812; begleitet den ſächſ. Hof (als K. W. Leg. Rath) ins Feld 1813; wird 2ter Secretär beim Obertribunal in Tüb. 1814; nimmt ſeine Entlaſſung und geht nach Rom 1816, wo er als Würtb. Geſchäftsträger beglaubigt wird 1817, und die Organiſation der ſüddeutſchen Kirchenprovinz negocirt 1827; er ſelbſt veranlaßt ſeine Zurückberufung 1833, entſagt aller Beſoldung, bildet dem Prinzen Paul von Würtemberg ſeine Gemäldeſammlung in Paris 1834—36 und lebt jetzt als Geh. Leg. Rath a. D. literar. Beſchäftigungen in Stuttgart. Die bekannteſten Früchte derſelben ſind „Rom im Jahr 1833“ (1834); die anonym erſchienenen „Betrachtungen über das Gebet des Herrn“, „Paris i. J. 1836“ (1836) und „Betrachtungen über Diplomatie“ 1838; die

„Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen“ ſchreibt die Sage ihm zu. An der deutſchen Vierteljahrsſchrift wirkt er weſentlichſt mit. Erfahrungsreicher Inhalt mit leichtem, claſſ. Styl zeichnet ſeine Werke aus. (Siehe die „Nachträge“ zum II. Bande.)

Friedrich Ludwig Georg von Raumer, geb. d. 14. Mai 1781 zu Wörlitz, Sohn des daſ. Kammerdirektors, gebildet auf dem Joachimsthaler Gymnaſ. zu Berlin unter Meierotto 1793 ff. und für die Rechte und die Cameralwiſſenſchaft in Halle und Göttingen 1798 ff.; Kammerreferendarius 1801; beginnt ſeine Arbeiten für die Hohenſtaufen 1803; während des Kriegs Chef eines Domänen Depart. zu Wuſterhauſen 1806—1808; Rath zu Potsdam 1809; bei der Staatsſchuldenabtheilung in Berlin 1810, in täglichem Umgang mit dem Staatskanzler v. Hardenberg 1810 ff.; Prof. zu Breslau 1811; bereist für ſeine Hohenſtaufen Deutſchland, die Schweiz und Italien 1816 f.; ſchreibt ſeine „Herbſtreiſe nach Venedig“ 1816; „Vorleſungen über die alte Geſchichte“ 1821; „Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit“ 1823—1825 u. 1841 ff.; „über Recht, Staat und Kirche“ 1826 u. 1832; „über die preuß. Städteordnung“ 1828, von Stein gebilligt; Prof. zu Berlin und Reg. Rath; giebt das hiſtor. Taſchenbuch heraus 1830 ff.; erlebt in Frankreich die Juliustage 1830; publicirt die „Briefe aus Paris“ 1831, und die „aus Paris zur Erläut. des 16. u. 17. Jahrh.“ 1831; beginnt ſeine „Geſch. Europa's ſeit dem 15. Jahrh. 1832 ff.; ſchreibt „Polens Untergang“ 1832; bereist England 1835, und ſchildert es in Briefen 1836 und 1842; ficht in der Singakademie für die klaſſiſche Muſik u. beräth d. Theater; lebt zu Berlin. Ritter des R. A. O. Gründlicher Forſcher; freiſinniger Geſchichtſchreiber, Freund der Regeneration.

Franz Horn, geb. den 30. Juli 1781 zu Braunſchweig, Sohn eines dort. Senators, erzogen daſ. und früh in eine Bücherwelt verſenkt, ſtudirt zu Jena unter Fichte 1799 und zu Leipzig 1800 ff. neben der Jurisprudenz und bald ohne ſie Philoſ. u. Geſchichte; tritt pſeudonym mit poet. Arbeiten 1799 und mit Romanen unter ſeinem Namen auf 1801; kehrt als Magiſter nach Hauſe zurück 1802; angefeuert von Fr. H. Jacobi lebt er leſend und ſchreibend der Kritik und Poeſie; wird Lehrer am Grauen Kloſter in Berlin 1803; entwirft ſeine „Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit“ 1805; wird Lehrer am Lyceum in Bremen 1806, verzichtet wegen Kränklichkeit auf dieſe Stelle, kehrt mit ſeiner Gattin, geb. Gedike, nach Berlin

zurück 1810, unterrichtet die Schauſpieler und beurtheilt die Bühne im dramat. Wochenblatt 1814; ſchreibt „Umriſſe zur Geſch. u. Kritik der ſchönen Lit. Deutſchlands,“ 1819 ff., hält öffentl. Vorleſungen über die Lit.-Geſch. des 19. Jahrh. 1820 ff.; ſchreibt „die Poeſie u. Beredſ. der Deutſchen von Luther bis zur Gegenwart“ 1822 ff.; den erläuterten Shakſpeare 1825 ff. und viele Novellen, Kritiken und biogr. Skizzen, die „kleinen Schriften“ 1831 ff.; kränkelt den größern Theil ſeines Lebens; geſt. zu Berlin den 19. Juli 1837. Seinen Nachlaß, von G. Schwab und Fr. Förſter geordnet, enthält die „Pſyche“ 1841. Begründer der deutſchen Lit.-Geſchichte, Ausleger Shakſpeare's; im Styl viel Perſönlichkeit, nicht ohne Manier.

Ludwig Oken, geb. d. 8. Aug. 1782 zu Freiburg; ſtud. zu Göttingen; wird Dr. der Phil. u. Med. und Privatdoc. daſ., ſchreibt einen Grundriß der Naturphiloſ. 1802, und viele einzelne Werke über die Geſchichte und das Syſtem der Natur 1805 ff.; wird Prof. zu Jena mit Hofrathschar. 1807, und begeiſtert dort durch Vorleſungen über Naturphiloſophie, allg. Naturgeſchichte, Zoologie, Pflanzen-, Thier- u. Menſchenphyſiologie; ſchreibt ſein „Syſtem der Natur“ 1810 ff.; Herausgeber der „Iſis“ 1816 ff.; in das Wartburgfeſt verwickelt legt er ſeine Profeſſur nieder 1819; privatiſirt zu Baſel und Jena 1819 ff.; wird K. Bayer. Hofrath und Prof. auf der Univerſität München 1827, in Folge der Julirevolution Profeſſor in Zürich 1831, lebt dort; entwickelt ſein Syſtem in mehreren Hand- und Lehrbüchern der Naturgeſchichte, zuletzt in der „Naturgeſch. für alle Stände“, mit Atlas. Einer der genialſten Naturforſcher, auch in der Sprache und Terminologie ſchöpferiſch.

Ludwig Friedrich Franz Theremin, geb. d. 19. März 1783 zu Granzow in der Ukermark, Sohn eines Predigers der franz. Colonie, vom Vater, dann auf dem franz. Gymn. zu Berlin und Halle durch's Studium der Theologie gebildet, geht nach Genf 1804 und wird dort ordinirt 1805; mit Chamiſſo und ſeinen Freunden eng verbunden 1806; Ancillon's Nachfolger als Prediger auf dem Werder in Berlin 1810, an der Hof- und Domkirche 1815; Oberconſ. u. Miniſter.-Rath 1824. Begründer einer neuen Homiletik durch ſeine Rhetorik (1814). Seine „Predigten,“ tief chriſtlichen Inhalts, ſind in 9 Bänden erſchienen. Ferner ſchreibt er: „Adalberts Bekenntniſſe“ 1828 — 1835; „Abendſtunden“ 2 Bdchn. 1833 u. 1841. Im Styl, neben entſchiedener Perſönlichkeit, nach d. altfranz. Kanzelrednern gebildet. Lebt in Berlin.

Karl von Raumer, geb. d. 9. April 1783 zu Wörlitz, jüngerer Bruder Friedrichs; genießt im Elternhauſe Privatunterricht; dann auf dem Joachimsth. Gymn. zu Berlin 1797 ff. und zu Göttingen, hier für's Stud. der Rechte, gebildet 1801 ff.; hört zu Halle Wolf und Steffens 1803 f.; wird zu Freiberg Werners Schüler 1805 ff.; geht nach Paris 1808, nach Yverdun 1809, nach Berlin, wo er im O.-Berg.-Dep. arbeitet, 1810; Prof. der Mineralogie zu Breslau 1811; Schwiegerſohn des Kapellmeiſters Reichardt; zieht in's Feld 1813 f.; Prof. der Mineralogie zu Halle 1819; mit Dittmar Erzieher zu Nürnberg 1821; ſpäter Prof. zu Erlangen; lebt daſ. mit dem Charakter als Ober-Bergrath; geiſtreicher Verfaſſer geognoſtiſcher Schriften; „Fragmente" 1811; „Verſuche und Umriſſe", „A. B. C. der Cryſtallkunde;" „vermiſchte Schriften"; „Kreuzzüge" 1840; ausgezeichneter Geograph: „Paläſtina" 1831 und 1838 und „allgemeine Geographie" 2. Aufl. 1835. Seine „Geſchichte der Pädagogik" beginnt 1842. Lebendige, eifrige Darſtellung von ſeltener Klarheit, getragen von der edelſten Geſinnung.

Sulpiz Boiſſerée, der 10te von 11 Geſchwiſtern, geb. den 3. Aug. 1783 in Köln, wo ſein Vater ein angeſehener Kaufmann war, wird als Jüngling mit Profeſſor Chr. Reinhard und deſſen Bruder, dem franz. Geſandten bekannt und durch dieſelben den Familien Reimarus und Sieveking in Hamburg empfohlen, wo er 1798—1800 einen Theil ſeiner Bildung erhält und in die Geſellſchaft der ausgezeichnetſten deutſchen Literaten, nam. von Jacobi und Klopſtock kommt. Er ſchließt 1801 in Köln Freundſchaft mit Bertram, verläßt den Kaufmannsſtand und wendet ſich ganz den Studien zu; wird 1802 mit Wallraf und Cornelius bekannt, reist 1803 von ſeinem jüngern Bruder Melchior und von Bertram begleitet nach Paris, tritt dort mit Fr. Schlegel in Verhältniß, genießt bis 1808 mit Bruder und Freund deſſen Privat-Unterricht in Literatur, Philoſophie und Geſchichte; geht 1804 mit Schlegel nach Köln zurück und erwirbt ein altdeutſches Gemälde, welches Anlaß zu jener ſpäter erſtandnen, dem Ruhm altdeutſcher Malerkunſt gewidmeten Sammlung giebt, für die ſein Bruder am meiſten gewirkt hat. Im Jahr 1808 beginnt er ſeine Meſſungen und Vorarbeiten zu dem Prachtwerk über den Dom von Köln, und verbindet ſich von nun an mit Bruder und Freund, ganz für das Studium, die Erhaltung und beſſere Würdigung altvaterländiſcher Kunſt-Denkmale zu wirken; er unternimmt zu dieſem Zwecke eine Reiſe nach

dem ſüdl. Deutſchland, und macht die Bekanntſchaft von Görres in Heidelberg, von Schelling und Tieck in München; 1810 zieht er mit den Seinigen nach Heidelberg; ſchließt ſich dort an Creuzer, Daub, Thibaut, Wilken u. a. an; tritt in Verbindung mit Heinrich Rapp in Stuttgart und mit Cotta zur Herausgabe des Werks über den kölner Dom, in nahes Verhältniß mit Göthe, der ſchon in Weimar 1811 „mit dem edeln Gaſte einen treuen Sinnes- und Herzensbund ſchließt" und mit dem er bis zu deſſen Tode ſteten Briefwechſel unterhält; reist 1811 nach Weimar, Dresden und Böhmen; kommt durch die Gemäldeſammlung beſonders in den Jahren 1813—16 in Berührung mit den höchſten Fürſten, erſten Staatsmännern und Feldherren, mit den ausgezeichnetſten Perſonen aller Stände. Im Jahr 1814 befreundet ſich S. B. mit Schorn, von 1815 an liefert er Beiträge zu „Göthes Kunſt und Alterthum," 1816 erhält er das Ehren-Diplom der philoſ. Facult. zu Heidelberg, und tritt in Verbindung mit Schinkel; im Jahr 1819 verſetzt er ſich mit der Gemälde-Sammlung nach Stuttgart, reist 1820 nach Paris und wirkt zur Gründung und Ausſtattung des „Kunſtblatts von Schorn" mit, lebt in freundſchaftlichem Verhältniß mit Dannecker, Uhland und Guſtav Schwab, nimmt 1821—1834 an dem hauptſächlich von ſeinem Bruder beſorgten lithogr. Prachtwerk „über die altdeutſche Gemälde-Sammlung" Theil, und trägt 1822 zu Schwabs Herausgabe der alten „Legende der hl. drei Könige" bei. — Von 1823 bis zum Frühj. 1824 hält er ſich in Paris auf, wo er im Verhältniß mit Gérard Perrier, Raoul-Rochette, Cuvier, Alex. Humboldt, Hittorff und Gau ſteht, 1824 wird er correſp. Mitgl. des Inſtituts v. Frankreich; im Herbſt bereist er Holland und Belgien; 1823—32 gibt er ſein Prachtwerk über den Dom von Köln heraus; 1827 wird die Gemälde-Sammlung an den König von Bayern verkauft, und B. zieht nach München; verehlicht ſich 1828 mit Heinrich Rapps jüngſter Tochter in Stuttgart; 1830 Mitgl. der königl. baier. Akad. der Wiſſenſch., reist 1832 nach Berlin, gibt 1833 „die Baudenkmale am Nieder-Rhein", und 1834 „den Tempel des hl. Grales nach dem Titurel" heraus. Zu Anfang 1835 königl. bair. Ober-Baurath; gegen Ende 1836 tritt er wegen ſehr geſtörter Geſundheit aus dem Staatsdienſt, hält ſich 1836—1839 im ſüdl. Frankr. und Italien auf; erlebt 1841 bei wiederhergeſtellter Geſundheit ſeinen Jugendwunſch, den Fortbau des kölner Doms in Erfüllung gehen zu ſehen, reist nach der Vaterſtadt und den Niederlanden, erhält den bayr.

Verdienſt-Orden vom hl. Michael, macht eine Abhandl. „über die Kaiſer-Dalmatik in Rom“ bekannt, und beſorgt (1842) eine neue vermehrte Ausgabe ſeiner „Geſchichte und Beſchreibung des Doms von Köln.“ (Siehe die „Nachträge“ zum II. Bande.)

Leopold Schefer, geb. d. 30. Juli 1784 zu Muſkau, Sohn eines Arztes, in der gräfl. Callenberg'ſchen Familie erwachſen, in der Schule zu Bautzen gebildet, ſeit der Mutter Tod im Pückler'ſchen Hauſe zu Muſkau, oft in kleinen Reiſen mit dem Erbgrafen, (dem „Verſtorbenen“) abweſend, durch's Studium des klaſſ. Alterthums und den Umgang mit Fichte, Schiller und Göthe vielfach angeregt; publizirt pſeudonym Gedichte mit muſikal. Kompoſitionen 1811 ff.; während des Kriegs Generalbevollmächtigter des Grafen 1813 ff.; mit Brentano und Weisflog verbunden; beginnt von ſeinem Beſchützer penſionirt ein Reiſeleben, beſucht England und ſtudirt unter Heidenreich, Haydn und Salieri die Tonkunſt zu Wien; lebt in Rom der Kunſt, dem Alterthum und der Dichtung, fliegt in die Levante, kehrt nach Deutſchland zurück 1820, heirathet und lebt meiſt ungetrennt von ſeinem Jugendgenoſſen, dem Fürſten Pückler; legt ſeine pſychol. und poet. Lebenserfahrungen in mehr als 40 Novellen und im Layenbrevier nieder. Poetiſcher und gemüthlicher Pantheiſt; meiſterliche Darſtellung.

Jakob Ludwig Grimm, geb. d. 4. Januar 1785 zu Hanau, wandert mit dem Vater, einem Amtmann, nach Steinau, beſucht das Lyceum zu Kaſſel 1798 ff., ſtud. die Rechte zu Marburg 1802 ff., unterſtützt die gelehrten Arbeiten ſeines Lehrers v. Savigny in Paris 1805, wird bei'm Kriegskollegium in Kaſſel angeſtellt 1806, ſtud. Literatur und Dichtkunſt des Mittelalters, und wird durch J. v. Müller Privatbibliothekar des Königs von Weſtphalen auf Wilhelmshöhe 1808; ſchreibt über den „Meiſtergeſang“ 1811; mit ſeinem Bruder Wilhelm die „Kinder und Hausmärchen“ 1812 ff.; und „deutſche Sagen“ 1816 ff. Nach Rückkehr des Kurfürſten geht er zur Wiedererlangung Heſſiſcher Literaturſchätze als Sekretär des Heſſ. Geſandten in's Hauptquartier der Verbündeten und nach Paris 1814, nach Wien und in preuß. Aufträgen wieder nach Paris 1815, wird zweiter Bibliothekar in Kaſſel 1815; giebt mit Wilh. Grimm die „altdeutſchen Wälder“ heraus 1813—1818; begründet durch ſeine Forſchungen und ſein Lehrbuch die deutſche Grammatik ganz neu 1818—1831; ſchreibt die „deutſchen Rechtsalterthümer“ 1828; in Kaſſel zurückgeſetzt, folgt er dem Rufe nach Göttingen als Bibliothekar und Profeſſor

1830; gibt die „deutſche Mythologie“ heraus 1835; „Reinhart Fuchs“ 1834; K. Großbr. Hofrath; einer der „Sieben“ verläßt er Göttingen und geht nach Kaſſel 1837, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen 1841. Der erſte deutſche Grammatiker, hochverdient um altdeutſche Poeſie, Sage, Rechtswiſſenſchaft und Mythologie. Adäquateſte Darſtellung.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe, geb. d. 21. Febr. 1785, in Düſſeldorf, aus altſächſ. Rittergeſchlecht, Sohn eines kathol. Vaters und einer Proteſtantin, verliert den Vater, früher Churpfälz. Rath, frühzeitig zu Hamburg; ſtudirt in Berlin anfangs die Arzneiwiſſenſchaft, dann die Philoſ. und alte Literatur, verbündet ſich mit Chamiſſo, Hitzig, Neumann, Theremin u. A. zur Herausg. des Muſenalmanachs 1803 ff.; durch A. W. Schlegels Vorleſungen und Fichte in ſeinen Studien befeſtigt, ſetzt er ſie in Hamburg auf Fr. H. Jacobi's Rath unter Gurlitt und in Halle unter Wolf und Schleiermacher — in Berlin und Tübingen, wo er Uhlands und J. Kerners Bekanntſchaft macht, fort 1805—1809, lernt Rahel kennen 1808; wird, nach der Schlacht bei Aſpern, oeſter. Offizier im Infant.reg. Vogelſang; bei Wagram verwundet 1809; geht als Adjutant des Prinzen v. Bentheim nach Paris 1810, kehrt nach Berlin zurück 1812, ſucht vergebens Civildienſte, iſt, als den Franzoſen verdächtig, gefährdet, tritt in ruſſ. Kriegsdienſte als Hauptmann 1813, und geht als Tettenborns Adjutant nach Paris, nachdem er ſchwed. ruſſ. und preuß. Orden errungen. In Paris zum preuß. diplomat. Dienſt berufen, folgt er Hardenberg nach Wien 1814; wird Rahels Gatte 1814; geht mit Hardenb. nach Wiederausbruch des Krieges nach Paris 1815 und wird Chargé d'affaires, ſpäter Miniſter-Reſident in Karlsruhe, wo er zur Löſung der baier. badenſchen Territorialfrage mitwirkt. Im Sommer 1819 abberufen, wird er als Miniſter. Reſ. für Nordamerika beſtimmt, bleibt jedoch auf ſeine Bitte in Berlin, wo er als Geh. Leg. Rath in freier Thätigkeit lebt. (Dichter.) Verf. verſch. Memoiren, „biographiſcher Denkmale“ 1824 ff. und der „Denkwürdigkeiten“ 1837 ff.; Kritiker, Meiſter in der Biographie und Zeitſchilderung „mit tiefem Sinn für Individualität“ (Hegel.) Klaſſiſche Darſtellung.

Bettina von Arnim, geb. Brentano, geb. den 4. April 1785 zu Frankf. a. Main, Schweſter von Clemens Brentano, in einem Kloſter erzogen, in Frankfurt ſich ſelbſt überlaſſen; deutet als glühende Dichterin Göthe's Mutter und Göthe, im „Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde“ 1834 ff. und die „Günderode“ 1838

f., im Buche gleiches Namens, die letztere am wenigſten mit ernſtlichem Anſpruch auf geſchichtliche Wahrheit — aus; lebt als Wittwe Achims von Arnim in Berlin. Die reichſte deutſche Dichterphantaſie in dithyrambiſcher Sprache; „myſtiſche Tempeldienerin der Natur“ (Daumer.)

Hermann Fürſt von Pückler-Muſkau, geb. d. 30. Okt. 1785 als Graf auf ſeinem Stammſitz zu Muſkau in der Lauſitz, erzogen theils hier, theils in Dresden, wo ſein Vater wirkl. Geheimerrath war; dann auf der Herrnhut'ſchen Anſtalt zu Uhyſt 1792 ff.; endlich zu Halle auf dem Pädagogium und von einem Hofmeiſter zu Deſſau 1797 ff.; ſtud. zu Leipzig die Rechte 1800 ff.; Gardelieutenant zu Dresden 1803; beſucht Wien, das ſüdl. Frankreich, (1808) Paris, Italien; geht nach Berlin, wo er durch des Vaters Tod Erbherr der Standesherrſchaft Muſkau und Beſitzer eines anſehnl. Vermögens wird; verſchönert ſeinen Stammſitz mit Hülfe Schinkels und Brentano's; durch Krankheit vom Feldzug abgehalten 1813; im Okt. ruſſ. Major und Adjutant bei'm Herzog von Weimar, zeichnet ſich im Felde aus, mit Orden und einer Obriſtlieutenants-Stelle belohnt; errichtet ein Jägerregiment, wird Civil- und Militär-Gouverneur von Brügge 1814; beſucht, nach dem Frieden wieder Privatmann, England 1815, kehrt nach Muſkau zurück und beginnt ſeine berühmten Parkſchöpfungen 1816 ff.; lebt in Dresden und Berlin, beſchifft die Luft mit der Reichard 1817; vermählt ſich mit Hardenbergs Verwandter, der Reichsgräfin von Pappenheim, geht zum Congreß von Aachen; reist nach Paris 1819; wird von Preußen gefürſtet 1822, reist ſeines Parks halber nach England 1828, und tritt als Schriftſteller maskirt in den vom Publikum verſchlungenen „Briefen eines Verſtorbenen“ 1830 ff. auf, als höchſt anmuthiger und geiſtvoller, welt- und edelmänniſcher Erzähler, mit dem Fumet der großen Geſellſchaft, das auch ſeine „Tutti Frutti“ 1833 f., „Semilaſſo's vorletzten Weltgang“ u. ſ. w. (1835 ff.) durchduftet.

Karl Friedrich Ludwig Felix Baron von Rumohr, geb. im Jahre 1785 zu Reinhardsgrimma am Fuß der ſächſ. Schweiz, aus dem Geſchlechte der von Rumohr (d. h. Rauh-Moor), von den begüterten Eltern edelmänniſch erzogen, beſucht die Schule zu Holzminden, und die Univ. Göttingen ohne Nachwirkung; frühzeitig zur Kunſt hingezogen, ſieht er die Dresdner und Münchner Galerien und 1804 erſtmals Italien; exilirt ſich

vor Napoleon auf ſeine norddeutſchen Beſitzungen 1805; ſchreibt über Kunſt im Schlegel'ſchen Muſeum u. A.; lebt wieder in Italien ſeit 1814; ſchreibt eine gründliche Geſchichte der neuern Malerei in den „Italieniſchen Forſchungen" 1827 ff.; giebt als kunſtgerechter Friand Königs „Geiſt der Kochkunſt" 2te Aufl. 1832 heraus; ſchreibt ſeine „drei Reiſen nach Italien" 1832; veröffentlicht in den „deutſchen Denkwürdigkeiten" einen Roman in Memoirenform; ſchreibt Novellen 1833 ff.; ein kom. Epos „der Hunde Fuchſenſtreit" in Proſa 1835; die „Schule der Höflichkeit und der Grobheit" 1834, 1835. (Kritiker und Geſchichtſchreiber der Kunſt.) Feinſte Weltmannsproſa.

Juſtinus Chriſtian Kerner, geb. d. 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg im Würtemb., auf der dortigen Schule und im Kloſter Maulbronn erzogen, ſoll nach des Vaters, eines Oberbeamten, Tode Kaufmann werden, macht in einer Wollfabrik Säcke, und zimmert, philanthropiſch handwerkernd, bei einem Schreiner Särge, bei Beiden Lieder dichtend, freundlich berathen von ſeinem Landsmann Conz; bezieht endlich die Univ. Tübingen zum Stud. der Medizin 1804 ff.; wird Uhlands Freund; doktorirt 1808; geht zu ſeinem Bruder, dem Arzte, nach Hamburg 1809; nach Berlin und Wien, 1810; dient als prakt. Arzt im Vaterland, namentl. im Wildbade, das er beſchreibt 1811 ff.; tritt, von Jean Paul freudig begrüßt, in den „Reiſeſchatten" als Humoriſt 1810 und als origineller Lyriker gleichzeitig mit Uhland auf 1812 ff.; ſiedelt ſich als Oberamtsarzt zu Weinsberg am Fuß der Weibertreue höchſt romantiſch an 1819 ff.; entdeckt und beſchreibt das „Fettgift" 1822; ſammelt ſeine Gedichte 1824; „Werke" (Dichtungen) 1832 und 1841; beobachtet magnet. Erſcheinungen und tritt als Geiſterſeher auf in der „Geſchichte zweier Somnambülen" 1824, der „Seherin von Prevorſt," 1830 ff.; „dem Mädchen von Orlach" 1833, der „Erſcheinung aus der Nachtſeite der Natur" 1837 und den Zeitſchriften „Blätter aus Prevorſt" 1831 ff. und „Magikon" 1838 ff. von Dichtern und Geiſtern aus aller Welt beſucht; lebt in Weinsberg. (Virtuos auf der Maultrommel, wie auf der Leier). Humoriſt voll ſanguiniſcher Ebbe und Fluth; herrlicher Mutterwitz.

Wilhelm Karl Grimm, geb. d. 24 Februar 1786 zu Hanau, mit ſeinem Bruder Friedrich zu Kaſſel erzogen, ſtud. die Rechte zu Marburg 1804 ff.; Bibl. Sekretär zu Kaſſel 1809, zu Göttingen 1830; dankt mit dem Bruder ab 1837, mit demſelben nach

Berlin berufen 1841, menſchlich und literariſch unzertrennlich von ihm; Miterforſcher des deutſchen Alterthums, beſ. der „Heldenſage" u. ſ. w. 1829 ff.; gibt Achim von Arnim's Werke heraus 1839 ff. Lebt in Berlin.

Ludwig Börne, geb. d. 22 Mai 1786 zu Frankfurt a. M., aus einer jüd. Familie Namens Baruch, erzogen in einer Penſion zu Gieſſen, ſtud. Medicin zu Berlin unter Hertz, dann in Halle, zuletzt die Staatswiſſenſch. in Heidelb. 1807 und Gieſſen 1808; Actuar bei der Polizeydirection unter dem Großherzog von Frankfurt; im Jahr 1814 mit Ruhegehalt entlaſſen, wird Chriſt und nimmt den Namen Börne an 1817; gibt erſt das „Staatsriſtretto", dann die „Zeitſchwingen" 1818 ff. und die „Wage" 1820 f. heraus; lebt in Paris, Frankfurt, Hamburg 1822 ff.; tritt mit „geſammelten Schriften" hervor (10 Bde.) 1829 ff.; wirft ſich nach der Julirevolution mit aller Kraft des Geiſtes und der Satire auf die radikale Seite als „politiſcher Cyniker", mit conſequenter Geſinnung; geht nach Paris, Sept. 1830, und ſchreibt dort ſeine Briefe aus Paris 1831 und Verwandtes; geſt. d. 12. Febr. 1837 zu Paris. Verſtandesmenſch als Kritiker, Phantaſiemenſch als Politiker; geiſſelnde Darſtellung alles Bekämpften.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß, geb. d. 24. Sept. 1786 zu Iſerlohn in der Mark, von ſeinem Vater, einem Prediger, unterrichtet, ſtud. Theol. zu Halle unter Knapp und Schleiermacher u. zu Heidelberg 1805—1808; Pfarrer zu Ronsdorf im Herzogthum Berg; Prediger zu Elberfeld 1814; Verf. der in viele fremde Sprachen überſetzten, immer wieder neu aufgelegten, hellen und reinen „Glockentöne" und verwandter Schriften 1813 ff.; Prof. und Hofprediger in Berlin 1822, lebt dort als Oberconſ. Rath, Ritter u. ſ. w. — Gemüthlicher Theolog; erwärmende Sprache.

Johann Ludwig Uhland, geb. den 26. April 1787 zu Tübingen, Enkel eines Prof. der Theol., Sohn eines Univ. Sekretärs, erhält ſeine Jugendbildung auf der Schule ſeiner Vaterſtadt, wo er auch die Rechte ſtudirt 1802—1808; tritt als Dichter in Varnhagens u. Seckendorfs Muſenalmanachen auf 1806 ff.; D. der Rechte 1809; geht nach Paris und macht dort altfranz. Studien 1810; giebt den Schwäb. Muſenalmanach 1811 und den Dichterwald 1813 mit Kerner u. A. heraus, als patriot. Dichter von Schwaben und Deutſchland begrüßt 1815; tritt mit ſeiner Gedichteſammlung hervor und wird dadurch wider Willen und Wunſch Stifter einer Schule 1815 ff.; (16te Aufl. 1842); dichtet die Tragödie

„Ernſt von Schwaben“ 1816; „Ludwig der Bayer“ 1819; Würtemb. Abgeordneter von freiſinniger und deutſch=nationaler Geſinnung 1819 — 1826; ſchreibt ſeine Monographie über „Walther von der Vogelweide“ 1822; Prof. der deutſchen Literatur zu Tübingen 1830 ff.; Führer der Oppoſition auf den Landtagen 1833—1838; legt ſein Amt nieder 1833; giebt die Früchte langjähriger Studien heraus in den „Sagenforſchungen“ 1tes Heft, 1836; arbeitet an einem umfaſſenden Werke über das Volkslied, für das er Deutſchland durchreist; lebt in Tübingen. (Einer der erſten Dichter Deutſchlands.) Durchforſcher des german. Alterthums. Gedrungener und weſenhafter Styl, ein Bild ſ. Charakters.

Johann David Paſſavant, geb. d. 19. Sept. 1787 zu Frankfurt a. M., Sohn eines frühverſtorbenen Kaufmanns, zu deſſen Geſchäft erzogen; ficht als Freiwilliger 1815; entſchließt ſich in Paris für die Malerkunſt; reist nach Italien 1817 und ſtud. ſeine Kunſt und ihre Geſchichte im Umgange mit Koch, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr bis 1824; publizirt anonym ſeine „Anſichten über die bildenden Künſte“ 1820; malt Bilder; giebt bei der Anlegung des neuen frankfurter Friedhofs Entwürfe zu Grabdenkmälern heraus; beſchreibt ſeine „Kunſtreiſe durch England und Belgien“ 1833, ſchreibt ſein klaſſ. Werk: „Raphael Urbino und ſein Vater Giovanni Santi“ 1839, nachdem er für daſſelbe England und wiederholt Paris und Italien beſucht. Auf Forſchung und Anſchauung gründlich bauender Kunſtſchriftſteller.

Johann Auguſt Wilhelm Neander, geb. d. 16. Januar 1789 zu Göttingen von jüd. Eltern, erzogen in Hamburg und unterrichtet auf dem Johanneum unter Gurlitt, tritt zum chriſtl. Glauben über und ſtud. Theol. zu Halle und Göttingen 1806 ff. Privatdoc. zu Heidelberg 1811, außerord. Prof. der Theol. daſ. 1812; ſchreibt ſeinen „Julian“ 1812, Prof. zu Berlin 1813; giebt den „h. Bernhard“ heraus 1813; ſchreibt über die „geoffenb. Syſteme“ 1818; über den „h. Chryſoſtomus“ 1821 u. 1832 ff.; den „Antignoſticus“ 1826; die „Denkwürdigkeiten aus der Geſch. des Chriſtenthums“ 1822 ff.; ſein Hauptwerk „die Geſchichte der chriſtl. Relig. u. Kirche“ 1825 ff.; nimmt ſich in der Strauß’ſchen Angelegenheit laut und entſchieden der Lehrfreiheit an 1835; ſchreibt ſein „Leben Jeſu“ 1836 ff.; ſeine Vorleſungen erſtrecken ſich über alle Zweige der hiſtor. Theol., über Exegeſe und ſyſtemat. Theologie. Sein Wahlſpruch: pectus facit theologum charakteriſirt ihn als Gottesgelehrten. Beſonders beredt in Darſtellung des Ur=

chriſtenthums; lebt als ord. Prof. und Conſ.-Rath für die Prov. Brandenburg in Berlin.

Johann Carl Paſſavant, geb. den 22. April 1790 in Frankfurt a. M., ſtudirt in Heidelberg 1807 ff.; ſpäter in Tübingen 1809 f. wo Autenrieth und Kielmeyer ſeine Lehrer waren. Er lebt dann 3 Jahre in Wien 1810 ff.; macht mehrjährige Reiſen und hält ſich dabei in Rom, Paris und München auf 1813 ff. In dieſer Stadt lebt er im Umgange mit Jacobi, Schelling und Fr. Baader; von 1817 an in Frankfurt als Arzt und Schriftſteller thätig; 1821 giebt er ſein Werk über den Magnetismus und das Hellſehen heraus, das 1837 in einer mehr wiſſenſchaftlichen Form u. in einer zweiten Auflage erſcheint; 1835 läßt er die Schrift über die Freiheit des Willens folgen. Eine Reihe von Jahren hindurch hält er Vorleſungen über Pſychologie und Anthropologie und nimmt an der Begründung und Ausbildung mehrerer wiſſenſchaftl. Inſtitute ſeiner Vaterſtadt thätigen Antheil. Als geiſtvoller Arzt und Forſcher beſtrebt, durch die Geheimniſſe der Natur zum lebend. Gott hindurchzudringen; vorſichtige u. beſonnene Darſtellung.

Friedrich Wilhelm Klumpp, geb. d. 30. April 1790 zu Reichenbach im Würtemb., Sohn eines Wundarztes, gebildet auf dem Stuttg. Gymn. und den theol. Seminarien des Landes, frühzeitig für den Erzieherberuf entſchieden, Präceptor zu Vaihingen und Leonberg 1815 ff.; Prof. am Stuttgarter Gymnaſ. 1821; am obern Gymnaſ. daſ. 1833; leitet die Stuttgarter Turngeſellſchaft 1821 ff.; entwickelt ſeine, das chriſtl. Prinzip und die phyſ. Erziehung gegen die hyperklaſſiſche hervorhebenden Anſichten in dem gegen Thierſchs gleichnamige Schrift gerichteten Buche: „die gelehrten Schulen nach den Grundſätzen des wahren Humanismus“ 1830 ff.; vielfach in dieſem Kampf angefochten und unterſtützt, gründet er auf ſeine Principien die jetzt längſt blühende Erziehungsanſtalt zu Stetten unweit Stuttgart 1831, läßt aber nach der Erfahrung mancher Jahre wieder eine breitere claſſiſche Baſis beim Unterrichtsplane zu. In einer Gymnaſialrede beſpricht er die „klaſſ. Studien vom Standpunkte des Evangeliums“; ſeine Schrift, „über die Realſchulen“ redet der Combination klaſſ. und humaniſt. Studien das Wort; in der Cotta'ſchen Vierteljahrſchrift iſt er als begeiſterter Streiter für die Sache der evangel. Miſſion aufgetreten 1841, und hat einen neuen Ruf für „das Turnen als national. Entwicklungsmoment“ hören laſſen 1842. Vielſeitig wirkſamer, verdienter Pädagog.

Guſtav Friedrich Waagen, geb. d. 11. Febr. 1794 zu Hamburg, von Stamm ein Schleſier, ſtudirt vor und nach dem Feldzuge von 1813, den er als Freiwilliger mitmacht, in Berlin Philol. und Kunſt; promovirt daſelbſt, geht nach München, ſtudirt dort die altdeutſchen Gemälde und ſchreibt über die Mumien u. ägypt. Alterthümer in der Sammlung der Akad. der Wiſſenſch. 1820, wird ordentl. Mitgl. derſ. 1821, ſchreibt ſeine klaſſiſche Schrift „über Hubert und Johann van Eyk" 1822, erörtert an verſch. Orten einzelne Punkte der Kunſtgeſchichte 1824 ff.; ſeit der Eröffnung des neuen Muſeums in Berlin Direktor der dort. Königl. Gemäldegallerie um 1830; in Fehde mit Hirt 1832; bereist die verſchiedenſten Gegenden Europa's und gibt die „Künſtler und Kunſtwerke in England und Paris" heraus 1837 ff. Einer der gründlichſten Kunſtrichter und Kunſtgeſchichtforſcher.

Karl Philipp Friedrich von Martius, geb. d. 17. Apr. 1794 zu Erlangen, wo ſein Vater Hofapotheker; ſtud. in ſeiner Vaterſtadt; D. der Med. und Adjunkt der Akad.; macht mit J. B. v. Spix die wiſſenſch. Reiſe nach Braſilien 1817—1820; wird nach ſeiner Rückkehr Prof., Mitdirector und Conſervator des botan. Gartens; beſchreibt ſeine Reiſe mit Spix 1823—1828; Ritter des K. Bayer. Civ. Verd. O., Mitglied der Akad. der Wiſſenſch.; giebt ſeine nova gen. et spec. plantt. Brasill. heraus 1822—1826. Klarer und dichteriſcher Darſteller.

Wilhelm Müller, geb. d. 7. Oktober 1794 zu Deſſau, ſorgfältig daſ. erzogener Sohn eines Handwerkers, ſtud. unter Wolf in Berlin Philol. 1812 ff.; macht dazwiſchen den Befreiungskrieg 1813 mit, wird als Dichter beliebt und als Sammler bekannt 1816 ff.; reist mit dem Baron v. Sack nach Italien 1817 ff.; Lehrer der alten Lit. an der Deſſ. Gelehrtenſchule 1820 und bald darauf zugl. Bibliothekar mit dem Hofrathstitel; ſchreibt „Rom und die Römerinnen" 1820, dichtet die lieblichen Waldhorniſtenlieder 1821—1824, die „Griechenlieder" 1821 ff.; ſchreibt die „homeriſche Vorſchule" 1824; Novellen 1825 ff.; giebt die Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrh. heraus; geſt. zu Deſſau den 1. Okt. 1827; ſeine Werke geſammelt v. G. Schwab 1829 ff. (Ausgezeichneter Lyriker.) Lebensvolle Darſtellung.

Leopold Ranke, geb. d. 21. Dez. 1795 zu Wiehe in Thüringen, für's Schulfach gebildet, Oberlehrer am Gymnaſium zu Frankfurt an der Oder 1818, erregt Aufmerkſamkeit durch den erſten Band ſeiner „Geſchichte der roman. und german. Völkerſchaften

von 1494—1535," wird außerord. Prof. an der Univ. Berlin 1825; und macht das 15te, 16te u. 17te Jahrh. zum Gegenſtand der genaueſten Quellenforſchungen, deren Reſultate er niederlegt in ſeinem Werk „Fürſten u. Völker im 15. u. 16. Jahrh." 1827, „die röm. Päbſte" 1834 ff.; „deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation" 1839 ff.; Herausgeber der „hiſtor. polit. Zeitſchrift" 1831—1836; der „Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſ. Hauſe" 1837 ff. Tiefmotivirender Hiſtoriker, kernhafter Charakteriſtiker; vortrefflicher Portraiteur.

Karl Ullmann, geb. d. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, beſucht die Schulen zu Mosbach und Heidelberg, ſtud. zu Heidelberg 1812, Tübingen 1813 ff. und wieder zu Heidelberg Theologie; reist nach Norddeutſchland 1819, Privatdoc. in Heidelberg 1819, außerord. Prof. der Theol. daſ. 1821, macht ſich als gründlicher Theologe der poſitiven Seite durch viele, beſ. hiſtor-theol. Schriften bekannt, darunter „über Gregor v. Nazianz" 1825; „über die Sündloſigkeit Jeſu" 1828—1841; wird D. der Theol. zu Heidelb. 1829 und nach Niemeyers Tode ord. Prof. der Theol. zu Halle 1829, wo er ſeine erſte Gattin, eine Tochter der Dichterin Sophie Mereau, an der Cholera verliert 1831; nimmt ſich der theol. Lehrfreiheit an 1830 ff.; ſchreibt ſeinen „Johann Weſſel" 1834; kehrt als Kirchenrath und ord. Prof. nach Heidelberg zurück 1836 und wirkt hier mit ſeinen Freunden Umbreit und Rothe; nimmt für das poſitive Chriſtenthum Partei gegen Strauß 1836 ff.; giebt ſeine „Reformatoren vor der Reformation" heraus 1841 ff.; ſchlägt einen Ruf nach Bonn aus; Ritter des Zähringer Löwenordens 1842; lebt zu Heidelberg. Tiefgemüthliche und auch der Form nach meiſterliche, dem Layen wie dem Gelehrten gleich zuſagende Darſtellung.

Karl Immermann, geb. d. 24. Apr. 1796 zu Magdeburg, vom Vater preuſſiſch und ſtreng erzogen, in früher Jugend der Poeſie zugekehrt, ſtud. die Rechte zu Halle 1813 ff.; zieht als Freiwilliger in's Feld 1815, kämpft, nach Halle zurückgekehrt, gegen die „Burſchentyrannei" 1817, und ſeine Schrift wird dafür auf der Wartburg verbrannt. Referendär in Magdeburg 1818, ſpäter Auditeur in Münſter; tritt mit „Gedichten" 1822 und dem „Papierfenſter eines Eremiten" 1822 hervor, dichtet frühzeitig und ſpäter, mit Dädalusfittigen Shakſpeare'n nachfliegend, Trauer- und Luſtſpiele, von welchen er aber nur das „Trauerſpiel in Tyrol" 1827 umgearbeitet, ſeinen geſammelten Schriften (1834—1839)

einverleibt. Er geräth in Streit mit Platen 1827; wird Landger.=rath in Düſſeldorf 1827, wo er im Umgang mit Schadow u. a. jungen Künſtlern von einem deutſchen Theater träumt und es, von Stadt und Hof unterſtützt, von ſeinem Amt auf ein Jahr entbunden, verwirklicht; es blüht unter ſeiner Direktion, unter Mendelsſohn als Muſikdirektor, Uechtritz, Schnaaſe, Grabbe als Dramaturgen — eine kurze Zeit, geht dann in Nacht über und verſinkt. In ſeiner zweiten Periode ſammelt er ſeine Gedichte neu 1830; dichtet das Mährchen „Tulifäntchen" 1831, die Trilogie „Alexis" 1832; die dram. Mythe „Merlin" 1832; ſchreibt das „Reiſejournal" 1833; die ſatiriſchen Zeitromane „Epigonen", 1836 u. „Münchhauſen" 1838 f.; und endet mit den unvollendeten Bekenntniſſen in den „Memorabilien"; ſeit kurzem Gatte und Vater; geſt. zu Düſſeldorf den 25. Aug. 1840. Die Großmuth Königs Friedrich Wilhelm IV. gewährt der Wittwe eine Penſion. — (Dramat. Dichter;) reicher, geſinnungsſtolzer Geiſt; Gedanke und Styl klar und feſt, hier und da präſumptuos.

Georg Wilhelm Heinrich Häring, gen. **Willibald Alexis,** geb. d. 28. Jun. 1797 zu Breslau, aus einer bretagniſchen Refugié's Familie Harenc, nach des Vaters, Kanzlei=Direktors zu Breslau, Tode, in Berlin auf dem Werder'ſchen Gymn. erzogen, zieht er als Freiwilliger in's Feld 1815, ſtudirt zu Berlin und Breslau die Rechtswiſſenſchaft u. Geſchichte 1817 ff.; Kammerger. referendär; verläßt den Staatsdienſt; dichtet; redigirt das Berliner Converſ. Blatt mit Fr. Förſter; ſchreibt ein romant. Epos 1820; neckt die Welt durch die Vexirromane „Walladmor" 1823 f. u. „Schloß Avalon" 1827, beide in Walter Scotts Manier täuſchend gearbeitet; dichtet Novellen ſeit 1817; geſammelt 1830 ff.; redig. den Freimüthigen 1830 ff.; ſchreibt ſeine „Herbſtreiſe durch Skandinavien" und „Wanderungen im Süden" 1828; dichtet ſeinen vaterländiſchen Roman „Cabanis" 1832 u. a. m. Glückliche Erfindung, belebte Darſtellung, meiſterliche Beſchreibung.

Wolfgang Menzel, geb. d. 21. Jun. 1798 zu Waldenburg in Schleſien, nach ſeines Vaters, eines Arztes, Tode auf einem Landgut von Hauslehrern erzogen; in der Eliſabethenſchule zu Breslau unterrichtet 1814 ff.; ſtud. in Jena und Bonn Philoſophie 1818 ff.; Dr. der Philoſ., geht nach der Schweiz 1820, wird erſter Lehrer an der Stadtſchule zu Aarau; tritt mit den „Streckverſen," voll Lebensfülle, Witz und Poeſie auf 1823; polemiſirt in den „europ. Blättern" 1824 ff., ſchreibt die „Geſchichte der Deut=

ſchen" 1825 ff., mehrfach aufgelegt; ſiedelt ſich als Bürger in Stuttgart an, wird Redacteur des Literaturblatts 1825; verantwortlicher 1829; entwickelt hier und ſonſt ſeine geiſtvollen und vielumfaſſenden Anſichten, neben heftiger Polemik gegen Schlechtes und nach ſeiner Meinung Ueberſchätztes: angreifend und ſpät angegriffen; giebt die „Moosroſen" heraus 1826, dichtet ſeine ſchönen Märchen; ſchreibt die „deutſche Literatur" 1828, umgearb. 1836; Abgeordneter zur Würtb. Ständeverſammlung in den Oppoſitionsreihen, Jan. 1829 u. ff.; bekämpft zuerſt das junge Deutſchland und erfährt die giftigſten Angriffe von alten Freunden 1836 ff.; ſchreibt ſeinen „Geiſt der Geſchichte" 1836 und „Europa im Jahre 1840." Glänzender, divinirender und überſchauender Geiſt: bald blühende, bald ſchneidende Darſtellung.

Heinrich Leo, geb. d. 19. März 1799 zu Rudolſtadt, wo ſein Vater Garniſonsprediger war, beſucht das dort. Gymnaſ.; ſtud. anfängl. Medicin zu Breslau 1816, dann, durch Jahn in Berlin angeregt und der Turnkunſt zugewandt, Philologie und Geſchichte 1817, und in Göttingen das Mittelalter aus den Quellen 1819 ff.; ſchreibt „über die Verfaſſung der lombard. Städte" 1820 u. 1824 u. ſitzt zu Hegels Füßen in Berlin 1822 ff.; reist, von einer fürſtl. Gönnerinn unterſtützt, nach Italien 1823; wird außerord. Profeſſor zu Berlin ohne Gehalt 1825, Bibliothekscollaborator 1826; nimmt ſeinen Abſchied und pflegt ſeine Geſundheit zu Jena 1827; außerord. Prof. der Geſchichte zu Halle 1828; ordentl. 1830; veröffentlicht ſeine, noch ſehr ſkeptiſchen „Vorleſungen über die Geſchichte des jüd. Staats" 1830; ſchreibt ſein „Handbuch der Geſchichte des Mittelalters" 1830; ſeine „Geſch. der italien. Staaten" 1829 ff.; ſeine „zwölf Bücher niederländ. Geſchichten" 1832 ff.; und, mit ſchroffem Gegenſatz gegen die Tagesanſichten, ſeine „Studien und Skizzen zur Naturgeſchichte des Staats"; giebt durch die Tendenz der Spekulation erſchreckt und dem poſitiven Chriſtenthum zugekehrt ſeine „Hegelingen" in analogem Geiſte das umfaſſende „Lehrb. der Univerſalgeſch." heraus, und erfährt die bitterſten Anfeindungen 1838 ff. Tiefer Forſcher u. origineller Darſteller; der Styl voll ſtolzer Offenſion.

Friedrich August Deofidus Tholuck, geb. d. 30. März 1799 zu Breslau, wird, zum Gewerbe ſeines Vaters beſtimmt, Goldſchmiedslehrling 1811; kehrt auf's Gymnaſ. zurück und hält dort eine Abſchiedsrede zu Gunſten des Mohammedanismus; ſtud. auf der Univ. ſeiner Vaterſtadt und in Berlin oriental. Literatur

1816 ff.; durch Neander bekehrt und der chriſtl. Theologie zugewandt; hält nach De Wette's Abgang Vorleſungen über das A. T. 1819 ff.; bereist England und Holland 1825; ord. Prof. der Theol. zu Halle an Knapp's Stelle 1826; Geſandtſchaftsprediger in Rom 1828; nach Halle zurückgekehrt 1829; in den Halle'ſchen Orthodoxenſtreit verwickelt 1830; polemiſirt gegen Strauß 1837 ff.; oriental.-hiſtor. und theol. Forſcher, Verf. zahlr. Schriften im Gebiete der Dogmatik und Exegeſe, die zum Theil durch ihre Darſtellung, wie die „Stunden der Andacht" — die „Predigten" u. a., der ſchönen Literatur angehören. Berühmter Theologe. Styl geiſtvoll und blühend; der Inhalt voll Tiefe und Gedankenreichthum.

Friedrich Wilhelm Barthold, geb. d. 4. Sept. 1799 zu Berlin, Sohn eines Beamten, erwacht zu hiſtor.-polit. Betrachtung an den Revolutionserzählungen ſeiner Mutter, einer Mainzerin, und an den Erlebniſſen von 1806—1815; unterrichtet auf dem Friedrichswerder'ſchen Gymnaſ.; ſtud. Theol. zu Berlin 1817 ff., dann Geſchichte, deren Studium er in und bei Breslau fortſetzt. Tritt mit „Johann von Werth" auf 1826; wird ordentl. Lehrer am Colleg. Fried. zu Königsberg 1826; ſchreibt den „Römerzug K. Heinrichs von Lützelburg" 1830 f.: wird außerord. Prof. der Geſch. in Greifswald 1831, ordentl. 1834; ſchreibt den „Georg v. Frundsberg" 1833; Aufſätze in Raumers hiſtor. Taſchenbuch; neueſtens ſeine „Geſch. des 30jähr. Kriegs in ſ. 2. Hälfte," 2 Bde 1841 ff. Beſchäftigt ſich mit der „Geſchichte Pommerns", ſeit 1837 3 Bände. Ernſte Quellenforſchung bei Friſche und Lebendigkeit.

Heinrich Heine, geb. im Jahr 1799 in Düſſeldorf von jüd. Eltern, ſtudirt zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er Dr. Jur. wird; zur chriſtlichen Kirche übergetreten um 1819; electriſirt die Freunde der Poeſie durch ſeine lyriſchen Gedichte 1822; läßt die Reiſebilder folgen 1826 ff.; das Buch der Lieder 1827 (mehrfach aufgelegt und hundertfach nachgeahmt); lebt abwechſelnd in Hamburg, Berlin, München und ſeit der Julirevolution in Paris; beſingt die Zerriſſenheit des Herzens und predigt das Recht des Fleiſches, verhilft dem Witz und dem Religionsſpotte zur Herrſchaft in der jungen Literatur; ſchreibt den „Salon" 1835 ff.; beſchmitzt die ſchwäbiſche Schule im Schwabenſpiegel 1838; greift ſeinen alten Freund Börne an 1840; geht in ein Pyrenäenbad 1841; lebt zu Paris. (Großer Lyriker.) Glänzender und durch die durchgebildetſte Dialektik des Styls ſich einſchmeichelnder Proſaiſt.

Guſtav Theodor Fechner, geb. d. 19. April 1801 zu Groß-Sährchen bei Muſkau in der Niederlauſitz, nach dem frühen Tode ſeines Vaters, eines Predigers, ſeit 1806 in Wurzen, Ranis, Sorau und auf der Kreuzſchule zu Dresden erzogen, ſtud. vom 16. Jahr an Medicin zu Leipzig 1817 ff.; Docent der Naturwiſſenſch., ord. Prof. der Phyſik 1834; außer ſeinen Fachſchriften und Repertorien, wird er bekannt und beliebt durch witzigen und phantaſt. Humor, unter dem Namen Dr. Miſes, in den Schriften „Stapelia mixta“ 1821, „Beweis, daß der Mond aus Jodine beſtehe“ 1828, „Panegyrikus der jetz. Med. u. Naturgeſch.“ 1822; „vergleichende Anatomie der Engel“ 1825; „Schutzmittel gegen die Cholera“ 1832 und in ernſterer Richtung, im „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ 1836; Redacteur des Hauslexikon 1834 ff.; in einzelnen Aufſätzen auch glücklicher Charakteriſtiker: lebt in Leipzig, neuerdings faſt erblindet.

Paul Achaz Pfizer, geb. d. 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, Sohn und Neffe ausgezeichneter Juriſten im höhern Staatsdienſte, beſucht das Gymn. ſeiner Vaterſtadt 1807—1819; ſtud. die Rechte, neben Philoſ. u. Aeſthetik 1819 ff.; Secretär bei'm Juſtizminiſterium 1823; Oberjuſtizaſſeſſor zu Tübingen 1827; überraſcht in ſeinem „Briefwechſel zweier Deutſchen“ 1831, 2. Aufl. 1832 mit den Ergebniſſen vieljährigen, geiſtigen und gemüthlichen Ringens im Gebiete des innern Lebens, der Philoſophie, ſchönen Literatur und Politik — durch Tiefe und Geſinnung; reſignirt 1831; Abgeordneter der würt. Ständeverſammlung, und einer der erſten Oppoſitionsredner 1833—1838; Dr. Jur. 1835; Verf. publiciſt. Schriften 1832—1842; zuletzt der „Gedanken ꝛc.“ 2 Bnde. Hoher Geiſt, auf Charakter gegründet. Reiner Styl, voll ſittlichen Adels.

Karl Grüneiſen, geb. d. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo ſein im J. 1831 als Oberreg. Rath verſtorbener Vater der Mitbegründer des Morgenblatts war, erhält ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſ. ſeiner Vaterſtadt bis 1819; ſtud. zu Tübingen Philoſ. u. Theol. 1819 ff.; reist nach Rom und Neapel, und giebt, den ſchwäb. Dichtern mit Herz und Geiſte zugeſellt, geſammelte „Lieder“ heraus 1823; geht nach Berlin, wo ihn Schleiermacher feſſelt, Hitzig ſich innig mit ihm befreundet, Rahel ihn auszeichnet, 1824; nach der Heimath zurückgekehrt, wird er Hofkaplan und Feldprediger der Garden 1825; Schulinſpektor von Stuttg. 1831; Hofprediger, O. Conſiſt. Rath, Feldprobſt in Verbindung mit andern Wirkungskreiſen 1835; die Leipz. theol. Fakultät verleiht

ihm die Doktorwürde 1836, der König von Würtemb. den Orden der W. Krone 1840; er iſt ein Hauptbeförderer des neuen Würtemb. Geſangbuchs 1838—1842; liefert Beiträge zur Kunſtkritik und Kunſtgeſchichte, insbeſ. in ihrem Verhältniſſe zur Religion — im Kunſtblatt und Morgenblatt, darunter über „die bildl. Darſtellung der Gottheit" 1828; über den „Todtentanz" 1830; „über den Kunſthaß der drei erſten Jahrh. der Kirche" und „über das Sittliche der bildenden Kunſt unter den Griechen" 1831; ſchreibt ſeine Monographie über „Niclas Manuel" 1837: giebt ein Votum „über Geſangbuchsreform" 1839; illuſtrirt mit Prof. Mauch den Ulmer Münſter 1840. Einer der gründlichſten und geſchmackvollſten Beurtheiler der Kunſt, für die der Sinn ihm von der Poeſie erſchloſſen worden.

Johann Peter Lange, geb. den 10. April 1802 zu Sonnborn bei Elberfeld, wo ſein Vater Bauer und Fuhrmann war, auf Elementarſchulen, durch Hauslehrer und durch Bücher, von theilnehmenden Verwandten geliehen, unterrichtet, zur kaufmänn. Laufbahn vorgebildet, wird durch einen Bauern von großen Gaben, aber freigeiſt. Richtung, frühe mit Voltaire bekannt, verſieht, kaum herangewachſen, während eines Beinbruchs des Vaters deſſen Fuhrweſen zwiſchen Elberfeld und Crefeld, und verſchmäht eine Lehrlingsſtelle, um Bauer zu bleiben. Bald aber nimmt er, die Kenntniß der lat. Klaſſiker anſtrebend, Privatunterricht bei ſeinem Prediger Kalthof, der den Vater überredet, dem Sohne die Studienlaufbahn zu geſtatten. In Düſſeldorf vorbereitet 1821, bezieht er 1822 die Univ. Bonn, um Theologie zu ſtudiren, vielfach unterſtützt von Lücke und Nitzſch. Nach ſorgenvoller und durch Kränklichkeit getrübter Univerſität-Zeit wird er Predigtamtscandidat 1825 ff.; darauf Pfarrer zu Wald bei Solingen, 1828 zu Langenberg, wo er „Bibliſche Dichtungen" und „die Lehre von der freien Gnade ꝛc." gegen calviniſt. Darſt. der Prädeſt.Lehre, herausgibt. 1832 nach Duisburg berufen, läßt er weitere chriſtl. Dichtungen erſcheinen, polemiſirt gegen Strauß, gibt „das Land der Herrlichkeit", und verſchied. homilet. Schriften heraus 1837 ff. 1840 erſcheinen von ihm vier Bände geſammelte Schriften; ein Ruf als Prof. nach Marburg unterbleibt, dagegen erfolgt ein anderer an die Zürcher Hochſchule im Herbſt 1840 zu der für Strauß beſtimmt geweſenen Lehrſtelle, die er Oſtern 1841 antritt, von der theolog. Facultät zu Bonn mit der Doctorwürde geehrt, und ſeitdem in Zürich mit lebendigem Eifer für die Sache des poſitiven Chriſtenthums in einer gemäßigt-reformirten Rich-

tung thätig. Geiſtreicher, vielſeitig gebildeter Theologe von umfaſſender Weltanſchauung.

Wilhelm Hauff, geb. d. 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, nach des Vaters, eines Regierungs-Sekretairs, Tode, in der Mutter Hauſe zu Tübingen erzogen; ſtudirt in der Kloſterſchule zu Blaubeuren 1816 ff.; Philoſophie und Theologie zu Tübingen 1820 ff.; Hauslehrer 1824; ſchreibt ſeine erſten „Mährchen" 1827; „Memoiren des Satans" 1826; den „Mann im Monde" unter Claurens Namen, zum Spotte dieſer Manier —; „Novellen" 1826 f. befeſtigt ſeinen Ruf durch den Roman „Lichtenſtein" 1826; ſchreibt ſeine „Controvers-Predigt" gegen Clauren; reiſt nach Paris und Norddeutſchland 1827, dichtet ſeine „Phantaſien im Bremer Rathskeller" 1827; geſt. zu Stuttgart den 18. Nov. 1827. Seine „Werke" vielfach aufgelegt; leichte Erfindung, ungezwungene und lebendige Darſtellung.

Johann Karl Friedrich Roſenkranz, geb. d. 23. April 1805 zu Magdeburg, wo ſein Vater als Reg. Beamter lebte, erhält die erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt; ſtud. zu Berlin unter Hegel, zu Halle und, von Daub entſchieden ſpeculativ influenzirt, zu Heidelberg 1824 ff.; Privatdocent in Halle 1828; außerord. Prof. daſ. 1829; ord. Prof. der Philoſophie zu Königsberg 1833. Schreibt über altdeutſche Poeſie 1829; die vom Standpunkte des abſol. Geiſtes geiſtvoll abgefaßte „Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter" 1830; und das „Handbuch einer allgemeinen Geſchichte der deutſchen Poeſie" 1832 f.; geſammelte Aufſätze und Kritiken „zur Geſch. der deutſchen Lit." 1836; wendet die Hegel'ſchen Principien weiter an in der „Naturreligion" 1831; der „Encyklopädie der theol. Wiſſenſchaften" 1831, in der „Kritik der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre" 1836; den „Studien" 1839; „krit. Erläuterungen" 1840 und der „Pſychologie" 1837; den „Erinnerungen an Daub," 1837; er beſorgt die Herausgabe von Kants Werken mit, 1838 ff.; dichtet „das Centrum der Speculation" 1840 u. a. m.; kehrt zur Perſönlichkeit Gottes zurück 1841. Als Aeſthetiker trotz ſeines Syſtems faßlich und populär-geiſtreich; vom leichteſten Styl.

Georg Gottfried Gervinus, geb. d. 20. Mai 1805 zu Darmſtadt, zur Kaufmannſchaft beſtimmt und auf dem Gymnaſ. ſeiner Vaterſtadt unterrichtet; tritt in die Lehre 1819, und in's Comptoir 1823; vom Drange zur Wiſſenſchaft geführt, ſtudirt er zu Heidelberg: durch Schloſſer der Geſchichte zugewandt 1826 ff.;

verläßt die Univerſität mit klaſſiſcher Bildung; Lehrer an einer Erziehungsanſtalt zu Frankfurt; public. ſeine „Geſchichte der Angelſachſen" 1830, die „hiſtor. Schriften" 1. Bd. 1833; Privatdocent zu Heidelberg 1834; verſucht „deutſche Jahrbücher" 1835; ſchreibt „über Göthe's Briefwechſel" 1836: reist nach Italien; außerordentlicher Profeſſor zu Heidelberg 1835; beginnt die „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen," welche, voll Gelehrſamkeit, Geiſt und Energie, die Poeſie bald mit Wahrheit, bald mit Willkühr unter den hiſtor. Standpunkt bringt 1835—1841; dieſelbe im Auszuge 1842; wird ord. Prof. der Geſchichte und Literatur zu Göttingen 1836; ſchreibt ſeine „Grundzüge der Hiſtorik" 1837; als einer der Sieben am 14. Dez. 1837 ſeines Amtes entſetzt, muß er binnen drei Tagen das Land räumen; reicht eine Separatklage ein; reist, von einer jungen Gattin begleitet, nach Italien 1838; lebt in Heidelberg ſeit 1839. Umfaſſender Geiſt. Styl von einer heftigen Individualität bewegt und geſtoßen.

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg, geb. den 22. Apr. 1806 auf dem Gute Noislfer bei Reval in Eſthland, erzogen im Hauſe des Vaters, Curators der Univ. Dorpat und ſpäter Landraths der Provinz Eſthland; nach deſſen Tode bei einem Oheim in Dorpat, beſucht das dort. Gymn. und die Univ., lebt aber mehr den ſchönen Wiſſenſchaften als der Jurisprudenz, bereist Süddeutſchland; lebt in Stuttgart mit den ſchwäb. Dichtern, (ſpäter in Mannheim, und mit Reiſeunterbrechungen in Weimar), und tritt, an Tieck heraufgebildet, im Morgenblatt und in ſelbſtſtändigen Novellen als phantaſiereicher, bald hiſtoriſchen Stoff durchdichtender, bald Mährchen befruchtender Novelliſt auf; ſo im „Waldgeſpenſt," den „Zerriſſenen," „Eduard," „Moliere," „Leſſing" 1832—1834, und in den noch duftiger den Hochgeſchmack der vornehmen Welt verrathenden Novellen „Galathee" 1836, „Fortunat" 1838, „Palmyra" 1838, „Pſyche" 1839; dann in den tieferen und ſelbſtſtändigeren Productionen, „Kallenfels" 1839 und dem Memoirenroman „St. Sylvan" u. a. m. Sicherer und graziöſer Styl.

Guſtav Pfizer, geb. d. 29. Jul. 1807 zu Stuttgart, jüngerer Bruder von Paul P., erhält ſeine Jugendbildung auf dem Gymn. ſeiner Vaterſtadt bis 1821, im Seminar zu Blaubeuren 1821 ff., ſtud. Philoſ. und Theol. auf der Univ. Tübingen 1825 ff.; lebt in Stuttgart 1830 ff.; Repetent zu Tüb. 1832 ff,; reist nach Rom und Neapel 1834; privatiſirt in Stuttg. 1835, verheirathet

ſeit 1836. Als tiefreflexiver Lyriker aufgetreten in ſeinen „Gedichten“ von 1831 u. 1834; als Ueberſetzer von Bulwer 1833 ff.; poet. Uebertrager von Byron 1835 ff.; als Biograph mit dem „Leben Martin Luthers“ 1836; Redacteur des poet. Theils im Morgenblatt an G. Schwabs Stelle 1838 ff.; Verf. gründlicher Kritiken in der Allg. Zeitung und der Deutſchen Vierteljahrsſchrift (gegen Heine); überſetzt das Nibelungenlied 1842. (Lyriker und Epiker.) Klaſſiſch und modern gründlichgebildeter, vielſeitiger Geiſt. Einer der Repräſentanten der Geſinnung gegenüber dem alles opfernden Witze.

Theodor Mundt, geb. den 19. Sept. 1807 zu Potsdam, ſtudirt Philologie und Philoſophie zu Berlin; hält ſich in Leipzig auf 1832, und geht, dem jungen Deutſchland beigezählt und dadurch gehemmt, auf Reiſen; fixirt ſich, mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftſtellerin verheirathet, in Berlin. Nach kritiſchen und novelliſt. Vorſpielen 1832 f., ſchreibt er die „Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers“ 1833; die „Madonna“ 1835, welche confiscirt wird, giebt mit Varnhagen „Knebels Nachlaß“ heraus 1835 f., ſetzt ſeiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz ein „Denkmal,“ giebt das Journal „Zodiakus“ heraus 1835 ff.; ſchreibt die „Kunſt der deutſchen Proſa“ 1837, die „Dioskuren für Kunſt u. Wiſſenſchaft“ 1836 f.; ſammelt ſeine „Charaktere und Situationen“ 1837, giebt ſeine „Spaziergänge“ und Reiſen heraus 1838 ff.; eröffnet den „Freihafen“ 1838 ff. den „Pilot“ 1840; liefert ein Zeitgemälde im „Thomas Müntzer“ 1841. Er ſtellt die tiefere Seite der jungen Richtungen im philoſ. u. hiſtor. Roman, der Novelle, der Kritik und Charakteriſtik dar. Scharfer Geiſt. Der Styl flüſſig und leicht ohne Seichtigkeit, aber ſtark aus der franzöſiſchen Feuilletonsküche gewürzt.

Karl Gutzkow, geb. im März 1811 zu Berlin, ſtud. Theol daſ., erregt durch ſeinen glänzenden Styl in den „Briefen eines Narren an eine Närrin“ als 19jährig Aufſehen, geht nach Stuttgart u. arbeitet an Menzels Lit. Blatt, ſchreibt Erzählungen, den Roman „Maha Guru“ 1833; „Novellen“ 1834; „öffentliche Charaktere“ in die Allg. Zeitung, geſammelt 1835; das Drama „Nero“; wirft ſich durch die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über Schlegels Lucinde“ und den Roman „Wally“ in die Oppoſition gegen den Offenbarungsglauben, und wird nach Menzels öffentlicher Rüge im Lit. Blatt, und nach der großen Aufregung, welche jenes Buch hervorgebracht, durch das badiſche Hofgericht „wegen der durch

die Preſſe begangenen verächtlichen Darſtellung des Glaubens der chriſtl. Religionsgeſellſchaften" zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, die er in Mannheim abbüßt 1836; polemiſirt gegen Menzel und für Göthe 1836; verheirathet ſich zu Frankfurt a. M., ſchreibt den Roman „Seraphine" 1838, unter Bulwers Namen „die Zeitgenoſſen" 1837; verpflanzt Beurmanns „Telegraphen" nach Hamburg 1838; ſammelt krit. Aufſätze 1838; ſchreibt in der Cölner Angelegenheit gegen Görres 1838; in verſöhnlichem Sinne den Aufſatz „Vergangenheit und Gegenwart"; den komiſchen Roman „Blaſedow und ſeine Söhne", und die auf dem Theater günſtig aufgenommenen Dramen „Richard Savage", „Patkul" u. „Werner". Glänzendes Talent der jüngſten Schule, auf dem Wege von der Sophiſtik zur Wahrheit.

[illegible] verhängnißvollen Entwicklung des [illegible] der
[illegible] „Wally, die Zweiflerin“, zu [illegible] Haft verurtheilt,
[illegible] in Mannheim [illegible] 1836 [illegible] gegen [illegible] und
[illegible] 1838, [illegible] sich zu Frankfurt a. M. [illegible]
[illegible] Roman „Seraphine“ 1838, unter [illegible] Namen [illegible]
[illegible] 1839 [illegible] „Telegraphen“ [illegible]
[illegible] 1838 [illegible] 1839 [illegible]
[illegible]
[illegible] „Vergangenheit und Gegenwart“, des [illegible] Roman
„Blasedow und seine Söhne“, und die mit dem Theater gänzlich
[illegible] Dramen: „Richard Savage“, „Werner“, [illegible]
[illegible] die jüngsten [illegible] auf dem Wege und der
[illegible] zur Wahrheit.

Solger.

Der Humor. (Geſpräch.)

(1815.)

Bedenke, daß ein jedes Gefühl allumfaſſend werden und den ganzen Sinn des Menſchen müſſe ausfüllen können. Hierin liegt nur noch, daß ihm jeder Gedanke an etwas Höheres und Vollkommenes in dieſes Gefühl verſinkt und darein aufgeht, wie der Liebende, wenn er ſo gemuthet iſt, alles Edele, Vollkommene und Göttliche in ſeiner Liebe findet. Anders iſt es aber noch, wenn ihm alles, was göttlich iſt, nur in dem Reiche der Wahrnehmung und Empfindung erſcheint, ſo daß ihm das Weſen der Phantaſie beſtändig zerſtückt wird, und ſich in tauſendfältigen Richtungen in die ſinnlichen Triebe und Gefühle zerſpaltet, dagegen aber auch alles Wahrgenommene und Empfundene für ihn nur etwas iſt, durch ſeine Bedeutſamkeit auf das in demſelben erſcheinende göttliche Weſen. Iſt dieſes nicht das Aeußerſte in dieſer Art, und kann es nicht als das rein Entgegengeſetzte von dem Zuſtande gelten, wo die Phantaſie ſich ſelbſt und alles aus der Idee der Gottheit ſchafft?

Ja wohl iſt es ſo.

Dieſes nun, Erwin, iſt es, was wir Humor zu nennen pflegen, mit einem Worte aus dem Lande, wo die Sache am meiſten verbreitet iſt.

Eine ſo große Bedeutung, ſprach er, hätte denn dies Wort? Ich dachte mir ſonſt etwas viel beſchränkteres darunter.

Was denn aber? Doch wohl nicht bloß eine äußere, ein=

zelne Sonderbarkeit, die ſich der Menſch aus Schlaffheit oder theilweiſer Narrheit angewöhnt hat? Welche Anſicht ſchon Ben Johnſon nachdrücklich widerlegt.

Das auch wohl nicht. Aber mehr ſuchte ich es doch in den beſonderen Leidenſchaften, Neigungen, und allem dem, was in den Charakter zuſammenfließt, welches alles, wie ich glaubte, im Humor eine durchaus einſeitige und beſchränkte Richtung nähme, und ſich doch ganz darin erſchöpfte.

Gerade ſo, erwiedert' ich, will auch Ben Johnſon jene Meinung verbeſſern, aber auch das will noch nicht genügen. Denn was könnte dieſe Einſeitigkeit des bloß zeitlich Perſönlichen in uns, und eine beſchränkte Richtung aller Triebe und Neigungen wohl der Kunſt darbieten? Nicht einmal einen recht günſtigen äußeren Stoff, da nur das Sonderbare, deſſen Unſchicklichkeit für die Kunſt wir ſchon früher bemerkt haben, auch hieraus entſtehn kann. In der bloßen Einſeitigkeit und Beſchränktheit kann es alſo keinesweges liegen, was uns auch die humoriſtiſchen Dichter beweiſen, in welchen vielmehr, was das Gebiet der Wahrnehmungen, Leidenſchaften, Triebe angeht, eine ſo unendliche Fülle von Mannigfaltigkeit zu finden iſt, wie bei keiner anderen Gattung. Etwas ganz verſchiedenes aber iſt es, wenn ſich das Göttliche nur durch eben dieſe Mannigfaltigkeit offenbart. Und um die Vergleichung mit dem erſten Standpunkte der Phantaſie zu Hülfe zu nehmen, erinnere dich, wie dort die göttliche Schönheit aus dem innerſten Weſen hervorging, und doch immer eine Geſtalt der Beſonderheit und Gegenwart annehmen mußte. Dort ſtand die Gottheit, obwohl etwas wirkliches, rein über der zeitlichen Welt und ſelbſt über der irdiſchen Schönheit. Im Humor aber iſt ihre Gegenwart und Beſonderheit die der wirklichen Welt ſelbſt, ſo wie bei den Alten, in der ſinnlichen Ausführung der Geſtalten, das Göttliche nichts anderes iſt, als der Begriff des einzelnen Dinges. Die Einheit aber und durchherrſchende Beziehung auf ein Gemeinſames in der neueren Kunſt macht eben, daß, grade um-

gekehrt, alle Wahrnehmung und Empfindung als das mannigfaltige wirkliche Leben deſſelben göttlichen Geiſtes erſcheint, nur daß dieſer Geiſt ſich ganz in ſie verloren und ins Unendliche ſich darin vereinzelt hat. Er wird alſo nur erkannt, als das Innere des allgemeinen Triebes, als das Weſen, welches allein den Trieb zum allgemeinen machen kann, und tritt eben deshalb nicht außer dieſem hervor, ſondern wird von ihm auf das mannigfaltigſte in allem Stoffe der Sinnlichkeit wahrgenommen und empfunden.

Daraus, ſprach Erwin, läßt ſich allerdings wohl jene Umkehrung erklären, wodurch im Humor das Allerzeitlichſte und Sinnlichſte oft die ganze Kraft und Bedeutung des Göttlichen erhält.

Oft, ſagt' ich, iſt dieſes die Aeußerung deſſen, was ich eben bezeichnete; daher auch unſer Friedrich Richter, der ſo wunderbar einſichtsvoll ſeine eigene Kunſt entfaltet hat, den Humor ein umgekehrtes Erhabenes oder auf das Unendliche angewandtes Endliches nennt. Dieſe Umkehrung indeſſen iſt auch nur ein Theil ſeiner Aeußerung, und könnte nicht vorgenommen werden, wenn nicht nothwendig in der Phantaſie ein Gebiet wäre, wo alles Endliche durch Gefühl zurückgeführt wird auf einen göttlichen Trieb, der aber, weil der Trieb überhaupt keine anderen als die mannigfaltig erſcheinenden Gegenſtände vor ſich hat, als gleichartig mit ſeinem endlichen Nahrungsſtoff erſcheint. Durch dieſen Trieb ſehn wir alſo zwar die zeitliche Welt ganz auf die gewöhnliche Art, aber zugleich aus einem ganz anderen Lichte, indem in ihn das Licht des Weſens und der Phantaſie übergegangen iſt, weshalb uns denn die Gegenſtände überall ganz bekannt und gewohnt, aber zugleich durchaus verſchoben, ſeltſam und ſchief gegen einander gerückt erſcheinen, wenn wir ſie nach dem Maaße der gemeinen Sinnlichkeit betrachten. Und weil wir gewohnt ſind, ſo etwas Eigenthümliches in der Welt des Einzelnen wieder der Eigenthümlichkeit eines einzelnen Grundes zuzuſchreiben, ſo ſchieben wir dies auf die Aeußerung einer beſchränkten und einſeitigen Perſönlichkeit, da wir doch umgekehrt

erkennen ſollten, daß es von dem Weſen aller Perſönlichkeit überhaupt herrührt, deſſen Licht ſich nur im Einzelnen auf ſo eigene Weiſe brechen muß. Was uns alſo zuerſt beim Humor auffällt, iſt eben dieſe unerſchöpfliche Vollſtändigkeit des Sinnlichen und ganz Gemeinen, wovon ich dir kein beſſeres Beiſpiel als Richters Blumenſtücke anführen kann, und die ſich aus dem Geſagten vollkommen erklärt.

Dieſe Eigenſchaft, fiel Erwin ein, iſt mir am Humor immer ſehr merkwürdig geweſen, und im Stillen dachte ich auch vorhin ſchon daran, als du von der ſinnlichen Ausführung in den Werken der Alten ſpracheſt. Denn kaum geht dieſe ſo weit in das Einzelne und Zeitliche hinein, wie der Humor, welcher die Erſcheinung oft ins Kleinſte, wie unter dem Vergrößerungsglaſe, ausarbeitet.

Hieran, ſagt' ich, kannſt du ſchon ſehn, wie unentbehrlich auch ihm das Bilden oder die Richtung nach außen iſt, und wie dieſe auch hier wieder einen feſten Grund und Boden abgiebt. Denn ohne die feine Ausarbeitung des ſinnlichen Stoffes ſchwebt der Trieb, der vollkommen angefüllt und gebunden ſeyn ſoll, unvollendet in der Luft, und wird ſo eine Beute der gemeinen Einbildungskraft, welche ſich beſtrebt, durch ihn allgemeine und leere Gedanken darzuſtellen. Dergleichen erleben wir auch zuweilen an Richter, wenn er zu erhaben philoſophirt oder ſchwärmt, und eben dadurch ganz in das Unbeſtimmte und Grundloſe geräth.

Erlaube mir, ſprach jener darauf, noch eins zu bemerken, was ich ſonſt wieder vergeſſen möchte. Mich dünkt, hier ſtehn ſich die Aeußerſten recht ſcharf gegenüber. Da nämlich, wo in der alten Kunſt das Bilden anfängt, bei dem Hervorbringen göttlicher Geſtalten, zeigte ſich das Nachſinnen der Phantaſie am meiſten, in der neueren aber tritt da, wo das Wirkliche auf den Gedanken zurückgeführt wird, am ſchärfſten die Ausbildung des Einzelnen hervor. Sage mir, ob ich dieſen Gegenſatz richtig aufgefaßt habe.

Ganz recht, erwiedert’ ich; aber etwas vorgegriffen haſt du auch in eine Vergleichung, die wir eigentlich erſt nachher anſtellen können. Indeſſen wollen wir dabei doch bemerken, daß gerade dieſe Ausführung des Einzelnen auch die völlige Verflüchtigung und Auflöſung deſſelben herbeiführt. Denn nichts hält ſich darin als Ganzes zuſammen, obwohl alles nur aus dem Standpunkte der Idee gedacht iſt. Darin liegt das, was auch Richter ſo wahrhaft bemerkt und ausführt, daß im Humor die Abſicht der Darſtellung nie auf das Einzelne allein gerichtet ſein muß, welches ſich eben durch ſeine Ausführung in das Nichts auflöst, ſondern immer auf das Ganze und Allgemeine. Wenn er aber hinzufügt, nicht der Einzelne werde lächerlich gemacht, ſondern das geſammte Endliche, ſo iſt dieſer Ausdruck offenbar zu beſchränkt. Denn vom Lächerlichen allein kann hier nicht die Rede ſeyn, vielmehr von einem Zuſtande, wo Lächerliches und Tragiſches noch ungeſchieden in einander gewickelt liegen. Das Göttliche, das ſich ganz in den Kreis des Irdiſchen herabbegeben hat, kann dieſem alſo auch nicht ſo entgegengeſetzt werden, daß eine rein tragiſche Wirkung daraus hervorginge. Was aber das Gemeine betrifft, welches der Urſprung des Lächerlichen iſt, ſo beſteht eben jene Ausführung des Einzelnen darin, daß alles, auch das Edelſte und Höchſte ſich damit vermiſchen, ja in daſſelbe verwandeln muß, ſo daß auch hier der Gegenſatz des Gemeinen und Schönen nie rein aufzufaſſen iſt. Alles iſt alſo im Humor in Einem Fluſſe, und überall geht das Entgegengeſetzte, wie in der Welt der gemeinen Erſcheinung in einander über. Nichts iſt lächerlich und komiſch darin, das nicht mit einer Miſchung von Würde oder Anregung zur Wehmuth verſetzt wäre; nichts erhaben und tragiſch, das nicht durch ſeine zeitliche und ſelbſt gemeine Geſtaltung in das Bedeutungsloſe oder Lächerliche fiele. So wird alles gleich an Werth und Unwerth, und es iſt keineswegs bloß das Endliche, wie Richter meint, ſondern zugleich die Idee ſelbſt, was ſo dargeſtellt wird.

Aber das iſt ja etwas ſchreckliches, ſprach Erwin, daß der Humor alles, und auch die Idee zunichte machen ſoll.

Darum, ſagt' ich, äußert er ſich oft auf eine krankhafte Art; und doch iſt er auch wieder das, was in der neueren Welt die ſinnliche Kunſt am meiſten, ja faſt allein davor ſchützt, in bloße gemeine Schmeichelei für die Sinne auszuarten. Was aber jene allgemeine Vernichtung betrifft, ſo wird dieſer Anſtoß erſtlich ſchon dadurch gehoben, daß die wirkliche Welt doch in allen ihren Einzelheiten mit Luſt und Liebe dargeſtellt werden und alſo in einem gewiſſen Sinn auch wieder beſtehn muß; noch mehr aber ſchützt uns die Idee, welche unvergänglich und unzerſtörbar iſt, und aus dieſem Verſinken in das Zeitliche wie ein Phönix ſich wieder emporhebt als eine geläuterte und reine Sehnſucht. Denn in den Trieb, Erwin, war doch alles übergegangen, und wenn dieſer nun in dem Nichtigen ſich ſelbſt vernichtet hat, ſo bleibt er nichtsdeſtoweniger der allgemeine und vollkommene Trieb, dem nach dieſer Reinigung nur noch das Ewige ſelbſt zum Gegenſtande übrig iſt, welches aber freilich nun auch, da es in der ſinnlichen Welt keine beſtimmte Geſtalt als Göttliches mehr annehmen kann, ſich ganz in dieſen Trieb verwandelt und ſich nur durch ihn bekundet. Wenn alſo auch nach jenem allgemeinen Untergange eine Leere übrig bleibt, ſo iſt es doch die Leere des reinen blauen Himmels, durch welche ſich der Trieb zum Göttlichen aufſchwingt, ſich wohl bewußt, als ein göttlicher ſein Gelingen ſchon ſelbſt in ſich zu tragen. Hiemit wäre wohl, mein Erwin, ziemlich vollſtändig alles geſagt, was für unſeren Zweck zur Beurtheilung des Humors und des ganzen ſinnlichen Standpunktes der Kunſt dienen kann.

Hormayr.

Vom letzten Römer bis zum neuen Rom.

Panorama.

(1832.)

Vom britanniſchen Wall bis an der Parther unſtäte Marken, vom Sandmeere Nubiens bis ins bataviſche Marſchland, Herrin der Erde, — Herrin unzähliger prunkvoller Städte und blühender Landſchaften, Herrin unzähliger Völker, die der angebornen Kraft römiſche und helleniſche Bildung, alle Götter und alle Genüſſe vom alten Tyrus und Sidon, wie von den Obſt- und Weinhügeln Ciliciens und des Pontus, und aus Aphroditens goldnem Haus in Heliopolis geſellten, — noch unter Aurelian, Probus und Diocletian, Herrin des Sieges, zerfiel das — „ewig“ genannte Rom in ſich ſelbſt. — Ohne Gleichartigkeit und Gleichgewicht, daher ohne Ruhe, ebenſo im verzehrenden Wechſelfieber der Republik, wie im Starrkrampfe willkührlicher Alleinherrſchaft, in den gräuelvollen Zuckungen des Ueberganges und in den blutigen Thronverſteigerungen zügelloſer Prätorianer oder erkaufter Barbaren, war die Wunderessenz der alten Tugend verflüchtiget. — Schätze und Lüſte, Pracht und Witz, und nach öfteren Niederlagen auch wieder Triumphe, täuſchten nur über das unrettbare Verderben. — So lügt in den Kronen und Zweigen alternder Bäume ein üppig ſchwellendes Grün Kraft und Friſche, während der gewaltige Stamm längſt dem Ungeziefer und Moder verfallen iſt.

Zwölf Jahrhunderte waren ſeit Romulus, es war ein halbes Jahrtauſend ſeit dem Untergange der „letzten Römer" bei Philippi, aber noch kein halbes Jahrtauſend verfloſſen, ſeit aus dem verachteten Galiläa der geſunkenen Menſchheit Wiedergeburt ausgegangen war — und das welterſchütternde römiſche Weſtreich zerrann, gleich einem wäſſerichten Luftgebild, immer bläſſer, immer matter, verſchwand plötzlich, ohne Schlacht, ja ohne Gegenwehr, auch in einem Romulus, aber in einem bildſchönen, zitternden Knaben. — War der Stoß der Völkerwanderung ſo unwiderſtehlich? oder war die innere Fäulniß ſo weit gediehen? Das Erſte war, weil das Letztere. — Wohl wirbelt die Windsbraut der Aſche Funken zur verwüſtenden Feuersbrunſt auf. Aber wie der Muth den Sieg und hinwieder der Sieg den Muth einander wechſelsweiſe gebären, ſo erzeugt die Flamme ſelber den Sturm, der ihr Fernes und Großes erreichen hilft, wenn ihrem Grimm das Nächſte gewichen iſt.

Seit Theodoſius das Reich zwiſchen Arkadius und Honorius getheilt, war wenig über ein Jahrzehend vorüber und Rom durch Alarich geplündert. Seine Weſtgothen, die Sueven, die Vandalen, überſchwemmen Südfrankreich und Hiſpanien, das edle Vermächtniß der Scipionen. — Das Römerreich in Afrika zerſtört Genſerich. Hengiſt und Horſa führen die Angelſachſen in Britannien. In Dacien erſteht das Reich der Gepiden, die Oſtgothen neben und vor ihnen in Pannonien, — vom Rhein bis über die Rhone hinaus, die Burgunder. — Genſerich, der Weſtgothen Rache und des Abendlandes Vereinigung fürchtend, ruft die Geiſel Gottes mit ihren Hunnen. König Etzel ſchreckt zugleich Conſtantinopel und Rom, bei Chalons ſein Ziel, bald darauf im Brautbette den Tod findend. — An unſerer Donau ein Hin- und Herwogen wilder, über einander erſchreckender Völker, auf dem Gerippe der mit Bollwerken ohne Männer beſäeten Reichsgränze. Kühnes Abentheuern der Rügen und der Turcilingen, der Heruler, der Schyren, denen vielleicht unſere Schyren, gewiſſer aber die Welfen entſtammen. — Aus

Severins, des noriſchen Apoſtels, enger Klauſe, unvermögend in derſelben aufrecht zu ſtehen, aber noch höher durch die Weiſſagung künftiger Größe, zog der rieſige Odoaker nach dem ſchimmernden Kaiſerpalaſt. — Nur ein Jahrhundert, und vom ſineſiſchen Gränzwall bis an die Weſtküſte der pyrenäiſchen Halbinſel, iſt Alles anders und Alles iſt neu, — unter entſetzlichen Wehen.

Und wieder nur ein Jahrhundert — und nochmals eine völlig neue Welt. — Odoaker fällt vor dem großen Dietrich von Bern, — Gallien bei Soiſſons, die Alemannen bei Zülpich vor dem Jüngling Chlodowig. Sein Geſchlecht ſchon in den erſten Jahrzehenden verderbt, verfault, durch Theilung verblutend, mit ſich ſelber in grauſamer Fehde. — Wo einſt Schyren, Heruler und Rügen, da taucht jetzt der alterthümliche Name der Bajoarier auf. Die Blutrache Siegreichs, des geliebten Enkels jenes großen Dietrich, ſtürzt das Reich der Burgunder durch die Söhne Chlodowigs. Ebendenſelben fällt Thüringen. Die Blutrache für Gilimers Unthat ſtürzt durch Beliſar das Reich Genſerichs, welcher Rom und Carthago bezwang. — Amalaſuntha's, der Tochter Dietrichs Blutrache, ſtürzte das Reich der Oſtgothen durch Beliſar und Narſes. Jenes der Gepiden bricht Alboin. Ihm verräth alsdann der beleidigte Narſes Italien. — Die, ſo ihre Beute zuerſt in eine, der Barbarei der Eroberer und der Eroberten zuſagende Rechtsform gebracht, in eine Rechtsform, die gar bald auf alle gewonnenen Römerlande, ja ſelbſt auf das unbezwungene Stammland überging, eine Form, wider die jetzo von allen Seiten erbitterter Meinungskampf glüht — das waren Alboins Longobarden.

Und wieder nicht mehr als ein Jahrhundert, und eine dritte, ganz neue Welt, — dießmal nicht von einer Fluth raubdürſtender Völker und gewaltiger Könige, ſondern aus lautloſer, brennender Wüſte, — durch einen einzigen Mann. — Sein Erbe beſtand in fünf Kameelen und in einer Sklavin, und von ſeiner Flucht wird länger gezählt, als von den glänzendſten Siegen. — So ſprach der Sohn Abdallah's, der Prophet

Mohammed: — „Wer Niemanden ſcheut, als den einzigen Gott, und Nichts will, als Eines, das Größte, das Nöthigſte, dem gelingt es. — Heftet euch nicht an eure Scholle, ihr Gläubigen, noch minder an die Ausflüchte der Trägheit, nicht an die Kunſtgriffe mit Acker und Vieh, mit Handel und Wandel. — Der Krieg wird grünen, ſo lange vom Himmel Waſſer rinnt. Eine Nacht vor dem Feinde iſt beſſer, als mönchiſches Selbſtpeinigen, beſſer als tauſend Wallfahrten, beſſer als ſiebenzig Jahre Gebet. Du mußt feſthalten, Mann, an dem Hals deines Roſſes bis in den Tod. — Die Widerſpenſtigen, zu Hauſe ſitzend, lachen und ſagen: Wer wird denn ausziehen in dieſer Hitze? — Aber die Verzweiflung im hölliſchen Feuer brennt noch heißer. — Drei Spielen ſchauen die Engel ſelber mit Freuden zu: dem Minneſpiel von Mann und Weib, dem Pfeileſchießen, dem Tummeln der Roſſe. — Es ſind nur zweierlei Menſchen, die Sechzehn mit mir — und die Welt wider uns. — Wahrlich, wahrlich, ſage ich euch: Mein Volk wird herrſchen vom Aufgang zum Niedergang! Das Reich des Islam iſt mein. Das Reich der Perſer in Choraſan und Irak iſt auch mein, und jenes der Römer in Syrien und das der Kopten am Nil!“ — und eine Handvoll Gläubiger warf vom Tigris und Euphrat bis an das mittelländiſche Meer Alles vor ſich nieder. — Aegypten ging dem Kaiſerthum verloren. — Der Nachfolger der Sapors, der Chosru's, die eines Kaiſers Rücken als Steigbügel gebraucht, die das heilige Kreuz entführt, die kriegskundigſten Römer ſo oft gedemüthigt hatten, erlag den Arabern. — Bei Xeres fiel gegen Tarif und Muſa in König Rodrigo das Reich der Weſtgothen. Von einem Meere zum andern, über die Pyrenäen, über die Rhone, an der Loire, war gegen die Standarte des Propheten vergeblicher Widerſtand. — Im Paradieſe von Damaskus vernahm der Chalife Sieg in Spanien, Sieg im tiefen Afrika und in Oſtindien Sieg! — Der ſtatt der merovingiſchen Kinder und Schwächlinge herrſchende Majordom, Carl der Hammer, ein Baſtard, aber

ein Held, rettete das ſchwerbedrängte chriſtliche Europa zwiſchen Tours und Poitiers in dem lange zweifelhaften Kampf, in welchem der hiſpaniſche Statthalter Abderrahman den Sieg und das Leben verlor. — Im Hirtenleben und Roſſebändigen abgehärtet, von der brennenden Sonne und von der Einſamkeit durchglüht, von mährchenhaft ſtrahlenden Erfolgen in fataliſtiſcher Zuverſicht zu noch unglaublichern befeuert, fiel der ſchönſte, der wärmſte, der fruchtbarſte Theil der Erde den muhamedaniſchen Gläubigen zu. — Handel, Wiſſen und Kunſt war bei ihnen in Flor. Noch huldigt dem Koran faſt ein Dritttheil der Erde. — Die hingegen, denen das heidniſche Zeichen der höchſten Schmach ein heiliges Zeichen der höchſten Ehre geworden, die tapfern Vertheidiger des Kreuzes, waren arm und wild, ihre Heimath rauh und kalt, und ſie ſelber waren nur durch eine Ewigkeit voll Schrecken zu bändigen, um nicht alle zeitlichen Schrecken ringsum zerſtörend auszubreiten.

Allerdings hat jener Enkel Carls des Hammers, der große Carl die Pforten unſteter heidniſcher Barbarei zugeworfen. — Boden, Glauben und Nationalität gegen ihre Wiederkehr beſchirmend, hat Er den Wunſch und die Noth ſeiner Zeit verſtanden. Aber darin hat Carln das Gefühl ſeiner ungeheuern und doch mit dem letzten Athemzuge verhauchten Kraft getäuſcht, daß Er, deſſen Wiege an unſerm Würmſee, deſſen Sprache, Tracht und Thun vorzugsweiſe deutſch war, dennoch das Undeutſche jener Ausdehnung nicht gefühlt, die er dem, aus dem heidniſchen Alterthum entlehnten Kaiſerthume gab, daß er das Beſtehende, durch die Neigung und Sehnſucht der Völker Geheiligte, nach dem vermeintlichen Bedürfniſſe des Augenblickes, gleich Steinen des Schachbrettes, hin und herzog, die Nationen zu bloßen Faktoren einer ihnen fremden, ja feindſeligen Rechnung entwürdigte und dadurch ſein Haus in unverſöhnlichen Widerſpruch ſtellte mit alle den beſondern Volksthümlichkeiten. — So ward denn auch mit ſeinem Tode ſchmach-

volle Verwirrung: Söhne gegen den Vater, Brüder gegen Brüder, Kinder, Schwächlinge, aberwitzige, verlaſſene Bettler, verſchmachtende Gefangene, das ſind die letzten Carlowingen -- und in die empörenden Laſter und Gewaltthaten, in die endloſen Zwiſte der Großen, in das rath- und muthloſe Elend des unterdrückten Volkes brechen von allen Seiten, auf windſchnellen Roſſen oder Schiffen, raubluſtige Schaaren und tollkühne Seeräuber herein und die Enkel jener beiden Carle, des Martells und des Großen (auch Carle, aber der kahle, der dicke, der einfältige), müſſen kurze Waffenruhe von ihnen erkaufen, mit Gold, mit Land, mit den eigenen Töchtern! — Araber und Magyaren begegnen ſich im untern Italien, in Burgund. — Vor Harald Schönhaars Alleinherrſchaft fliehen viele freiheitsſtolze Recken auf die nahen Eilande, plündern die ganze Weſtküſte Europa's, ängſtigen Paris, ſtreifen bis gegen den Main herauf, ſchiffen durch die Meerenge, nehmen das reiche Piſa, meinen in Rom zu ſeyn, indem ſie Luna erſteigen, — Andere ziehen durch unermeſſene Wüſten, vor hundert unbekannten Völkern vorbei, gen Byzanz. Ihr Rurik wird der erſte Czaar, ihr Rollo Herr der Normandie, Ahnherr unzähliger Könige. Sein Urenkel Wilhelm erobert England, Robert Guiscard gründet den Thron beider Sicilien. — In Wahrheit ein reicher Kranz von Epopöen! Er gehört den Normannen. Das iſt das Volk, das die Völkerwanderungen ſchloß, um eine neue zu beginnen, — die Kreuzzüge.

Gegen ſolche Schreckniſſe bedurfte die von Oſten, Weſt und Süden bedrängte Chriſtenheit und Freiheit eines gemeinſamen Bundes. — Carl, der Franken und Longobarden König, Patrizier von Rom, — meinte ein ſolches gegeben zu haben, in dem Kaiſer. — Daſſelbe Band hatte der große Otto mächtig erneuert, aber Keiner die erhabene Stelle mit weniger Aufſehen und unwiderſtehlicherem Nachdruck in's Leben gerufen, als der andere Salier, der ſchwarze Heinrich. — Deutſchland und Italien gehorchten ungerne, dieſes jenem, Beide den Kaiſern. —

Aber, wo unten nicht Glaube noch Vertrauen nach oben mehr keimt, da gebricht es der ſchönſten Krone an den ernährenden Wurzeln. — Wo alles Irdiſche trügeriſch gleiſſet, wenden ſich einfache, kräftige Seelen, ſchmerzlich getäuſcht, dem Ueberirdiſchen zu; — ſo die biederſten Deutſchen, müde der hinterliſtigen oder gewaltthätigen Staatskünſtelei der Kaiſer, zum Pabſt. — Was nur auf Gewalt ſich gründet, erliegt wieder der erſten überlegenen Gewalt. Dieſer arme Leib iſt bald ertödtet, unvergänglich aber iſt, was im Geiſte ruht. — Wo iſt denn die algebraiſche Formel für die Expanſionskraft des Herzens? Wo die chineſiſche Mauer wider die Begeiſterung? — Mögen diejenigen, die den Regenbogen ausgleichender Verſöhnung mit Wurfgeſchütz zu zerſtören — die das (von den doktrinären und radikalen Sternſchnuppen des Moments weit verſchiedene) ernſte Nordlicht der öffentlichen Meinung auf den Bajonetten anzuſpießen wähnen, mögen ſie — (für die es freilich keine Geſchichte gibt), mögen ſie hinſchauen auf das in wenigen Jahren vollbrachte Werk eines alten, gebrechlichen, verfolgten, verjagten, im Elend verſtorbenen Prieſters. — Aus dem Auftrage: „die Lämmer und Schaafe zu weiden“, aus der Vollmacht: „für Himmel und Erde zu binden und zu löſen“, aus der Zuverſicht, die Pforten der Hölle würden den Felſen Petri niemals bewältigen, ſetzt Gregor, etwa nicht einen „Staat im Staate“, ſondern alle Staaten in die Kirche; ſtatt aller irdiſchen Herrſchaft, eine Herrſchaft Gottes durch ſeinen ſichtbaren Stellvertreter, den Schiedsrichter und König der Könige. — Ungarn, Spanien, Neapel, Corſika, Sardinien, gelten ihm aus den ſeltſamſten Anläſſen als unmittelbare Lehen des heiligen Stuhles; Norwegen ſoll in Rom ſeine Prieſter bilden, Schweden ſoll dort ſeine Biſchöfe erproben, der Czaar ſeinen Stuhl dem flüchtigen Dmitrj räumen, der polniſche Boleslav ihm ſeine Schätze wiedererſtatten, Arragon und Caſtilien ſich keiner andern als der römiſchen Liturgie, Böhmen im Gottesdienſt ſich nimmer der Mutterſprache bedienen, die Griechen ſollen in den Schooß

der abendländiſchen Kirche zurückkehren, Miſſionen und Hirtenbriefe neuen Boden über den Islam, wie über das Heidenthum erobern. — Das alte Rom ſah auf dem Capitol nie einen glänzendern Triumph, als jetzt das neue zu Canoſſa. — Ein Rieſe im Ergreifen ſeiner Zeit, an Willenskraft ein Held, in der Verlaſſenheit um ſo kühner, in der Noth um ſo unbeugſamer, der Natur und den Menſchen trutzend, nie verlegen in der Wahl ſeiner Mittel, und von ſolch allgegenwärtiger, allüberblickender Thätigkeit, daß ſeine milderen Freunde ihn nur: „ihren heiligen Satan“ benannten, machte Gregor aus dem geſammten Clerus eine einzige Familie, durchdrang Alle mit einem Gefühl und mit einem Gedanken: die Niedrigen zu erhöhen und die Hohen zu erniedrigen. — Dieſes Sinnes gebot er den eheloſen Stand und verbot alles Trachten nach geiſtlicher Macht aus weltlicher Hand und durch weltliche Mittel, die Simonie, jene wucherndſte Schlingpflanze der damaligen Höfe, und die Inveſtitur oder die Belehnung und Einſetzung mit Ring und Stab.

Nichts weniger als Allem galt der Kampf: — ein Kampf auf Leben und Tod. — Die unaufhörlich mit Zerbröckelung aller Volksthümlichkeiten, mit Zerbröckelung der alten Freiheit, der alten Wahlrechte, der erbberechtigten Urgeſchlechter, mit lauter Theilen und Zerreißen beſchäftigte Politik der Kaiſer war nun in der eigenen Schlinge. — Sie hatten zur Abſchwächung der alten, großen Nationalherzogthümer, die geiſtliche Macht als die vielſeitigſte, als die unverdächtigſte gebraucht — und nun war urplötzlich die zweiſchneidige Waffe aus ihrer Hand hinübergeriſſen in die Hand eines Gegners, dem nicht einmal jenſeits des Grabes zu entrinnen war.

Achim von Arnim.

Von Volksliedern.

(1806.)

Wo ich zuerſt die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geſchrey. Da ſah ich aus meinem Fenſter, durch die Bäume, Hofgeſinde und Dorfleute, wie ſie einander zuſangen:

Auf, auf, ihr Brüder und ſeyd ſtark!
Der Abſchiedstag iſt da,
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heiſſe Afrika.

Sie brachen ab und auf zu ihren Regimentern, zum Kriege. Damals klang manches nach, was mir ſo in die Ohren gefallen, alles reizte mich höher, was ich von Leuten ſingen hörte, die nicht Sänger waren, zu den Bergleuten hinunter bis zum Schornſteinfeger hinauf. Später ſah ich den Grund ein, daß in dieſen ſchon erfüllt, wonach jene vergebens ſtreben, auf daß ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchſte Preis des Dichters wie des Muſikers, ein Preis, der nicht immer jedem Verdienſte zufällt (wie manche Blume wird zertreten, aber das friſche Wieſengras bringt tauſend), aber auf lange Zeit gar nicht erſchlichen werden kann, ſo daß jedes hundertjährige Lied des Volkes entweder im Sinn oder in Melodie, gewöhnlich in beyden, tauget. —

Und als ich dieſes feſte Fundament noch unter den Wellen,

die alten Straßen und Plätze der. verſunkenen Stadt noch durchſchimmern ſah, da hörte ich auf, mich über die großentheils mislungenen Verſuche vieler Dichter und Muſiker, beſonders des Theaterweſens, zu ärgern. Vielleicht würde einmal das Vortreffliche ſonſt gar nicht entſtehen, gar nicht verſtanden werden! Wo etwas lebt, da dringt es doch zum Ganzen, das eine iſt Blüte das andre Blat, das dritte ſeine ſchmierige Wurzelfaſern, alle drey müſſen vorhanden ſeyn, auch die ſaubern Früchtchen, die abfallen. Störend und ſchlecht iſt nur das Verkehrte in ſich, der Baum mit der Krone eingepflanzt; er muß eine neue Krone, eine neue Wurzel treiben, oder er bleibt ein dürrer Stab. Dieſer Art von wahrer Störung iſt die Beſchränkung aller Theatererſcheinungen in Klaſſen und für Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft, die entweder ganz unfähig der Poeſie, oder unbeſtimmt in ihrem Geſchmacke geworden. Beſchränkung iſt aber das Tugendprincip der Schwachheit; das Allgemeine verdammet ſie, darum kann das Ueberſchwengliche nie von ihr gefordert werden. Der Einfluß davon iſt unbegrenzt, denn indem die Schauſpieler das Gemeine vornehm machen wollen, machen ſie das Ungemeine auch nichts weiter als vornehm (ſie laſſen Müller und Schornſteinfeger ſich an einander abreiben). So ſuchen nun die Künſtler aller Art, um in gleichen Verhältniſſen zu leben, wie ſie dieſelben gewöhnlich darſtellen, da ihren Lohn, wo ſie ſelten hingehören und nimmermehr hineinpaſſen ſollten, wo es der Zweck des ganzen mühevollen Lebens iſt, ſich ſo leiſe wie möglich neben einander wegzuſchieben; ſie denken nicht, daß die beſten Steinſchneider Sklaven, die beſten altdeutſchen Mahler zünftig waren. Daher das Abarbeiten ihrer edelſten Kraft an Formen des Anſtandes, die ihnen ſich ſelbſt geben, wenn ſie wirklich etwas Würdiges geben: Daher das Bemühen der Kunſtſänger, zu ſingen wie Vornehme gern reden möchten, ganz dialektlos, das heißt, ſie wollen ſingen ohne zu klingen, ſie möchten blaſen auf einem Saiteninſtrumente. O ihr lebendigen Aeolsharfen, wenn ihr nur ſanft wäret; und wenn ihr ſanft wäret, o hättet

ihr doch Ton. Dem geſchickten Künſtler ſind die Dialekte Tonarten, er vernachläßigt keine, wenn er gleich nur in Einer ſich ſelbſt vorgezeichnet finden kann. Das heutige Theater treibt ſie aus einander nach Süden und Norden, Oſten uud Weſten, keiner kann ſich fügen dem Fremden, da doch alle einander in Volksliedern begegnen, wie Luſtkähne, die, eben erſt vom gemeinſchaftlichen Geſpräche im Dunkeln auseinander treibend, bald wieder zuſammenkommen, ſich gleich wieder verſtehen durch Aneignen und Weiterſtreben, wenn auch in jedem das Geſpräch ſich anders gewendet. — Hinter dem vornehmen Anſtande, hinter der vornehmen Sprache verſteckt, ſcheiden ſie ſich von dem Theile des Volks, der allein noch die Gewalt der Begeiſterung ganz und unbeſchränkt ertragen kann, ohne ſich zu entladen, in Nullheit oder Tollheit. Unſre heutige Theater- und Konzert-Theilnehmer, wie würden ſie auseinander ſpringen, bey wahrer reiner Kunſthöhe, ſie würden umſinken in der reinen Bergluft, oder fühllos erſtarren. — Mit großer Bravur können wohl dieſe vortrefflichen Kunſtſänger ihren Kram ausſchreien und ausſtöhnen, man verſuche ſie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unächte; laßt ſie auch nicht mit einander reden, ſie ſingen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los. Entweder haben ihre Sangſtücke ſo unbedeutenden Charakter, daß er gar nicht verfehlt werden kann, oder wenn wir zum rechten Verſtande davon kämen, wir würden ſie hinunter jagen von ihren Brettern, und uns lieber ſelbſt hinſtellen, zu ſingen, was uns einfiele und allen wohlgefiele, Ball ſchlagen, ringen, ſpringen und trinken auf ihre Geſundheit. — Wollt ihr Sänger uns mit der Inſtrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängſtigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes phyſikaliſches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Inſtrumenten ſteht, die alle einen höheren, helleren, dauerndern, wechſelndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchſten Lebens oder das höchſte Leben ſelbſt, Sinn und Wort, vom Ton menſchlich getragen, auch einzig nur

aus dem Munde des Menſchen ſich offenbaren könne. Verſteckt euch eben ſo wenig hinter welſchen Liedern! Dem einheimiſchen Gefühl entzogen, ſeyd ihr dem Fremden nur abgeſchmackt. Nein, es iſt kein Vorurtheil der Italiäner, daß jenſeit der Alpen nicht mehr Italiäniſch geſungen werde, daß ſelbſt nationale Sänger ihren reinen italiäniſchen Geſang in der Fremde verlieren! Denkt auch daran, daß es gar nichts ſagt, fremde Sprachen melodiſcher zu nennen, als daß ihr unfähig ſeyd und unwürdig der euern.

— — — — — — — — —

Es iſt mir wohl begegnet im Herbſte, wenn ſchon alles faſt ſtill und abgefallen, einen dichten krauſen Baum mit ſich=umrungenen Aeſten, von Staaren wie durchdrungen, klingen und gleichſam auffliegen zu ſehen. So ſangen mir deutſche Handwerker lüftend ins Herz bey dumpfer Nachtluft holländiſcher Kanäle, ein kleines Segel flatterte von ihrem Geſange, an bunten Bändern ſchien das Schiff ſchneller fortgezogen. Wer hat ſo etwas nicht öfter erlebt und ſey es auch nur im Traume? So hörte ich auch über die Londonbrücke Hannöverſche Flüchtlinge: ein freyes Leben — hinſingen. Als ich mit Sehnſucht nach meinem Vaterlande den Waſſerſpiegel hinabſah, da ſchien mir auch jener Boden befreundet mit ſeiner zornigen rothen Abendſonne. — Noch nicht ganz erdrückt von der ernſthaften Dummheit, die ihr ihm aufgebürdet, lebt noch das fröhliche geſangreiche Symbol des werkthätigen Lebens, die Freimaurerey. Noch ſtehen mitten inne als Künſtler und Erfinder der neuen Welt die herrlichen Studenten; ſie heften die höchſten Blüthen ihrer friſchen Jahre ſich an den bezeichnenden Hut und laſſen die farbigen Blätter hinwehen weit über Berg und Thal und in die Waſſer. — Auch die Bänke der rauchenden Wachſtuben werden nicht immer von den Muſen gemieden, und wenn ſie auch zuweilen nicht hinein können, ſo ſehen ſie doch nach ihrem Lieblingsſitz durch die Fenſter, wenn die überwachte Schildwache Nachts ein ſchauerliches Anſchlagen der Gewehre hört: ſie ſpielen mit den blanken, ſchnellfertigen, lebendigen Gewehren. Es wird eine Zeit kommen,

wo die drückende langweilige Waffenübung, allen die höchſte Luſt und Ehre, das erſte der öffentlichen Spiele, höchſte Kraft und Zierlichkeit zu einem Tanze verbunden ausdrücket. Für jede Thätigkeit giebt es einen Preis: wer dieſen kennt, hat jene. Wer hat es erlebt, was den Schwindelnden auf glattem Stege hält? unter ihm brauſet der Strom, Felſen und Bäume drehen ſich über ihm, — ein mächtiger Marſch hält ihn, fällt er ihm zur rechten Zeit ein, und aller Schwindel verſchwindet, wie die Tritte hinter ſeinem Rücken. So begreift man Taillefers Geſang, der, in jener berühmten Schlacht bei Haſtings, England für Wilhelm eroberte, indem er die unerſchütterliche Ordnung der Sachſen durchſchrie. So mag auch wohl die Macht der runiſchen Verſe geweſen ſeyn. Wir begreifen nun leicht, wie unſere gebildetere Zeiten bey der Vernachläßigung des ärmeren Lebens (denn das ſind die unteren Klaſſen jetzt) ſo viele leere Kriegslieder entſtehen ſahen, während jeder der früheren deutſchen Kriege in dem gemeinſamen Mitwirken Aller zu großer That herrliche Geſänge hervorrief. Wer hat es je vor- oder nachgedichtet, was Zinkgref aus aller braven Landsknechte Mund im öden dreiſſigjährigen Kriege, lehrend uns zu Gemüthe führt:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn, mein Kriegsgenoſſe,
Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdroſſen
Fürs Vaterland auffsez, von dem du frey es auch
Zuvor empfangen haſt, das iſt der Deutſchen Brauch.
Dein Herz und Auge laß mit Eifers Flamme brennen,
Kein menſchliche Gewalt wird dich vom andern trennen.
Es weht von deinem Haupt die Fahne bald hinweg,
Der Jugend Uebermuth, der Unordnung erweckt.

Kannſt du nicht fechten mehr, du kannſt mit deiner Stimme —
Kannſt du nicht rufen mehr, mit deiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thun in deinem Heldenmuth,
Nur wünſchend, daß du theur verkaufen mögſt dein Blut.
Im Feuer ſey bedacht, wie du das Lob erwerbeſt,
Daß du in männlicher Poſtur und Stellung ſterbeſt,

An deinem Ort beſtehſt feſt mit den Füßen dein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beyde Leſzen ein.

Daß deine Wunden ſich lobwürdig all befinden,
Da vorne auf der Bruſt, und keine nicht dahinten,
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewundernd zier,
Dein Vater im Geſicht dein ernſtes Leben ſpür.
Mein Sohn, wer Tyrannei=geübriget will leben,
Muß ſeines Lebens ſich freiwillig vor begeben,
Wer nur des Tods begehrt, wer nur friſch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Ja wir fühlen es, wie die Sprache unter dem gewaltigen Triebe in ſolchen Punkten [?] ſich weitet, wir ſehen dagegen die ruhige ſinkende Erde aſiatiſcher Steppen in der ſtillen Verſteinerung (Steinfermentation) allmählig allem lebenden Eindrucke ſich verſchließen. Jene Freiheit alter Sprache, die Starrheit der heutigen, ſie ſagen mehr, als ich ſagen mag. Doch dieſes, wie ſo manches andere wunderbare Lied iſt aus den Ohren des Volkes verklungen, den Gelehrten allein übrig blieben, die es nicht verſtehen, alle Volksbücher ſind ſo fortdauernd blos von unwiſſenden Speculanten beſorgt, von Regierungen willkührlich leichtſinnig beſchränkt und verboten, daß es faſt nur ein Zufall oder ein hohes Schickſal iſt, wie uns ſo manches Wunderſchöne in dieſen Tagen angemahnt hat, zu fühlen und zu wiſſen, zu ahnden, zu träumen was Volkslied iſt und wieder werden kann: das Höchſte und das Einzige zugleich durch Stadt und Land. Aber in den Gelehrten, wie ſie vom Volke vergeſſen ſind, ſo liegt gegenſeitig in ihnen der Verfall des Volks, das tiefere Sinken der Gemüther, die Unfähigkeit mit eigenwilliger froher Ergebenheit zu dienen und mit unbeſorgtem allgemeinen Willen zu befehlen, ja bis zur Unfähigkeit des Vergnügens, was die tiefſte Entartung andeutet, die faſt aufgegebene Freiheit des Lebens. — Die Gelehrten indeſſen verfaſſen ſich über einer eigenen vornehmen Sprache, die auf lange Zeit alles Hohe und Herrliche

vom Volke trennte, die ſie endlich doch entweder wieder vernichten oder allgemein machen müſſen, wenn ſie einſehen, daß ihr Treiben aller echten Bildung entgegen iſt: die Sprache als etwas Beſtehendes für ſich auszubilden, da ſie doch nothwendig ewig flüſſig ſeyn muß, dem Gedanken ſich zu fügen, der ſich in ihr offenbart und ausgießt, denn ſo und nur ſo allein wird ihr täglich [Neues] angeboren, ganz ohne künſtliche Beihülfe. Nur wegen dieſer Sprachtrennung, in dieſer Nichtachtung des beſſeren poetiſchen Theiles vom Volke, mangelt dem neueren Deutſchlande großentheils Volkspoeſie; nur wo es ungelehrter wird, wenigſtens überwiegender in beſondrer Bildung über der allgemeinen durch Bücher, da entſteht manches Volkslied, das ungedruckt und ungeſchrieben zu uns durch die Lüfte dringt, wie eine weiſſe Krähe: wer auch gefeſſelt vom Geſchäfte, dem läßt ſie doch den Ring niederfallen des erſten Bundes. Mit wehmüthiger Freude überkommt uns das alte reine Gefühl des Lebens, von dem wir nicht wiſſen, wo es gelebt, wie es gelebt; was wir der Kindheit gern zuſchreiben möchten, was aber früher als Kindheit zu ſeyn ſcheint und alles, was an uns iſt, bindet und löst zu einer Einheit der Freude. Es iſt, als hätten wir lange nach der Muſik etwas geſucht und fänden endlich die Muſik, die uns ſuchte! —*

* Die Vorrede zum Wunderhorn, aus der dieſes Bruchſtück entlehnt iſt, ſcheint vom Setzer jämmerlich mißhandelt. Vielfältig mußte daher die Conjektural-Kritik nachhelfen. S.

Chamiſſo.

I. Peter Schlemihl, der Schattenloſe.

(1810.)

„Topp! [rief der graue Mann] der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er ſchlug ein, kniete dann ungeſäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderns⸗würdigen Geſchicklichkeit ſah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leiſe von dem Graſe löſen, aufheben, zuſammenrollen und falten, und zuletzt einſtecken. Er ſtand auf, verbeugte ſich noch einmal vor mir, und zog ſich dann nach dem Roſengebüſche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leiſe für ſich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren feſt, rund um mich her war die Erde ſonnenhell, und in mir war noch keine Beſinnung.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erſt meine Taſchen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals feſt, und verbarg ihn ſelbſt auf meiner Bruſt. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landſtraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu ging, hört' ich hinter mir ſchreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich ſah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe ſich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke, Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldſtück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume.

Am Thore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr ſeinen Schatten gelaſſen?“ und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jeſus Maria! der arme Menſch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied ſehr ſorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beiſpiel nicht über die Breiteſtraße, die ich zunächſt durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich ſeh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geſchrei der ſämmtlichen literariſchen Straßenjugend der Vorſtadt, welche ſofort mich zu rezenſiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit ſich zu nehmen, wenn ſie in die Sonne gingen.“ Um ſie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter ſie, und ſprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutſche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte ſchon die Ahnung in mir aufſteigen: daß, um ſo viel das Gold auf Erden Verdienſt und Tugend überwiegt, um ſo viel der Schatten höher als ſelbſt das Gold geſchätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewiſſen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was ſollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch ſehr verſtört, als der Wagen vor meinem alten Wirthshauſe hielt; ich erſchrak über die Vorſtellung, nur noch jenes ſchlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldſtücke hin, und befahl, vor das vornehmſte Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich ſchickte den Kutſcher mit Gold weg, ließ mir die beſten Zimmer vorn heraus anweiſen, und verſchloß mich darin, ſo bald ich konnte.

Was denkeſt Du, das ich nun anfing? — O mein lieber Chamiſſo, ſelbſt vor Dir es zu geſtehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Bruſt hervor, und mit einer Art Wuth, die, wie eine flackernde Feuersbrunſt, ſich in mir durch ſich ſelbſt mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und ſtreute es auf den Eſtrich, und ſchritt darüber hin, und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet ſelbſt auf das reiche Lager ſank und ſchwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend, ich ſchloß meine Thür' nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von Dir, es ward mir, als ſtünde ich hinter der Glasthüre Deines kleinen Zimmers, und ſähe Dich von da an Deinem Arbeitstiſche zwiſchen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen ſitzen, vor Dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeſchlagen, auf Deinem Sopha lagen ein Band Göthe und der Zauberring, ich betrachtete Dich lange und jedes Ding in Deiner Stube, und dann Dich wieder, Du rührteſt Dich aber nicht, Du holteſt auch nicht Athem, Du warſt todt.

Ich erwachte. Es ſchien noch ſehr früh zu ſeyn. Meine Uhr ſtand. Ich war wie zerſchlagen, durſtig und hungrig auch noch; ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts gegeſſen. Ich ſtieß von mir mit Unwillen und Ueberdruß dieſes Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz geſättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen ſollte. Es durfte nicht ſo liegen bleiben — ich verſuchte, ob es der Beutel wieder verſchlingen wollte — Nein. Keines meiner Fenſter öffnete ſich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühſam und mit ſaurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet ſtand, zu ſchleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erſchöpft in einen Lehnſtuhl,

und erwartete, daß ſich Leute im Hauſe zu regen anfingen. Ich ließ, ſobald es möglich war, zu eſſen bringen und den Wirth zu mir kommen.

Ich beſprach mit dieſem Manne die künftige Einrichtung meines Hauſes. Er empfahl mir für den näheren Dienſt um meine Perſon einen gewiſſen Bendel, deſſen treue und verſtändige Phyſiognomie mich gleich gewann. Derſelbe war's, deſſen Anhänglichkeit mich ſeither tröſtend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düſt'res Loos ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenloſen Knechten, Schuſtern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein, und kaufte beſonders ſehr viele Koſtbarkeiten und Edelſteine, um nur etwas des vielen aufgeſpeicherten Goldes los zu werden; es ſchien aber gar nicht, als könne der Haufen ſich vermindern.

Ich ſchwebte indeß über meinen Zuſtand in den ängſtigendſten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür' und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beſchloß, ſo viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends ſpät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen, und ſchlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hauſe. Erſt auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuſer, in deren Schutz ich ſo weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor; gefaßt, mein Schickſal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erſpare mir, lieber Freund, die ſchmerzliche Wiederholung alles deſſen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefſte Mitleiden, das ich ihnen einflößte; Aeußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, beſonders ſolcher dicken, wohlbeleibten, die ſelbſt einen breiten Schatten

warfen. Ein ſchönes, holdes Mädchen, die, wie es ſchien, ihre Eltern begleitete, indem dieſe bedächtig nur vor ihre Füße ſahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; ſie erſchrak ſichtbarlich, da ſie meine Schattenloſigkeit bemerkte, verhüllte ihr ſchönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf ſinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchſchnittenem Herzen zog ich mich ſchwankend in's Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häuſern halten, um meine Schritte zu ſichern, und erreichte langſam und ſpät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage war meine erſte Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall ſuchen zu laſſen. Vielleicht ſollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen ſollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er ſchien Gewandtheit und Geſchick zu beſitzen, — ich ſchilderte ihm genau den Mann, in deſſen Beſitz ein Schatz ſich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual ſei. Ich ſagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn geſehen; beſchrieb ihm Alle, die zugegen geweſen, und fügte dieſes Zeichen noch hinzu: er ſolle ſich nach einem Dollond'ſchen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkiſchen Teppich, nach einem Prachtluſtzelt, und endlich nach den ſchwarzen Reithengſten genau erkundigen, deren Geſchichte, ohne zu beſtimmen wie, mit der des räthſelhaften Mannes zuſammenhinge, welcher Allen unbedeutend erſchienen, und deſſen Erſcheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerſtört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Laſt, wie ich ſie nur zu tragen vermochte, und legte Edelſteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Werth. „Bendel," ſprach ich, „dieſes ebnet viele Wege und macht Vieles leicht, was unmöglich ſchien; ſei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, ſondern

geh', und erfreue Deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen ſeine alleinige Hoffnung beruht.“

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, Keiner von ſeinen Gäſten, er hatte alle geſprochen, wußte ſich nur entfernt an den Mann im grauen Rocke zu erinnern. Der neue Teleſkop war da, und Keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt war da noch auf demſelben Hügel ausgebreitet und aufgeſchlagen, die Knechte rühmten den Reichthum ihres Herrn, und Keiner wußte, von wannen dieſe neuen Koſtbarkeiten ihm zugekommen. Er ſelbſt hatte ſeinen Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wiſſe, woher er ſie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die ſie geritten, in ihren Ställen, und ſie prieſen die Freigebigkeit des Herrn John, der ſie ihnen an jenem Tage geſchenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, deſſen raſcher Eifer und verſtändige Führung, auch bei ſo fruchtloſem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düſter, mich allein zu laſſen.

„Ich habe,“ hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgeſtattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigſten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh Jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geſchäfte ausging, wo ich ſo unglücklich geweſen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr ſehen, da ich über's Meer gehe; und ein günſtiger Wind mich ſo eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn ſelber aufzuſuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geſchäft vorzuſchlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigſt, und verſichern ihn meines Dankes.““ Ich frug ihn, wer er wäre, er ſagte aber, Sie kennten ihn ſchon.“

„Wie ſah der Mann aus?“ rief ich voller Ahnung. Und Bendel beſchrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für

Zug, Wort für Wort, wie er getreu in ſeiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er ſich erkundigt. —

„Unglücklicher!" ſchrie ich händeringend, „das war er ja ſelbſt!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erſchreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödſinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!"

Er brach, heiß weinend, in die bitterſten Vorwürfe gegen ſich ſelber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir ſelber Mitleiden einflößen. Ich ſprach ihm Troſt ein, verſicherte ihn wiederholt, ich ſetzte keinen Zweifel in ſeine Treue, und ſchickte ihn alsbald nach dem Hafen, um wo möglich die Spuren des ſeltſamen Mannes zu verfolgen. Aber an dieſem ſelben Morgen waren ſehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltſtrichen, alle nach anderen Küſten beſtimmt, und der graue Mann war ſpurlos wie ein Schatten verſchwunden.

II. Die Radack-Inſulaner. *

(1817 und 1836.)

Am 14. Januar 1817 unternahm der Kapitain ſelber mit Offizier und Paſſagieren eine zweite Fahrt auf Booten längs der Inſelkette. —

Ein Fahrzeug der Eingebornen war auf der Ziegeninſel gelandet, und die Menſchen, als wir an ihnen vorüber fuhren, riefen uns herbei und ſuchten mit dargehaltenen Früchten und Geſchenken uns heran zu locken. Auf der nächſten Inſel nach Oſten, wo wir übernachteten, erhielten wir am 15. früh den erſten Beſuch von Rarick, dem Häuptlinge dieſer Gruppe. Er

* Die Inſelkette Radack liegt zwiſchen 6° und 12°, die von uns geſehenen Gruppen zwiſchen 8° und 11° 30′ N. B. und 188° und 191° W. L. Chamiſſo.

kam mit zwei Booten. Auf dem größern, auf dem er ſelbſt fuhr, zählte Herr von Kotzebue fünf und zwanzig Mann. Rarick, ſeine übrigen Mannen auf den Schiffen laſſend, kam mit dreien an das Land, und brachte dem Machthaber des fremden Volkes ſeine Geſchenke, vielleicht ſeine Huldigung dar. — So gingen einſt die Fürſten Europa's dem entgegen, der Macht hatte über ſie. Rarick ſtand aber vor keinem Eroberer, und fand Freundſchaft und nicht Demüthigung. — Der junge Mann hatte bei dieſer erſten, für ihn ſo ernſten Zuſammenkunft einen muſterhaften Anſtand, und ſeine zaghaften Begleiter ſchienen mehr für ihn zu fürchten, als er ſelbſt. — Wir haben bei den Fürſten immer mehr Selbſtvertrauen, mehr Muth und Edelmuth gefunden, als bei dem Volke. Es liegt, der Weſenheit der Dinge nach, in den Verhältniſſen: ſo unterſcheidet ſich auch in der Levante der Türke von dem Raja. Rarick, der ſpäter mein ſehr vertrauter Freund wurde, zeichnete ſich beſonders durch Sanftmuth und Gutmüthigkeit aus, nicht aber durch beſondere Geiſtesgaben. — Kotzebue und er ſetzten ſich einander gegenüber, und um die zwei bildeten wir und die andern Radacker einen Kreis. Der junge Fürſt gab mit lautem Zuruf den auf den Schiffen Zurückgebliebenen Kunde von Allem, was ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte und für ihn eine neue Erfahrung war. **Irìo! Irìo!** der Ausruf der Verwunderung, ward oft erhoben, und wiederhallte lang gedehnt aus aller Munde. Wir ſuchten wechſelſeitig zuerſt unſere Namen zu erforſchen. Kotzebue, Rarick, wir alle waren genannt; wir fragten nach dem Namen des Radackers, der dem Häuptling zur Linken ſaß. **Jeridili?** ſprach dieſer fragend, indem er ſich nach jenem umſah. Wir faßten das Wort auf, und der Jüngling ließ es für ſeinen Namen gelten, ſo wie wir es nahmen; noch heißt er für uns Jeridili. Das Gelächter, das ſich da erhob, verſtanden wir erſt in der Folgezeit, als uns Kadu belehrte, Jeridili bedeute „links“ und ſey keines Menſchen Name. Ich glaube, daß es ſchon bei dieſer erſten Zuſammenkunft war, wo Rarick unſerm Capitain den freundlichen Namenstauſch anbot.

Bei einer ſpäteren Gelegenheit bot Jeridili dieſen ſeinen Namen dem Doktor Eſchſcholtz an, gegen den ſeinen, den er noch nicht wußte, und nach dem er fragte. Eſchſcholtz verſtand ihn nicht und ich trat verdolmetſchend zwiſchen beide: „dein Name!“ rief ich dem Freunde zu; „Deinnam,“ wiederholte der Radacker; „ja Deinnam“ betheuerte der Doktor; und ſo tauſchten die zwei unverſchämt ihre falſchen Münzen gegen einander.

Unſere Freunde hatten ſich für uns ihres ganzen Schmuckes beraubt. Nun ließ der Kapitän Eiſen, Meſſer, Scheeren und andere Kleinigkeiten aus den Booten holen. Eiſen! Eiſen! Mäl! Mäl! Da mochte man den wirklichen Werth dieſes köſtlichen Metalls einſehen lernen. Mäl! Mäl! Selbſt die auf den Schiffen zurückgelaſſen worden, widerſtanden dem Zuge nicht; die Ordnung war gebrochen, Alle ſtrömten herbei, nur um das Eiſen, die Schätze anzuſchauen, unſern überſchwänglichen Reichthum! — Aber kein roher Ausbruch der Begehrlichkeit, keine Verletzung der Sitte.

Während unſeres langen Aufenthaltes auf Radack ſind nur ein paar Diebſtahlsverſuche an uns begangen worden. Wahrlich, wenn Fremde unbeſorgt ſo viel Gold der Habſucht unſeres Pöbels ausſetzten, würden ſie den Europäern kein ſo gutes Zeugniß der Ehrlichkeit zu ſprechen haben, als wir dieſem Volke.

Auf Oromed, der fruchtbarſten der Inſeln dieſes Riffes, auf welcher jedoch der Cocosbaum den Wald noch nicht überragt, empfing uns ein hochbejahrter, würdiger Greis, der Häuptling Laergaß. Großherzig und uneigennützig war er vor allen Menſchen, die ich gekannt. Er mochte nur geben, ſchenken, und that es zu der Zeit, wo kein Gegengeſchenk mehr zu erwarten war. Durch dieſen Charakterzug unterſchied er ſich ſehr von Rarick, dem dieſe Tugenden abgingen.

Die Bevölkerung der Inſel ſchien aus ungefähr dreißig Menſchen zu beſtehen. Ihre feſten Wohnſitze unterſchieden ſich nicht von den Dächern, die wir auf den weſtlicheren Inſeln geſehen. Als wir uns eben der Gaſtfreundſchaft des alten Häupt-

lings erfreuten, und mit dem Schmucke ſchmückten, den die Töchter der Inſel uns dargereicht, ſtörte ein Schreckniß die behagliche Stimmung. Unſer kleiner Valet kam, ſeiner Furchtbarkeit unbewußt, munter herbei geſprungen; und wie vor dem nie geſehenen Ungeheuer Alles floh, und er gar zu blaffen anfing, hatten wir keine geringe Mühe, das verlorene Zutrauen wieder herzuſtellen.

Die Radacker, die kein anderes Säugethier als die Ratte gekannt, trugen vor unſern Thieren, Hund, Schwein und Ziege, eine gar ſchwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der luſtig und behend allen nachlief, und zuweilen bellte. Der große Valet, den der Kapitain aus der Beringsſtraße mitgebracht, war kein ſolches Ungethüm; er machte ſich mit keinem zu ſchaffen. Er krepirte während unſers Aufenthalts auf Radack, und zwar auf der Gruppe Aur. Vermuthlich wurde ihm das heiße Klima verderblich.

Wir verließen am 20. Januar dieſen Ankerplatz, und längs des Riffes ſegelnd, kamen wir nach einer kurzen Fahrt vor Otdia, der Hauptinſel der Gruppe gleiches Namens, welche die größte im Umfang, den äußerſten Oſten des Umkreiſes einnimmt.

Otdia war, wie man uns zu Oromed angedeutet, der Wohnſitz von Rarick. Ich ward zuerſt ans Land geſchickt; bald aber beſtieg er, auf das zierlichſte geſchmückt, ſein Boot, kam an das Schiff und ſtieg, der erſte der Radacker, furchtlos auf daſſelbe.

Auf dieſer Inſel, die über zwei Meilen lang iſt, hatten ungefähr ſechzig Menſchen ihre gewöhnlichen Wohnſitze, aber häufige Wanderungen fanden ſtatt, und unſere Gegenwart zog Gäſte aus den entfernteren Theilen der Gruppe herbei. Wir durchſchweiften täglich einzeln die Inſel, ſchloſſen uns jeder Familie an, und ſchliefen unbeſorgt unter ihren Dächern. Sie kamen gleich gern geſehen an das Schiff, und die Häuptlinge und Angeſehenſten wurden an unſere Tafel gezogen, wo ſie mit leichtem und gutem Anſtande ſich in unſere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte ſich bald ein Mann

bemerkbar, der, nicht von adelichem Stamme, ſich durch Geiſt und Verſtand, durch ſchnelle Auffaſſung und leichte Darſtellungsgabe vor allen Andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unſers Vertrauens, von dem wir am mehrſten lernten, und durch den wir unſern Lehren Eingang im Volke zu verſchaffen Hoffnung faßten, tauſchte ſpäter mit mir ſeinen Namen. Herr von Kotzebue erhielt zuerſt von Lagediack wichtige Aufſchlüſſe über die Geographie von Radack. Durch ihn erhielt er Kunde von den ſchiffbaren Furten, die im ſüdlichen Riffe von Otdia befindlich ſind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inſelkette beſteht. Lagediack zeichnete ſeine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel, und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten. Mit ihm legte Herr von Kotzebue den Grundſtein zu der intereſſanten Arbeit, die er über Radack und die weſtlichere Inſelkette Ralick geliefert hat. Der erſte Schritt war gethan; es galt nur weiter zu gehen.

Lagediack begriff gar wohl die Abſicht, die wir hatten, die Arten hier noch unbekannter, nutzbarer Gewächſe zum Beſten des Volkes einzuführen, einen Garten anzubauen und Sämereien auszutheilen. Am 22. ward mit der Anlage des Gartens der Anfang gemacht, der Grund geſäubert, die Erde durchwühlt, Ignamwurzeln gelegt, Melonen und Waſſermelonen ausgeſäet. Unſere Freunde waren um uns verſammelt, und ſchauten theilnehmend und aufmerkſam unſerm Werke zu; Lagediack erläuterte unſer Beginnen und war unabläſſig bemüht, die von uns erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen. Wir theilten Sämereien aus, nach welchen erfreuliche Nachfrage war, und wir hatten die Freude, in den nächſten Tagen mehrere Privatgärten nach dem Vorbild des unſern entſtehen zu ſehen.

Bei der erwähnten Gartenarbeit am 22. ereignete ſich, was ich hier, um einen Charakterzug unſerer liebenswerthen Freunde zu zeichnen, erzählen will. Als ich eben die Zuſchauer anſah, ward ich auf mehreren Geſichtern zugleich ein ſchmerzliches Zucken

gewahr. Ich wandte mich zu dem Matroſen, der, um Raum zu gewinnen, das Geſträuch ausreutete und den Wald lichtete; er hatte eben die Axt an einen ſchönen Schößling des hier ſo ſeltenen und ſo werthvollen Brodfruchtbaums gelegt. Das Unglück war geſchehen, der junge Baum war gefällt. Wenn gleich der Mann unwiſſend geſündigt hatte, mußte doch der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die That offenkundig von ſich abwälzen; und ſo fuhr der Kapitain zürnend den Matroſen an, der die Axt abgeben und ſich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürſprechend dazwiſchen, und einige gingen dem Matroſen nach, den ſie liebkoſend zu tröſten ſuchten, und dem ſie Geſchenke aufdrangen.

Die Ratten, die auf dieſen Inſeln in gar unerhörter Menge ſind, hatten am andern Tage bereits Vieles zerſtört und die mehrſten Sämereien aus der Erde geholt. Doch war, als wir Otdia verließen, unſer Garten in blühendem Zuſtande. Bei unſerm zweiten Beſuch auf Radack im nächſten Spätjahr ließen wir Katzen auf dieſer Inſel zurück. Herr von Kotzebue auf ſeiner zweiten Reiſe im Jahr 1824 fand ſie verwildert und vermehrt, ohne daß die Anzahl der Ratten abgenommen.

Die Schmiede ward am 24. Januar auf dem Lande aufgeſtellt. Sie blieb mit dem überſchwänglichen Reichthum an Eiſen unter der Obhut eines einzigen Matroſen, der dabei ſchlief. An einem der folgenden Tage wollte ſich einmal ein alter Mann eines Stückes Eiſen gewaltſam bemächtigen, in welchem Unterfangen er von ſeinen entrüſteten Landsleuten auch mit Gewalt verhindert ward — das iſt kein Diebſtahl zu nennen. Aber auch da, wo wirklicher Diebſtahl begangen wurde, ward ſtets von Seiten der Radacker der größte Unwille an den Tag gelegt und die lauteſte Mißbilligung ausgeſprochen.

Einleuchtend iſt, welch ein anziehendes Schauſpiel für unſere Freunde die von ihnen nicht geahndete Behandlung des koſtbaren Eiſens im Feuer und unter dem Hammer ſeyn mußte. Die Schmiede verſammelte um ſich die ganze Bevölkerung. Freund

Lagediack war einer der aufmerkſamſten und muthigſten dabei; denn Muth erfodert es wohl, das unbekannte Spiel des Blaſebalges und das Sprühen der Funken in der Nähe zu betrachten. Für ihn ward auch zuerſt eine Harpune geſchmiedet, dann eine zweite für Rarick, und etliche Kleinigkeiten für Andere, bevor die Arbeiten für den Rurick vorgenommen wurden.

Rarick begleitete mich einmal auf einer Wanderung nach meinem Badeplatze und Korallengarten. Daſelbſt angelangt bedeutete ich ihm, daß ich baden wolle, und fing an mich auszuziehen. Bei der Bewunderung, welche die Weiße unſerer Haut unſeren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünſcht ſeyn, eine ſehr natürliche Neugierde zu befriedigen. Als ich aber ins Bad zu ſteigen bereit, mich nach ihm umſah, war er verſchwunden, und ich glaubte mich von ihm verlaſſen. — Ich badete mich, beobachtete, unterſuchte, ſtieg aus dem Waſſer, zog mich wieder an, durchmuſterte meine Trockenanſtalt und wollte eben den Heimweg einſchlagen: da theilte ſich das Gebüſch, und aus dem grünen Laube lächelte mir das gutmüthige Geſicht meines Begleiters entgegen. Er hatte ſich derweil das Haar mit den Blumen der Scaevola auf das zierlichſte geſchmückt, und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach ſeiner Wohnung zurück.

Eine gleiche ſchonende Schamhaftigkeit war unter den Radackern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauſcht.

Es war verabredet, daß ich dieſe Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menſchen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war ſchon der Kapitain in ſeinem Boote an das Schiff zurückgekehrt, und es erſchien Allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gaſt anſchloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanusteiges, beſchäftigt. Wir brachten den Abend unter den Cocosbäumen am Strande des innern Meeres zu. Der Mond war im erſten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Pfeife an=

zuzünden. — Es wurde gegeſſen und geſprochen; das Geſpräch, deſſen Gegenſtand unſere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten ſich, den fremden Gaſt zu unterhalten, indem ſie Lieder vortrugen, die ſie ſelbſt zur höchſten Freude begeiſterten. Soll man den Rhythmus dieſes Vortrages Geſang, die ſchönen, naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackiſche Trommel verſtummt war, foderte mich Rarik auf, hinwiederum ein ruſſiſches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde dieſe einfache Bitte nicht verweigern, und ſollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muſter europäiſcher Singekunſt auftreten. Ich fand mich in dieſe Neckerei des Schickſals, ſtand auf und deklamirte getroſt, indem ich Silbenmaß und Reim ſtark klingen ließ, ein deutſches Gedicht, und zwar das Göthiſche Lied: „Laſſet heut im edlen Kreis ꝛc.“ Verzeihe mir unſer verewigter deutſcher Altmeiſter, — das gab der Franzos auf Radack für ruſſiſchen Geſang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichſte nach, und ich freute mich, ſie — obwohl mit entſtellter Ausſprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Reſolut zu leben.“

Ich ſchlief zu Nacht an der Seite Raricks im Hängeboden ſeines großen Hauſes; Männer und Weiber lagen oben und unten, und öfters wechſelte Geſpräch mit dem Schlafe ab. Ich fuhr am Morgen an das Schiff zurück, um ſogleich wieder an das Land zurück zu kehren.

Ich habe einen meiner Tage auf Radack beſchrieben; ſie floſſen ſanft mit geringer Abwechſelung dahin, es möge an dem gegebenen Bilde genügen. Der Zartſinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit dieſes Volkes drückte ſich in jedem geringfügigſten Zuge aus, von denen die wenigſten geeignet ſind, aufgezeichnet zu werden.

Fr. von Raumer.

Der Sturm auf Jeruſalem im Jahr 1099.

(1823.)

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung, [nach dem Oelberge] begannen die Chriſten nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hiebei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch die Mauern, ſondern auch durch die ſtärkſte Beſatzung und das tüchtigſte Kriegszeug, beſſer als an allen anderen Seiten gedeckt ſey; deshalb veränderten ſie klüglich ihre Stellung in der Nacht vor dem beſchloſſenen Sturme, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen ſie morgenwärts, wo die Mauer niedriger und der Boden ebener war, und ſetzten dann alles mit großer Anſtrengung wiederum zuſammen. Ein viereckiger, ans Thal Joſaphat ſtoßender Stadtthurm, befand ſich nunmehr zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erſtaunt ſahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verſchwunden war, und wähnten er ſey davon gezogen: bald nachher entdeckten ſie ihn aber mit dem Belagerungszeuge an der gefährlicheren Stelle. Gleichzeitig hatte der Graf von Toulouſe mit großem Koſtenaufwande eine Vertiefung auffüllen laſſen, welche ſich zwiſchen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurme hinzog, ſo daß dieſer nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von

gleicher Bauart, hoch, vierſeitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von ſtarken Brettern verſehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablöſen und, einer Fallbrücke gleich, auf die Mauern niederlaſſen; die innere, mit Häuten überzogene, ſchützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeſchoſſe und Feuer.

Jetzo begann der Sturm. Zuerſt ſchleuderten die Chriſten aus all ihrem Geſchütz Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerk und anderen weichen Gegenſtänden verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte perſönlicher Muth allein entſcheiden, nahten hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken ſchmetterten ſie zu Boden, brennende Pfeile ſetzten ihr Kriegszeug in Brand, hinabgeworfene Gefäße, mit Schwefel und kochendem Oele angefüllt, vermehrten die Gluth, und durch unaufhörliches Gießen von Waſſer, durch Anſtrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht beſiegen, ſondern kaum hemmen. So verging der erſte Tag, ohne Enſcheidung, und nur ein Umſtand erhöhte den Muth der Chriſten: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurme Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte. Die Nacht verfloß in gegenſeitiger Furcht eines Ueberfalles, und die Wachen wurden verdoppelt; Wenigen aber war es gegeben, ſich nach ſolcher Anſtrengung und in der nahen Ausſicht auf größere Thaten, durch ruhigen Schlaf zu ſtärken.

Auch erneute ſich mit der Morgenröthe der Kampf, heftiger noch als am vergangenen Tage: denn die Chriſten waren erbittert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuſcht worden, und die Saracenen ahneten ihr Schickſal im Falle der Eroberung Jeruſalems. Deshalb beſchlugen die letzten einen ungeheuren Balken ringsum mit Nägeln und eiſernen Haken, befeſtigten zwiſchen dieſen Werg, Stroh und andere brennbare Dinge, goſſen Pech, Oel und Wachs darüber hin, ſteckten Alles an mehren Stellen zugleich in Brand, und warfen dann den Balken mit

ungeheurer Anſtrengung zum Thurme des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Chriſten hinwegziehen; es mißlang jedoch, weil die Belagerten eine ſtarke Kette um deſſen Mitte geſchlungen hatten und ihn feſt hielten. Da hoffte man wenigſtens die Flammen zu löſchen, welche gewaltig um ſich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerſtören drohten; aber kein Waſſer minderte die Gluth, und erſt durch den, glücklicherweiſe für ſolche Fälle herbeigeſchafften Eſſig, wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht ſchon ſieben Stunden ohne Erfolg, und viele Chriſten wichen ermüdet zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riethen zur Raſtung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe ſeine Mannſchaft beiſammen und die Belagerten freuten ſich ſchon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oelberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht ihr," rief der Herzog, „ſeht ihr das himmliſche Zeichen, gewahrt ihr den höheren Beiſtand?" Und Alle drangen raſtlos wieder vorwärts; ſelbſt Kranke, ſelbſt Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demſelben Augenblicke warf das Geſchütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil andere Mittel fruchtlos blieben, ſo wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber e i n Stein tödtete die beiden herzugerufenen Beſchwörerinnen, nebſt dreien Mädchen, welche ſie begleitet hatten: und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und des Herzogs Thurm der inneren Mauer genähert. Alle Säcke, Balken, Stroh, Flechtwerk oder was die Belagerten ſonſt zum Schutze aufgehängt hatten, ward in Brand geſteckt; der Nordwind trieb mit Heftigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und geblendet und faſt erſtickt wichen alle Vertheidiger. In höchſter Eil ließen die Pilger nunmehr jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die

Mauer nieder und ſtützten ſie mit Balken: zwei Brüder aus Flandern, Ludolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerſt die Mauern; ihnen folgten aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Euſtathius ſein Bruder, dann viele Ritter und geringere Pilger. Man ſprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es, Gott hilft uns!“ ſtürzten die Chriſten unaufhaltſam in die Straßen.

Unterdeſſen war der Graf von Toulouſe, an der andern Seite der Stadt, auf das äußerſte bedrängt und ſein Thurm ſo beſchädigt worden, daß ihn Keiner mehr zu beſteigen wagte. In dieſem Augenblicke der höchſten Gefahr, erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und ſchnell verſprachen ſie dem Grafen die Uebergabe des Thurmes David gegen künftige Löſung und ſicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, erfuhr aber ſpäter wegen dieſer löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit ſolcher Eil drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß ſechszehn von ihnen im Zionsthore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Tankred fechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erſtaunt das „Herr, erbarme dich unſer!“ ſingen, fand hier die jeruſalemiſchen Chriſten verſammelt, und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwanige Anfälle der Saracenen. Aber ſchon retteten ſich dieſe fliehend von den Straßen in die Häuſer, vor Allem an zehntauſend in den Tempel und deſſen von Mauern eingeſchloſſenen Bezirk. Auch dahin drangen die Chriſten. „Alle ſind Frevler und Heiligthumsſchänder, kein Einziger werde verſchont!“ ſo riefen das Volk, die Fürſten und die Geiſtlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabfloß, bis der Dunſt der Leichname ſelbſt die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten ſie ſich vorher mit gieriger Haſt der großen Tempelſchätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begrün-

den können, wenn gewaltſamen Erwerbern die Geſchicklichkeit des Erhaltens nicht allemal, zur Strafe ihrer Frevel, verſagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin ſich die Juden gerettet hatten; ſie wurden verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen ſelbſt in den abgelegenſten Straßen, ſchrecklich war das Geſchrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerſtreut umhergeworfenen menſchlichen Glieder; dennoch kehrte höhere Beſinnung noch immer nicht zurück! Es war ſchon früher, zur Mehrung der Grauſamkeit und des Eigennutzes, der Grundſatz angenommen und vor der Eroberung Jeruſalems nochmals ausdrücklich beſtätigt worden: daß Jeder eigenthümlich behalten ſollte, was er in Beſitz nähme. Deshalb theilten ſich die Kreuzfahrer nach Auseinanderſprengung der größeren Maſſen ihrer Feinde, in einzelne kleinere Raubhorden. Kein Haus blieb unerbrochen, Greiſe und Weiber, Hausgeſinde und Kinder wurden nicht bloß getödtet, ſondern mit wilder Grauſamkeit verhöhnt oder gemartert. Man zwang Einige von den Thürmen hinabzuſpringen; man warf Andere zu den Fenſtern hinaus, daß ſie mit gebrochenem Genick auf der Straße lagen; man riß die Kinder von den Brüſten der Mütter und ſchleuderte ſie gegen die Wände oder Thürpfoſten, daß das Gehirn umherſpritzte; man verbrannte Mehre an langſamem Feuer; man ſchnitt Anderen mit wilder Gier den Leib auf, um zu ſehen, ob ſie nicht Gold oder andere Koſtbarkeiten, der Rettung wegen, verſchluckt hätten. Von 40,000, oder wie morgenländiſche Geſchichtſchreiber melden, von 70,000 Saracenen, blieben nicht ſo viele am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenoſſen zu beerdigen. Arme Chriſten mußten nachher bei dieſem Geſchäfte Hülfe leiſten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit ſich nicht bei längerer Zögerung anſteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, ſelbſt in der Aſche noch Koſtbarkeiten aufzufinden.

Endlich war nichts mehr zu morden und zu plündern; da reinigten ſich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und

Füße, und zogen unter Lobgeſängen zur Leidens- und Auferſtehungskirche. Feierlich wurden ſie hier von den Geiſtlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Löſung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, Keinen aber mehr erhuben, als Peter den Einſiedler, weil dieſer ihnen vor fünf Jahren Hülfe zugeſichert und ſein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freuden, konnten ſich nicht ſatt ſehen an den heiligen Stätten, wollten Jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Beſſerung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß Viele nachher beſchwuren, ſie hätten Geſtalten der, in den früheren Schlachten umgekommenen Brüder neben ſich wandeln geſehen, ja der Biſchof Ademar von Puy habe einem erſtaunt Fragenden geantwortet: „nicht er allein, ſondern alle verſtorbenen Kreuzfahrer wären auferſtanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges Theil zu nehmen.“ Der Himmel ſey Allen erworben, Gott ſey Allen gnädig für das große Werk: das war die feſte Ueberzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jeruſalem erobert am neun und dreißigſten Tage der Umlagerung, am funfzehnten Julius des Jahres 1099.

Franz Horn.

Gedanken.

(Um 1830.)

1. Erbſünde.

Ihr ſeyd viel zu illuminirt, um an die alten Sagen zu glauben, die Erde ſei einſt von ihrem eigenen Schöpfer verflucht worden, die menſchliche Natur als ſolche trage den Keim des Verderbens in ſich, und von Geſchlecht zu Geſchlecht erbe die Sünde ſich fort. Der Schrift, die allein Troſt bietet, und die ihr ſelbſt doch die heilige nennt, glaubt ihr nicht, auch der Geſchichte der Welt, der Völker, der Familien, ja eurer eigenen Erfahrung nicht! Selbſt wenn ihr leſ't und immer wieder leſen müßt, daß Friedrich der Große noch als Greis die Menſchen eine maudite race nannte, ſo meint ihr, es ſei nicht ſein Ernſt geweſen. War es etwa ſeine Gewohnheit, in ernſten Geſprächen, und zwar mit ſeinen Unterthanen — hier war es Sulzer, zu dem er ſprach — ſich heftiger auszudrücken, als er es meinte? oder zu ſcherzen? oder durch Paradoxieen beſtürzt machen zu wollen?

Meint ihr, der Donner rolle nicht, weil ihr ihn nicht hören wollt? oder die Blitze zucken nicht, weil ihr ſie nicht ſehen mögt? Wie? wenn gerade dieſes Nichtaufmerkenwollen mit zu den Zeichen jenes Fluchs gehörte?

2. Wiederſehen.

Es iſt ſehr menſchlich, daß liebende Menſchen nach dem Tode einander wieder zu ſehen wünſchen und hoffen. Schade

nur, daß ſie dabei meiſtens ſo einſeitig ſind, und gewöhnlich nur ihre Frauen und Kinder oder gar ihre Couſins und Couſinen verſtehen. An dieſen Letzteren, ſollte man glauben, hätten ſie ſich ſchon bereits im Leben ſatt geſehen, wenigſtens geht es bei ihren Familienzuſammenkünften nicht immer mit der gehörigen lebendigen Liebe zu, ja es geht die Rede, als ſchleiche ſich mitunter offenbare Langweiligkeit ein. Dennoch wollen ſie nach funfzig bis ſechzig Jahren die kleine Couſine und den breiten Couſin in verklärter Geſtalt und im anmuthigſten Lichtgewand wiederſehen. Auch das iſt menſchlich, und wenn irgend ein Streiflicht des Komiſchen auch hier ſich hineinſtehlen kann, ſo fällt es doch nur auf Nebenumſtände und trifft den Kern der Sache nicht.

Wahrhaft beruhigen in dieſer Angelegenheit kann uns jedoch nur eine tiefere Anſicht von der Liebe und die Erkenntniß, daß dieſe Liebe allein als Leben gelten kann. Wer ſich bewußt iſt, nur durch die Liebe und in der Liebe leben zu können, wird auch dieſer Liebe genug vertrauen, daß ſie ewige Dauer habe und geben müſſe. Unſer ganzer Glaube an die Unſterblichkeit ruht lediglich auf ihr, und das Maß der Sicherheit jenes Glaubens iſt völlig gleich dem Maß unſrer Liebe. Wer ſein Leben aus einer anderen Quelle ſchöpft, möchte wohl überhaupt nicht recht leben, und er hat ſehr recht, wenn er über die Fortdauer ſeines ganzen Lebens zuweilen in einige Unruhe verfällt, wobei ihm jedoch am Wiederſehen der ohnehin nicht ſonderlich geliebten Perſonen wenig gelegen ſein kann. Manche machen ſich jedoch ſelbſt aus den Zweifeln nicht viel, und kommen dieſe ja einmal in etwas ſtärkerer Sprache an den Tag, ſo ſetzen ſie ſich zu Tiſch, denn ſpeiſend, und zwar gut ſpeiſend, vergeſſen wir leicht alle Scrupel.

---

3. Vernunft und Glauben.

Je verſtändiger der Verſtand eines Menſchen wird, je mehr erkennt er ſeine Beſchränktheit, und je vernünftiger die praktiſche Vernunft eines Menſchen wird, je mehr erkennt er die

Mangelhaftigkeit ſeines Willens und ſeines Handelns. Wir bedürfen deßhalb des Glaubens an die göttlichen Dinge, wie ſie uns Chriſtus zur reinſten Anſchauung gebracht hat; Er, der ſeine eigene Göttlichkeit Jedem, der überhaupt noch wiſſen und glauben kann, unwiderſprechlich gezeigt hat. Können wir aber glauben und recht fromm ſein ohne Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft? Die bloße Frage iſt ſchon eine Art von Sünde. — Allerdings ſind ſie (Verſtand und Vernunft) in ihrer jetzigen zeitlichen Begrenzung nicht vermögend, Gott zu erfaſſen, aber ſie ſind und bleiben doch ewig das unſchätzbarſte Geſchenk Gottes. Wer dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er ſich des Verſtandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz entäußerte, der würde eben ſo raſend handeln, als wenn Jemand ſagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht Alles ſehen kann, ſo will ich ſie mir . . . . . . ausſtechen!“ — Solche Raſende aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigne Anſicht iſt die allereinfachſte und lautet alſo: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigſten Glauben an Gott und den Erlöſer und deſſen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft.

Syſtem iſt lebendig organiſcher, ſich ewig und nach allen Seiten neu erzeugender Zuſammenhang, und wer nicht im Stande iſt, Platon und Spinoza, Leibnitz und Kant, Fichte und Jacobi zu verſtehen, ſollte nie von einem Syſtem reden. Was man ſonſt Syſtem nennt, iſt nichts Anderes, als ein Haufen neben einander geſtellter bleierner und bemalter Soldaten, die ſelbſt ein Kind mit dem kleinen Finger umſtoßen kann. Und ſo bin ich denn wie von einer mathematiſchen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchſtens als ein todter Leichnam betrachtet werden wird.

---

4. Letzte Station.

Stellt euch, wie ihr wollt, ihr neuen Theologen, bei eurer Gelindigkeit, Zartheit müßt ihr doch am Ende, wenn ihr folgerecht ſein wollt, auf den Spinozismus zurückkommen und jede Scheidewand zwiſchen Gut und Böſe fallen laſſen, wobei es euch aber gewiß nicht an den herkömmlichen Halbtröſtungen und der ſtolzen Hinweiſung auf das in ewiger Nothwendigkeit fortſchreitende Ganze fehlen wird. Schade nur, daß der Menſch, dieſer arme Robinſon — oft ohne Lama's nnd ohne Freitag — dabei eine Art von Tantalus- oder Danaidengeſicht zu machen pflegt, und ihr — in ſtillen Stunden doch wohl auch.

Aber der edle Spinoza war auch kein Chriſt, und hat ſich nie dafür ausgegeben; ihr nennt euch ſo, und das ändert die Sache zu eurem Nachtheil. Sündigen, Natur und Erlöſung, Himmel und Hölle, Kommt her, ihr Geſegneten, und hinweg, ihr Verfluchten — wer nicht an dieſe Grundlage des geſammten Chriſtenthums glaubt, der nenne ſich, wie er will, nur nicht nach Chriſtus.

Hoffſt Du denn mit dergleichen einfachen Fragmenten viel auszurichten? Viel?

---

5. Neueſte Philoſophie.

Die Philoſophie des Tages, wie ſie ſich wenigſtens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wohl am beſten und traurigſten als eine völlig ſehnſuchtsloſe bezeichnet werden, ja ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnſucht, wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zuſtand, herabſehen, da ſie von der ächten Sehnſucht ſchlechthin keine Ahnung erſchwingen können. Chriſtoph Wagner muß ſich freilich von ſeinem Herrn nachſagen laſſen, daß er froh iſt, wenn er Regenwürmer findet; ſo ſteht es mit ihnen nicht; denn eher könnte man ſagen, ſie haben einen einzigen ungeheuer langen und ſich nach allen Seiten beliebig ſchlängelnden Regenwurm, der ſich als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkündiget.

O k e n.

Kunſt.

In naturphiloſophiſchen Grundlinien.

(1809.)

Die Kunſt iſt die Darſtellung der Sinne in der Natur.

Der Sinn iſt aber der letzte Wille der Natur.

Die Kunſt iſt mithin die Darſtellung des **Willens der Natur.**

Schön iſt, was den Willen der Natur darſtellt.

Unſchön iſt, was die Natur durch Kunſt darſtellt.

Schön iſt, was den Willen Gottes in der Natur darſtellt.

Die Kunſt iſt ein göttliches Geſchäft. Schön iſt, was Gott in einem Naturſtück darſtellt.

Es gibt auch eine Naturſchönheit — bewußtloſe Geſtaltung des Willens Gottes.

Die höchſte Naturſchönheit iſt das gottgleiche Weſen, der Menſch.

Der Menſch drückt das letzte Ziel des Willens der Natur aus.

Das Ziel der Natur iſt, im Menſchen wieder in ſich zurückzukehren. Das Menſchengeſicht wiederholt am vollkommenſten den Rumpf, und kehrt wieder ganz und gar in den Rumpf zurück. Dasjenige Menſchengeſicht iſt ſchön, in dem die Wirbelſäule wieder parallel mit der Rumpfwirbelſäule zurückläuft. Die Geſichtswirbelſäule iſt die Naſe.

Das Geſicht iſt **ſchön**, deſſen Naſe parallel geht dem Rückgrath.

Kein Menſchengeſicht iſt ſo gewachſen, ſondern eines jeden Naſe macht mit dem Rückgrath einen ſpitzigen Winkel. Der Geſichtswinkel iſt bekanntlich 80°.

Was noch kein Menſch bemerkt hat, und was auch ohne unſere Anſicht der Schädelbedeutung nicht zu bemerken iſt, haben die alten Künſtler durch Eingebung gefühlt. Sie haben den Geſichtswinkel nicht nur zu einem rechten gemacht, ſondern ſind noch darüber hinausgeſchritten, die Römer auf 96°, die Griechen gar bis 100°.

Woher kommt es, daß dieſes unnatürliche Geſicht der griechiſchen Kunſtwerke noch ſchöner als das der römiſchen iſt, da doch dieſes der Natur näher kommt? Der Grund liegt darin, weil das griechiſche Kunſtgeſicht den Willen der Natur noch mehr darſtellt, als das römiſche; denn in jenem ſtellt ſich die Naſe ganz ſenkrecht, dem Rückenmark parallel, und kehrt ſo ganz dahin zurück, wo ſie hergekommen iſt.

Wer die Natur nachmalt, iſt mithin ein Pfuſcher, er iſt ideenlos, und ahmt nicht beſſer nach als ein Vogel den Geſang, oder der Affe die Gebärden, Mienen.

Im Menſchen ſind alle Schönheiten der Natur vereinigt.

Die Natur kann auch noch ſchön ſein, inſofern ſie einzelne Ideen des Menſchen darſtellt.

Es gibt nur zwei Kunſtſinne, das Aug' und das Ohr, auch nur zwei Kunſtgebiete, das plaſtiſche und das tönende, oder das der Form und der Bewegung.

Das Formengebiet ſtellt das materiale Univerſum in ſeinen Ideen, ſeinem Willen, alſo ſeiner Freiheit dar.

Die Darſtellung des weltkörperlichen Univerſum in den Ideen iſt die Baukunſt.

Die Darſtellung des Himmels im Plaſtiſchen iſt der Tempelbau.

Der Tempel iſt der Kunſthimmel.

Die Darſtellung des Planeten im Plaſtiſchen iſt das Haus.

Das Haus iſt der Kunſtplanet.

Die Baukunſt iſt die kosmiſche Kunſt.

Die Darſtellung des Individualen iſt die Bildhauerkunſt.

Die Bildhauerkunſt ſtellt das Irdiſche, in ihrem Höchſten nur Menſchen dar. Sie iſt die Heldenkunſt.

Dieſe Kunſt, in der Materie geoffenbart, im Licht wiederholt iſt die Malerei.

Die Malerei ſtellt das Himmliſche dar, und auch in ihrem Niederſten ein Geiſtiges.

Die Malerei iſt die Kunſt der Religion, die Heiligenkunſt.

Die Bildnerei iſt die Kunſt der Heiden, deren Götter Menſchen ſind; die Malerei iſt die Kunſt der Chriſten, deren Menſchen Götter, Heilige ſind.

Gott kann gemalt, aber nicht gebildet werden.

Die bewegige Kunſt ſtellt die materiale Bewegung und die geiſtige dar.

Die Darſtellung der kosmiſchen Bewegung iſt der Tanz.

Die Darſtellung, gleichſam die Bildnerei der Bewegung der Individuen, iſt die Mimik.

Die geiſtige Darſtellung des Tanzes iſt Muſik.

Die geiſtige Darſtellung der Mimik iſt Dichtkunſt.

Theremin.

Die geiſtliche Beredſamkeit.

(1833.)

Bruchſtück eines Geſprächs.

Mann. Gewiß haben Sie auch ſelbſt oft geprédigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie ſo?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die ſchwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegſetzen. Empfindlicher iſt es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald ſie meines Angeſichtes anſichtig werden, ſtehen ſie größtentheils auf und ſchleichen ſich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geſchehen dürfte; und das Amen ſpreche ich oft allein vor dem Küſter.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es ſich: Wer Chriſtum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der ſteht auf einer ſehr hohen Stufe im Reiche Gottes; während Derjenige, um den viele Tauſend zuſammenſtrömen, wenn ſich dabei, wie es wohl geſchieht, etwas Menſchliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger ſteht.

Jüngling. Das iſt wohl Myſtizismus?

Mann. Könnte wohl ſeyn.

Jüngling. S'iſt nichts für mich; es tröſtet mich nicht.

Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege ſeyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beſchloß ich, mich an Sie zu wenden. Sie ſind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er ſelbſt geſteht, mit der Zeit nicht fortgeſchritten iſt. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte, daß Sie mir aus derſelben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Beſten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da beſſer. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde ſehn.

Mann. Drei Fragen ſind's, die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie ſich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch ſeine glücklichen Anlagen, durch ſeinen anhaltenden Fleiß, durch ſeine tadelloſe Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wiſſen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder ſind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenſchänder, der Ihnen das von mir geſagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wiſſen.

Mann. Ehrenſchänder? Großer Gott! Schrift und Gewiſſen ſagen ja einem Jeden daſſelbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menſchen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geiſtes erzogen iſt. Das Herz iſt Ihnen alſo nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein, es iſt geſund, ganz, und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn ſo lange es in dieſem Zuſtande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage iſt: Leſen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie ſollte ich nicht? Kritik und Exegeſe des alten und neuen Teſtamentes iſt mein Lieblingsſtudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott ſegne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere, die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Chriſt zu leſen.

Jüngling. Und wie lieſt ſie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben ſeines geliebten entfernten Vaters lieſet. Bei einem jeden Worte denkt er: das iſt dir geſagt, das mußt du beherzigen. Die Worte ſehen und ſtrahlen ihn an; ſie erſcheinen ihm wie Perlen und köſtliche Edelſteine. Täglich vermehrt ſich der Schatz derjenigen, die er in ſein Herz, und dadurch auch in ſein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden ſie in ſeinem Innern lebendig, und verknüpfen ſich darin auf mannigfaltige Weiſe. Ein jedes, da es ſich nicht auf einen einzelnen Kreis, ſondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenſtänden bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an ſich armen menſchlichen Geiſt mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt und auch, wenn das Reden Beruf iſt, der Rede den Inhalt gibt, den jeder chriſtliche Zuhörer verlangt. Haben Sie ſo die Bibel geleſen?

Jüngling. Mit nichten; auch verbieten es mir die Grundſätze einer geſunden grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation.

Mann. Das fragte ſich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf dieſe Art leſen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir ſelbſt.

Mann. Wie? zu Ihnen ſelbſt?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geiſtes und des Willens ſammeln zum reinen Denken und zum ſittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich ſelbſt; und aus mir ſelbſt entwickelt ſich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote ſteht.

Mann. Armer junger Mann! Alſo, zu Ihrem himmliſchen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; ſo recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu ſeinem Vater, und ein Freund zu ſeinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer alle Ihre Noth, geiſtige und irdiſche, große und kleine, zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das iſt Ihnen unbekannt? Glauben Sie mir, ſo lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geiſtliche Beredſamkeit Ihnen das Beſte, das ich ſelber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das geſtehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders iſt, als das Ausſtrömen des innern, geiſtigen Lebens, welches vom Geiſte Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet und Leſen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden iſt, da kann die geiſtliche Beredſamkeit nichts anders ſeyn, als ein Gaukelſpiel, als ein Verſuch, die Zuhörer, die im Dunkel ſitzen und vor Froſt zittern, glauben zu machen, daß ſie erleuchtet und erwärmt würden. Eine ſolche Täuſchung, wenn es auch gelänge, ſie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das ſagt doch am Ende einem Jeden ſein Gefühl, ob er ſieht oder nicht, ob ihm warm iſt oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme ſtrömt: ſo wird auch das geiſtige Leben, wo es vorhanden iſt, von ſelbſt in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch ſeine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verſchiedenſten Formen ſich mittheilt, und daß keine derſelben ihm etwas Weſentliches geben oder nehmen kann. Wendet es ſich an den Verſtand, um die Einſicht zu befeſtigen, ſo wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es ſich an das Herz, um Gefühle zu erwecken, ſo wird auch in dieſen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geiſt den erhaben-

ſten Schwung, ſo wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erſcheinen, als es durch ſich ſelber iſt; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachſten, ſchmuckloſeſten Gewande erſcheint. Iſt das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, ſo wird auch die höchſte Kunſt, wenn ſie nur dem Evangelium dienſtbar iſt, und ſich ihm unterwirft, niemals ſeiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Perſönlichkeit ſich entfalten können, ſobald ſich nur dieſe durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang ſeyn oder kurz, ſie mag Niedergeſchriebenes dem Gedächtniß einprägen oder allein die Gedanken ohne die Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; ſondern darauf, daß ein Jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes ſeyn will, dieſem heiligen Berufe ſeine Zeit, ſo viel er deren hat, und ſeine beſten Kräfte widme; der, welcher viel hat, wird nicht beſſer auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieſer es nur eben ſo treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern chriſtlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um ſich verſammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt ſchließen zu wollen. Deshalb iſt keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Verſammlung redet; er iſt es durch den Glauben, aus welchem er redet, ſollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben iſt, da iſt auch Segen; und an dieſer Gewißheit möge ſich jeder genügen laſſen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens ſtände, das Wenige, das mir beſchieden, ſchon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit ſolchen Gedanken tröſten. Aber ich ſtehe im Anfang einer Laufbahn, die ſich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth ſoll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demſelben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck ſprechen Sie es aus, was jetzt ſo manche Jünglinge, und gewiß nicht die ſchlechteſten, ein jeder in Rückſicht auf ſeine Beſtimmung, fühlen; was der von Kindheit an als Triebfeder zu allen Anſtrengungen benutzte und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz ihnen eingiebt. Aber Entſetzen ergreift mich, wenn ich bedenke, Wer zuerſt ſo gefühlt hat.

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch ſeyn! Wenn er die Lügen redet, ſo redet er von ſeinem eigenen.

Jüngling. Sie meinen alſo den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das ſollten doch die ehrgeizigen Menſchen am wenigſten behaupten! Die ſollten doch ihren Generaliſſimus und Feldmarſchall kennen; ihn, deſſen Loſungswort iſt: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen, die ſein Wort verkündigen, Keiner mit ſeinem Feinde ein geheimes Verſtändniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlaſſen ſich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Laſſen Sie uns, ehe wir ſcheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich verſetze mich dabei ſo viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich ſoll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig iſt, den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut ſeyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menſchen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menſchen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt iſt die beſte, die Gott am beſten gefällt.

K. v. Raumer.

I. Ueber die Ausbildung der Sinne.

(Um 1819.)

Wäre das Auge nur ein leiblicher Spiegel der ſichtbaren Welt, ſo würde es das Verſchiedenartigſte gleich gut oder gleich ſchlecht abſpiegeln, je nachdem es leiblich geſund und ſtark oder leiblich krank ſchwach und wäre. Es iſt aber geiſtiges Empfängnißorgan, Organ, nicht bloß einer leiblichen, ſondern geiſtigen Vereinigung mit den Dingen. — Ein wohlbegründeter Sprachgebrauch unterſcheidet daher: ſcharfe Augen haben und ein Auge für beſtimmte Dinge haben, z. B. für Pflanzen, Thiere u. ſ. w. Jenes bezeichnet leibliche Geſundheit und Stärke, dieſes weiſet auf eine urſprüngliche geiſtige Verwandtſchaft des Auges mit beſtimmten Dingen, ausgebildet durch vertrauten Umgang.

Das Aehnliche gilt mehr oder minder von den übrigen Sinnen. — Die Kunſt der Sinnenausbildung hat es nur dem kleinſten Theile nach mit dem, was die Sinne leiblich ſtärkt, zu thun — z. B. mit den ärztlichen Regeln zur Erhaltung und Stärkung der Augen. — Sie geht vielmehr auf Ausbildung jeder geiſtigen Art der Empfänglichkeit jedes Sinnes. Darum beginnt ſie nicht mit willkührlich einſeitiger Ausbildung nur Eines Sinnes, wodurch die geiſtige Reizbarkeit der anderen Sinne abſtirbt; noch weniger richtet ſie einen Sinn gewaltſam auf eine einzelne Art der Dinge, z. B. das Auge nur auf Pflanzen oder nur auf Thiere. Dadurch wird die geiſtige Beweg-

barkeit des Sinnes nach anderartigen Dingen gelähmt. — Hat der Erzieher aber, wie es die allgemeine mikrokosmiſche Anlage jedes wohlgeſchaffenen Kindes verlangt, mit möglichſt allſeitiger Ausbildung aller Sinne begonnen, und bemerkt dann eine hervortretende ſtärkere Geiſtigkeit Eines Sinnes oder eine vorzügliche Verwandtſchaft Eines Sinnes zu Einem beſtimmten Kreiſe der ſinnlichen Welt, z. B. des Auges zu den Steinen ꝛc., dann erſt mag er den Einen Sinn, die Eine Art der Empfänglichkeit als ein eigenthümliches Talent vorzugsweiſe ausbilden. —

Iſt nun der innere Sinn, bei empfänglichen äußeren Sinnen mit einem Reichthum von Anſchauungen aller Art geſchwängert, ſo reift das Empfangene allmählig und ſehnt ſich an das Tageslicht. So ſpricht das kleine Kind Worte, die ihm die Mutter oft vorgeſprochen, ſingt ſpäter Weiſen, die es oft gehört, verſucht zu zeichnen, was es oft geſehen.

Jedem empfangenden Organ hat die Natur ein gebührendes Darſtellendes zugeſellt, oder ſelbſt mehrere, damit der Menſch nicht einſam im Reichthum ſeines Innern verginge, ſondern zur Mittheilung ſich äußerte. — Er kann den Bekannten, deſſen Bild vor ſeiner Seele ſteht, auf mannigfaltige Weiſe abbilden, er kann ihn beſchreiben, nach Schauſpieler-Art darſtellen u. ſ. w.

Die Ausbildung der Empfänglichkeit muß natürlich der Ausbildung der Darſtellungsgabe vorangehen — Hören dem Sprechen und Singen, Sehen dem Malen ꝛc. Es herrſcht, wie bekannt, eine Sympathie der Empfängnißorgane mit den entſprechenden Darſtellungsorganen — des Gehörs mit den Sprachorganen, des Geſichts mit der Hand ꝛc. Die Uebung der Empfängnißorgane ſcheint ein geheimes ſtilles Wachsthum der Darſtellungsorgane zu bewirken, wenn dieſe auch nicht unmittelbar geübt werden. —

Bei manchen Handwerkern muß der Lehrjunge ein Jahr lang zuſehen, ohne ſelbſt Hand anzulegen. Iſt das Auge hierdurch verſtändigt, ſo folgt ihm die Hand ſympathetiſch. Mögte das Beiſpiel bei aller Sinnenausbildung beherzigt werden!

Der Lehrer, welcher Empfangen und Darſtellen zugleich ausbilden will, vom Schüler den Ausdruck unmittelbar nach empfangenem Eindruck verlangt, der verkennt die Natur, welche ſtille, ungeſtörte ſinnliche Empfängniß und in der Regel langſame Entwicklung der Darſtellungsfähigkeit fordert.

Steffens ſagt von mehreren nordamerikaniſchen Völkern: ihre Sinnenbildung bilde für diejenigen, die dieſe mit den körperlichen Uebungen verbinden wollen, ein nie zu erreichendes Muſter. — Freilich übertreffen ſie, nach den Erzählungen der Reiſebeſchreiber, die Europäer an Schärfe des Geſichts, Gehörs und Geruchs. Sind ſie darum Muſter der Sinnenausbildung? Statt des Ideals menſchlicher Sinnenausbildung iſt das Ideal der thieriſchen ins Auge gefaßt, leibliche Sinnenſtärke mit geiſtiger verwechſelt. Wie verſchieden dieſe beiden ſind, ergiebt ſich ſchon aus den vorigen Betrachtungen; Beiſpiele mögen dies noch mehr ins Licht ſetzen.

Wer kennt nicht Menſchen, welche das ſchärfſte meilenweit tragende, den leiſeſten Ton vernehmende Gehör haben, und denen doch aller Sinn für reine und ſchöne Muſik fehlt. Klavierſtimmer gibt es, die aufs reinſte ſtimmen, Muſikmeiſter, die jeden Fehler eines einzelnen Inſtruments im vollen Orcheſter heraushören, und denen bei dem feinſten Ohr doch das geiſtig zarte Gehör ſo mangelt, daß ſie die gemeinſte Muſik lieben.

Dagegen werden Andere, welche kein Inſtrument rein zu ſtimmen, noch weniger ein Orcheſter zu leiten vermögen, durch vortreffliche Muſik begeiſtert, und zeigen entſchiedenen Widerwillen gegen ſchlechte. — Es ſteht jenen ſcharfen und feinen Hörern Beethoven gegenüber, welcher faſt taub iſt; und ihnen völlig entgegengeſetzt erſcheint ein anderer großer Tonkünſtler, der verſicherte: das Leſen der Partituren gewähre ihm einen größern Genuß, als die Aufführung der Muſik, welche doch ſeinem inneren Ideale nicht ganz entſpräche. Er wäre alſo bei voller Taubheit des geiſtigen muſikaliſchen Genuſſes fähig geweſen.

Mit dem Auge iſt es eben ſo. Unter meinen mineralogiſchen

Schülern fanden ſich einige, die ſehr geſunde leibliche Augen hatten, mit denen ſie auch das Kleinſte ſahen, und doch waren ſie nicht im Stande, die Geſtalten zu faſſen, Gleichartiges von Ungleichartigem zu ſcheiden, kurz, ſie hatten Augen und ſahen nicht. Dagegen waren andere, die bei ſchwachen Augen wie geblendet waren, wenn ſie kleine Kryſtalle ſehen ſollten, die größeren dagegen in aller Schönheit auffaßten, die Farbenübergänge aufs zarteſte verfolgten. — So kenne ich einen höchſt kurzſichtigen jungen Menſchen, der dennoch die größte Auffaſſungsgabe für Gemälde hat. — Wie gewöhnlich ſind dagegen höchſt Scharfſehende, welche ungerührt die herrlichſten Bilder, Bildſäulen und Kirchen anglotzen. —

Und ſo ließe ſich gewiß der große Unterſchied zwiſchen leiblicher und geiſtiger Sinnenſtärke durch viele andere Beiſpiele nachweiſen.

Wahrlich jene thieriſch ſcharfen Augen und Ohren der Wilden ſind nicht unſere Muſter. Die heiligen verklärten Augen Raphaels, Eyks, Erwins von Steinbach, die gottgeweihten Ohren Händels und Leos, das ſind die höchſten Thatſachen menſchlicher Sinnenausbildung, das ſind die menſchlich göttlichen Vorbilder.

II. Bildung zur Gelehrſamkeit. Bildung zu Kunſt und Handwerk.

(Um 1822.)

Die Kinder aller Stände erhalten zuerſt ungefähr denſelben Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und in der Religion; ſpäter trennen ſich die Wege der Bildung, nur der Religionsunterricht bleibt allen gemein. Ich will hier zwei Bildungswege verfolgen, den der Gelehrten und den der Künſtler und Handwerker. Wer ſich zum Handwerk oder zur Kunſt beſtimmt, beſucht allenfalls noch die untern Klaſſen einer gelehrten Schule, lernt höchſtens die Anfänge des Latein, und tritt dann als Lehr-

junge aus der Schule in die Werkſtatt über; wer ſich dagegen dem Studiren widmet, macht ſeine Lehrjahre auf gelehrten Schulen und Univerſitäten. — Von dem Augenblick an, da jene beiden Bildungswege ſich trennen, gehn ſie immer weiter und weiter aus einander; der eine erzielt ein Können, eine Kunſt, der andere ein Kennen, eine Kunde oder Wiſſenſchaft.

Der Lehrling der Kunſt und des Handwerks kommt zum Meiſter, nicht um als müßiger Zuhörer und Zuſchauer ihm abzuhorchen und abzuſehen wie er's macht, und allenfalls über die Arbeiten mitſprechen, eine Beſchreibung derſelben geben zu lernen. Er muß vielmehr ſelbſt Hand anlegen, durch vieles Ueben eine Geſchicklichkeit im Verfertigen beſtimmter Dinge zu erwerben ſuchen. Als Meiſterſtück wird von ihm gewöhnlich ein von ihm verfertigtes Ding, ein Schrank, ein Hufeiſen, eine Uhr ꝛc. gefordert. Ihm gilt Geſchicklichkeit, Können alles, denn hierauf gründet ſich ſein künftiges bürgerliches Glück.

Wie verſchieden iſt hiervon der Weg zur gelehrten Bildung! Der Lehrling der Wiſſenſchaft lebt nicht wie der Lehrling der Kunſt und des Handwerks, in reger äußerer Thätigkeit, im Ueben von Sinnen und Gliedern, von Auge und Hand, ſondern meiſt ſtill ſitzend erhält er faſt allen Unterricht durch das Wort: Zuhören und Bücherleſen ſind ſeine Hauptbeſchäftigungen auf der Schule und auf der Univerſität. Durch das Wort ſoll er eine Welt kennen lernen; Sprachen ſind Schlüſſel dieſer Welt, darum ſteht ihm das Erlernen derſelben oben an. Mündliche Vorträge und Bücher ſollen ihn aus der Gegenwart unter Völker entfernter Gegenden und vergangener Zeiten verſetzen, das bezielt der Unterricht in Geographie und Geſchichte; durch mündliche Vorträge lernt er reine Mathematik kennen, gewöhnlich aber nicht üben. Als Meiſterſtück erſcheinen Doktor-Diſſertation und Diſputation, ſie ſollen vornämlich bezeugen, daß der Lehrling des Wortes Meiſter geworden.

Bei ſo verſchiedenen Bildungsweiſen muß natürlich der ausgebildete Studirte vom ausgebildeten Künſtler und Handwerker

ganz verſchieden ſeyn, beide können ſich nur ſchwer verſtändigen. Betrachten wir die Aeußerſten, wohin dieſe Bildungsweiſen führen, daß ich mich ſo ausdrücke, den Stockgelehrten und den Stockhandwerker.

Ein ſolcher Gelehrter lebt ganz in Gedanken, weiß viel, kann nichts. Seine Bildung hat ihn von der gegenwärtigen Welt getrennt, ſeine Studirſtube und Bibliothek ſind ſeine Welt. So entfremdet er ſich allen bürgerlichen Angelegenheiten, und wird völlig ungeſchickt zur Behandlung derſelben. Mit der Gegenwart unbekannt, verſetzt er ſich dafür durch den Zauberſtab ſeiner Bücher in ferne Gegenden und Zeiten, und weiß von Athen und Rom mehr zu erzählen, als von ſeiner Vaterſtadt. Er kennt den joniſchen, attiſchen und doriſchen Dialekt, aber nicht plattdeutſch und oberdeutſch; er weiß genau den Weg, welchen Xenophon mit ſeiner Schaar nahm, aber nicht den Weg zum nächſten Dorfe. Iſt er Mathematiker, ſo berechnet er alle Formeln der Mechanik, kann aber nicht die Einrichtung einer Handmühle angeben, geſchweige denn eine bauen. — Ich wiederhole, ich ſchildere einen Stockgelehrten, und um nicht einſeitig und ungerecht zu ſcheinen, will ich verſuchen, den Stockhandwerker und Künſtler zu zeichnen. — Dieſer lebt ganz der Gegenwart. In ſtetem Handthieren und Schaffen wirklicher Gegenſtände begriffen, zu dieſer Thätigkeit ſelbſt genöthigt um zu leben, blickt er nur auf ſeine nächſten Angelegenheiten, ſeine Werkſtatt, ſein Haus, ſeinen Wohnort; drüber hinaus erweitert er ſeinen Blick nicht, etwa durch Leſen von Büchern. Er frägt nicht darnach, wie ſeine Kunſt von Andern geübt werde, ob man Fortſchritte in derſelben gemacht, ſondern er treibt dieſelbe ganz ſo, wie er ſie erlernt hat, ohne Trieb ſich zu vervollkommnen, oder das was er thut in Worte zu faſſen, um es Andern mitzutheilen. Als Meiſter unterrichtet er Jungen und Geſellen mehr durch die That, mehr durch Vorthun als durch Vorreden.

Es ſcheint, als würden Gelehrte, Handwerker und Künſtler der Art, wie ich ſie eben ſchilderte, immer ſeltner. — Von jeher

trat das Leben der Beſchränktheit gelehrter Bildung ſtörend in den Weg. Der Arzt, der Richter und Sachwalter, der Prediger werden durch ihre Aemter mehr oder minder gezwungen, den Schulſtaub abzuſchütteln, die Augen für die Gegenwart zu öffnen, ſich in Verhältniſſe zu ſchicken, entſchloſſen zu leben und zu handeln.

Nur der Stand, welcher vorzugsweiſe der gelehrte heißt, und gewöhnlich auch Lehrſtand iſt, der als ſolcher zur treffendſten Wirkſamkeit des klarſten Blickes, Sicherheit, Raſchheit, Entſchloſſenheit in That und Rede, und geiſtesgegenwärtiger Behandelnsfähigkeit ſeiner Schüler bedürfte, nur der Stand blieb großentheils unbeholfen, unentſchloſſen und dämmernd. Doch in den letzten Jahrhunderten trat auch der Gelehrte dem Leben näher, nnd anderſeits ſind Künſtler und Handwerker aus der eng beſchränkten rein inſtinktartigen Thätigkeit zu einem freieren Umblick und größerer Beſonnenheit erwacht. So näherten ſich Gelehrte und Nichtgelehrte einander.

Schefer.

Botany-Bay.

(1827.)

1. Die Einfahrt.

Wohin ſollt' ich die Blicke wenden, was zuerſt begrüßen, nachher bewundern, worauf verweilen? Ich ſahe nichts vor lauter Entzücken, ich fühlte nur die blaue Blendung des Himmels in den Augen, Frühlingswärme um mich her! Ich hörte ein Rauſchen von den Bergen, ein Wehen in den Wäldern, ein Schwirren und Girren um die Felſen. Oben flatterten eilende Wölkchen, und auch drunten im Waſſerſpiegel, und der Fluß kam ſo ruhig mitten hindurch und ſtörte das ſtille Gemälde nicht. Jetzt war Herbſt in Altengland! Die Bäume hatten ihre Früchte getragen, das Feld ſeine Aehren; dort hing nun Reif um die Berge, Nebel in den Gründen; Spinnen hatten ihr unabſehliches Gewebe über die Fluren und Anger geſponnen, und Thau hing daran und flimmerte, und was kommen ſollte, war — der Schnee aus den weißlichen Wolken, und die langen Abende und der kürzeſte Tag! Hier aber kam ich gleichſam in eines andern Meiſters Werkſtatt, der eben Frühling machte, und doch war es derſelbe Meiſter! Die Theemyrte grünte, die Sproſſentanne blühte, junger Mais, ſelbſt junger Lein, war ſchon ſo hoch, daß die Lüfte ihn bewegen konnten. Mit leichter Täuſchung wähnt' ich, hier ſei es ewiger Frühling, unter den Cocospalmen, den Brotfruchtbäumen das Paradies! Und wie friedlich ruhten die Hütten der Menſchen! Wie wuchſen die Kohlbäume, Papier=

bäume, Cedern und Piſang, wo der Menſch ſie gepflanzt! Wie bewegte der Wind die Windmühlflügel, wo der Menſch ſie ihm, wie einem himmliſchen Kinde, zum Spiel hingeſtellt; wie führt' er den Rauch von den Hütten, wie Kreiſel treibend hinauf in den ewigen Himmel, wo der Rauch zum Wölkchen ward, und fortſchiffte mit Wölkchen, ſtill wie ein Lamm, das neu gekauft zu der Heerde läuft. Die Sonne bleichte Leinwand, wo ſie die Mädchen hingebreitet und eben begoſſen, und der Hauch der Luft wehte mir ein Wort, eine Strophe aus ihren Geſängen zu, die mir vorkamen, wie das Athmen der Erde ſelbſt, voll Wohlklang! Weiter hinaus aber weideten Heerden, und die Lämmer fraßen ſich ſatt an Blumen, die Ziegen an Blüthengeſträuch, und die Rinder wandelten langſam nach und verloren ſich in den Thälern. Dort zogen Schützen in die waldbewachſenen Berge, und über dieſen erhoben fernere Gebirge ihre beſchneiten Scheitel, wie Greiſe über junges Volk hinwegragen. Glückſeliges Land! rief ich aus. Ja wohl, glückſeliges Land! ſprach Herr Tydal; hier ſind die Kinder Israel nicht in der Wüſte umhergerannt, und doch wird Moſes und David unter Euch wandeln! Hier haben die Juden Jeſum nicht gekreuzigt, und doch wird ſein Evangelium zu Euch kommen! Hier iſt Cäſar nicht ermordet worden, und doch werdet Ihr frei ſeyn! Hier hat kein Mönch einen Kreuzzug gepredigt, und doch werdet Ihr Bäume, Künſte und Gelehrſamkeit des Morgenlandes haben! So allen Frevels, aller Verbrechen, alles Blutvergießens überhoben, werdet Ihr die Ernte von Europa geſammelt, gedroſchen, geworfelt und rein genießen! — Glückſeliges Land, rief ich darein, ſei geſegnet, wenn ein Schulmeiſter auch ſegnen, oder Segen erbitten kann. — Und ernſter fuhr Herr Tydal fort: ich habe Dich geſehn, Ulimaroa, das Land, wohin Alles ſich hinüber retten wird, was bei uns gedrängt fliehn wird, wo aufkeimen wird, was bei uns verweſet. Nun iſt mir ſchon wohl, und freudig kehr' ich einſt wieder ſelbſt zu der vorher ausſchweifenden, nun dafür zu Tode curirten alten Betſchweſter Europa, und ſterbe noch im

Vaterlande, und bleibe dort in die Erde geſenkt bei den Meinen! — Clarke ſchwieg und hatte nur ſeine Freude an dem ſchönen begeiſterten Mann, den er ſeinen lieben Vetter nannte, umarmte und zärtlich küßte. Auch ich war ſo begeiſtert, daß ich glaube, ich hätte hier müſſen mein erſtes Gedicht machen. Mir war in meinem Leben zuvor nie ſo leicht, ſo frei, ſo wonnig zu Muthe, und auch nicht ſo ſchwer, ſo beklommen; die Gedanken drängten ſich mir gewaltſam auf, und nahmen mich ein — aber ſie überwältigten mich. So iſt der Menſch! Heut hab' ich Mühe, ſie nur nachzudenken; und wenn ich auch einige wiedererhaſcht, ſo fehlt mir ſchon das Gefühl, das ſie begleitete; doch bin ich noch davon geſtärkt. So wächſt ein Baum von dem zurückgelaſſenen eingedrungenen Waſſer aus ſanften befruchtenden Gewitterwolken, die mit ihren Schauern, ihren Roſenblitzen längſt entwandelt.

2. Die Meierei.

Herr Samuel führte uns am linken Ufer des Fluſſes hinauf, während er uns die ſchönen Meiereien zeigte und ihre Beſitzer nannte. Als wir unter Bewunderung der reizenden Lage bis dahin gekommen, wo der Derwent eine Wendung nach Morgen macht, wodurch gegenüber ein maleriſches Vorgebirge entſteht, von den friſcheſten höchſten Platanen bewachſen, wendeten wir uns links in ein mäßig breites Thal, welches ſich ſanft nach Abend erhob, wie ein rückwärts hingelehntes Gemälde. Hier lag ſeine Meierei in einem großen Park. Ein klarer Kieſelbach rauſchte in mehreren kleinen Waſſerfällen, die in der Sonne blitzten, uns entgegen, als wir den ſanften Weg hinanſtiegen. Unter blühenden Apfelbäumen ſtanden kleine niedliche Tiſchchen, Bänkchen und Stühlchen, um welche viele kleine Mädchen und Knaben verſammelt waren, eine kleine Schule voll, die unmöglich alle Herrn Samuel gehören konnten und alſo Kinder aus der Stadt ſeyn mußten, die hier ſpielten. Gleichwohl hatten ſie ſich allerhand herrliche Blumen und prachtvolle Blüthen ab-

pflücken dürfen! Die Mädchen putzten ſich mit den Granatblüthen, ließen einander — dieſe von ihrer Winterfeige, die andre von ihrer Orange eſſen. Die Knaben verfolgten ſich mit blühenden Nectarinenzweigen, die größern liefen fliegenden Eichhörnchen nach, die kleinern kollerten abgefallene Cocusnüſſe den Abhang hinunter, oder hämmerten daran. Jetzt kamen ſie um Herrn Samuel und langten an ihm herauf, und hingen ſich an ihn. Das ließ er zu ihrer Gnüge geſchehn. Durch blühende Sträucher und üppige Baumgruppen, mit unzähligen Singvögeln und Papageien beſetzt, kamen wir an eine Brücke, wo ſich das Thal in zwei ſchmälere Gründe theilte, welche ſich in der Entfernung immer weiter aus einander zogen. Aus jedem derſelben rauſchte ein Bach her, welcher ſich hier mit dem andern in ſeiner Naturſprache murmelnd begrüßte und, wenigſtens doch vor ſeines klaren Laufes Ende mit ihm vereinigt, eilte, die Waſſerfälle zu bilden, die uns geblinkt hatten. Jetzt betraten wir den mit einem ſogenannten unſichtbaren Zaune umgebenen Ziergarten des Parks. Er nahm den Abhang der zwiſchen beiden Bächen hoch in der Mitte liegenden breiten Ebene ein, auf deren vorderem Raume ein einfach geſchmücktes geräumiges Wohnhaus uns entgegen ſchimmerte. Als wir droben auf dem koſtbaren Raſenſtück vor demſelben angelangt waren, wendeten wir uns erſt, um die Ausſicht zu bewundern. Denn wirklich war ſie wundervoll. Uns gegenüber das Vorgebirge mit ſeinen Platanen; rechts und links zu unſeren Seiten das fruchtbarſte, ſorgſamſt beſtellte Feld; vor uns im Thale der majeſtätiſche Fluß, in demſelben hie und da kühn und hoch emporſteigende Felſen, wie Pfeiler einer uralten Rieſenbrücke, oben mit überhängendem Gebüſch gekrönt, von girrenden Tauben bewohnt, und weißen Waſſervögeln umſchwärmt. Rechts weiter hinaus der Meerbuſen von ſanften Hügeln umlagert, voll immergrünender Bäume; in ſeinem Schooße die ſicher ruhenden Schiffe von ſchwarzen Schwänen und Enten umſteuert; uns zu Füßen die wohlgebauete Stadt, jedes freundliche Haus in ſeinem Garten,

in ſeinen Blumen. Und nun erſt die röthlichen Ufer des Derwent hinauf: hier Cocospalmen, weiterhin einzelne Mahagony, die, wie neugierige Kinder, ſich bis an die ſteilen Abhänge gewagt, ſich mit ihren Wurzeln anklammerten, um hinunter zu ſehn; andere, die auf blumigen Hügeln, wie Wanderer vor Verwunderung, ſtehn geblieben zu ſeyn, oder ihm immer wieder entgegen zu gehen ſchienen, bis wo er in Nordweſt aus Marmorfelſen hervorglänzt. Und doch bot ſich die ſchönſte Ausſicht uns erſt hinter dem Hauſe dar. In bequemer Nähe lag der reinliche geräumige Meierhof in Frucht- und Küchengärten; noch weiter hinaus die Schäferei, und hinter derſelben die fette grüne unabſehliche Trift in immer blaſſerem Schimmer bis hin an die ſonnigen Berge, von Thälern und Schluchten durchbrochen, durch deren Lücken die fernern Gebirge hereinſahen nach der nie geſehenen, reizenden Pflanzſtadt. — So ſieht ein engliſches Kind von 15 Jahren aus! bemerkte Herr Samuel, immer noch mit Vaterlandesſtolz, als wir in die ſchöne Rundanſicht verſenkt ſchwiegen. Hier dann ein Engländer England vergeſſen!

---

3. Die künftige Lancaſterſchule.

Herr Prediger Patrik nahm in dieſer Friſt das Wort und ſprach: Ja, Gehorſam und Arbeit ſind die beiden Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft, und des allgemeinen Glückes! Wehe denen, die ſie nie gekannt, nie gelernt haben und an ſie nicht gewöhnt ſind! Jeder Menſch darf nur arbeiten, wozu er Neigung hat; und aus den verſchiedenen Neigungen, welche weiſe von der Vorſehung allen verſchieden zugetheilt ſind, entſteht doch ein mit Allem wohlverſorgtes, wohl in Ordnung gehaltenes Ganze. Und jeder Menſch darf nur ſo viel arbeiten, als die Bedingung geſund zu bleiben erfordert. Faulheit iſt die Quelle aller mit Recht ſo genannten Unthaten; und die Quelle der Faulheit iſt die Unkenntniß des wirklich Guten. Denn jeder iſt eifrig, ja unermüdlich nach dem, was Er für reizend und

ſtrebenswerth hält. — Und den Gehorſam, die Gewöhnung, einem fremden, ja nur dem eigenen Willen unterthan zu ſeyn, o mein Gott, wenn ich dieſe nur mit Engelszungen predigen könnte! Allen Müttern und Vätern zuerſt, die ihn dem Volke der Kinder lehren ſollen! Denn im Leben verlangt ein Gott den unverbrüchlichſten, ruhigſten, immergleichen Gehorſam gegen die Geſetze ſeiner Welt von jedem, der glücklich ſeyn will. Er läßt dagegen denken und handeln — aber die Geſetze walten allmächtig und eiſern fort und zermalmen den ohn' Erbarmen, der ſich nicht feſt an ſie anhält. Denn ſo nur beſteht ſeine Welt, und gehn ſeine Sterne ſo richtig. Welcher Sohn ſeinem Vater nicht gefolgt, der wird ein Ungehorſamer bleiben gegen Gott und Menſchen; und welche Tochter ihrer Mutter nicht Arbeit abgelernt, die wird ihrem Manne und ihren Kindern verderblich ſeyn. Denn wo das Gute nicht iſt, da iſt das Böſe! Wo Frühling iſt, da hat der Winter die Macht verloren, und das Menſchengeſchlecht darf nicht das Böſe ausrotten, nur das Gute pflanzen. Deßwegen muß die Schule eine ernſte, kirchenheilige Anſtalt ſeyn! Ein guter Lehrling wird ein guter Meiſter, ein guter Schulknabe ein guter Bürger. Denn im Leben ändern ſich nur die Gegenſtände, die uns beſchäftigen — das Gemüth, der Eifer, der Sinn, die Thätigkeit ſollen dieſelben bleiben. Nur andere Zwecke, ſo iſt die Schulſtube das Vaterland und die Welt für den Menſchen. Wie das Vaterhaus Ihr Vaterhaus war, muß das Haus (Parlament) Ihr Haus — wie der Vater Ihr Vater war, der König Ihr König ſeyn, die Geſetze Ihre Geſetze, und ſeine Diener im ganzen Reiche Ihre Diener, Alle Menſchen umher Ihre Gehülfen, Lehrer oder Lehrlinge und Ordner, wie in der Lancaſterſchule. Wie ſchon als Kind, findet ſich dann im Leben jeder berechtigt, zu helfen, zu lehren, zu warnen und abzuwehren! Wenn Menſchenliebe in ihnen lebt und ſtrebt, dann bedarf es keiner Geſetze; denn die Geſetze überflüſſig machen, allmälig alle einſchlafen laſſen bis auf das Eine, das ſelige: die Liebe — das iſt der Triumph

des Volkes und der Beweis ſeiner Bildung. Fähig iſt ihrer auf Erden nur der Menſch, und durch ſie folgſam jedem Geſetz Gottes oder der Menſchen, wenn es außer Ihr noch Eines gäbe! Der Menſch voll Liebe wird keines übertreten, Keinen beleidigen, ſondern Jedem helfen, wo und was er kann, und unendlich mehr thun als man ihm vorſchreiben könnte. Und wo, wandte ſich Herr Patrik an mich, wo werden ſolche Menſchen gebildet, durch Gottes Hülfe und ſeines Sohnes Wort? Schüler, die einſt Führer der Andern zu ſeyn verſtehn, künftige Armenpfleger, Vormünder der Waiſen, Beiſtände der Wittwen? Wo, Herr Lambton? — Ich antwortete fragend: Wohl in der Lancaſterſchule! — Wo, fuhr er fort, hat man nur Eine Tafel mit dem Ordnungsgeſetz, und nur Eine mit dem Sittengeſetz? Wo lehrt man Einen den Andern lehren, ſein Leben ordnen und es Andern ordnen? Wo, mein Lambton? — Wohl in der Lancaſterſchule! verſetzt' ich. — Ja, wohl, ſehr wohl, am beſten da! ſprach Er. Und wo wird dem Könige, dem Richter ein gehorſames, arbeitſames, wohlgeſittetes und belehrtes Volk zugebildet, und dadurch wieder dem Volke wohlgeſittete, wohlbelehrte, arbeitſame, getreue Richter, Prediger, und dadurch endlich eine glückliche, ſelige Menſchheit, ein Reich Gottes — Lambton? In der Lancaſterſchule! beſtand ich mein Examen. — Und das wollen Sie bei Uns, nach allen Ihren Kräften, allem Ihrem Verſtande treu und fleißig thun, lieber Lambton? frug mich Herr Patrik gerührt, und reichte mir ſeine Hand dar. — Ich ſchlug ein, und unter einer rauſchenden Geſundheit „Lancaſter für immer“ weinten wir Beide.

Jakob Grimm.

I. Die Sagen.

(1810.)

In unſerer Zeit iſt eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerkſamkeit auf die Sagen bringen, welche ſowohl unter demſelben Volk herumgehen, als auch an einigen vergeſſenen Plätzen aufbewahrt worden ſind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erweckt haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntniß des wahren Weſens der Geſchichte und der Poeſie hat dasjenige, was bisher verächtlich geſchienen, nicht wollen vergehen laſſen, welches aber die höchſte Zeit geworden iſt bei einander zu verſammeln.

Man ſtreite und beſtimme, wie man wolle, ewig gegründet unter allen Völker= und Länderſchaften iſt ein Unterſchied zwiſchen Natur= und Kunſtpoeſie (epiſcher und dramatiſcher, Poeſie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der epiſchen die Thaten und Geſchichten gleichſam einen Laut von ſich geben, welcher forthallen muß, und das ganze Volk durchzieht, unwillkührlich und ohne Anſtrengung, ſo treu, ſo rein, ſo unſchuldig werden ſie behalten, allein um ihrer ſelbſt willen, ein gemeinſames, theures Gut gebend, deſſen ein jedweder Theil habe. Dahingegen die Kunſtpoeſie gerade das ſagen will, daß ein menſchliches Gemüth ſein Inneres blos gebe, ſeine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welches es nicht überall begreifen wird, oder auch,

ohne daß es von ihr begriffen ſeyn wollte. So innerlich verſchieden alſo die beiden erſcheinen, ſo nothwendig ſind ſie auch in der Zeit abgeſondert, und können nicht gleichzeitig ſeyn. Nichts iſt verkehrter geblieben, als die Anmaßung epiſche Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche ſich nur ſelbſt zu dichten vermögen.

Ferner ergiebt ſich, wie Poeſie und Geſchichte in der erſten Zeit der Völker in einem und demſelben Fluß ſtrömen, und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geſchichte geprieſen wird, ſo dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erſte Herrlichkeit deutſcher Geſchichte nur zu lange verborgen gelegen habe.

Nachdem aber die Bildung dazwiſchen trat, und ihre Herrſchaft ohne Unterlaß erweiterte, ſo mußte, Poeſie und Geſchichte ſich auseinander ſcheidend, die alte Poeſie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in deſſen Mitte ſie niemals untergegangen iſt, ſondern ſich fortgeſetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüſſe der Gebildeten.

Dieß iſt der einfache Gang, den es mit allen Sagen des Volks, ſo wie mit ſeinen Liedern zu haben ſcheint, ſeitdem ihr Begriff eine etwas veränderte Richtung genommen, und ſie aus Volksſagen, d. h. Nationalſagen — Volksſagen, d. h. des gemeinen Volks geworden ſind. Ich wenigſtens meinerſeits habe es nie glauben können, daß die Erfindungen der Gebildeten dauerhaft in das Volk eingegangen, und deſſen Sagen und Bücher aus dieſer Quelle entſprungen wären.

Treue iſt in den Sagen zu finden, faſt unbezweifelbare, weil die Sage ſich ſelber ausſpricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menſchen, unter denen ſie erhallt, wie aller Erfindung an ſich fremd, auch keiner bedarf. Daher alles was wir in ihnen für unwahr erkennen, iſt es nicht, inſofern es, nach der alten Anſicht des Volkes von der Wunderbarkeit

der Natur, gerade nur ſo erſcheinen, und mit dieſer Zunge ausgeſprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geiſtern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern iſt ein ſtiller aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwiſcht hat und [welche] aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöſet wird.

Jemehr ich dieſe Volksſagen kennen lerne, deſto weniger iſt mir an den vielen Beiſpielen auffallend die weite Ausbreitung derſelben, ſo daß an ganz verſchiedenen Oertern, mit andern Namen und für verſchiedene Zeiten dieſelbe Geſchichte erzählen gehört wird. Aber an jedem Orte vernimmt man ſie ſo neu, Land und Boden angemeſſen, und den Sitten einverleibt, daß man ſchon darum die Vermuthung aufgeben muß, als ſey die Sage durch eine anderartige Betriebſamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geſchlechter getragen worden. Es iſt das Volk dergeſtalt von ihr erfüllt geweſen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich iſt, alles vernachläßigt, nach Unſchuld in irgend eine Zeit verſetzt, und wie ſie ihm am nächſten liegen, Namen und Oerter unterſchiebt, den unverderblichen Inhalt aber niemals hat fahren laſſen, alſo daß er die Läuterung der Jahrhunderte ohne Schaden ertragen hat, angeſehen die geerbte Anhänglichkeit, welche ihn nicht wollen ausheimiſch werden laſſen. Daher es im einzelnen eben ſo unmöglich iſt, den eigentlichen Urſprung jeder Sage auszuforſchen, als es erfreulich bleibt, dabey auf immer ältere Spuren zu gerathen, wovon ich anderwärts einige Beyſpiele bekannt gemacht habe.

Auch iſt ihre öftere Abgebrochenheit und Unvollſtändigkeit nicht zu verwundern, indem ſie ſich der Urſachen, Folgen und des Zuſammenhangs der Begebenheiten gänzlich nicht bekümmern, und wie Fremdlinge daſtehen, die man auch nicht kennet, aber nichts deſto weniger verſteht.

In ihnen hat das Volk ſeinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend iſt, und wie es ihn mit

ſeiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erſcheint voll Seligmachung.

Wiederum erklärt ſein Gebrauch und ſeine Sitte, welche hiernach genau eingerichtet worden ſind, die Beſchaffenheit ſeiner Sage und umgekehrt; nirgends bleiben unſelige Lücken.

Wenn nun Poeſie nichts anders iſt und ſagen kann, als lebendige Erfaſſung und Durchgreifung des Lebens, ſo darf man nicht erſt fragen: ob durch die Sammlung dieſer Sagen ein Dienſt für die Poeſie geſchehe. Denn ſie ſind ſo gewiß und eigentlich ſelber Poeſie, als der helle Himmel blau iſt; und hoffentlich wird die Geſchichte der Poeſie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die ſämmtlichen Ueberreſte unſerer altdeutſchen Poeſie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut ſind und der Maaßſtab der Beurtheilung ihres eigenen Werths darauf gerichtet werden muß, ob ſie dieſem Grund mehr oder weniger treulos geworden ſind.

Auf der andern Seite, da die Geſchichte das zu thun hat, daß ſie das Leben der Völker und ihre lebendige Thaten erzähle, ſo leuchtet es ein, wie ſehr die Traditionen auch ihr angehören. Dieſe Sagen ſind grünes Holz, friſches Gewäſſer und reiner Laut entgegen der Dürre, Lauheit und Verwirrung unſerer Geſchichte, in welcher ohnedem zu viel politiſche Kunſtgriffe ſpielen, ſtatt der freyen Kämpfe alter Nationen, und welche man nicht auch durch Verkennung ihrer eigentlichen Beſtimmung verderben ſollte. Das kritiſche Princip, welches in Wahrheit ſeit es in unſere Geſchichte eingeführt worden, gewiſſermaßen den reinen Gegenſatz zu dieſen Sagen gemacht, und ſie mit Verachtung verſtoßen hat, bleibt an ſich, obſchon aus einer unrechten Veranlaſſung ſchädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein, nicht zu ſehen, daß es noch eine Wahrheit giebt, außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das iſt höchſt unkritiſch, und wenn die Geſchichte ohne die Menge der Zahlen und Namen leicht zu bewahren und erhalten wäre, ſo könnten wir deren in ſo weit faſt entübrigt ſeyn. So läſſig immer, wie bereits erwähnt

worden iſt, die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, ſo iſt doch im Ganzen das innerſte Leben, deſſen es bedarf; wenn die Wörter noch die rechten wären, ſo möchte ich ſagen: es iſt Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem geſammelten Geſchichtsvorrath in Vereinigung zu ſetzen, wird blos bey wenigen gelingen, alſo, wie einerſeits dieſes Unternehmen unnöthige Mühe und vergeblichen Eifer nach ſich ziehen müßte, würde es auf der andern Seite thörigt ſeyn, die ſo mühſam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unſerer Geſchichte durch die Einmiſchung der Unbeſtimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen. Aber darum iſt im Grund auch denjenigen nichts an den Sagen verloren, welche lebhaft und aufrichtig gefaßt haben, daß die Geſchichte nichts anderes ſeyn ſolle, als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menſchlichen Geſchlecht vorgeht, und ſeines Siegs über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völker ſich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, tröſten, ermuthigen, und ein Beyſpiel holen. Wenn alſo, mit einem Wort, die Geſchichte weder andern Zweck noch Abſicht haben ſoll, als welche das Epos hat, ſo muß ſie aus dieſer Betrachtung aufhören, eine Dienerin zu ſeyn der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wiſſenſchaft. Und daß wir endlich dieſen Vortheil erlangen, kann durch die Kenntniß der Volksſagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden.

II. Geſellenleben.

(1813.)

Wie vergnügt und liebreich der deutſche Handwerksſtand geweſen ſeyn muß. Aus harter, ſtrenger Lehre hellfeierlicher Uebergang zum Geſellen, freies Wandern in weite Welt, doch ſelten über vaterländiſchen Boden hinaus, unter Grüßen und Liederſingen, am Ziel und gewöhnlich in der Heimath Nieder=

laſſung als Meiſter, der ſich und ſein Geſchäft ernſt und wichtig nimmt und darin den göttlichen Urſprung findet. Handwerk hat auch in dieſer Betrachtung einen güldenen Boden.

Mancher unſchuldige Bub mag, was ihm die witzigeren Geſellen weiß gemacht, dreiſt geglaubt, im Wald das Wehen und Wanken der Bäume vor dem Wind mit Angſt gehört und auf den Kaufherr mit rothem Sammetpelz ungeduldig gewartet haben, bis er durch die Welt und Erfahrung klüger geworden. Viele Wendungen in dieſen Reden und Sprüchen ſind fein und überraſchend, gehen aus treuſinniger, halb ſpottender Beſtimmtheit, welche unter dem Erzählen des märchenhaften und unglaublichen ſelbſt daran zu glauben ſcheint und ſich überall conſequent durchführt und aushilft, in tüchtige und wohlbrauchbare Lehre über. Es heißt gerade zu: „allda wirſt du ſehen, das und das wirſt du finden!“ und an den curioſen Spaß mit dem feingekrümmten Schwänzlein eines weißen Hündchens, ſtatt der Hutfeder zu gebrauchen, iſt die Vermahnung geknüpft, vor allen Dingen das Herbergzeichen in Acht zu nehmen. Dem bangen ſteht etwas frohes immer zur Seite, beide einander bedingen ſich erſt, und was ein ſchuldloſes Gemüth tragen kann, Freude und Leid, alles iſt ihm lieb und werth, in Erinnerung wie in Erwartung.

Die Bräuche, Ceremonien und Formen verlangen ihrer Natur nach etwas eckigtes, ſinnliches und zugleich unverſtändliches, das die falſche Aufklärung gemäß ihrer verkehrten Art immer abründen wollte. Es iſt nicht zu leugnen, daß in dem Bürgerleben vieles von ſelbſt verblichen und entartet geweſen, aber vieles iſt auch durch gewaltſamen und ſchädlichen Eingriff der Obrigkeit zertrümmert worden, an deſſen Stelle durchaus nichts anders trat, ſondern nunmehr eine hohle Leere geſpürt wird. Jede Förmlichkeit ſpannt und hält zuſammen, und iſt ein fröhlich berauſchender Moſt, der, wenn ihn das Alter nicht mehr verträgt oder um des Weines willen verſchmäht, der Jugend nicht geraubt werden ſoll, da aus ihm ſelbſt das edlere Getränk

erzeugt wird und ſich niederſetzt. Auf Schulen und unter den Studenten waren ehmals auch mehr Gebräuche, die in den Depoſitionen, und ſonſt, den handwerkeriſchen auffallend ähnlichten: die Matroſen haben noch ihre Taufe; [ſie] und die Studenten [haben] im Ganzen ſich doch weniger nehmen laſſen, als den Handwerkern genommen worden iſt, ſo hart dieſe daran gingen. Noch im Jahr 1727 ſchrieben ſie folgenden Brief durch ganz Deutſchland (von Augsburg aus, wo die Schuſtergeſellen Unruhen und Misbräuche trieben und wodurch ein Reichsgeſetz 1731 veranlaßt wurde): „Liebe Brüder, wir haben einen Abſchied machen müſſen, mit dieſem, daß wir unſere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten euch, daß keiner nacher Augsburg reiſen thut, was ein braver Kerl iſt; oder gehet er hin und arbeitet in Augsburg, ſo wird er ſeinen verdienten Lohn ſchon empfangen; was aber, das wird er ſchon erfahren.“

Wenn man das hohe Alter vieler dieſer Sitten erweiſen kann und erwägt, wie z. B. das Weſen der Maurer, Zimmerleute und Schmiede nicht blos mit der alten Baukunſt, ſondern auch der alten Poeſie und ihren Formen zuſammenhängt; ſo wird jetzo, wenn auch das meiſte davon aus dem eigentlichen Leben ausgetrieben worden iſt, eine recht genaue und ſorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerke und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Landsknechte, des Adel- und Bauernſtandes, ja ſelbſt der Räuberbanden (wozu vielleicht die meiſten Materialien vorhanden), für die vaterländiſche Geſchichtſchreibung, d. h. die gründliche Erforſchung des altdeutſchen Lebens erſprießlich und nothwendig ſeyn. Dieſe Stücke ſind zu lange verſchmäht worden.

III. Die deutſchen Mundarten.

(1822.)

Ueber das geſchichtliche der volksſprachen fehlt es noch ſehr an beobachtungen; da ihre verſchiedenheit überaus mannigfaltig iſt, und ſelbſt nahgelegene landſtriche grell von einander abſtechen, können ſie mit der unmerklichen, milderen abſtufung der ſchriftſprache nur in weiterem verhältniſſe ſtehn. Dieſes denke ich mir auf folgende art. In der frühen zeit gelten viele dialecte gleich anſehnlich nebeneinander, ihre grenzen laufen mit denen der einzelnen ſtämme; ſobald herrſchaft und bildung einem volke vorgewicht geben, fängt ſeine mundart an ſich über benachbarte, abhängige auszubreiten, d. h. von deren edlem theile angenommen zu werden, während die einheimiſche mundart unter den volkshaufen flüchtet. Die ſtärkere mundart ſteigt, die ſchwächere ſinkt und wird gemein, doch ſelbſt die herrſchende muß durch ihre wachſende ausdehnung unvermerkt eigenheiten der andern ſtämme an ſich ziehen, folglich dem ungebildeten theile des ſtammes, von dem ſie ausgieng, gleichfalls entrückt werden. Im achten, neunten und zehnten jahrhundert blühen in Deutſchland mehr edle dialecte, als vier, fünf jahrhunderte ſpäter. Noch läßt ſich die ſächſiſche ſprache nichts gefallen von der fränkiſchen oder ſchwäbiſchen; weder Otfried hätte ſich vor Kero, noch der überſetzer Tatians vor Notker der eigenthümlichkeit ſeines dialects zu ſchämen gebraucht, jedem dieſer war er die einzige, edelſte art des ausdrucks. Im zwölften, dreizehnten jahrhundert waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Heſſen ſchon eine allgemeine ſprache, deren ſich alle dichter bedienen; in ihr ſind die älteren mundarten verſchwommen und aufgelöſt, nur noch einzelnen wörtern oder formen klebt landſchaftliches an. Um dieſe zeit hat ſich die ſächſiſche, weſtphäliſche und frieſiſche ſprache länger ihr recht bewahrt; ſie lebt in den Niederlanden in reichlichen ſchriftdenk-

mählern, ſchwächer im innern Sachſenland fort; ich bin zu keinem befriedigenden ſchluß gelangt, ob Veldeck habe hochdeutſch ſchreiben wollen, eindrücke ſeiner heimath aber nicht verwinden können? oder ob ſein niederdeutſches werk ins hochdeutſche umgeſchrieben worden ſey? Offenbar dankt die heutige niederſächſiſche volksſprache gewiſſe feinheiten, die ſie vor oberdeutſchen gemeinen dialecten voraus hat, gerade dem umſtande, daß ſie einige jahrhunderte länger in ſchrift- und öffentlichem gebrauch geblieben iſt. Doch ſie hat ſich zur rechten zeit unbezeugt gelaſſen, ohne belebende literatur ſinkt ſie mit dem ſechzehnten jahrh. zum volksdialect herab und wir ſehen die neu-hochdeutſche ſchriftſprache durch das geſammte reich herrſchend, alle abzeichen früherer ſtammverſchiedenheit gewichen, freiheiten, die ſich noch mittelhochdeutſche dichter genommen, unedel und unerlaubt. Das reſultat wird daher dieſes ſeyn: ein dialect iſt ſo alt und ebenbürtig, als der andere, ehmals aber ſprach der gemeine mann wie der edle, heute iſt die aus verſchmelzung der völkerſchaften errungene ſprache eigenthum des gebildeten theils, alſo jedem erwerbbar; der ungebildete theil bleibt bei der angeſtammten mundart und pflanzt ſie fort, ſie hat lebenswärme, bildungswärme geht ihr ab. Der gemeine volksdialect ſteht auf ſeinem boden ſicher und geſchloßen, iſt heimiſch, zutraulich, ſtets natürlich, an einzelnem wohllaut und triftigem ausdruck reich; die zeichen gebildeter ſchriftſprache ſind: adel, zartheit, einſtimmung, vermiedener übellaut des ganzen; erſt kraft der ſchriftſprache fühlen wir Deutſche lebendig das band unſerer herkunft und gemeinſchaft, und ſolchen vortheil kann kein ſtamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen preis hergeben wollen. Mich dünkt, die entwickelung eines volks fordert auch für die ſprache, unabhängig von ihrem innern gedeihen, wenn ſie nicht verkümmern ſoll, erweiterte äußere grenzen.

Aus dem geſagten erläutert ſich mehr als eine erſcheinung der grammatik. Mundarten, welche durch natürliche lage gehegt und von andern unangeſtoßen bleiben, werden ihre flexionen

langſamer verändern; berührung mehrerer dialecte muß, auch wenn der ſiegende vollendetere formen beſäße, weil er ſie mit aufgenommenen wörtern der andern mundart auszugleichen hat, abſtumpfung beider mundarten beſchleunigen. Dieſer gegenſtand kann nur durch eine genaue vergleichung aller deutſchen dialecte, wozu hier kein ort iſt, gründlich erledigt werden.

IV. Deutſches und fremdes Recht.

(1828.)

Wird man ſchon durch die wunderbare einſtimmung der rechtsformen und ſätze in den verſchiednen ländern unſeres volksſtamms und zu verſchiednen zeiten überraſcht; ſo muß die nicht weniger unleugbare grundähnlichkeit mit dem rechtsgebrauch anderer völker, die aber doch zu dem deutſchen in uralter gemeinſchaft ſtehen, noch bedeutungsvoller hervortreten.

Die alterthümlichen rechtsgebräuche fremder länder nicht zu überſehen hat mir auch deshalb heilſam geſchienen, weil dadurch am leichteſten dem meiſtentheils unüberlegten vorwurf der rohheit, unſittlichkeit und abgeſchmacktheit geſteuert wird, den man unſerem alten recht zu machen pflegt. Es iſt wahr, daß in manchen beſtimmungen eine derbe heidniſche anſicht waltet, die den gemilderten ſitten der nachwelt anſtoß gibt, eine grauſamkeit, die unſer gefühl verſehrt; allein das braucht nicht gerade deutſche oder nordiſche barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, ſelbſt bei Griechen und Römern begegnen. Die Griechen und Römer waren nur gegen ihr eignes alterthum duldſamer, als wir gegen das unſere, ſie ſuchten ihm geiſtige triebfedern unterzulegen und es zu erheben, nicht zu erniedrigen. Darin eben erwieſen ſich die alten großartig, daß ſie die nacktheit und das dunkel ihrer vorzeit gewißenhaft ehrten; unſer zeitalter lernt wohl ſitten und werke fremder völker erklären, kaum aber die ſeiner nahen heimath. Unanſtändigkeiten, die es in griechiſchen

oder lateiniſchen dichtungen erträgt, würde es in denen unſeres mittelalters unleidlich finden. Niemand verübelt es aber den philologen, daß ſie auch daran die nöthige erläuterung wenden; aus ferner vergangenheit frommt es alles und jedes zu erforſchen, und wir ſollten eingedenk ſein, daß neben jenem rohen, wilden oder gemeinen, das uns beleidigt, in dem altdeutſchen recht die erfreuende reinheit, milde und tugend der vorfahren leuchtet und noch unbegriffene züge ihrer ſinnesart unſer ganzes Nachdenken anregen müßen.*

Wäre die ſinnliche und ſittliche grundlage des einheimiſchen rechts gediehen zu fortſchreitender geiſtiger entfaltung, nicht durch einführung des chriſtenthums, dann aber durch eindrang des römiſchen rechts unterbrochen und gehemmt worden, ſo ließe ſich ihr wahrer werth ſicherer ermeßen. Solch eine ungeſtörte entwickelung bis zu voller kraft erfuhr eben das römiſche recht. Wer wollte, im vergleich mit den zurückgedrückten keimen, mit den halberſchloßnen blüten des deutſchen, die überlegenheit des römiſchen verkennen? allein dieſes hat einen hauptmangel, es iſt uns kein vaterländiſches, nicht auf unſerm boden erzeugt und gewachſen, unſerer denkungsart in weſentlichen grundzügen

* Wer, ohne empört zu ſein kann Adelungs ſchilderung der älteſten Deutſchen leſen? aus allen einzelnen laſtern, deren die geſchichtſchreiber erwähnen, entwirft er ein bild des ganzen, eben als wollte man aus den criminalfällen heutiger zeitungen auf unſere verworfenheit überhaupt ſchließen. Nicht beßer verfahren gelehrte beurtheiler des mittelalters; was hilft es, daß nun die gedichte herausgegeben ſind, die uns das beſeelte, frohe leben jener zeit in hundert ſinnigen und rührenden ſchilderungen darſtellen? des geredes über fauſtrecht und feudaliſmus wird doch kein ende, es iſt, als ob die gegenwart gar kein elend und unrecht zu dulden hätte oder neben den leiden der damaligen menſchen gar keine freuden möglich geweſen wären. Hier bloß das rechtsverhältniß berührend glaube ich, die hörigkeit und knechtſchaft der vergangenheit war in vielem leichter und liebreicher, als das gedrückte daſein unſerer bauern und fabriktagelöhner; die heutige erſchwerung der ehe für den armen und den angeſtellten diener grenzt an leibeigenſchaft;

widerſtreitend und kann uns eben darum nicht befriedigen. Rein hiſtoriſch genommen hat es durch ſeinen innern gehalt, durch ſeinen zuſammenhang mit einer literatur, die nicht untergeht, großen reiz; nur erläutert es nicht unſere geſchichte und wird nicht aus ihr erläutert. Seine alterthümer könnte man ſogar in vielen ſtücken minder anziehend finden, als die auf gleicher ſtufe friſcheren und trotz allem hindernis der überlieferung reichhaltigeren des deutſchen rechts. Der practiſche gebrauch des römiſchen hat unleugbar unſerer verfaßung und freiheit keinen vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere länder, die ihm nicht unmittelbar ausgeſetzt worden ſind, haben, ohne in geiſtiger ausbildung hinter uns zu ſtehen, gewis manche koſtbare vorzüge ihres gemeinen volkslebens auch der beibehaltung einheimiſcher geſetze zu danken. Im innern Deutſchland, ſeit er ſein hergebrachtes recht nicht mehr ſelbſt weiſen kann, iſt der bauersmann verdumpft, er denkt beſchränkter und nimmt am gemeindeweſen geringern theil; wer in unſern tagen noch die letzten überreſte unveräußerter markverfaßungen in Weſtphalen oder in der Wetterau kennen lernte, mag es beſtätigen, daß ein anſtändiges ſelbſtgefühl und eine ausgezeichnete tüchtigkeit dem bewohner ſolcher gegenden eigen war. Das haften an ſeinen rechtsgewohnheiten glich der vertraulichen beibehaltung

unſere ſchmachvollen gefängniſſe ſind ärgere qual als die verſtümmelnden leibesſtrafen der vorzeit. Bis zur abſchaffung der todesſtrafe hat ſich all unſere bildung noch nicht erheben können, faſt nur für feigheit und diebſtal, weil dieſe verbrechen öffentlich verabſcheut waren, kannte ſie das rohe alterthum. Statt ſeiner perſönlichen bußen haben wir unbarmherzige ſtrafen, ſtatt ſeiner farbigen ſymbole ſtöße von acten, ſtatt ſeines gerichts unter blauem himmel qualmende ſchreibſtuben, ſtatt der zinshüner und faſtnachtseier kommt der pfänder, namenloſe abgaben in jeder jahrszeit zu erpreſſen. Die töchter erben gleich den ſöhnen, die frauen ſtehen nicht in der alten vormundſchaft, aber gezwungene witwencaſſen ſorgen für die darbenden, und penſionen bezahlen, was nicht verdient worden iſt. Eintöniger mattheit gewichen iſt die individuelle perſönlichkeit, die kräftige hausgewalt des alten rechts.

angeſtammter mundarten. Weder fremdes recht noch fremde ſprache laßen ſich einem volk mit plötzlicher gewalt gebieten, aber allgemach können ſie ihm zugebracht werden und es entſpringt eine trübe miſchung des inländiſchen mit dem eingeführten. Wie dann in der ſprache der kern der wörter einheimiſch bleibt, aber die alten flexionen erlöſchen und fremde partikeln und conſtructionen an ihre ſtelle treten; ſo ſehen wir auch an dem recht in einem ſolchen zuſtande weniger den materiellen beſtandtheil als den formellen angegriffen. Während alſo in Deutſchland zuerſt das römiſche gerichtsverfahren eindrang und die ſinnlichen elemente des einheimiſchen rechts, ſymbole und, was damit in nächſter verbindung ſteht, die vertragsformen untergiengen, dauerten die deutſchen verhältniſſe des grundeigenthums, des freien ſtandes und der hörigkeit länger fort. Die praxis, weil ſie den vaterländiſchen ſtoff zu verachten anfieng, die fremden formen aber nicht vollſtändig begreifen konnte, gerieth in erſchlaffung, und durch nüchternes geſetzgeben, das ſich wiederum dem beſtreben pedantiſcher ſprachmeiſter oder eiteler ſprachphiloſophen vergleichen läßt, wurde der ſchaden nur noch größer. Erſt in unſerer zeit, nachdem das ſtudium des römiſchen rechts auf ſeine alte reinheit und ſtrenge zurückgeführt, das des einheimiſchen wieder zu vollen ehren gebracht worden iſt, darf man eine langſam heranrückende reformation unſerer rechtsverfaſſung hoffen und vorausſehen. Eine hauptrolle zugedacht iſt aber hierbei der geſchichte des deutſchen rechts in ihrem weiteſten umfang; wir ſollen uns nicht daran genügen laßen, ihr gebiet gleichſam nur auf der großen heerſtraße zu befahren, ſondern auch die kleinen fußpfäde nicht verſchmähen und uns auf den grenzen mit jeder anſtoßenden wiſſenſchaft in berührung ſetzen.

Wird der ſchmale lang gewundene ſteig, den ich hier eingeſchlagen habe, der aber an ſtille plätze führt und an ſteile abhänge, von welchen herunter unerwartete ausſicht iſt, der nachfolge werth erachtet; ſo will ich keine tritte ſparen, um ihn zugänglicher zu machen.

Varnhagen von Enſe.

I. Rede zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's.

(Am 28. Auguſt 1824.)

Sei es erlaubt, an dieſem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier verſammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genoſſe, vor einem Jahre an unſerer Spitze ſtand, und durch ſeine Geiſtesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur dieſem Kreiſe fehlt, ſondern auch der Welt für immer entriſſen worden.

Friedrich Auguſt Wolf ſtarb am 8. Auguſt zu Marſeille, wohin er gereiſ't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehn. Er unterlag ſchon im 66. Jahre ſeines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines ſolchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Feſtigkeit ſeines ernſten Willens, allzuthätig nach Entſcheidung ſeines Zuſtandes ſtrebend, vielleicht beſchleunigt haben.

Von den Verdienſten ſeiner gelehrten Laufbahn ſoll hier nicht die Rede ſein. Was er im Felde der Alterthumsforſchung geleiſtet hat, iſt der Welt bekannt. Er iſt Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieſer Wiſſenſchaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geiſtvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe emporgeführt worden. Den Scharfſinn ſeiner Unterſuchungen, den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Werth ſeiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen ſeiner unſterblichen Forſchungen über die homeriſchen Geſänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darſtellen. Auch

von den großen, ſchwer zu überſchauenden Arbeiten, der beſeelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Univerſitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verſchiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klaſſiſchen Alterthums zugeführten Jugend mit ſtets belebter Kraft gehalten; von ſeinem antiken Geiſte und von ſeinem klaſſiſchen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von ſeiner bildneriſchen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römiſchen Formen ſich ausſprechenden Genialität, dann auch in deutſcher Zunge mit ſchöpferiſcher Meiſterſchrift eigenthümlich aufzutreten: von allem dieſen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlaſſen wir Andern zu reden.

Deſto eifriger aber mögen wir hier die Züge feſthalten, die den Mann ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit uns vor Augen ſtellen, und ſein entrücktes Daſein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit ſeiner vollſtändigen, durch und durch in alle Bezüge ſeines Weſens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen ſeines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geiſtesbildung. In der Lebensäußerung dieſer Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillſtände; er hatte ſich immer ſelbſt, er hatte ſich immer ganz, und keine ſeiner Eigenſchaften war ihm nur fragmentariſch verliehen.

Daher die große Geiſtesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegniſſen des geiſtigen Lebensverkehrs gegenüberſtand, ſie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz ſtellte, und mit geiſtreichen Zügen feſthielt oder entließ. Daher die heitre Gelaſſenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abſicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten ſtets ſo leicht und ſiegreich zu entſteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens wie der Wiſſenſchaften konnten einem ſo lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte ſeines Geiſtes erleuchtete ſich auch jede zufällige Umgebung; ſeine Eigenſchaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung ſeines Geiſtes war in den geringſten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichſten, durch die er bisweilen, mehr der ſcherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb ſie noch immer mit dem Reize ſeiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Anſprache von ſeinen geiſtigen Schätzen, und verſchmähte nicht zu empfangen, wo er ſchon längſt beſaß. Eine neuerſchloſſene Anſicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in ſeiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anſtrengung gefördert.

Nie vergaß er ſeiner Würde, er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr ſtellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße deſſen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatſache ſich als ſolchen fühlt und kennt. Und wie hätte er ſeinen Ruhm nicht kennen ſollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückſtrahlte, aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſei es, daß ihn die berühmteſten Anſtalten in ihre Mitte begehrten, ſei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen koſtbaren Ertrag ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgeſä't; ſie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterung und Zuverſicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich daſtehn, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechſels aufbewahrt ſind, deſſen Umfang und Inhalt neue Regionen ſeines Geiſtes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht

Allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er es verwahrte, deſſen leichte Erregbarkeit verborgen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverſchwiegene Wärme den ſtaunenden Entdecker überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angeſehenſten und Größten ſeiner Zeit. Ein ſtrebender und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo oft unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſolche. In den Verwickelungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Geiſtesarten unter den Genoſſen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterſtühlen, vor denen die Sache ohne gehäſſige Zuthat perſönlicher Leidenſchaft erſcheinen kann.

Der Hingeſchiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederſchlagende Aufgabe hinterlaſſen, die: ihn zu erſetzen!

Uns aber ſei hier die Zuverſicht geſtattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht ſeines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geiſter über jede Berührung hinweggehoben iſt, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und ſo leb' er denn fort und fort in unſrem Gedächtniß, der Mann, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch ſtets ruft in die vollere Bahn!

II. Der Tod Schwerins.*

(1841.)

Nur das erſte Treffen Schwerin's war geſchlagen, aber einzelne Regimenter hielten ſich noch, während ſchon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätſchenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch ſtehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgeſetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt ſchwer verwundet hingeſunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des ſchwierigen Bodens, und ſuchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch ſein eigenes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne ſeines zweiten Bataillons, hob ſie empor und rief: „Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!" Sein Beiſpiel und Zuruf beſeelte die Truppen mit neuem Muthe, ſie wanden ſich aus dem Engwege heraus, ſtellten ſich rechts deſſelben in Ordnung, und begannen im Sturmſchritt vorzuſchreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf dieſe Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätſchenſchuß den alten Feldherrn, der ſogleich ohne die geringſten Zeichen des Lebens vom Pferde ſank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne feſt, die mit ihm gefallen war; ſie bedeckte ſeinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm ſie auf und gab ſie dem Junker wieder, allein dieſer hatte ſie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Bruſt traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden geſtreckten Feldmarſchalls ergriff ſeinen Adjutanten,

* In der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

den Hauptmann von Platen, ſo heftig, daß er voll Grimms in den Feind ſtürzte, und ſogleich ſeinen Tod fand. Die Truppen ſtockten augenblicklich, ſchwankten, und wandten ſich auf's Neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und andrer tapfern Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ ſie ohne Befehl, während der Feind ſein mörderiſches Feuer fortſetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit anſah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte ſchon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geſchlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Geſtalt nahmen.

— — — — — — — — —

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verluſt betrug über 13,000 Mann, der König in ſeinem Geſchichtswerke ſagt ſogar 18,000, die tapferſten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Kriegs dieſen Verluſt fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oeſterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenſchiffe, nebſt einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht iſt vorzugsweiſe eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten und die Entſchloſſenheit und Ausdauer der Truppen entſchied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, raſch beſchloſſen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, ſondern ihrer eignen Entwicklung überlaſſen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für ſich, und der Ueberblick des Königes ſelber mußte zeitenweiſe in dieſem Gemiſch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne

Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zuſammenhang, ſich zu einem großen Siege zu geſtalten.

Wir ſahen unſern Helden inmitten des wüthendſten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerſt nicht bei ihm weilen; ſein Geiſt ſelber trieb uns vorwärts, der, aus dem entſeelten Körper in die durch ſeinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege ſtürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu dieſem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, ſeine Hingebung gekrönt geſehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erſte Nachricht erhielt, Schwerin ſey geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beſchäftigt, wandte alle Aufmerkſamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umſtänden entſprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entſchieden war, athmete er wieder auf, und überließ ſich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte ſeinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, ſtieg vom Pferde, und ſetzte ſich mit ſichtbarer Traurigkeit auf den grünen Raſen, der ſeitwärts am Wege ſich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erſtickter Stimme, der Feldmarſchall Schwerin iſt todt!“ und dann nannte er die andern Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erſtern befanden ſich Hautcharmoy, Golz, der Prinz von Holſtein, Manſtein und Anhalt.

Inzwiſchen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und unterſucht, da ſich denn die Gewißheit ergab, daß er in demſelben Augenblicke getroffen und todt geweſen ſeyn müſſe. Man brachte die Leiche darauf in das Kloſter St. Margaretha, wo ſie einbalſamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und ſtand in ſchweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und

in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entſchlafenen nachrief. Schwerin's älteſter Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächſter Zeuge ſeines Todes geweſen, überreichte dem Könige das blutbeſpritzte Band des ſchwarzen Adlerordens, das der Feldmarſchall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, ſondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche ſpäterhin zur Heimath abgeführt wurde, geſchah dies mit allem kriegeriſchen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, deſſen Antlitz die edle Ruhe eines ſchönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten ſtanden umher und weinten um ihren Vater.

Bettina von Arnim.

I. Morgenwanderung zur Linde.

(An Göthe. Am 2. Auguſt 1807.)

Heute Morgen hat mich die Sonne ſchon halb fünf Uhr geweckt; ich glaub ich habe keine zwei Stund geſchlafen; ſie mußte mir gerade in die Augen ſcheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldne Ruhe breitete ſich aus am blauen Morgenhimmel; ich ſah die Waſſer ſich ſammeln und ihren Weg zwiſchen den Felskanten ſuchen hinab in die Fluth; geſtürzte Tannen brachen den brauſenden Waſſerſturz, und Felsſteine ſpalteten ſeinen Lauf; er war unaufhaltſam; er riß mit ſich was nicht widerſtehen konnte. — Da überkam mich eine ſo gewaltige Luſt — ich konnte auch nicht widerſtehen: ich ſchürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich ſtüzte beide Hände in die Seite um mich im Gleichgewicht zu halten, und ſprang hinab in kühnen Sätzen von einem Felsſtück zum andern, bald hüben bald drüben, das brauſende Waſſer mit mir, kam ich unten an; da lag, als wenn ein Keil ſie geſpalten hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den ſich ſammelnden Waſſern.

O liebſter Freund! der Menſch, wenn er Morgennebel trinkt und die friſchen Winde ſich mit ihm jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Bruſt eindringt und in den Kopf ſteigt und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren ſchüttelt, was iſt das für eine Luſt.

Auf dem umgeſtürzten Stamm ruhte ich aus, und da ent-

deckte ich unter den dickbelaubten Aeſten unzählige Vogelneſter, kleine Meiſen mit ſchwarzen Köpfchen und weißen Kehlen, ſieben in einem Neſte, Finken und Diſtelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die jungen äzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt ſie groß zu ziehen, in ſo ſchwieriger Lage; denk nur: aus dem blauen Himmel herabgeſtürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn ſo ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich erſaufen, und noch dazu hängen alle Neſter ſchief. — Aber die hunderttauſend Bienen und Mücken die mich umſchwirrten, die all in der Linde Nahrung ſuchten; — wenn Du doch das Leben mit angeſehen hätteſt! Da iſt kein Markt ſo reich an Verkehr, und alles war ſo bekannt, jedes ſucht ſein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte; und emſig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da ſummten ſie an einander vorbei, als ob ſie ſich's ſagten, wo gut Bier feil iſt. — Was ſchwäze ich Dir alles von der Linde! — und doch iſt's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zuſammen; ich ſah hinauf zu dem Gipfel des ſtehenden Baumes, der nun ſein halbes Leben am Boden hinſchleifen muß, und im Herbſt ſtirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einſamen Thalſchlucht, und ich wär gewöhnt, auf dich zu warten, welch großes Ereigniß wär dieſes; wie würd ich Dir entgegenſpringen und von weitem ſchon zurufen: „Denk nur unſere Linde!“ — Und ſo iſt es auch, ich bin eingeſchloßen in meiner Liebe, wie in einſamer Hütte, und mein Leben iſt ein Harren auf Dich unter der Linde, wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnſucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grauſame Sturm die Linde ſpaltet, und die üppigere ſtärkere Hälfte mit allem innwohnenden Leben zu Boden ſtürzt, und ihr grünes Laub über böſem Geſchick, wie über ſtürzenden Bergwaſſern traurend welkt, und die junge Brut in ihren Aeſten verdirbt; o dann denk, daß die eine Hälfte noch ſteht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben, was dieſer entſprießt, zum Himmel getragen wird.

II. Salzburg und Savigny.

(An Göthe. Am 26. Mai 1809.)

Von Salzburg muß ich Dir noch erzählen. Die letzte Station, vorher Laufen. Diesmal ſaß Freiberg mit mir auf dem Kutſcherſitz, er öffnete lächelnd ſeinen Mund, um die Natur zu preiſen, bei ihm iſt aber ein Wort wie der Anſchlag in einem Bergwerk, eine Schicht führt zur andern; es ging in einen fröhlichen Abend über, die Thäler breiteten ſich rechts und links, als wären ſie das eigentliche Reich, das unendliche gelobte Land. Langſam wie Geiſter hob ſich hie und da ein Berg, und ſank allmählig in ſeinem blitzenden Schneemantel wieder unter. Mit der Nacht waren wir in Salzburg, es war ſchauerlich, die glattgeſprengten Felſen himmelhoch über den Häuſern hervorragen zu ſehen, die wie ein Erdhimmel über der Stadt ſchwebten im Sternenlicht, — und die Lanternen, die da all mit den Leutlein durch die Straßen fackelten, und endlich die vier Hörner, die ſchmetternd vom Kirchthurm den Abendſeegen blieſen, da tönte alles Geſtein und gab das Lied vielfältig zurück. — Die Nacht hatte in dieſer Fremde ihren Zaubermantel über uns geworfen, wir wußten nicht wie das war, daß alles ſich beugte und wankte, das ganze Firmament ſchien zu athmen, ich war über alles glücklich, Du weißt ja wie das iſt, wenn man aus ſich ſelber, wo man ſo lange geſonnen und geſponnen, heraustritt ganz in's Freie.

Wie kann ich Dir nun von dieſem Reichthum erzählen, der ſich am andern Tag vor uns ausbreitete? — wo ſich der Vorhang allmählig vor Gottes Herrlichkeit theilet, und man ſich nur verwundert, daß alles ſo einfach iſt in ſeiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge ſieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenſtand bedeckt, es jauchzt und triumphirt ewig da oben, die Gewitter ſchweben wie Raubvögel zwiſchen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren

breiten Fittigen die Sonne, das geht ſo ſchnell und doch ſo ernſt, es war auch alles begeiſtert. In den kühnſten Sprüngen, von den Bergen herab bis zu den Seen ließ ſich der Uebermuth aus, tauſend Gaukeleien wurden in's Steingerüſt gerufen, ſo verlebten wir wie die Prieſterſchaft der Ceres bei Brod, Milch und Honig ein paar ſchöne Tage; zu ihrem Andenken wurde noch zuletzt ein Granatſchmuck von mir auseinander gebrochen, jeder nahm ſich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus ſehen konnte, und nennen ſich die Ritter vom Granatorden, geſtiftet auf dem Watzmann bei Salzburg.

Von da ging die Reiſe nach Wien, es trennten ſich die Gäſte von uns, bei Sonnenaufgang fuhren wir über die Salza, hinter der Brücke iſt ein großes Pulvermagazin, hinter dem ſtanden ſie Alle, um Savigny ein letztes Vivat zu bringen, ein jeder rief ihm noch eine Betheuerung von Lieb und Dank zu. Freiberg, der uns bis zur nächſten Station begleitete, ſagte: wenn ſie nur alle ſo ſchrieen, daß das Magazin in die Luft ſprengte, denn uns iſt doch das Herz geſprengt; und nun erzählte er mir, welch neues Leben durch Savigny aufgeblüht war, wie alle Spannung und Feindſchaft unter den Profeſſoren ſich gelegt oder doch ſehr gemildert habe, beſonders aber ſei ſein Einfluß wohlthätig für die Studenten geweſen, die weit mehr Freiheit und Selbſtgefühl durch ihn erlangt haben. Nun kann ich Dir auch nicht genug beſchreiben, wie groß Savigny's Talent iſt mit jungen Leuten umzugehen; zuvörderſt fühlt er eine wahre Begeiſterung für ihr Streben, ihren Fleiß; eine Aufgabe die er ihnen macht — wenn ſie gut behandelt wird, ſo macht es ihn ganz glücklich, er möchte gleich ſein Innerſtes mit jedem theilen, er berechnet ihre Zukunft, ihr Geſchick, und ein leuchtender Eifer der Güte erhellt ihnen den Weg, man kann von ihm wohl in dieſer Hinſicht ſagen, daß die Unſchuld ſeiner Jugend auch der Geleitsengel ſeiner jetzigen Zeit iſt, und das iſt eigentlich ſein Charakter, die Liebe zu denen, denen er mit den ſchönſten Kräften ſeines Geiſtes und ſeiner Seele dient; ja,

das iſt wahrhaft liebenswürdig, und muß Liebenswürdigkeit nicht allein Größe beſtätigen? — dieſe naive Güte, mit der er ſich allen gleich ſtellt bei ſeiner äſthetiſchen Gelahrtheit, macht ihn doppelt groß. Ach, liebes Landshut, mit deinen geweißten Giebeldächern und dem geplackten Kirchthurm, mit deinen Springbrunnen, aus deſſen verroſteten Röhren nur ſparſam das Waſſer lief, um den die Studenten bei nächtlicher Weile Sprünge machten und ſanft mit Flöte und Guitarre accompagnirten, und dann aus fernen Straßen ſingend ihr Gutenacht ertönen ließen; wie ſchön war's im Winter auf der leichten Schneedecke, wenn ich mit dem ſiebzigjährigen Canonicus Eixdorfer, meinem Generalbaßlehrer und vortrefflichen Bärenjäger, ſpazieren ging, da zeigte er mir auf dem Schnee die Spuren der Fiſchottern, und da war ich als manchmal recht vergnügt und freute mich auf den andern Tag, wo er mir gewiß ein ſolches Thier auffinden wollte, und wenn ich denn am andern Tag kam, daß er mich verſprochnermaßen auf die Otternjagd begleiten ſolle, da machte er Ausflüchte, heute ſeien die Ottern beſtimmt nicht zu Hauſe; wie ich Abſchied von ihm nahm, da gab er mir einen wunderlichen Seegen, er ſagte: „möge ein guter Dämon Sie begleiten, und das Gold und die Kleinodien, die Sie beſitzen, allemal zu rechter Zeit in Scheidemünze verwandeln, womit Sie allein ſich das erwerben können, was Ihnen fehlt.“ Dann verſprach er mir auch noch, er wolle mir einen Otternpelz zuſammenfangen, und ich ſolle über's Jahr kommen ihn holen. Ach, ich werde nicht wiederkommen in das liebe Landshut, wo wir uns freuten, wenn's ſchneite und Nachts der Wind recht geſtürmt hatte, ſo gut, als wenn die Sonne recht herrlich ſchien; wo wir alle einander ſo gut waren, wo die Studenten Concerte gaben und in der Kirche hölliſch muſizirten, und es gar nicht übel nahmen, wenn man ihnen davon lief.

Und nun iſt weiter nichts Merkwürdiges auf der Reiſe bis Wien vorgefallen, außer daß ich am nächſten Morgen die Sonne aufgehen ſah, ein Regenbogen drüber und davor ein Pfau, der ſein Rad ſchlug.

III. Der Sonntag.

(1807 und 1839.)

Hier iſt auch eine Kapelle und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand, die Kapelle iſt rund, ein mächtiger Altar nimmt faſt den ganzen Platz ein, ein großer goldener Pelikan krönt ihn, der einem Dutzend Jungen ſein Blut zu trinken gibt. Das Ende der Predigt hörte ich aus als ich hineinkam — ich weiß nicht, war's der goldene Pelikan, die mit vielen Spinnweben überflorten Zierrathen und Kränze von Golddrath, die friſchen Sträußer daneben, von Roſen und gelben Lilien, und die düſteren Scheiben, wo oben grad über dem Pelikan die dunkelrothen und gelben Scheiben die Sonnenſtrahlen färben. Der Geiſtliche war ein Franziskaner aus dem Kloſter bei Rauenthal. „Wenn ich jetzt von Unglück ſprechen höre, ſo fallen mir immer die Worte Jeſu ein, der zu einem Jüngling ſagte, der unter ſeine Jünger wollte aufgenommen werden: die Füchſe haben Gruben, die Vögel des Himmels haben ihre Neſter, aber des Menſchen Sohn hat keinen Stein, da er ſein Haupt hinlege. — Ich frage Euch, ob durch dieſe Worte allein nicht ſchon alles Unglück gebannt iſt? Er hatte keinen Stein, um auszuruhen, viel weniger einen Gefährten, der ihm ſein irdiſch Leben heimatlich gemacht hätte; und doch wollen wir klagen, wenn uns ein geliebter Freund verloren geht, wollen uns nicht wieder aufrichten, finden es nicht der Mühe werth, in's Leben uns zu wagen, werden matt wie ein Schlaftrunkener! Sollten wir nicht gern die Gefährten Jeſu ſeyn wollen, wenn die Noth uns trifft? ſollten wir nicht Helden ſeyn wollen neben dieſem großen Ueberwinder, der ein ſo weiches Herz hatte, daß er aus liebendem Herzen die Kinder zu ſich berief, daß er den Johannes an ſeiner Bruſt liegen hieß? Er war menſchlich, wie wir menſchlich ſind. Was uns zu höheren Weſen bildet, nämlich das Bedürfniß der Liebe, und zu ſelbſtverläugnenden Opfern befähigt, das war die Grund-

lage ſeiner göttlichen Natur; er liebte und wollte geliebt ſeyn, bedurfte der Liebe. Weil nun die Liebe auf Erden nicht zu Haus war, ſo fand er keinen Stein, da ſein Haupt ruhen konnte: da verwandelte ſich dieſes reine Bedürfniß der Liebe in das göttliche Feuer der Selbſtverläugnung, er brachte ſich dar, ein Opfer für die geliebte Menſchheit, ſein Geiſt ſtrahlte wieder himmelwärts, von wo er in ſeine Seele eingeboren war, wie die Opferflamme hinaufſteigt ein Gebet für den Geliebten. Und dieß Gebet iſt erhört worden, denn wir fühlen uns allzumal durch dieſe Liebe geläutert, und wenn wir uns ihrer Betrachtung weihen, ſo werden wir göttlich durch ihr Feuer, und dieſes iſt wie der Odem Gottes, der alles in's Leben ruft, jeden Keim des Frühlings. So auch ruft nun die Liebe Jeſu, die auf Erden nicht begnügt und beglückt konnte werden, zu ſich, alle die mühſelig und beladen ſind, ſie ſind verſchloſſne thränenſchwere Knospen, die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird ſie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dieß iſt alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden. Amen." Dieſe ſchönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt hörte, aber ſie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten, ſie klangen wie ein himmliſch Geläut in mein Ohr, wie ein ſchöner Sonntag-Morgen; als alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle, ein andrer Prieſter hatte eben die Meſſe geleſen, es kam ein alt Mütterchen, die löſchte die Kerzen und räumte auf; ich frug ob ſie Sacriſtan ſey, ſie ſagte ihr Sohn ſey Küſter, aber der ſey heut über Land; ich frug wo ſie die vielen Blumen hernehme, da ich doch nirgend einen Blumengarten geſehen; ſie ſagte: die Blumen ſind aus unſerem Garten, mein Sohn pflegt ſie alle. Ich hatte eine rechte Luſt mit in den Garten zu gehen, das war ſie zufrieden; das iſt ein Garten, ſo groß wie der Hof von unſerem Haus, an der weißen Wand des Hauſes wachſen Trauben und ein paar hohe Roſenbüſche ſind dazwiſchen verflochten, Roſen und Trauben, ich kann mir keine ſchönere Vermählung denken, Ariadne und

Bacchus. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, ich ſetzte mich ganz ans End, und die Frau neben mich; es war kaum groß genug, daß wir Platz hatten, ich mußte recht dicht an die Frau heranrücken; ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schooß, ſie hatte eine ſo harte Hand, ſie ſagt, das ſind Schwülen vom Graben im Land, denn hier iſt ein felſiger Boden. Du glaubſt nicht, wie ſchön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt iſt grade die reichſte Blumenzeit, alles iſt doch ſo ſchön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich iſts ein Tempel, wo ihre Geſchöpfe als Gebete aufſteigen, gleich iſts ein Altar, der voll kindlicher Opfergeſchenke beladen iſt. — So iſt das Gärtchen mit ſeinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Feldertheilchen; der Buchsbaum iſt ſo ein rechter Lebensfreund, von Jahr zu Jahr umfaßt und ſchützt er was der Frühling bringt, es keimt und welkt in ſeiner Umzäunung und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee. Das ſagt ich der alten Frau, die ſagte, ja das iſt wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schickſal mitmachen. — Aber ſtell Dir doch das hübſche Gärtchen vor, links vom traubenbewachſnen Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geisblatt, der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien beſetzt. So viel Levkoyen, ſo viel Ranunkeln, ſo viel Ehrenpreiß und Ritterſporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern geſchützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben rein gefalteten Blättern, ich war ganz erfreut Kameraden von meinem Baum zu finden, unter denen ſpringt ein Quellchen hervor in einen Steintrog, da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen, und in den offnen Fenſtern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die ſchmetterten ſo laut. Ach es war recht Sonntagswetter, und Sonntagslaune in der Luft, und Sonntagsgefühl in meinem Herzen. Ich bitte Dich, ſorg daß mein Baum von der Lisbet nicht verſäumt werde, er muß bald reife Früchte haben, wenn er ſo weit iſt wie die im Küſtergärtchen, die brech Dir

ab. — Die Frau ſchüttelte mir Maulbeeren ab, die ſammelte ich auf einem Blatt und einen Strauß von Nelken und Ehrenpreiß und Ritterſporn hatte ich mir auch gepflückt; und wie ich ſo da ſteh ganz ſtill in der Sonn, da kommt der geiſtliche Herr aus der Thür, er hatte da ſein Frühſtück genoſſen, was die Küſterfrau immer nach der Kirche bereit hält. — Der Geiſtliche iſt ein ſchöner ganz ſtiller Kopf, und ſanfte Augen, und noch jung. Mich ſtrahlten die ſchönen Worte, die ich von ihm gehört hatte, noch einmal aus ſeinem Geſicht an, ich konnte auch aus Ehrfurcht ihm nichts ſagen, er ſah mich aber freundlich an, und ſagte: Ei wie! ſchon reife Maulbeeren; ich reichte ihm die Maulbeeren, er nahm auch welche davon, und den Strauß nahm er mir auch ab und ſteckte ihn in ſeinen Aermel, denn ich war ſo überraſcht, als ich ihn kommen ſah, daß ich nicht wußte was ich that, und ihm beide Hände entgegenſtreckte, ich wußte gar nicht, daß ich ihm den Strauß geboten hatte, und erſt als er mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun ging er weg und ich blieb betäubt ſtehen, der Spitzhund aber begleitete ihn ſehr höflich vor die Gartenthür, ich hörte ihn noch vor der Thür freundlich mit dem Hund ſprechen: Geh nach Haus, Lelaps, ſagte er. — Ich war recht vergnügt, und mehr als all die Tage über auf der Terraſſe, mit meinem Sonntagmorgen.

Fürſt Pückler.

Warwick=Caſtle.

(1831.)

Warwick den 28. Dez. 1826.

Theure Julie!

Beim Himmel! diesmal erſt bin ich von wahrem und ungemeßnem Enthuſiasmus erfüllt. Was ich früher beſchrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunſt und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich ſchon Aehnliches geſehen, ja ſelbſt beſitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute ſah, war mehr als dieſes, es war ein Zauberort, in das reizendſte Gewand der Poeſie gehüllt, und von aller Majeſtät der Geſchichte umgeben, deſſen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrne Hiſtorienkennerin und Memoirenleſerin weißt beſſer als ich, daß die Grafen von Warwick einſt die mächtigſten Vaſallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, ſich rühmte, drei Könige entthront, und eben ſo viele auf den leeren Thron geſetzt zu haben.

Sein Schloß ſteht ſchon ſeit dem 9ten Jahrhundert und iſt ſeit Eliſabeths Regierung im Beſitz derſelben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamp ſelbſt erbaut, hat ſich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze ſteht noch ſo coloſſal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahnung der Vorzeit da.

Schon von weitem erblickſt Du die dunkle Steinmaſſe, über

uralte Cedern vom Libanon, Kaſtanien, Eichen und Linden, ſenkrecht aus den Felſen am Ufer des Avon, mehr als 200 Fuß hoch über die Waſſerfläche emporſteigen. Faſt eben ſo hoch noch überragen wieder zwei Thürme von verſchiedener Form das Gebäude ſelbſt. Der abgeriſſene Pfeiler einer Brücke, mit Bäumen überhangen, ſteht mitten im Fluß, der, tiefer unten, grade wo die Schloßgebäude beginnen, einen ſchäumenden Waſſerfall bildet, und die Räder der Schloßmühle treibt, welche letztere, mit dem Ganzen zuſammenhängend, nur wie ein niedriger Pfeilervorſprung deſſelben erſcheint.

Jetzt verlierſt Du im Weiterfahren eine Weile den Anblick des Schloſſes, und befindeſt Dich bald vor einer hohen crenelirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eiſernen Thores öffnen ſich langſam, um Dich in einen tiefen, durch den Felſen geſprengten Hohlweg einzulaſſen, an deſſen Steinwänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigſte Vegetation herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felſengrunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölben. Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem ſanften Raſenabhang ruhend, und zwiſchen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindeſt, verſchwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraſchung ſteht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiſerne Gitterthor den Schloßhof erreichſt. Etwas Mahleriſcheres und zugleich Impoſanteres läßt ſich beinah nicht denken! Laß Dir durch Deine Phantaſie einen Raum hinzaubern, ungefähr noch einmal ſo groß als das Innere des römiſchen Coloſſeums, und verſetze Dich damit in einen Wald voll romantiſcher Ueppigkeit. Du überſiehſt nun den weiten Hofplatz, rund umher von bemoosten Bäumen und majeſtätiſchen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verſchieden an Form, dennoch ein erhabenes und zuſammenhängendes Ganze bilden,

deſſen bald ſteigende, bald ſich ſenkende Linien in der blauen Luft, wie die ſtete Abwechſelung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine ſonſt nur den Werken der Natur eigne, höhere Harmonie verrathen. Der erſte Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Raſenteppich, um den ein ſanft geſchlungner Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieſes Rieſenbaues führt. Rückwärts ſchauend, ſiehſt Du an den beiden ſchwarzen Thürmen empor, von denen der älteſte, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüſch, in drohender Majeſtät, feſt wie aus Erz gegoſſen daſteht, der andre von Beauchamp erbaut, halb durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kaſtanie verdeckt wird. Breitblättriger Epheu und wilder Wein rankt, bald den Thurm umſchlingend, bald ſeine höchſten Spitzen erſteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht ſich weit der bewohnte Theil des Schloſſes und die Capelle hin, mit vielen hohen Fenſtern geziert, von verſchiedener Größe und Geſtalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, faſt ganz ohne Fenſter, nur mächtige crenelirte Steinmaſſen darbietet, die einige Lerchenbäume von coloſſaler Höhe und baumartige Arbutus-Sträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachſen ſind, maleriſch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jetzt den Blick nach der Höhe erhebſt, von allem das erhabenſte Schauſpiel. Denn auf dieſer vierten Seite ſteigt aus einem niedrigen bebuſchten Keſſel, den der Hof hier bildet, und mit dem ſich auch die Gebäude eine geraume Strecke ſenken, das Terrain von neuem, in Form eines joniſchen Berges ſteil empor, an dem die gezackten Mauern des Schloſſes mit hinan klimmen. Dieſer Berg, der Keep, iſt bis oben dicht bewachſen mit Geſträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmaſſen, noch ungeheure uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft ſchwebend erblickt, während auf dem höchſten Gipfel eine kühne Brücke, auf

beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hehren Himmelsportal plötzlich die breiteſte, glänzendſte Lichtmaſſe, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen ſieht, unter dem Schwibbogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

Stelle Dir nun vor: dieſe magiſche Dekoration auf einmal zu überſehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte ſtolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch ſanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre ſichtlichen Spuren, oder wo das nicht iſt, doch ihr romantiſch ungewiſſes Andenken, zurückgelaſſen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes verſetzen konnte, dem ſolche Erinnerungen des Lebens ſeiner Vorfahren durch dieſen Anblick täglich zurück gerufen werden, und der noch immer daſſelbe Schloß des erſten Beſitzers der Veſte Warwick bewohnt, deſſelben halb-fabelhaften Guy, der vor einem Jahrtauſend lebte, und deſſen verwitterte Rüſtung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Giebt es einen ſo unpoetiſchen Menſchen, in deſſen Augen nicht die Glorie dieſes Andenkens auch den ſchwächſten Repräſentanten eines ſolchen Adels noch heute umglänzte?

Um Dir meine Beſchreibung wenigſtens einigermaſſen anſchaulich zu machen, füge ich einen Grundplan bei, der Deiner Einbildungskraft zu Hülfe kommen muß.

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun noch tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bisher beſchriebenen Stellen nicht geſehen wird, ſondern erſt aus den Fenſtern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zugleich mit dem herrlichen Park ſichtbar wird, der überall durch Wald am Horizont geſchloſſen iſt, was der Phantaſie ſo viel Spielraum läßt, und wieder für ſich eine neue höchſt romantiſche Ausſicht bildet.

Nur über wenige Stufen tritt man vom Hofe aus in die Wohnzimmer, zuerſt in einen Durchgang und von da in die

Halle, auf deren beiden Seiten ſich die Geſellſchaftszimmer, 340 Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich faſt de plein pied mit dem Hofe, ſind dieſe Zimmer doch auf der andern Seite mehr als 50 Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden in jedem Fenſter, welche auch 10 — 12 Fuß breit ſind, ein förmliches Cabinet, mit den ſchönſten mannigfaltigſten Ausſichten auf den unter ihnen wildſchäumenden, weiterhin aber in ſanften Wendungen den Park bis in düſtre Ferne durchſtrömenden Fluß. War ich nun vorher, ſchon ſeit dem erſten Anblick des Schloſſes, von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeſchritten, ſo wurde dieſe, wenn gleich auf andre Weiſe, faſt noch in den Zimmern überboten. Ich glaubte mich völlig in verſunkene Jahrhunderte verſetzt, als ich in die gigantiſche baronial hall trat, ganz wie ſie Walter Scott beſchreibt, die Wände mit geſchnitztem Cederholz getäfelt, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug um alle Vaſallen auf einmal zu ſpeiſen, und ich dann vor mir einen Camin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer ſtehen konnte, das auf einem 300 Jahre alten eiſernen, ſeltſam geſtalteten Roſte, von der Form eines Korbes, wie ein Scheiterhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem ſteinernen Fußboden, den nur zum Theil verſchloſſene hautelisse Teppiche deckten, eine Klafter ungeſpaltenes Eichenholz aufgeſchichtet. Durch einen in braun gekleideten Diener, deſſen Tracht, mit goldnen Kniegürteln, Achſelſchnüren und Beſatz hinlänglich alterthümlich ausſah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterſchied zwiſchen der ächten alten Feudalgröße, und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben ſo ſchlagend, als zwiſchen den bemoosten Trümmern der verwitterten Burg auf ihrer Felſenſpitze, und der geſtern aufgebauten Ruine im Luſtgarten eines reich gewordnen

Lieferanten. Faſt alles in dem Zimmer war alt, prächtig und originell, nirgends geſchmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden ſich die ſeltſamſten und reichſten Zeuge darunter, die man jetzt gar nicht mehr auszuführen im Stande ſeyn möchte, in einer Miſchung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubeln beſtanden faſt ganz, entweder aus alter außerordentlich reicher Vergoldung, geſchnitztem braunen Nuß- und Eichenholz, oder jenen alten franzöſiſchen mit Meſſing ausgelegten Schränken und Commoden, deren eigner Name mir eben nicht beifällt. Auch waren viele herrliche Exemplare von Moſaik, wie von ausgelegten koſtbaren Hölzern vorhanden. Ein Caminſchirm mit ſchwerem goldnen Rahmen beſtand aus einem einzigen ſo klaren Glaſe, daß es völlig mit der Luft zuſammenfloß. Ein ſolcher Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin ſitzend, das Feuer ſieht, ohne es ſengend am Geſicht zu fühlen. In dem einen Zimmer ſteht ein Staatsbett, von der Königin Anna einer Gräfin von Warwick geſchenkt, noch immer wohl erhalten, von rothem Sammt mit grün und blauer Seide geſtickt. Die Kunſtſchätze ſind unzählbar, und die Gemälde, unter denen ſich auch nicht ein mittelmäßiges befand, ſondern die faſt alle von den größten Meiſtern ſind, haben überdem zum Theil ein ganz beſonderes Familien-Intereſſe, da ſehr viele Portraits der Ahnen ſich darunter befinden, von der Hand Titian's, Vandyk's und Rubens' gemalt.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick ſchied, beſtieg ich noch den höchſten der beiden Thürme, und genoß dort eine ſchöne und reiche Ausſicht nach allen Seiten hin bei ziemlich hellem Wetter. Weit entzückender als dieſes Panorama war aber der lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von zwei Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter deſſelben ganz angemeſſen ſind. Die Höhe und Schönheit der Bäume, wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Raſens kann nirgends übertroffen werden, während eine Menge rieſenmäßiger Cedern

(vom Libanon genannt), und die ſich jeden Augenblick neu geſtaltenden Anſichten der majeſtätiſchen Burg — in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtſtrahlen ein immer wechſelndes Spiel gewähren — einen ſolchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondſchein, der alles noch gigantiſcher erſcheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte coloſſale Warwick-Vaſe, welche mehrere hundert Gallonen Waſſer enthalten kann und mit der ſchönſten Arbeit geziert iſt, ſo wie die Alterthümer beſehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptſächlich in den antediluvianiſchen Stierhörnern und Eberzähnen beſtehen, die man Thieren zuſchreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der erſten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachſenzeit, erlegt haben ſoll. Die Dimenſionen ſeiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen, verrathen einen Rieſen von größeren Kräften, als ſie jetzt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abſchied von Warwick-Caſtle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondenlicht wie einem Kinde, dem ein phantaſtiſches Rieſenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Rumohr.

Vom Begriffe der Höflichkeit.

(1834.)

Es gab eine Zeit, da mit vielem Rechte die Höfe der Fürſten als ſo viele Mittelpunkte einer höheren Bildung angeſehen und verehrt wurden, weil ſie hervorzogen und zu vereinigen ſuchten, was nur Edles und Großes ihre Zeit hervorbrachte: ſtarke und liebenswerthe Perſönlichkeiten, vortreffliche Geiſter und mit dem Sinne des Schönen begabte Seelen. An den Höfen blühte die neuere Dichtkunſt auf, entwickelten ſich große Talente, fanden ſie gegen die Bedrängniſſe des Lebens Schutz, erweiterten ſie ihre Vorſtellungen, ergriff ſie der Zauber der Macht und Größe und ihres nothwendigen Gefolges, der Pracht und des Glanzes. An den Höfen erlangten daher die verſchiedenen Idiome der neueren Welt ihre edlere, feinere Ausbildung.

In der Folge, nicht vermag ich's zu läugnen, bemühten ſich perſönliche Günſtlinge der Fürſten oder mächtige Parteiungen, den belebenden Hauch der geiſtigen Bildung von den Höfen auszuſchließen; rohe Sinnlichkeit, welche Abſpannung, leblos mechaniſche Andachtsübung, welche Stumpfſinn herbeiführt, ſchien den Beſitz ſchon erworbenen oder noch gehofften Einfluſſes allein ganz ſicher zu ſtellen. Schon von Karl V. erzählt ſein Biograph, der Biſchof Prudenzio de Sandoval, daß Wilhelm von Croy, ſein Aufſeher, die Bücher ihm weggenommen, die guten Abſichten ſeines Lehrers, des nachmaligen Pabſtes Adrian, vereitelt, den fürſtlichen Knaben mit Jagd und Pferden ausſchließlich be-

ſchäftiget habe, um, ſagt er, ſeiner durchaus ſich zu bemeiſtern (por hazerse muy duenno del ninno). An ſpäteren Beiſpielen iſt in der Geſchichte kein Mangel, woraus im ſiebzehnten Jahrhunderte jenes merkwürdige Triumvirat ſtellvertretender Herrſcher, Olivares, Richelieu, Buckingham, entſtand, dem ein zweites unmittelbar nachfolgte, worüber unter den Zeitgenoſſen beſonders der Geſchichtſchreiber Nani ſeine Verwunderung und billige Zweifel mit vielem Anſtande laut werden läßt. In Folge dieſer geſchichtlichen Erſcheinungen waren die Höfe zur größten Gewöhnlichkeit herabgeſunken, als ſeit Friedrich geniale Fürſten hie und da von Neuem einer höheren Bildung ſie entgegen zu führen, nicht ohne ſchnellen Erfolg, unternahmen.

Indeß blieb, in Erinnerung des Urſprunges, das Wort Höflichkeit ſelbſt in den ſchlimmeren Zeiten wenigſtens unter uns in Gültigkeit, für jedes mildverträgliche, gefällige Benehmen. Auch im Spaniſchen behielten die Ausdrücke cortesia und cortes die entſprechende Bedeutung. Hingegen kam dafür unter den Italienern, bei republicaniſcher Verfaſſung ihrer wichtigſten Städte (nach Analogie des antiken urbanus und ἀστεως), der Ausdruck civile und civiltà in Gebrauch, welchen die Franzoſen, bald auch die Engländer, von ihnen angenommen, und dagegen courtoisie, courteous und was ſonſt dahin gehören mag (da ſogar to curtsy dem ſpäteren to bow gewichen), beinahe gänzlich aufgegeben haben.

Gegenwärtig alſo bezeichnet das Wort Höflichkeit nicht mehr die courtoisie oder ſtreng höfiſche Sitte, ſondern die Gewohnheit und Kunſt in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden, wie im Handeln, ſtets den zu treffenden Ton zu finden und anzuſchlagen. Ihr ſind die Begriffe Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anſtand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienſtwilligkeit, Ehrerbietung und jener allgemeine Ton untergeordnet, welcher alle vorangenannten Eigenſchaften, gleich einem muſikaliſchen Grundtone, mit einander verknüpft und harmoniſirt.

Inſofern ſie die Höfe noch immer beſonders angeht, ſoll (wenn mir die Tinte nicht etwa ausginge, was möglich iſt) die Höflichkeit als eine eigenthümlich höfiſche, ebenfalls gezeigt und gelehrt werden; doch nicht minder jene allgemeinere, welche in den übrigen Verhältniſſen des Menſchengeſchlechtes das Leben erheitert, die Pflichten erleichtert, den Ausgang jeglicher Unternehmung begünſtiget. Um in der Folge nicht Anſtoß zu geben, erinnere ich hier im voraus an die unumgängliche, ununterbrochene Uebereinſtimmung aller Höflichkeit mit demjenigen, was man theils die Sittlichkeit, theils auch die Klugheit nennt. Häufig wird die beſtgefaßte und abſtracteſte Höflichkeitsvorſchrift bald das Anſehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengeſetzes annehmen. Dieſer ſcheinbaren Verwirrung der Materien war und iſt in dieſer Angelegenheit durchaus nicht auszuweichen, weßhalb ich den Leſer freundlichſt erſuche, darauf ſich gefaßt zu halten.

In der Anwendung verwandelt ſich die Höflichkeit, nach Maßgabe der Verhältniſſe in verſchiedene, einander beinahe entgegengeſetzte Geſtaltungen. Was in dem einen Lebensverhältniſſe als höflich erſcheint und wahrhaft höflich iſt, kann in einem andern unverbindlich und anſtößig werden. Allein wie mannichfaltig, und wie ſehr eins vom andern abweichend, nun immer die Höflichkeit in den ſo verſchiedenen Fällen ihrer Anwendung ſich zeigen möge, ſo bleibt doch ihr Princip ſtets daſſelbe: der gütige, der poſitive Wille.

Bei ſolcher Feſtſtellung des Princips überſehe ich nicht, daß auch die Hinterliſt und Falſchheit höfliche Sitten erheucheln könne. Ueberhaupt gibt es keine Tugend, noch Erkenntniß, von welcher der Lügengeiſt nicht irgend einmal den trügeriſchen Anſchein hervorbringen ſollte. Allein wie man zuletzt ſtets den heuchleriſchen Frommen vom ächten, den Schwätzer vom Weiſen, den Gerechten vom Schelmen unterſcheiden lernt, ſo verkündet auch in der liebloſen, tückiſchen Höflichkeit ein gewiſſer widriger Beigeſchmack, dem ähnlich, welchen verſüßte Arzneien zu haben

pflegen, ſehr bald den faulen Kern. Eine Höflichkeit aber, deren Lüge und bösliche Abſicht uns vernehmbar wird, hört auf, uns angenehm zu ſeyn. Ja, wie die reine Bitterkeit weniger mißfällig iſt, als die verſüßte, ſo gefällt auch in dem Benehmen von Menſchen zu Menſchen die Grobheit mehr, als eine falſche, erlogene Höflichkeit. Da nun aber eine mißfällige Höflichkeit ſich in ſich ſelbſt aufhebt, ſo darf ich die Einwendung fallen laſſen, welche man etwa daher gegen das eigentliche Princip der Höflichkeit dürfte ableiten wollen.

Eben ſo wenig wird ſolches durch jene leeren Formen der Höflichkeit entkräftet werden, welche in einigen Landen, z. B. in China, in die Volksſitte übergegangen ſind.

Ohne die geringſte Spur von Herzlichkeit poli und civil ſeyn, macht den langweiligſten und ſchalſten Eindruck der Welt, iſt demnach mit dem eigentlichen Begriffe der Höflichkeit ganz ſo unverträglich, als deren ſchon beleuchtete Erheuchelung.

Das Princip aber des gütigen Willens implicirt die Möglichkeit für einen Jeden, nach Maßgabe ſeiner Lagen und Verhältniſſe höflich zu ſeyn oder höflich zu werden.

Gegen die letzte Behauptung dürften die Quietiſten jeglicher Art und Schule ſich erheben wollen. Man wird die Unbeholfenheit ſeines Naturells, das Unbezwingliche eines ſchlaffen oder boshaften Charakters und ſo viel Anderes ihr entgegenſtellen. Doch muß ich dieſe Einwürfe ſummariſch abweiſen, weil kein Individuum jemals in dem Maße leidend ſich verhält, noch verhalten darf, als ein ſolcher Anſpruch, den Umſtänden leidend ſich hinzugeben, ganz irriger Weiſe vorausſetzt.

Mit den Abſonderungen und Zerſtückelungen kommt der menſchliche Verſtand überhaupt viel leichter zu Stande, als mit deren Wiederaufrichtung und Einigung. Es wird daher nicht befremden dürfen, daß man Erleiden und Thätigſeyn, dem Begriffe nach ſo ziemlich entgegengeſetzte Zuſtände, nicht etwa als bloße Abſtractionen und Sprachbehelfe aufgefaßt, als welche ich ſie gelten laſſe; vielmehr als einen tief im Weſen der Dinge

begründeten Gegenſatz. Indeß kann nichts irriger ſeyn, da beide Zuſtände nothwendig ganz unzertrennliche Gefährten ſind, und ſo genau in einander verflochten, daß gar nie mit Sicherheit zu beſtimmen iſt, wo das Erleiden, wo hingegen die Thätigkeit beginnt oder aufhört. Denn auch das Erleiden iſt eine Thätigkeit, und es wirkt andrerſeits die Thätigkeit ſtets auf das Subject zurück, erſchlaffend, ſpannend, mindeſtens das Geſchehende ihm zum Bewußtſeyn bringend. Aus keinem anderen Grunde wechſelt in der Grammatik mehr als in einer Sprache die Bedeutung der activen und paſſiven Formen, oder verſchmelzen ſich beide zu einem Medio.

Alſo wird, bei gänzlicher Unmöglichkeit eines unbedingt leidenden Zuſtandes, Niemand von Natur, noch durch Umſtände jemals ſo durchaus verdorben ſeyn können, daß er der Hoffnung und Abſicht, in der Höflichkeit einige Fortſchritte zu machen, für immer entſagen müßte. Er wolle nur; und folge ſodann, vom belebenden gütigen Willen ausgehend, gradaus und mit Beharrlichkeit der Richtſchnur, welche ihm vorzuzeichnen ich auf mich nehme.

Kerner.

Die Univerſität Mittelſalz.

(1810.)

In dem Poſtwagen befand ſich Niemand, als der Konduk=teur und ein Jude.

Ich lehnte, als ſchon der Tag angebrochen war, noch ſtumm in einer Ecke des Poſtwagens, und dachte den geſehenen Bildern nach.

Der Jude war ein Zahnarzt, wie ich aus ſeinen Reden vernahm. Ich bemerkte, daß er mich mit geſpannter Aufmerk=ſamkeit anſah, und nicht erwarten konnte, bis mein Mund ſich zum Reden öffnete, und meine Zähne ſich ihm darſtellten; daher ſchwieg ich gefliſſentlich, ob er mich gleich durch allerlei Er=zählungen zum Sprechen nöthigen wollte, wodurch er den ganzen Weg über in eine große Unruhe verſetzt wurde.

Unter Anderem erzählte derſelbe Jude, daß der Feind in Ulm mit klingender Münze eingezogen ſey; wahrſcheinlich wollte er ſagen: mit klingendem Spiel.

Wir fuhren in das Univerſitätsſtädtchen Mittelſalz ein. Unter der Thorhalle waren ſo viele Leute verſammelt, daß der Poſtwagen nicht mehr weiter konnte, daher ſtieg ich und der Jude heraus.

Ich erfuhr bald, daß vor einigen Tagen von einem feind=lichen Streifkorps den Bürgern die Flinten und Gewehre abge=nommen worden, ſah ſie aber bereits wieder völlig bewaffnet vor den Thoren aufgepflanzt. Sie hatten nämlich ſinnreiche

Surrogate für ihre Waffen erfunden, die, in der That, eine weitere Verbreitung verdienten.

Die Degen zu erſetzen, leiteten ſie ihre ſteifen Zöpfe den Rücken hinab, und ließen ſie, Degen gleich, durch die Rockſchlitze herausragen.

Die Kavallerie brachte durch eine gelinde Beugung die Zöpfe in Säbelform, Alles auf den Rath des Bürgermeiſters, der zugleich Hafner des Orts war, und gerade unter der Thorhalle, wo ſonſt eine Reihe Flinten an Hacken hing, ein Freskogemälde vollendete, darſtellend zwölf Paar geladene Flinten, wie auch unter ihnen mit deutlicher Schrift zu jedermänniglicher Warnung zu leſen war: „Zwölf Paar ſcharf geladene Flinten.“ —

Der Bettelvoigt, der vor das Gemälde geſtellt wurde, um Kinder und andere neugierige Leute zu warnen, nicht die Flinten zu betaſten, mochte bis jetzt noch überflüſſig geweſen ſeyn: denn noch waren die Flinten naß, und konnten nicht ſo leicht losbrennen.

Auf dieſes machte ich auch meinen Begleiter Moſes aufmerkſam, der in einer ehrerbietigen Entfernung ſtehen geblieben, ob er gleich ein kurzes Geſicht hatte.

Da ich aber dieſes wunderbare Gemälde vor allen mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, fiel ich dem Künſtler auf; er ſtieg, als er es vollendet, von ſeinem Gerüſte nieder, begrüßte mich als einen Freund der Künſte, und lud mich ein, mit in ſeine Wohnung zu gehen, allwo er mich mit ſeinem erſt kürzlich entdeckten Stadtſoldatenſurrogat bekannt machen werde.

Ich dankte ihm für ſein Zutrauen, und folgte ihm mit Moſes in ſeine Wohnung, indem ich auf dies Stadtſoldatenſurrogat ausnehmend begierig war. —

Der Künſtler führte uns durch viele kleine Gäßchen ſeinem thönernen Hauſe zu. Moſes blies mir immer leis in die Ohren: der Kerl ſey gewiß ein Seelenverkäufer, er kehre um; ich aber führte ihn feſt am Arme mit mir. Als wir in die Stube eingetreten waren, verſchloß der Künſtler hinter uns die Thüre.

„Meine Entdeckung“ — ſprach er, „iſt noch ein Geheimniß, wir könnten bei ihrer Betrachtung von einem Ungeladenen überraſcht werden.“ Moſes zitterte und blieb feſt an der Thüre ſtehen.

„Befürchten Sie nichts, Herr Moſes,“ ſprach der Künſtler; „er thut Ihnen noch nichts: denn der Schlagſchatten, der dem Kerl eigentlich noch das ſchlagfertige Anſehen geben muß, iſt noch nicht vollendet.“

Bei dieſen Worten zog er unter der Bettſtelle ein derbes Brett hervor, drehte es um, und wir erblickten auf ihm einen gemalten Stadtſoldaten, und zwar in der Poſitur, die für ihn die nöthigſte iſt, und in der er gewöhnlich am längſten ausharrt — in der ſchlafenden.

„Dieſes Brett nun,“ ſprach der Künſtler weiter, „wird der Stadt angehängt, wie exempli gratia — — ich finde kein Beiſpiel —“ — „Wie,“ ſprach ich, „der Eſel dem Schulknaben.“ — „Braviſſimo!“ ſchrie der Künſtler. „Nein! Sie können nicht glauben, welche Vorzüge dies Surrogat beſitzt.“

„Sie wiſſen, daß ein ſchlafender Löwe, ſchon nach dem gemeinen Sprüchwort, gefährlicher iſt, als ein wachender, und ſo ſieht auch ein Stadtſoldat, der ſchläft, viel grimmiger aus, als ein wachender: denn wie leicht kann einem ſolchen im Traume einfallen, an was er wachend nie gedacht, daß man den Säbel aus der Scheide ziehen kann.

„Dieſer Stadtſoldat aber nun hat folgende Vorzüge: 1) der Kerl verſchluckt nichts, beſonders wenn er mit Oelfarbe gemalt iſt; 2) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre Einmal quaſi ſo ein Kommisbrodſurrogat, — einen neuen Anſtrich; 3) der Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja ſteht wie eine Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird. Und nun, 4) das eine Haupttugend iſt, und unbezahlbar an einem Soldaten jetziger Zeit, — der Kerl denkt nichts.“

„Aber der Kerl wehrt ſich nicht,“ verſetzte Moſes. „Warum?“ fragte der Verfaſſer; „thut denn dies ein anderer ehrlicher, wachender oder ſchlafender Stadtſoldat?“

„Machen Sie einmal die Probe, gehen Sie hinaus vor das Thor, und ſtoßen Sie dem alten Schweinehirten, einem unſerer erſten Grenadiere, der jetzo da außen die Stadt hütet, mir nichts dir nichts, geradezu auf den Bauch, und bietet er ihnen die Stirne, ſo geſchieht es nur, um Ihnen den härteſten, unempfindlichſten Theil ſeines Körpers preis zu geben; bietet er Ihnen aber den Rücken, ſo geſchieht es gewiß nicht aus Unhöflichkeit, ſondern nur um Ihnen nicht ſeinen Leibſchaden zu ſichtbar zu machen.“

„Aber das Surrogat ſpricht nichts, hört nichts,“ verſetzte Moſes. „Gleicher Fall!“ ſprach der Künſtler. „Gehen Sie hinaus, und ſchreien Sie ein=, zwei=, drei=, vier=, fünf= und ſechsmal, exempli gratia: Feuerjoh! Mord und Tod! haltet den Mordbrenner, den Räuber, den Beutel= und Gurgelabſchneider, den Falſchmünzer, den Juden — — will ich ſagen den Zigeuner, den Keſſelflicker, den Hechel= und Mausfallenkrämer! und rufen Sie dies deutſch, plattdeutſch, ſchwäbiſch, ſchweizeriſch, franzöſiſch, holländiſch, böhmiſch und italieniſch, zuerſt mit dem Munde, dann mit Begleitung eines Pfiffs aus einem Schlüſſel, dann durch ein gerades, dann durch ein krummes Sprachrohr, zuerſt zehn, dann ſechs, dann vier und dann nur einen Schritt von dem Produkt, und dann tête-à-tête mit ihm, und der Kerl wird nicht herumſchauen, ja wird kein Wort ſagen, wenn Sie ihm noch einen Rippenſtoß zum Ueberfluß verſetzten! denn er iſt — t a u b ſt u m m.

„Sie fordern von einem Surrogat, was ſelbſt das Original nie leiſtet.“

So ſprach der Bürgermeiſter und Hafner von Mittelſalz zu Gunſten ſeines Stadtſoldatenſurrogats, dem ich meinen Beifall nicht verſagen konnte.

Ich nahm gerührt Abſchied, Moſes blieb, um mit dem Bürgermeiſter einen Akkord abzuſchließen, vermöge deſſen er ihm eine Kompagnie Mittelſalzer Stadtſoldaten poſtfrei zu liefern hatte.

Durch die engen Gäßchen ging ich nun den Weg nach der eigentlichen Univerſitätsſtadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne, wie ich vor mehreren Jahren bei meiner Durchreiſe durch dieſes Städtchen meinen Stock im Wirthshauſe zur Salzſauern Schwererde hatte ſtehen laſſen, und als ich dem ſo nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeſchoſſen, ein großes Manuſcript ragte ihm aus der Rocktaſche. „Gottwillkomm!“ ſchrie er mir entgegen, „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!“ Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jeſu Willen!“ ſprach ich — ich wußte nicht ſollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir, wie ihn ein Profeſſor in der Ecke des Wirthshauſes gefunden, wie unter den Händen dieſes Mannes ſein ſchlummernd Genie erwacht, wie derſelbe Profeſſor ihn in all’ ſeine Vorleſungen Jahrelang mitgenommen; wie er gänzlich das Wiſſen ſeines Herrn, der ihn während des Leſens auch immer an den Mund zu legen pflegte, in ſich geſogen; wie er nie ein Wort von den Vorleſungen, die alle über ſein Haupt hingeſprochen worden ſeyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in ſich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekſtube des Profeſſors ſich geſchlichen, und hinter das Studium der Alten ſich heimlich gemacht, es auch durch angeſtrengten, hölzernen Fleiß ſo weit gebracht, daß er in dem Examen auf das Allervortrefflichſte beſtanden, nun Recenſionen ſchreibe und als Doktor Legens auftrete.

„Denken Sie nur,“ ſprach er weiter, „geſtern begegnete mir der Italiener, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer ſehr gerne, das freut mich! — das waren Tage! — — ich ſag’ Ihnen, bei Gott! es waren doch ſelige Tage! o ihr Tage meiner Jugend! —

„In Ihrem Geigenkaſten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet — — doch, Sie verſtehen nicht Latein, wie ich weiß —

— meine Zuhörer — — Sie treten gewiß da nächſt, in der Salzſauren Schwererde, ab, dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach."

Ich hatte mich kaum von meinem Erſtaunen erholt, ſo war der Doktor ſchon verſchwunden. Nein! ſprach ich bei mir, ſo was iſt mir noch nie vorgekommen! das geht über alle Träume! und doch war ich ſo gänzlich überzeugt, daß der Mann mein Stock war.

Es gibt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde, dacht' ich mit Shakſpeare, von denen ſich unſere Recenſenten nichts träumen laſſen, und ſuchte, als es mir ſchwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu ſchlagen.

Die Salzſaure Schwererde war eine elende, verlaſſene Herberge, die nicht zu meiner Zerſtreuung dienen konnte, auch fürchtete ich das Zuſammentreffen mit dem Doktor Legens, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders, als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen ſah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen, denen ging ich nach.

Es ging in einen ſogenannten Hörſaal, allwo ein Profeſſor Vorleſungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergeſetzt, und war ſchon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf dem Katheder ſtehenden Mann ſprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſahen, auch ſein Mund ſich zu bewegen ſchien.

Endlich hörte ich mehrere Worte und vernahm, daß es eine hiſtoriſch-kritiſche Vorleſung über den Untergang der Welt durch Waſſer war.

Der Profeſſor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte ſeine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum ſüßeſten Schlafe geſtimmt, und ward mir zu Muthe wie einem müden Hirten, der ſeine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausſtreckt.

Den Studenten war es allen auch ſo, alle ſchliefen bereits und doch ſahen ſie den Profeſſor mit offenen ſtarrſtaunenden Augen an, worüber er insgeheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin; denn derſelbe nickte öfters ſchlafend mit dem Kopfe, welches der Profeſſor für eine Bezeugung ſeines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchſt romantiſche Waldgegend verſetzt. Kühle Lüftchen ſpielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte ſich mit dem grünen Laube.

Die Hütte einer Schäferin blickte aus dem Gebüſche halb im Gezweige verſteckt, die Schäferin öffnete das Fenſter, und ſah den lichten Wolken zu, wie ſie über den Wald hinliefen . . .

Wilhelm Grimm.

I. Die Poeſie des Nordens.

(1811.)

Die Quellen einheimiſcher Poeſie werden eben wieder aufgegraben, der Zuſammenhang derſelben mit den Dichtungen ſüdlicher Völker offenbart ſich immer mehr, gleicherweiſe iſt eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüßen auf eigenem Boden gewachſen, wird anerkannt, und ſo ſcheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker auf einander gewirkt, was ſie gegenſeitig ſich mitgetheilt und was als ſelbſtſtändiges Eigenthum einem jeden muß vorbehalten werden. Haben wir dieſes vollſtändig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugehen, welchen die alte Fabel geſponnen und in wunderbaren Kreiſen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies Forſchen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poeſie, ihre Entſtehung und ihr Wachsthum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den ſie in dem harten Stein zurückgelaßen [beurtheilen], ſo müßen wir nicht ſelten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entſtand, und die, wenn ſie auch nur geborgte Strahlen zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen läßt. Nach keiner Seite werden wir aber ſo natürlich hingewieſen, als nach dem Norden, und darum ſcheint es Zeit, die Aufmerkſamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn iſt erſt wenig geebnet: die

Mythologie war es meiſt, die man aufſuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun und ſich nach Beweiſen für eine Anſicht umzuſehen, die ſie im Voraus für eine Nachahmung der griechiſchen und römiſchen ausgab, und welche critiſche hieß. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über dieſe Eisberge ihren Glanz, und über die bereiften Thäler ihre Edelſteine ausgeſtreut. Zwiſchen einem wildkriegeriſchen, thatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meiſt in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts, oder in Heerfahrten beſtand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwiſchen einer müßigen Ruhe und Unthätigkeit war das Daſeyn der Nordländer getheilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Luſt eines üppigen leichten Lebens, und, die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, ſondern nach Wintern und Nächten zählend, waren ſie einer ſtillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So ſcheint es aber auch, als ob ſie alle geiſtige Luſt und Kraft der Poeſie zugewandt, und während es an jenen faſt nur muſicaliſchen und mit Farben ſpielenden Liedern ſüdlicher Völker fehlt, ſo erſcheint ein Reichthum an epiſchen Dichtungen, welcher bei dem verhältnißmäßig kleinen Volk verwunderungswürdig iſt: Dichtungen, welche zu den tiefſinnigſten und gewaltigſten gehören, welche je durch die Seele eines Menſchen gegangen. Sie haben alle etwas uranfängliches, rohes: die Form iſt oft ganz vernachläßigt, hart und ſtreng (denn ſie pflegt erſt ſpäter an ſchon überliefertem zugefügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben ſie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeſchränkten und ungezähmten Lebens, das alles Aeußerliche verſchmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Scandinavier die Geheimniße göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge: ihre erſten Helden waren ſchon Götter geworden, dort in Aſien noch wohnend, und traten auch wieder in den Fabeln einer ſchön ausgebildeten Mythologie in den Kreis der Menſchen

herab. Gleicherweiſe wurden ihnen ſpäter Helden zugeſellt, die ſich von ihnen herleiteten, und in dem Bewußtſeyn göttlicher Abkunft lebten, wie das edle Geſchlecht der Wolſungen, in deren Augen noch ein himmliſches Feuer brannte, das Mörder, ſelbſt die wilden Thiere erſchreckte. So beſaß der Norden alles, was der Poeſie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch ſie eben ſo wohl auf den eigenen Boden feſtgeſtellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

II. Nibelunge Noth.

(1829.)

Die innere Beſchaffenheit des Gedichtes legt Zeugniß ab von dem früheren Zuſtande deſſelben. Noch erfüllt von dem erſten Eindrucke und dem lebendigen Geiſte, der hier zu uns redet, bewundern wir ein vollkommenes, ganzes Werk, das von einem Mittelpunct aus in ſtätigem Fortſchreiten zu einer groß-artigen und furchtbaren Löſung der verſchlungenen Verhältniſſe gelangt. Siegfrieds Aufenthalt bei den burgundiſchen Königen, ſeine Werbung bei Brünhild und die Vermählung mit Kriemhild gelten als Einleitung, bis mit Ermordung des größten und edelſten Helden die eigentliche Handlung beginnt und die Rache für dieſen Mord jener Mittelpunct aller übrigen Ereigniſſe wird. Das Gold, ſo bedeutend in der nordiſchen Sage, erſcheint im Nibelungen Hort als dunkle und räthſelhafte Nebenſache, wenig-ſtens ſeine Einwirkung gering, und wenn anderwärts Siegfried ſelbſt, erſchreckt durch die Prophezeiung eines geiſterhaften Weſens, und die verſchloſſene, böſe Gewalt ahnend, den Schatz in den Rhein verſenkt, ſo thun dies hier mit einer ohne Zweifel ſpä-tern Wendung ſeine Schwäger, die einem gemeinen, halbneidiſchen Gefühle folgen. In der äußern Form, in Styl, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir gleichfalls keine ſtörende Ver-ſchiedenheiten; derſelbe Geiſt waltet überall. Den Dichter ſelbſt

verläßt nicht das Gefühl von dieſer Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Voraus-verkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geſchicks, und jeder Theil, ſcheint es, finde ſeinen Grund in dem andern und könne ohne ihn nicht beſtehen.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die un-gemeine poetiſche Kraft des Werks ausübt, ſo gelangen wir zu einer andern, faſt entgegengeſetzten Wahrnehmung. Wir ent-decken einen bereits geſtörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeſcho-bene Perſonen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverſtändliches, ſelbſt baare, durch keine Erklärung zu beſeitigende Widerſprüche laſſen ſich nach-weiſen. Dies zuerſt mit Scharfſinn und Beſtimmtheit gethan zu haben, gebührt Lachmann das Verdienſt. Das Gedicht iſt nicht das Werk eines einzigen. Ich will hier nicht wiederholen, was bereits ausgeführt iſt, und nur einiges andere, zuerſt aber einen Punct berühren, der, wenn er auch nicht ſo ſchlagend beweiſt, wie ein offenbarer Widerſpruch, doch hin-länglich darthut, daß ein einziger Dichter nicht das Ganze an-ordnete, weil er ohne Mühe eine ſolche Ungeſchicklichkeit ver-mieden hätte. Kriemhild nämlich gebiert im funfzigſten Jahre dem Etzel einen Sohn, wobei man noch vorausſetzen muß, daß ſie bei ihrer Verheirathung mit Siegfried nicht über 20 Jahre alt war; die übrigen Zahlen enthält das Gedicht und alle Hand-ſchriften ſtimmen darin überein. Die Rache, die noch ſechs Jahre ſpäter fällt, vollbringt ſie alſo in ziemlich vorgerücktem Alter, während ſie doch dabei im Feuer und aller Stärke jugend-licher Leidenſchaftlichkeit geſchildert und in der Klage ihre große Schönheit ausdrücklich gerühmt wird. Sodann befindet ſich eine Lücke in allen Handſchriften: die Strophe 2160 muß Günther nothwendig ſprechen, der darin ſeinen Bruder Gernot und den Markgrafen Rüdiger beklagt, die ſich gegenſeitig tödteten; aber ſie iſt der Rede Hagens angehängt. Der ſpätere Ueberarbeiter

mag das Unpaſſende gefühlt haben, doch ſeine Ergänzung iſt nicht glücklich. Endlich den Gebrauch von ihr und du, der in den Gedichten aus der Mitte des 12ten Jahrh. feſtgeſtellt iſt, finden wir hier verwirrt, weil der genaue Unterſchied nicht mehr gefühlt ward. Eine frühere Grundlage des Gedichts iſt alſo unbezweifelt; auch über ihre Beſchaffenheit ergibt ſich einiges mit Sicherheit. Neue Anfänge, kürzere Stücke, Verſchiedenheit im Styl und in herberer oder anmuthigerer Ausführung laſſen deutlich einzelne Lieder erkennen, die eingerückt wurden. Ob wir aber unſere Nibel. Noth als eine Sammlung und Verbindung lauter ſolcher Lieder betrachten müſſen, oder ob ein daneben längſt beſtehendes, das Ganze, oder einen großen Theil des Ganzen, befaſſendes Gedicht ſich durch ſolche einzelne Lieder vergrößerte und ergänzte, mag hier ohne Nachtheil unentſchieden bleiben. Kurze Lieder ſind überall, aber auch epiſche Erzählungen von größerem Umfange bei vielen Völkern beobachtet worden.

Brüder Grimm.

I. Sagen.

(1816.)

1. Mummel-See.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See auf einem hohen Berg, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders in ein Tuch bindet und hinein hängt, ſo verändert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hinein hängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel, und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bei dem See gehütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartgefrorenen See mit ſeinen Ochſen und einigen Baumſtämmen ohne Schaden gefahren, ſein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehn ein Waldmännlein darauf ſitzen ſehen, den Schoos voll Gold und damit ſpielend; als er darauf Feuer geben wollen, ſo hat es ſich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, ſo hätte es ihn leicht reich gemacht, ſo aber er und ſeine Nachkommen in Armuth verbleiben müßten.

Eines Males iſt ein Männlein auf ſpäten Abend zu einem Bauern auf deſſen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuſchober an, allein es bat ſich aus in der Hanfräpen zu ſchlafen. „Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn dir damit gedient iſt, magſt du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog ſchlafen.“ Auf dieſe Verwilligung hat es ſich gleich zwiſchen die Binſen und das Waſſer eingegraben, als ob es Heu wäre, ſich darin zu wärmen. Frühmorgens iſt es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern, und als der Bauer ſein Erſtaunen über den wunderſamen Gaſt bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl ſeyn, daß ſeines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von ſolchen Reden iſt es mit dem Bauer ſo weit ins Geſpräch gekommen, daß es ſolchem vertraut, es ſey ein Waſſermännlein, welches ſein Gemahel verloren und in dem Mummelſee ſuchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es ſchon in viel Seen ſein Weib geſucht und nicht gefunden, wie es auch in ſolchen Seen beſchaffen ſey. Als ſie zum Mummelſee gekommen, hat es ſich untergelaſſen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, ſo lange, bis zu ſeiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen ſenden werde. Wie er nun ungefähr ein paar Stunden bei dem See aufgewartet, ſo iſt der Stecken, den das Männlein gehabt, ſammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Waſſer heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft geſprungen, dabei der Bauer wohl abnehmen können, daß ſolches das verheißene Wahrzeichen geweſen.

Ein Herzog zu Wirtemberg ließ ein Floß bauen und damit auf den See fahren, deſſen Tiefe zu ergründen. Als aber die Meſſer ſchon neun Zwirnnetz hinuntergelaſſen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, ſo fing das Floß gegen die Natur des Holzes zu ſinken an, alſo daß ſie von ihrem Vorhaben ablaſſen und auf ihre Rettung bedacht ſeyn mußten. Vom Floß ſind noch Stücke am Ufer zu ſehen.

2. Brot und Salz ſegnet Gott.

Es iſt gemeiner Brauch unter uns Deutſchen, daß der, welcher eine Gaſterei hält, nach der Mahlzeit ſagt: „es iſt nicht viel zum Beſten geweſen, nehmt ſo vorlieb.“ Nun trug es ſich zu, daß ein Fürſt auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von ſeinen Dienern abkam, alſo daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte, und der Eigenthümer ſtand in der Thüre. Da ſprach der Fürſt, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was haſt du zum Beſten?“ Der Köhler antwortete: „ick hebbe Gott un allewege wol (genug).“ — „So gib her, was du haſt,“ ſprach der Fürſt. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürſt und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar ſeyn, aber er hatte kein Geld bei ſich; darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, und gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geſchah.

Als der Fürſt heim gekommen war, ſandte er Diener aus, die mußten dieſen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geſchenkten Steigbügel mit; der Fürſt hieß ihn willkommen, und zu Tiſche ſitzen, auch getroſt ſeyn: es ſollt ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Eſſen fragte der Fürſt: „Mann, es iſt dieſe Tage ein Herr bei dir geweſen; ſieh herum, iſt derſelbe hier mit über der Tafel?“ Der Köhler antwortete: „mi ducht, ji ſünd et wol ſülveſt,“ zog damit den Steigbügel hervor und ſprach weiter: „will ji düt Dink wedder hebben?“ — „Nein — antwortete der Fürſt — das ſoll dir geſchenkt ſeyn, laß dir's nur ſchmecken und ſey luſtig.“ Wie die Mahlzeit geſchehen und man aufgeſtanden war, ging der Fürſt zu dem Köhler, ſchlug ihn auf die Schulter und ſprach: „nun, Mann, nimm ſo vorlieb, es iſt nicht viel zum Beſten geweſen.“ Da zitterte der Köhler; der Fürſt fragte ihn, warum? er antwortete: er dürfte es nicht ſagen. Als aber der Fürſt darauf beſtand,

ſprach er: „och Herre! aſe ji ſäden, et wäre nig väle tom beſten weſt, do ſtund de Düfel achter ju!“ Iſt das wahr — ſagte der Fürſt — ſo will ich dir auch ſagen, was ich geſehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum beſten hätteſt, und du antworteteſt: „Gott und allgenug!“ da ſah ich einen Engel Gottes hinter dir ſtehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden; will auch nun künftig hier nicht mehr ſagen, daß nicht viel zum Beſten geweſen.

II. Märchen.

(1819 und 1840.)

1. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch ſelber auf Erden unter den Menſchen wandelte, trug es ſich zu, daß er eines Abends müde war, und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun ſtanden auf dem Weg vor ihm zwei Häuſer einander gegenüber, das eine war groß und ſchön, das andere klein und ärmlich anzuſehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unſer Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beſchwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an ſeiner Thüre klopfen hörte, machte das Fenſter auf, und fragte den Fremdling was er ſuche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager!“ Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott ſchlichte Kleider trug, und nicht ausſah wie einer, der viel Geld in der Taſche hat, ſchüttelte er mit dem Kopf, und ſprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und ſollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Thüre klopſt, ſo könnte ich ſelber den Bettelſtab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit ſein Fenſter zu, und ließ den lieben Gott ſtehen. Alſo kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus, und klopfte an.

Kaum hatte er angeklopft, ſo klinkte der Arme ſchon ſein Thürchen auf, und bat den Wandersmann einzutreten, und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es iſt ſchon finſter,“ ſagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein: die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen, und ſagte er möchte ſichs bequem machen, und vorlieb nehmen, ſie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben ſie von Herzen gerne. Dann ſetzte ſie Kartoffeln ans Feuer, und derweil ſie kochten, melkte ſie ihre Ziege, damit ſie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tiſch gedeckt war, ſetzte ſich der liebe Gott zu ihnen, und aß mit, und ſchmeckte ihm die ſchlechte Koſt gut, denn es waren vergnügte Geſichter dabei. Wie ſie gegeſſen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann, und ſprach, „hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer ſich in unſer Bett legen und ausruhen kann, er iſt den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich wills ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott, und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht er ſich in ihr Bett legen und ſeine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber ſie ließen nicht ab, bis er es endlich that, und ſich in ihr Bett legte: ſich ſelbſt aber machten ſie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen ſtanden ſie vor Tag ſchon auf, und kochten dem Gaſt ein Frühſtück, ſo gut ſie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fenſterlein ſchien, und der liebe Gott aufgeſtanden war, aß er wieder mit ihnen, und wollte dann ſeines Weges ziehen. Als er in der Thüre ſtand, ſprach er, „weil ihr ſo mitleidig und fromm ſeid, ſo wünſcht euch dreierlei das will ich euch erfüllen.“ Da ſagte der Arme „was ſoll ich mir ſonſt wünſchen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, ſo lang wir leben, geſund ſind, und unſer nothdürftiges tägliches Brod haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünſchen.“ Der liebe Gott ſprach, „willſt Du

Dir nicht ein neues Haus für das alte wünſchen?“ Da ſagte der Mann, ja, wenn das gienge, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünſche, und verwandelte ihr altes Haus in ein ſchönes neues, und als das geſchehen war, verließ er ſie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufſtand, und ſich ins Fenſter legte, ſah er gegenüber ein ſchönes neues Haus da wo ſonſt eine alte Hütte geſtanden hatte. Da machte er Augen, rief ſeine Frau, und ſprach: „Frau, ſieh einmal, wie iſt das zugegangen? Geſtern Abend ſtand dort eine elende Hütte, und nun iſts ein ſchönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber, und höre wie das gekommen iſt.“ Die Frau ging hin, und fragte den Armen aus, der erzählte ihr „geſtern Abend kam ein Wanderer, der ſuchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abſchied hat er uns drei Wünſche gewährt, die ewige Seligkeit, Geſundheit in dieſem Leben und das nothdürftige tägliche Brot dazu, und ſtatt unſerer alten Hütte ein ſchönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief ſie fort, und erzählte ihrem Manne wie es gekommen war. Der Mann ſprach: „ich möchte mich zerreiſſen und zerſchlagen; hätt’ ich das nur gewußt! Der Fremde iſt auch bei mir geweſen, ich habe ihn aber abgewieſen.“ „Eil dich,“ ſprach die Frau, „und ſetze dich auf dein Pferd, der Mann iſt noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünſche gewähren laſſen.“

Da ſetzte ſich der Reiche auf, und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm, und ſprach er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelaſſen worden, er hätte den Schlüſſel zur Hausthüre geſucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ ſprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche „ob er nicht auch drei Wünſche thun dürfte, wie ſein Nachbar?“ „Ja,“ ſagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er ſollte ſich lieber nichts wünſchen.“ Der Reiche aber meinte

er wollte ſich ſchon etwas Gutes ausſuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott, „reit nur heim, und drei Wünſche, die du thuſt, die ſollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und beſann ſich was er wünſchen ſollte. Wie er ſo nachdachte, und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde, und ſie gar nicht zuſammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich, und ſprach in Ungeduld: „ſo wollt' ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ und wie er das Wort ausgeſprochen hattte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd todt und regte ſich nicht mehr; und war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitts ab, hings auf den Rücken, und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröſtete er ſich damit, daß ihm noch zwei Wünſche übrig wären. Wie er nun dahin gieng durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm ſo warm und verdrießlich zu Muth: der Sattel drückte ihn dabei auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen was er ſich wünſchen ſollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und alle Schätze der Welt wünſche,“ dachte er bei ſich ſelbſt, „ſo habe ich hernach doch noch allerlei Wünſche, dieſes und jenes, das weiß ich im voraus: ich will aber meinen Wunſch ſo einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt, wonach ich noch Verlangen hätte.“ Meinte er, diesmal hätte er etwas, ſo ſchiens ihm hernach doch viel zu wenig und zu gering. Da kam ihm ſo in die Gedanken, was es doch ſeine Frau jetzt gut habe, ſie ſitze daheim in einer kühlen Stube, und laſſe ſichs wohl ſchmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß ers wußte, ſprach er ſo hin: „ich wollte die ſäße daheim auf dem Sattel, und könnte nicht herunter, ſtatt daß ich ihn da mit mir auf dem Rücken ſchleppe.“ Und wie das letzte Wort aus ſeinem Munde kam, ſo war der Sattel von ſeinem Rücken verſchwunden, und er merkte, daß ſein zweiter Wunſch auch in Erfüllung gegangen

war. Da ward ihm erſt recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte ſich daheim ganz einſam hinſetzen, und auf was Großes für den letzten Wunſch nachdenken. Wie er aber ankommt, und ſeine Stubenthür aufmacht, ſitzt da ſeine Frau mittendrein auf dem Sattel, und kann nicht herunter, jammert und ſchreit. Da ſprach er „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbeiwünſchen, nur bleib da ſitzen.“ Sie antwortete aber „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel ſitze; du haſt mich darauf gewünſcht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunſch thun, daß ſie vom Sattel ledig wäre, und hinunterſteigen könnte; und der Wunſch ward auch erfüllt. Alſo hatte er nichts davon als Aerger, Mühe und ein verlornes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, ſtill und fromm bis an ihr ſeliges Ende.

---

2. Der Sperling und ſeine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbenneſt; wie ſie nun flück ſind, ſtoßen böſe Buben das Neſt ein, ſie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun iſt dem Alten leid, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht vor allerlei Gefahr erſt verwarnet, und ihnen gute Lehren fürgeſagt habe.

Aufn Herbſt kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit ſich heim. „Ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre und Winke kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und ſehet euch wohl vor; kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszuſtehen!“ Darauf fragte er den ältern, wo er ſich den Sommer über aufgehalten, und wie er ſich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, bis die Kirſchen reif wurden.“

„Ach, mein Sohn,“ ſagte der Vater, „die Schnabelweid iſt nicht bös, aber es iſt große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl Acht, und ſonderlich, wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grüne Stangen tragen, die inwendig hohl ſind, und oben ein Löchlein haben.“ „Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?“ ſpricht der Sohn. „Wo haſt du das geſehen?“ „In eines Kaufmanns Garten,“ ſagt der Junge. „O mein Sohn,“ ſpricht der Vater, „Kaufleut, geſchwinde Leut! biſt du um die Weltkinder geweſen, ſo haſt du Weltgeſchmeidigkeit genug gelernt, ſiehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel!“

Darauf befragt er den andern: „wo haſt du dein Weſen gehabt?“ „Zu Hofe,“ ſpricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an dieſem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperber, Kautzen und Blaufüß ſind; halt dich zum Roßſtall, da man den Hafer ſchwingt, oder wo man driſchet, ſo kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheeren.“ „Ja, Vater,“ ſagt dieſer Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihre Maſchen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken.“ „Wo haſt du das geſehen?“ ſagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben.“ „O mein Sohn, Hofbuben, böſe Buben! Biſt zu Hof und um die Herren geweſen, und haſt keine Federn da gelaſſen, ſo haſt du ziemlich gelernet, du wirſt dich in der Welt wohl wiſſen auszureißen, doch ſiehe dich um und auf; die Wölfe freſſen auch oft die geſcheidten Hündlein.“

Der Vater nimmt den dritten auch vor ſich: „wo haſt du dein Heil verſucht?“ „Auf den Fahrwegen und Landſtraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen, und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.“ „Dies iſt ja,“ ſagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und ſiehe fleißig auf, ſonderlich wenn ſich einer bücket und einen Stein aufheben will, da iſt dir nicht lang zu bleiben.“

„Wahr iſts," ſagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handſtein im Buſen oder Taſche trüge?" „Wo haſt du dies geſehen?" „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie ausfahren, führen ſie gemeinlich Handſteine bei ſich." „Bergleut, Werkleut, anſchlägige Leut! biſt du um Bergburſchen geweſen, ſo haſt du etwas geſehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht."

Endlich kommt der Vater an jüngſten Sohn: „du mein liebes Gackeneſtle, du warſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern, und ſie verſchlucken; halt dich zu deinesgleichen, und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, ſo bleibſt du lang zufrieden." „Du, mein lieber Vater, wer ſich nährt ohn anderer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht ſchaden, wenn er zumal ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrei und Gebet höret, denn ohne ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde." „Wo haſt du dies gelernt?" Antwortet der Sohn: „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab, und hörte dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln." „Traun! mein lieber Sohn, fleuchſt du in die Kirchen, und hilfeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen aufräumen, und zirpſt zu Gott wie die jungen Räblein, und befiehlſt dich dem ewigen Schöpfer, ſo wirſt du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückiſcher Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt ſeine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut gemach,
Bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer ſeyn!“

---

3. Die zwölf Apoſtel.

Es war dreihundert Jahr vor des Herrn Chriſti Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber ſo arm und dürftig, daß ſie nicht wußte, womit ſie ihnen länger das Leben erhalten ſollte. Sie betete aber täglich zu Gott, er möchte doch geben, daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zuſammen wären. Als nun ihre Noth immer größer ward, ſchickte ſie einen nach dem andern in die Welt, um ſich ihr Brod zu ſuchen. Der älteſte hieß Petrus, der gieng aus, und war ſchon weit gegangen, eine ganze Tagereiſe, da gerieth er in einen großen Wald. Er ſuchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden, und verirrte ſich immer tiefer, dabei empfand er ſo großen Hunger, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er ſo ſchwach, daß er liegen bleiben mußte, und glaubte dem Tode nahe zu ſein. Da ſtand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte, und war ſo ſchön und freundlich wie ein Engel. Das Kind ſchlug ſeine Händchen zuſammen, daß er aufſchauen und es anblicken mußte. Da ſprach es: „warum ſitzeſt du da ſo betrübt?“ „Ach,“ antwortete Petrus, „ich gehe umher in der Welt, und ſuche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland ſehe; das iſt mein größter Wunſch.“ Das Kind ſprach: „komm mit, ſo ſoll dein Wunſch erfüllt werden.“ Es nahm den armen Petrus an der Hand, und führte ihn zu einer Höhle. Wie ſie hineinkamen, ſo blitzte alles von Gold und Silber und Kryſtall, und in der Mitte ſtanden zwölf Wiegen neben einander. Da ſprach das Englein: „lege dich in die erſte, und ſchlaf ein wenig;

ich will dich wiegen.“ Das that Petrus, und das Englein ſang ihm, und wiegte ihn ſo lange bis er eingeſchlafen war. Und wie er ſchlief, kam der zweite Bruder, den auch ſein Schutzenglein hereinführte, und wurde auch in den Schlaf gewiegt, und ſo kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölfe da lagen in den goldnen Wiegen und ſchliefen. Sie ſchliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren wurde. Da erwachten ſie auch, und waren mit ihm auf Erden, und wurden die zwölf Apoſtel genannt.

Börne.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

(1824.)

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrenlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du gibſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſeyn, und das biſt du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Erſatz fordert das

Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt, und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern ge-

fallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: „Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.“ Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? „Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. „Er iſt ein Wütherich, ein Attila.“ Er iſt ein Blitz. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? „Er iſt dumm.“ Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er iſt ungeſellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock gibt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? „Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er iſt ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. „Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbſt dieſe iſt ſchlecht.“ Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.“ So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan?

„Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum... Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend fanatiſche Menſchen hinrichten läſſeſt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?“ Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den hei-

ligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſeyn, willſt du kleinen Menſchen gefallen. „Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und gibt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen.

Friedr. Strauß.

Die Einſegnung der Kinder.

(1813.)

Im ganzen Jahre gibt es keine Feſtlichkeit der Kirche, die ſich einer herzlichern Theilnahme der Gemeinden zu erfreuen hat, als die öffentliche Einſegnung der Kinder. Iſt es die unmittelbare Beziehung auf den Einzelnen, die in ihr hervortritt, da die andern Feſte mehr auf das Ganze gehen, und hier ſo recht klar wird, wie das Gemüth jedes Einzelnen durch's ganze Leben dem Erlöſer hingegeben ſeyn muß? Oder iſt es der herrliche Anblick von der jugendlichen Begeiſterung, von der friſchen, neuen, aufſtrebenden Wärme für das Höchſte? Gewiß, es kann der Anblick von Jünglingen und Jungfrauen, deren erſte umfaſſendere Gefühle in dem reinen Lichte des Evangeliums aufgehen, keinen unerfreut und ungehoben laſſen. Oder iſt bei den meiſten dieſe Theilnahme nur der letzte Verſuch des guten Geiſtes, der die zerſtreute und verweltlichte Seele noch Ein Mal auf ihre Beſtimmung hinweiſen, und durch die Anſchauung der begeiſterten Kinder an die eigene Begeiſterung, die nun ſchon ſo lange verflogen und vergeſſen iſt, erinnern und ſie mit Scham und Schmerz erfüllen will? Es mögen wohl alle dieſe Empfindungen dunkel zuſammenwirken, um den Gemeinden im Ganzen, auch ohne Rückſicht auf die näheren älterlichen und andern Verhältniſſe die Einſegnung der Kinder in ſo hohem Grade wichtig zu machen. Nie ſieht man ſo viel Rührung im Gottesdienſte, und wer zu dieſer Zeit in des Volkes Herz hat ſchauen können, wird manche

Bewegung gewahr geworden ſeyn, nach der man ſich ſonſt vergebens umſieht. Bei dieſer Feierlichkeit kann man zuweilen das ſeltene Schauſpiel haben, eine Reihe von Kindern aus den verſchiedenſten Ständen, und von der verſchiedenſten Bildung durch Ein hohes Gefühl, Einen herrlichen Vorſatz verbunden, und in der erſten, glühenden Liebe des Herzens nach dem Einen, was Noth iſt, ſtreben zu ſehen. Sogar in den roheren Gemüthern, wo Anlage und Ausbildung gleich unbedeutend geweſen, zeigt ſich wenigſtens eine Ahnung des Höhern, zu der in ſolcher Stärke ſie ſich bisher noch nicht erhoben hatten. Kann es auch anders ſeyn? Wenn dem unverdorbenen Kinde das Erhabenſte und Seligſte, das der menſchliche Geiſt finden kann, vorgehalten wird; wenn es einen geliebten Lehrer, mit der ganzen Wärme ſeines innerſten Lebens darüber reden und lehren hört; wenn die Aufforderungen der Aeltern, die Ermahnungen der Lehrer, das Zeugniß des eigenen Herzens zuſammenwirken für denſelben Zweck: ſollte alsdann das noch weiche Gemüth ungerührt bleiben können, und ſich nicht dafür gewinnen laſſen? Wahrlich, nicht an Krankenbetten, und bei des Herrn Nachtmahl, nicht an andern feſtlichen Tagen habe ich ſo große Wirkungen des Chriſtenthums an den Menſchen geſehen, als bei der Confirmation. Erſt als ich das kindliche Herz in ſeinen frommen Begeiſterungen betrachtete, habe ich die Erſcheinung des Chriſtenthums im Menſchen in ihrer ſchönſten Blüthe geſchaut. Preiſet immerhin die erhabene Gewalt des Wortes Gottes in dem thätigen Manne, ſeine hohe, rührende Stärke in dem leidenden Weibe, ſeine Macht in der Todesſtunde, und ſeine Verklärung zweier liebenden Seelen am Hochzeitstage: ich ziehe immer das Gemüth eines Kindes vor, das der leiſe Hauch der Unſchuld noch umweht, deſſen Herz voll Freude dem Gekreuzigten entgegenſchlägt, und deſſen kaum von der Welt berührter Sinn ſich am Altare dem Himmel weihen will.

Wie heilig dieſes Feſt dem Geiſtlichen ſeyn werde, läßt ſich leicht ermeſſen. Da kommen ſie heran, mit der ganzen

Hoffnung der Unſchuld im Herzen, ihre Blicke leuchten, ihre Herzen ſchlagen ſtärker, ſie wollen leben für den, der für ſie ſtarb, und es feierlich beſchwören in die Hand des Mannes, der ſie zu ihm führete, der bei ihren Worten ſich ſeiner Thränen nicht enthalten kann, und voll Dank zu dem Erzhirten blickt der ihn würdigte, bei ſolchem Werke zu dienen. Ach, ſagt ihm denn nicht die eigene und fremde Erfahrung, es bleibt ſo nicht, ihr ſteht auf einer Höhe, von der ihr herabſteigen werdet, die viele nie wieder erreichen, die ſie ſpäter mit Thränen in den Augen anſehen, und es für das ſchönſte Glück ihres Lebens halten werden, da ſie doch Ein Mal da geweſen? Muß er denn nicht weiſſagen: Kinder, nun ſiegt der Himmel in Euern jungen, unbefangenen Seelen; aber die Zeit wird kommen, wo die Welt wieder ſiegt, wo vielleicht einem oder dem andern lächerlich dieſe Begeiſterung oder wo manchem kindiſch dieſe Thränen erſcheinen, wo die geliebten Confirmanden von dem Herzen des Seelſorgers, und was unendlich mehr iſt, von dem Herzen des Heilandes ſich losreiſſen? Kann man es da dem Seelenhirten verdenken, wenn in ſeine Freude ſich die bitterſte Wehmuth miſcht, und er die Unerfahrnen nur näher an ſein Herz drückt, gleich als wolle er mit väterlicher Liebe ſie ſo feſt halten, daß ſie ſich nicht losreiſſen könnten. Dieſe Furcht muß dazu dienen ihn zum Bewußtſeyn ſeiner Freude zu bringen. Wenn er ſich etwa darüber freuen wollte, daß ſein Gefühl im Chriſtenthum, und ſeine Anſicht von demſelben mit ſolcher Lebendigkeit in vielen menſchlichen Gemüthern ſich verbreitet, und ſo gründlich mitgetheilt habe, daß ſie nie ganz aus ihnen verſchwinden können: ſo wäre es nur eine eitle, leere und eigenſüchtige Freude. Aber daß dieſe Kinder mit der ganzen Innigkeit und Offenheit der Jugend an dem geiſtlichen Vater hangen; daß ſie in ihm den Führer zu ihrer Seligkeit erblicken; daß die Liebe, womit ſie den Heiland ihrer Seele umfaſſen, ihnen auch den theuer macht, der ihnen denſelben verkündigte; daß ſie ihre Anhänglichkeit oft auf eine rührende und überwältigende Weiſe ausſprechen und daß

ſie künftig in der größeren Gemeinde eine kleinere, nähere für ſein Herz bilden werden — o wer muß nicht geſtehen, daß dieſe genaue Verbindung des Geiſtlichen mit ſeinen Confirmanden eine reiche Freudenquelle für ihn ſeyn wird? Des Seelſorgers Herz kann ſich unglaublich an die Kinder anſchließen. Mir iſt oft in ſolchen Zeiten geweſen, als lebte ich nur in den Kindern, und als wäre die ganze, übrige Gemeinde nur in Beziehung auf ſie für mich da.

Erſcheint mir noch Ein Mal in Eurer beſſern Geſtalt, meine Söhne und Töchter, in der ich Euch leider ſelten wiederſah — in Euern Feſtkleidern die doch nur das äuſſere Zeichen der herrlichen Verfaſſung Eurer Seelen waren — erſcheint mir noch Ein Mal, ſo betend, ſo entzückt, ſo in Rührung und Wonne aufgelöſt, wie Ihr damals vor mir ſtandet, damit ich von dieſem Tage etwas aufbewahre für Eure und meine Zukunft!

Uhland.

Die nordiſchen Mythen.

(1836.)

Schon bei der erſten, unbefangenen Betrachtung laſſen die nordiſchen Mythenbilder in ihrer Geſammtheit einen entſchiedenen Eindruck zurück, ſie machen ſich auf einen gewiſſen Grad verſtändlich und laſſen weiteres Verſtändniß ahnen. Dieß iſt die Folge davon, daß ſie aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen ſind. Sie können darum auch nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſeyn, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Vereine mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetiſchen Geſtaltens hat ſich der Erklärer zur Richtſchnur zu nehmen; die mythiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenen Völkern ſo verſchiedenartig angelaſſen, ihre Plaſtik iſt ſo mannigfach, die Rechte des Bildes einerſeits und der innwohnenden Idee andrerſeits ſind ſo abweichend ausgetheilt, daß es nöthig iſt, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten, wenn die

Deutung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinſtimmend werden ſoll.

Der Geſammtumfang nordiſcher Mythen iſt allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Weſen und Wirken, über Leben und Schickſal der Welt beherrſcht, allein dieſe Gedanken ſind vornherein auf die mythiſche Darſtellung gerichtet, ſie werden daher nicht als nackte Lehrſätze vorgetragen, ſondern ſind durchaus in Bild und bildliche Handlung geſetzt, ja ſie treten oft ganz in den Hintergrund und überlaſſen das Feld der abſichtloſeren Luſt des dichteriſchen Geſtaltens. Die vielen Mythen vom Wechſel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels, vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zuſammen, ſollten aber auch ſie durchaus in der Richtung erforſcht werden, Philoſopheme oder phyſikaliſche Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, ſo würde entweder die Ausbeute ſehr karg ausfallen, man würde unter der ſinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekannteſten Naturerſcheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geſchehen iſt, Anſichten und Denkweiſe einer viel ſpäteren Zeit in die Erzeugniſſe der früheren hineinlegen. Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Auſſenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft, ſo will auch die Dichterſeele von den äuſſeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung für ſich ſchon iſt ein geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteſte in irgend einer Widerſpieglung den Reiz des Fabelhaften und ſtammen wohl eben daher die Wunder des Zauberſpiegels. Das Innere des Menſchen aber ſtrahlt nichts zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben.

So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtändige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erſcheinungen der Natur ſind aber auch die des Geiſtes in den Mythen perſönlich geworden; ſelbſt die abgezogenſten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältniſſe der Zeit, haben ſich als handelnde Weſen geſtaltet. Indem ſo einerſeits die Natur durch Perſonification beſeelt wird, andrerſeits der Geiſt durch daſſelbe Mittel äuſſere Geſtaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze ſinnbildlicher Darſtellung zuſammenzutreten.

Es macht ſich übrigens wohl fühlbar, daß die nordiſche Mythendichtung nicht auf die bildende Kunſt gerichtet oder von letzterer beſtimmt war. Wenn es gleich nicht an Beiſpielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgeſtellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des Hauſes, des Ehrenſitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, ſo ſpricht doch nichts dafür, daß dieſe Kunſtübung ein allgemeines Bedürfniß des Volkslebens geweſen ſey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythiſche Symbolik von den Bedingungen der künſtleriſchen Darſtellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anſchauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äuſſeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in ſeiner Verſinnlichung, der Naturgegenſtand in ſeiner Perſonification blieb doch zugleich er ſelbſt. Nimmt man hiezu die Bedeutſamkeit der Namen, ſo kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverſchleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erſcheint als ein bewußter und iſt eben deßhalb ein freierer; derſelbe Gegenſtand kann in ver-

ſchiedenen Beziehungen auch unter verſchiedenen Namen und Bildern aufgeführt ſeyn, es können ſich Mythengruppen bilden, die unter ſich wenig oder äuſſerlich gar nicht zuſammenhängen, es kann ſelbſt Widerſpruch zwiſchen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darſtellungen des nämlichen Mythus ſtattfinden. Ob man geneigt ſey oder nicht, ein ſolches Bewußtſeyn der Mythenbildung im nordiſchen Alterthum anzuerkennen, die Thatſache liegt in den Mythen ſelbſt. Dieſe Mythik iſt darum doch nicht in trockenen Abſtractionen erſtarrt, denn da für Gegenſtände der religiöſen Weltbetrachtung noch keine andere Weiſe des Ausdrucks, ja des Denkens ſelbſt, gefunden war, als eben die bildliche, ſo ſteht der Gedanke doch niemals ausgeſchieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menſchlichen Erſcheinung entnommenen Gebilden ſeine eigene ſchrankenloſere Bewegung mit, und ſo erhält das Natürliche, indem es theils ſeinen gewohnten, theils fremden und höheren Geſetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren, die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefſinns und der ſicheren Kühnheit.

Jene Thatſache der ſelbſtbewußten oder ſich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Perſönlichkeit auf, der überall als religiöſes Bedürfniß vorauszuſetzen iſt, nur wird oft ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft perſönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet dieſe Frage ſich in der Schwebung zwiſchen der dem ſinnlichern Volkglauben und dem herkömmlichen Götterdienſte zugewandten Auſſenſeite und dem innerſten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforſcher wird ſomit zwar auch die rohere Volksſage und die zerſtreuten Nachrichten über den heidniſchen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorſicht gegen die Befangenheit der chriſtlichen Aufzeichner, ſtets aber werden ihm die Mythen ſelbſt, ſowie der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung, ſo auch die Hauptquelle der Erklärung ſeyn. Hier nun weichen allerdings die Perſön-

lichkeiten groſzentheils entweder nach auſſen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewuſzt ſinnbildliche Perſonification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für deſſen mannigfaches Walten und Wirken in Natur und Geiſteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Geſtalt und Bewegung lebendiger, begeiſtigter Weſen. Dieſe perſönlichen Geſtaltungen, beſonders die bedeutendern, durch älteſte Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, ſondern ſie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erſcheinung kam, und ſo vermittelte ſich der tiefere Geiſt des Mythus mit der ſinnlicheren Volksanſicht.

J. D. Paſſavant.

I. Rafael und Dürer.

(1839.)

Rafael, deſſen Ruf ſich über ganz Italien verbreitet hatte, fand auch im Ausland würdige Anerkennung. Namentlich in Deutſchland und zwar beſonders bei dem ihm geiſtesverwandten Albrecht Dürer in Nürnberg, der ebenſowohl in ſeinen Anlagen als in ſeinen Schickſalen manches Uebereinſtimmende mit dem großen Urbinaten hatte. Er war von gleichem Reichthum der Phantaſie, tiefſinnig dramatiſch in ſeiner Auffaſſungsweiſe, univerſell in den verſchiedenen Fächern der bildenden Künſte. Damit verband er ein tiefes Studium und ein Eingehen ins Einzelne; ſeine Beſtrebungen ſind hierin denen des Leonardo da Vinci ähnlich, von denen auch Rafael manches annahm. Dürer's Geſtalt war von einnehmender Schönheit, ſein ganzes Weſen höchſt liebenswürdig durch Hingebung, Heiterkeit und unermüdete Thätigkeit. Auch war er ein Freund aller edeln und großen Männer ſeiner Zeit, mit denen er häufig in Berührung kam. Vermiſſen wir in ſeinen Werken auch jene höchſte, idealiſche Schönheit, in welcher Rafael alle überſtrahlt, und hat Dürer keine ſo große und umfaſſende Werke der Malerei ausgeführt als die Vatikaniſchen des Rafael, ſo iſt beides lediglich äußern Verhältniſſen zuzuſchreiben, wie denn überhaupt die Wirkungsweiſe ſelbſt des originellſten Talents immer theilweis von ſeinen Umgebungen abhängig iſt. Nicht zu leugnen iſt aber, daß das deutſche Volk nur ſehr wenige ſolcher Vorbilder der Schönheit

darbietet, wie das Italieniſche, und eben wohl den allgemeinen Sinn und das feine Gefühl für Grazie nicht beſitzt, die wir noch jetzt bei den Italienern durchgängig wahrnehmen. Auch lebte Dürer in einer nur durch Induſtrie und Handel blühenden Binnenſtadt, daher ſeine Bildung der einer freiſinnigen, aber in ehrſamen Schranken lebenden Bürgerſchaft entſprach und ſeine künſtleriſchen Beſtrebniſſe den Charakter dieſes Schauplatzes annahmen. Rafael dagegen, in ſeiner Jugend bald in dem mächtigen, glänzenden Florenz, bald am Hofe von Urbino und dann in der Hauptſtadt der Chriſtenheit, kam ſogleich in großartigere Verhältniſſe, befand ſich als junger Mann in Umgebungen, welche die höchſten Anforderungen an ihn ſtellten und ihm die Mittel gewährten, die großartigſten Aufgaben in der bildenden Kunſt zu löſen.

Aber ganz im gemüthvollen und hingebenden, deutſchen Charakter, der mit Liebe alles Große und Herrliche, wo er es auch findet, anerkennend umfaßt, ſehen wir Albrecht Dürer huldigend Geſchenke an Rafael ſenden, die zugleich einen Beweis gaben, daß er der angetragenen Verbindung würdig ſei. Unter dieſen Gaben befand ſich auch ſein eigenes Bildniß mit Waſſerfarben auf feine Leinwand gemalt, und zwar ſo, daß es ſich auf beiden Seiten zeigte. Die Lichter ohne Auftrag von weiſſer Farbe waren ausgeſpart, was von Rafael im höchſten Grad bewundert wurde. Späterhin beſaß, wie Vaſari berichtet, Giulio Romano dieſes merkwürdige Portrait als ein Erbſtück von Rafael und hielt es in hohen Ehren. Dieſer ſandte an Dürer dagegen mehrere Zeichnungen, von denen uns noch eine in der Sammlung des Erzherzogs Karl erhalten iſt. Es iſt ein kräftiges Studium in Rothſtein nach zwei unbekleideten Männern, von denen der eine zu dem Hauptmanne diente, welcher im Sieg über die Sarazenen zu Oſtia neben dem Pabſt ſteht. Welchen Werth Albrecht Dürer auf dieſes Geſchenk legte, bezeugt ſeine eigenhändig auf das Blatt geſchriebene Notiz: „1515. Rafael von Urbino, der bei dem Pabſt ſo hoch geachtet

iſt, hat dieſe nackte Bild gemacht, und hat ſie dem Albrecht Dürer gen Nürnberg geſchickt, ihm ſeine Hand zu weiſen.“ Beide großen Meiſter blieben nun fortwährend in freundſchaftlicher Verbindung, wie ſolches nicht nur von Vaſari im Leben des Marc Antonio berichtet wird, ſondern auch aus dem Tagbuch Dürer's hervorgeht, indem er im Jahr 1520 aufzeichnete, daß er dem Tomaſo aus Bologna ein vollſtändiges Exemplar ſeiner Drucke gegeben, auf daß es ein anderer Maler nach Rom bringe, und Rafael ihm Kupferſtiche nach ſeinen Compoſitionen dagegen ſchicke. Schon früher indeſſen hatte Rafael viele Kupferſtiche deutſcher Meiſter in ſeiner Werkſtätte angeheftet und lobte ſie höchlich, wie uns Dolce berichtet.

Als nun der Kupferſtecher Marc Antonio Raimondi ums Jahr 1510 aus der Schule des Francesco Francia nach Rom gekommen, und nach der Zeichnung einer Lucretia von Rafael einen ſchönen Kupferſtich gefertigt hatte, war dieſer darüber ſehr erfreut, und machte ſogleich noch andere Zeichnungen, um ebenſo, wie Albrecht Dürer, durch Kupferſtiche in alle Welt Zeugniſſe ſeines Genius ſenden, oder auch Wünſche der Kunſtfreunde befriedigen zu können.

II. Rafael's Eigenſchaften.

Betrachten wir Rafael's große Eigenſchaften etwas näher im Einzelnen, ſo müſſen wir zuvörderſt eben ſo ſehr den überſchwänglichen Reichthum ſeiner Phantaſie, ſeine große Productionskraft, als ſeine klare Beſonnenheit bewundern. Bei der größten Mannigfaltigkeit, in welcher er mit der Natur ſelbſt zu wetteifern ſcheint, iſt er doch gleich dieſer immer conſequent, behält ſeinen Gegenſtand ſtreng im Auge, vermeidet alles Fremdartige, ſo reich er auch an Beziehungen iſt, wodurch das Weſen des Gegenſtandes gehoben wird. Wie in einem Spiegel reflectirte ſich in ihm die ganze Welt mit ihren verſchiedenartigſten

Formen. Er ging daher nicht von einem vorgefaßten Begriff aus; nicht nur eine Art der Schönheit belebte ihn; ſondern er ſah den Glanz des göttlichen Strahls in den mannigfaltigſten Färbungen; ſelbſt ſeine Madonnen ſind unter ſich höchſt verſchieden, je nach der Idee, welche ihn dabei belebte; aber ſtets edel, entſchieden das, was er beabſichtigte, nie ein ſtarres Ideal. Kann man nun auch nicht in allen die höchſte Idee einer heiligen Jungfrau erkennen, ſondern berühren ſie zuweilen mehr menſchliche Saiten, ſo ſprechen ſie doch alle ein inneres Leben aus und erſcheinen im höchſten Grade anmuthreich. Dieſe friſche Lebensfülle, dieſe alles durchdringenden, wahren Grundideen in ſeinen Darſtellungen ſind es hauptſächlich, welche denſelben die Macht der Wirkung geben, die in der Seele des Beſchauers keinen Zweifel geſtattet, ihn ganz in den umſchriebenen Kreis bannt und volle Genüge finden läßt. Noch zwei andere Eigenſchaften in Rafael's Darſtellungsweiſe erhöhen die Befriedigung, die ſeine Werke gewähren; für's Erſte die ungezwungene Symmetrie ſeiner Compoſitionen, für's Andere die großartige Vertheilung der Licht- und Schattenmaſſen. Indem erſtere das wohlthuende Gefühl des Gleichgewichts erregt, erfreut letztere durch Ruhe und Ordnung. So verſtand auch Rafael in einem Maße wie kein anderer, ſowohl dem Ganzen als den einzelnen Gruppen ſeiner Compoſitionen eine geſchloſſene und gerundete Configuration zu geben, welche, gleich einer ſchönen Geſtalt, harmoniſch auf den Sinn wirkt und der Seele ein bezauberndes Bild einprägt. Dieſe ſchöne Geſtaltung und die großartige Beleuchtung ſind es dann vorzüglich, wodurch die Gemälde Rafael's ſich mehr als die aller andern großen Meiſter für den Kupferſtich eignen.

Wir haben ſchon oft Gelegenheit gehabt, Rafael als den Künſtler zu bezeichnen, welcher am tiefſten und reichſten die Charaktere dargeſtellt und dem Ausdruck ſeiner Köpfe, den Bewegungen ſeiner Geſtalten das größte und wahrſte Leben verliehen. So haben wir auch ſchon genugſam die Schönheit ſeiner

Zeichnung des Nackten gerühmt und angegeben, wie er dieſen Theil nicht nur mit großer anatomiſcher Kenntniß und dem feinſten Gefühl des Lebens behandelt, ſondern auch das Eigenthümliche der Geſchlechter, des Alters und der Temperamente aufs bewunderungswürdigſte aufgefaßt hat. Beſonders tritt letzteres, verbunden mit dem Colorit, in ſeinen Bildniſſen auf eine überraſchende Weiſe hervor, ſo daß wir nicht nur die Aehnlichkeit der äußern Geſtalt, ſondern auch ſo zu ſagen den ganzen innern Menſchen bei Rafael's Portraiten vor Augen zu haben glauben.

Unerreicht geblieben iſt gleichfalls unſer Meiſter in der Behandlung der Bekleidung. Stets dem Gegenſtande oder der Perſon angemeſſen, ohne Ueberfülle, dem Gang der Bewegung folgend, hat er den Faltenwurf doch voll, mannigfaltig und ſchön in der Anordnung gehalten. Bei dieſem ſchwierigen Theil der Kunſt, welcher die höchſte Erfindungsgabe und das feinſte Gefühl für die Schönheit der Linien erfordert, hat Rafael abermals die unerſchöpfliche Fülle ſeiner Phantaſie bewährt und eine Ueberlegenheit bewieſen, welcher nie ein anderer Meiſter auch nur entfernt nahe gekommen iſt. In der Färbung hat Rafael durchgehend einen leuchtenden Ton, ſo daß bei der größten Tiefe ſeiner Farben die Schatten ſtets glanzvoll ſind. Dieſes beobachtete er eben ſowohl in der Carnation, als im Colorit der Gewänder und anderer Theile. Die Lichter, die er beim Untermalen hell aufſetzte, pflegte er leicht zu laſiren, wodurch ſie etwas Mildes, zugleich aber etwas Glühendes erhielten. Die allgemeine Farbenangabe ſeiner Gemälde zeigt im Großen wie im Kleinen ein richtiges Gefühl für Totalität und für die Gegenſätze, ſo daß ſeine Färbung immer reich und harmoniſch iſt. In ſeinen frühern Werken war er mit dem Helldunkel noch nicht bekannt; aber durch Leonardo da Vinci's und Fra Bartolomeo's Werke erhielt er ſchon in Florenz Aufſchlüſſe darüber; wirkſamer in dieſer Beziehung ſcheint noch in Rom um's Jahr 1512 des Giorgione Behandlungsweiſe auf ihn geweſen zu ſein.

In ſeinem letzten Werke, der Transfiguration, ſehen wir ihn ſelbſt einen Weg betreten, auf welchem er dem Helldunkel des Coreggio, dem größten Meiſter dieſer Art und Kunſt, ſich nähert. Was nun aber das Charakteriſtiſche des Colorits, die Macht und Wahrheit der Färbung in den Bildniſſen anbelangt, ſo kann ſich Rafael in ſeinen gelungenſten Hervorbringungen dem Ausgezeichnetſten, was je geleiſtet worden iſt, an die Seite ſtellen. Allerdings ſind manche Bilder aus Rafael's Werkſtätte hervorgegangen, welche vom Meiſter nur die letzte Hand erhielten und daher auch ins Beſondere im Colorit viel zu wünſchen übrig laſſen. Um ihn daher richtig zu beurtheilen, muß man ſeine von ihm ſelbſt in Rom ausgeführten Gemälde ausſuchen, und ſicher wird man dann finden, daß z. B. das charakteriſtiſch hiſtoriſche Colorit in der h. Cäcilia zu Bologna und die Macht der Localtöne uud deren freie Abſtufung im Bildniß Leo X. im Palaſt Pitti nie übertroffen, vielleicht an tiefer Poeſie der Färbung nie erreicht worden ſind.

So glänzt Rafael's hoher Genius in allen Theilen der Malerkunſt wie ein leuchtendes Geſtirn, das von keinem verdunkelt wird. Dies offenbarte ſich auf eine überraſchende Weiſe, als Napoleon die herrlichſten Oelgemälde der italieniſchen Malerſchulen im Muſeum des Louvre vereint hatte, wo dann bei leichter Vergleichung die Vorzüge eines jeden Meiſters ſich auf ſchlagende Weiſe geltend machten. Hier herrſchte nun Rafael in ſeiner ganzen Ueberlegenheit: wir wollen hiebei nicht von neuem an alle deſſen ſchon öfters gerühmte Vorzüge, ſondern nur der einzigen Wirkung gedenken, welche Rafael's Werke durch ſchöpferiſchen Reichthum der Erfindung und eine unvergleichliche Mannigfaltigkeit ihrer Objectivität bei Allen erzeugten, welche ſie ſo vereint zu ſehen das Glück hatten. Verehren wir nun auch bei Leonardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umriſſe und die Vollendung im Modelliren; erſcheint Coreggio unvergleichlich im Zauber ſeines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit ſeiner Färbung; Titian,

alle anderen Meiſter überbietend, durch die Friſche ſeiner Carnation und die Pracht ſeiner Localfarben; alle ſcheinen in der geiſtigen Conception, ſo zu ſagen, nur einen ihnen eigenthümlichen Grundton anzuſchlagen, den ſie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde am Ende ermüdet. Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Geſtaltungen, immer andere Seiten eines edeln und reichen geiſtigen Lebens, die uns auf eine neue Weiſe überraſchend anſprechen, die ſich gegenſeitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, ſo viele ſeiner Bilder man auch neben und nach einander betrachte, ſie doch niemals Ermüdung oder Ueberdruß empfinden laſſen. Vorzüglich hierdurch drückte Rafael ſeinen Werken das Siegel der Einzigkeit auf und erwarb ſich mit Recht den Namen des Göttlichen.

Wenn übrigens Rafael in jener Mannigfaltigkeit ſeiner Conceptionen dem Weſen nach ſich ſelbſt ſtets gleich geblieben, ſo zeigt ſich doch auch eine Verſchiedenheit von Darſtellungsweiſen im Verlaufe ſeiner künſtleriſchen Entwicklung. So ging er vom kindlich Naiven der Schule ſeines Meiſters Perugino zu den gediegenen Studien in Florenz über, ſchloß ſich dann dem erhabenen Styl des Michel Angelo an, und gelangte ſo nach und nach zur höchſten Stufe der Meiſterſchaft.

Neander.

I. Die rechte und falſche Art der Schriftauslegung.

(1824.)

Die Geſchichte der Kirche zu allen Zeiten läßt uns einen zwiefachen Abweg erkennen, auf dem ſich die Menſchen von dem rechten Verſtändniſſe des göttlichen Wortes, welches ihnen zur Leuchte und Richtſchnur des Lebens dienen ſollte, entfernten, indem ſie nämlich entweder über dem Menſchlichen das Göttliche vergaßen, oder, allein auf das Göttliche hinblickend, das Menſchliche entbehren zu können glaubten. Was das Erſtere betrifft, ſo beſtand der Irrthum darin, daß die Menſchen meinten, die von Gott eingegebene Schrift ohne den Geiſt deſſen, der ſie eingegeben, verſtehen zu können, da wir doch nur durch den Geiſt aus Gott verſtehen können, was uns von Gott in ſeinem Worte gegeben iſt, — von welchem Geiſte der natürliche Menſch Nichts vernimmt, den aber der Vater im Himmel ſeinen Kindern giebt, wenn ſie ihn im Namen Jeſu bitten. Ohne dieſen Geiſt, der allein lebendig macht, mußte ihnen in dem Buche des Lebens ſelbſt Alles todt erſcheinen; wo lauter Licht iſt, mußten ſie nur Finſterniß finden; denn wenn das Licht, das in uns iſt, Finſterniß iſt, ſo wird uns Alles lauter Finſterniß. Das Licht in den Geſchöpfen aber iſt immer nur Finſterniß, wenn es getrennt iſt von dem ewigen Urquell des Lichtes, der in der Finſterniß ſchien und noch immerdar ſcheint, zu dem wir, wenn wir durch aufrichtige Selbſtprüfung unſere Finſterniß erkannt haben, uns mit kindlichem Gebet hinwenden

müſſen, um durch ihn erleuchtet zu werden, daß er hinwegnehme die Decke von unſerm Herzen und unſern Geiſtesaugen, und des Herrn Klarheit in ſeinem Worte ſich uns ſpiegeln möge.

Der andere Abweg beſtand darin, wenn die Menſchen meinten in dem Vertrauen, daß der Geiſt Gottes ohne ihr Zuthun den tiefen Sinn der Schrift ihnen aufſchließen werde, die menſchlichen Mittel zum rechten Verſtändniſſe der Schrift ganz vernachläſſigen zu können. Die menſchlichen Mittel ſagen wir; denn wir haben in der Schrift göttliche Dinge, welche uns der Geiſt Gottes geoffenbart hat, aber geoffenbart durch Menſchen, wenn gleich erleuchtete und geheiligte Menſchen, die zu dem Menſchen ſprechen in menſchlicher Redeweiſe, von deren Verkündigung durch das Wort der Schrift daſſelbe insbeſondere geſagt werden muß, was Paulus von ihrer ganzen Wirkſamkeit ſagt, daß ſie den Schatz der göttlichen Dinge mittheilten in dem irdiſchen Gefäße der ſchwachen menſchlichen Sprache, auf daß die überſchwängliche Kraft Gottes, als ſolche, ſich deſto mächtiger offenbare in dem ſchwachen menſchlichen Gefäße, welches ſie zu tragen und zu verbreiten beſtimmt war. Es iſt die Art der Waltung Gottes, daß er nicht immer und überall in die Augen fallende Wunder thut, ſondern öfter durch natürliche Mittel in der natürlichen Ordnung die Kräfte der zukünftigen Welt wirken läßt.

Die in die Augen fallenden einzelnen Wunderzeichen, die aus dem gewöhnlichen Naturlauf heraustretenden Erſcheinungen, in welchen ſich dieſelbe ſchöpferiſche Allmacht Gottes offenbart, welche den Naturlauf geordnet hat, nnd ihn immerfort trägt und erhält, ja von neuem ſchafft durch das allmächtige, allgegenwärtige Wort — dieſe als einzelne Wunder ſich offenbarenden außerordentlichen Erſcheinungen ſollten eben dazu dienen, das größte Wunder, das Ziel von allen Wundern, vorzubereiten oder zu begleiten, wodurch die ganze natürliche Ordnung zum Organ für die Aufnahme, Entwickelung und Fortbildung göttlicher Lebenskräfte aus einer höhern Weltordnung gemacht

werden ſollte. Der fleiſchliche Sinn ſtaunt das in die Augen fallende Wunder an, ohne auf die wahre ihn überall umgebende Quelle aufmerkſam zu ſein, aus der alles Wunder fließt, und auf den Zweck der Wunder, zu dieſer Quelle hinzuweiſen; und indem er nur an den Augenſchein ſich hält, wie er fleiſchlich iſt, nur nach dem Fleiſchlichen richtet, verkennt er dieſelbe unſichtbare Kraft Gottes, wo ſie, ſtatt ſo äußerlich dem ſinnlichen Auge wahrnehmbar hervor zu treten, mehr im Verborgenen wirkt; wie jene fleiſchlich geſinnten Juden, welche von dem Herrn ſtets nur neue Wunderzeichen verlangten, ihn ſelbſt, das größte unter allen Wundern, weil er als Menſchenſohn ſein göttliches Weſen unter der Knechtsgeſtalt verhüllte, durch ihre Wunderſucht zum Stein des Anſtoßes ſich machten. Der geiſtliche Sinn aber erkennt nicht minder die Kraft Gottes, wo ſie in der gewöhnlichen Ordnung wirkt; ja vielmehr erkennt er die herrlichſte Offenbarung derſelben darin, daß die menſchliche Natur gewürdigt worden, das Gefäß für ſolche himmliſche Herrlichkeiten zu ſein; er ſieht mit dem gläubigen Nathanael den Himmel offen, wie er ſich durch Chriſtum, den Verherrlichten, der menſchlichen Natur in menſchlicher Form mittheilt; er erkennt gerade dieß als das Werk Chriſti, daß die menſchliche Natur in ihrem geſetzmäßigen Entwicklungsgange verherrlicht iſt zu dem Tempel Gottes, in dem er wohnt und wirkt; daß Gott nicht mehr durch Engel, ſondern durch Menſchenzungen zu den Menſchen redet; daß die Menſchen zu Boten und Werkzeugen des Höchſten gemacht worden, wie denn auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könnte, als Paulus in menſchlicher Sprache. Und ſo preist derjenige, welchem dieſes zum Bewußtſein kommt, ſeinen Gott, daß er das irdiſche Gefäß menſchlicher Sprache gewürdigt hat, ſeine überſchwängliche Kraft darin zu faſſen.

Theilt uns nun die heilige Schrift die göttlichen Dinge in menſchlicher Redeweiſe mit, ſo dürfen wir auch die gewöhnlichen Mittel zum Verſtändniſſe menſchlicher Redeweiſe nicht vernach-

läſſigen. Wir müſſen die verſchiedenen Bedeutungen derſelben Wörter, die verſchiedenen Beziehungen und Anwendungen derſelben Begriffe wohl unterſcheiden. Wir müſſen genau beachten, in welchem Zuſammenhange, in welcher Beziehung, bei welcher Veranlaſſung Etwas geſagt iſt. Die Nichtbeachtung dieſer einfachen Regel hat oft zu verſchiedenen Zeiten die größten und ſchädlichſten Mißverſtändniſſe der heiligen Schrift veranlaßt. Es gab Menſchen, welche dadurch Gott und ſein Wort recht zu verherrlichen meinten, daß ſie, ſolche Auslegungsregeln und die zur Anwendung derſelben nothwendigen Hülfsmittel verachtend, Alles allein von dem unmittelbaren Einfluſſe ſeines Geiſtes erwarteten. Aber oft würden ſolche bei genauerer Selbſtprüfung einen verborgenen, in geiſtlichem Gewande nur deſto gefährlicheren Hochmuth, der Gott verſuchte, bei ſich erkannt haben. Der Hochmuth, der unter den mannigfaltigſten Formen ſich zu verhüllen weiß, iſt der verderblichſte Feind des Menſchen. Bald überredet er den Menſchen, daß er Alles vermöge durch eigene Kraft, bald läßt er ihn die gewöhnliche Ordnung verachten und von der Erleuchtung des göttlichen Geiſtes Alles erwarten, ohne daß er ſich die Mühe zu geben brauche, die von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, und im geiſtigen wie im leiblichen Sinne unter dem Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen.

Es kann aber nicht anders geſchehen, als daß der Hochmuth, welcher Gott verſuchend Wunder verlangt, ſtatt mit Selbſtverleugnung die in der göttlichen Ordnung gegründeten und von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, ſich durch ſich ſelbſt ſtraft. Was aus dieſem Hochmuthe hervorgeht, kann, ſo gut es auch immer anfangs gemeint ſei, doch nichts Aechtes werden. Durch dieſen Hochmuth iſt der Menſch allen Selbſttäuſchungen hingegeben, die deſto gefährlicher ſind, je mannigfacher die Vermiſchung des Göttlichen und Ungöttlichen in dem innern Leben ſein kann. Die Menſchen meinten das göttliche Wort recht zu verherrlichen, indem ſie darauf vertrauten, daß der Gott, von dem dieſes Wort herrühre, durch die unmittel-

bare Erleuchtung ſeines Geiſtes, ohne alle Vorbereitung durch menſchliche Bildung und menſchliche Auslegungsmittel, ihnen den Sinn dieſes Wortes aufſchließen werde. Aber was geſchah? Weil ſie dasjenige vernachläſſigt hatten, was von ihrer Seite nothwendig war, um den Geiſt in ſeiner menſchlichen Hülle verſtehen zu können, ſo konnte ihnen auch die Erleuchtung des Geiſtes durch das Wort nicht recht zu Theil werden. Was ſie in dem Wahne ihres Hochmuthes für unmittelbare Eingebungen des göttlichen Geiſtes hielten, waren ihre eigenen Gedanken, die ſie in die heilige Schrift hineinlegten, und das göttliche Wort, zu welchem ſie nicht mit den von ihrer eigenen Willkühr unabhängigen Auslegungsregeln und in der Losſagung von ſich ſelbſt herzutraten, wurde ihnen, ohne daß ſie ſich ſelbſt deſſen bewußt waren, nur ein Spiegel für dasjenige, was ſie nach ihrer eigenthümlichen Geiſtesart gern darin finden wollten. Oft meinte man die heilige Schrift recht zu verherrlichen, wenn man ſich nicht bloß an das einfache Wort hielt, das nach den Geſetzen der menſchlichen Sprache verſtanden werden muß, ſondern in jedem Buchſtaben göttliche Geheimniſſe ſuchte; indem man nicht bloß das Eine, was Noth thut, was dem Menſchen zum Heil, zur Heiligung dienen ſoll, ſondern Aufſchlüſſe über alle Arten menſchlicher Erkenntniß darin finden wollte, Löſung aller Räthſel der unſichtbaren und ſichtbaren Welt, die, bis der Glaube zum Schauen wird, Räthſel bleiben ſollen, um die Selbſtverleugnung im Glauben zu üben. Sie meinten ſo die heilige Schrift recht zu verherrlichen, indem ſie Unterricht über Alles und eine noch höhere Weisheit, als die, welche in dem einfachen Evangelium, in der Lehre von Jeſu, dem Gekreuzigten, dem Heilande der Welt, allen Gläubigen gegeben iſt, darin finden wollten. Aber was geſchah? Da ſie, ſtatt dem Worte Gottes demüthig zu folgen und nur dasjenige darin zu ſuchen, was dieſes Wort ſelbſt verheißt, einen fremden Zweck demſelben unterſchoben: ſo legten ſie fremdartige Dinge aus ihrer eigenen Einbildung in daſſelbe hinein, und, verblendet durch ihren Eigen-

dünkel, vermiſchten ſie Göttliches und Menſchliches. Sie erkannten gerade dasjenige nicht in ſeinem ganzen Umfange und ſeiner ganzen Klarheit, was allein das göttliche Wort geben will; ſie ließen ſich blenden durch eitele Vorſpiegelungen nichtiger Scheinweisheit, und ſie erkannten nicht die unerſchöpflichen Schätze der wahren Weisheit in dem einfachen Worte, welches mit einfachem Sinne verſtanden ſein will. So geſchah es, daß Alexandriniſche Juden, Gnoſtiker, Alexandriniſche Kirchenlehrer in die Schrift, welche ſie für die Quelle der höchſten Weisheit ausgaben, mehr oder weniger ihre eigene Weisheit hineinlegten. Diejenigen, welche nur von einem innern Lichte in dem Verſtändniſſe des göttlichen Wortes geleitet ſein wollten, bedachten nicht die Vermiſchung des Lichtes und der Finſterniß, des Fleiſches und des Geiſtes, welcher auch derjenige, in dem das Werk des Geiſtes begonnen hat, immerfort ausgeſetzt iſt. Daher es ſo leicht geſchehen kann, daß er, wenn er nicht in ſteter Wachſamkeit über ſich ſelbſt und ſteter Selbſtverleugnung dem göttlichen Meiſter folgt, beides mit einander verwechſelt; und deßhalb iſt es ſo wichtig und heilſam, daß dem Menſchen in der heiligen Schrift eine feſte Richtſchnur gegeben worden, um beides ſtets von einander ſondern zu lernen.

II. Wilberforce.

(1838.)

Wenngleich das Intereſſe dieſes großen Mannes in den vielſeitigſten Beziehungen Alles umfaßte, was mit dem geiſtlichen aber auch zeitlichen Wohl der Menſchheit im Ganzen und Einzelnen auf irgend eine Weiſe zuſammenhing, was mit der Entwickelung der rechten Menſchenwürde in Verbindung ſtand; wenngleich ſeine Thätigkeit in allen dieſen Hinſichten die vielſeitigſte war: ſo hatte er doch von dem Beginn ſeiner öffentlichen Laufbahn an, und vornehmlich, ſeitdem das chriſtliche

Leben in ihm zur Entſcheidung gekommen. Ein großes Ziel ſeiner Menſchenliebe, welches er bis an ſein Ende mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, mit raſtloſem Eifer unter allen Schwierigkeiten, mit unermüdlicher Geduld bei dem Mißlingen wiederholter Verſuche bis zu dem letzten Siege verfolgte. Es war wieder gut zu machen, was chriſtliche Völker ſeit Jahrhunderten verſchuldet hatten, die Grundſätze des Evangeliums in der Anerkennung und Förderung des Bildes Gottes und der darin gegegründeten Anſprüche und Rechte [waren] in allen Menſchen endlich zur ſiegreichen und thätigen Anerkennung zu bringen. Schon im erſten Jahre ſeiner öffentlichen Laufbahn, im Jahre 1785, äußerte er die Hoffnung, daß ihn Gott als Werkzeug gebrauchen möge, um das Joch der armen Geſchöpfe, der Sclaven in Weſtindien, zu zerbrechen oder doch zu erleichtern. Mit neuem Eifer ergriff er dieſes Ziel, als ſein Herz von der Liebe zum Heiland und dadurch von der Liebe zu den Menſchen, für deren Heil Er geſtorben, erglüht war, und da er nun ſich bewußt wurde, für eine Sache Gottes zu kämpfen, die er mit dem Blick des Glaubens erfaßte, und von deren endlichem Gelingen er ſicher war. Das Chriſtenthum lehrte ihn die Bedeutung der perſönlichen Freiheit für die Menſchenwürde, die es in Allen zu fördern erzielt, erkennen, das rechte Maaß für jedes irdiſche Gut im Verhältniß zu dem Einen höchſten Gut finden. Auch hier zeigt ſich ein ächt chriſtlicher, vor allen Uebertreibungen geſicherter Geiſt. Wenn die Einen der irdiſchen Freiheit den Werth beilegen, welcher allein der höchſten, wahren, innern Freiheit, die der Sohn Gottes verleiht, gebührt: ſo fielen hingegen Andere in die Einſeitigkeit, die äußerliche irdiſche Freiheit für etwas ganz Gleichgültiges zu erklären; ſie erkannten nicht, wie das Chriſtenthum alle menſchlichen Verhältniſſe ſo zu geſtalten verlangt, daß ſie eine würdige Darſtellung jener innern Freiheit in der Anwendung aller Kräfte zur Verwirklichung des Bildes Gottes gewähren. Der Apoſtel Paulus hingegen ſtellt zwar als das Höchſte jene innere Freiheit dar, welche auch dem

Sclaven mitten in ſeiner äußerlichen Knechtſchaft zu Theil werden und ihn in derſelben zu einem freien Mann machen kann; aber er ſpricht auch zu dem Sclaven: „Wenn dir von Gott die Gelegenheit, die irdiſche Freiheit zu erlangen, gegeben iſt, ſo ziehe dies vor, nimm die von Gott dir gegebene Gelegenheit, dieſes Gut der Menſchenwürde zu erlangen, dankbar an,“ und er erkannte dadurch die Bedeutung derſelben auch für den chriſtlichen Standpunkt an. So ſprach Wilberforce mit frommem Unwillen gegen diejenigen, welche die Sophiſtik zum Dienſt des Eigennutzes gebrauchten und mit Verleugnung deſſen, was die wahre Würde und Beſtimmung des Menſchen iſt, ſich darauf beriefen, daß ihre Sclaven doch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung erhielten, die ſie ſich nicht ſelbſt ſo würden verſchaffen können. „Was! rief er aus im Parlament, ſind dieſes die einzigen Anſprüche eines vernünftigen Weſens, ſind die Gefühle des Herzens nichts? Wo iſt der geſellſchaftliche Verkehr, wo ſind die theuren Familienbande, wo das Bewußtſein der Unabhängigkeit, die Ausſicht auf Ueberfluß und Ehre, wo freiwillige Dienſtleiſtungen und dankbare Erwiederungen, wo vor Allem das Licht der religiöſen Wahrheit und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin ſo fern davon, dem geehrten Herrn für die Fütterung, Kleidung und Wohnung, worauf er ſich etwas zu Gute thut, zu danken, daß ich gegen die Art und Weiſe, wie er dies erwähnt hat, proteſtire, als eine Herabwürdigung des Menſchen zum Thier und eine Verhöhnung aller höheren Eigenſchaften unſerer gemeinſamen Natur.“ Die Ueberzeugung, daß er für eine Sache Gottes kämpfe, gab ihm die Zuverſicht des Gelingens, wenn ſeine Anträge im Parlament auch noch ſo oft hätten unterliegen müſſen. So erklärte er im Jahre 1793: „Die Grundſätze, in welchen ich in dieſer Sache handle, ſind die der Religion, nicht die Antriebe der Empfindſamkeit und des perſönlichen Gefühls. Dieſe Grundſätze kennen kein Nachgeben und keinen Aufſchub; ich bin des Erfolgs gewiß, obgleich ich über den Zeitpunkt, wann es erfolgen wird, nichts

Sicheres ſagen kann.“ Da er aufgefordert worden, wegen eines Staatsintereſſes von ſeinen Anträgen eine Zeitlang abzuſtehen, antwortete er: „Wo es ſich von einer politiſchen Frage handelt, ſcheint mir Raum dafür zu ſein, Zeit und Umſtände zu erwägen; unter gewiſſen Umſtänden kann es hier räthlich ſein, unſere Anſtrengungen zu ſteigern, unter andern, ſie zurückzuhalten; aber in dem gegenwärtigen Fall, wo es ſich davon handelt, eine wirkliche Schuld zu begehen (indem er die Beibehaltung des Sclavenhandels als eine Nationalſchuld betrachtete), iſt ein Mann, der Gott fürchtet, nicht frei in ſeinem Thun oder Laſſen. Nie werde ich dieſe große Sache Beweggründen politiſcher Angemeſſenheit oder irgend einem perſönlichen Gefühl zum Opfer bringen.“ Und ſein Glaube ſiegte nach zwanzigjährigen beharrlichen Anſtrengungen und fortgeſetztem Kampf, da er endlich im Jahre 1807 es durchſetzte, daß im engliſchen Parlament die Abſchaffung des Sclavenhandels beſchloſſen wurde. Ein ausgezeichneter Mann ſagte in dieſer Beziehung: „Wer weiß, ob, wenngleich dies der größte Segen iſt, der durch irgend einen Menſchen hat geſtiftet werden können, nicht noch größerer Segen von dem ermunternden Beiſpiel ausgeht, daß die Anſtrengungen der Tugend endlich mit einem ſo glänzenden Erfolg gekrönt werden können.“ Unter den Gegenſtänden des Danks gegen Gott, die er in ſeinem täglichen Gebet anführte, war insbeſondere auch dieſes, daß ihn Gott als Werkzeug zur Ausführung dieſer großen Sache gebrauche. Aber immer gab er dabei Gott die Ehre, und betrachtete ſich als unwürdiges Werkzeug; daher konnte ihn auch der allgemeine Ruhm, der ihn nach dieſem Triumph krönte, nur demüthigen. Er blieb auch in dem großen und guten Werk hier nicht ſtehen; nun war es ſein Ziel, durch die Verbindung der großen Mächte die allgemeine Aufhebung des Sclavenhandels zu erlangen, und die Lage derjenigen, welche ſich auf den engliſchen Beſitzungen einmal im Sclavenſtande befanden, allmählig zu verbeſſern, endlich die gänzliche Aufhebung dieſes, der Würde des Bildes Gottes

in der Menſchheit widerſprechenden Verhältniſſes herbeizuführen. Es ſtellte ſich ihm, wie er im Jahre 1796 ſchreibt, auf die Verheißung der heiligen Schrift ſich ſtützend, die große Ausſicht dar, „daß das Lob Gottes aus dem Munde aller Völker in herrlichem Einklang ertönen ſollte.“ Und im Jahre 1817 ſprach er die Hoffnung aus: „Wir, oder diejenigen, die noch einige Jahre leben, werden die Ausſichten für die Civiliſation Afrika's ſich eröffnen ſehen.“ Kurz nach ſeinem Tode wurde auch das letzte Ziel der Anſtrengungen ſeines Lebens erreicht, da der 1. Auguſt des Jahres 1834 den Sclaven auf allen engliſchen Beſitzungen die Erlangung ihrer Freiheit verkündete.

Ein ſo glorreiches Leben hatte ein würdiges Ende, da Wilberforce am 27. Juli 1833 mit der Glaubenszuverſicht, die er ſeit dem Beginn ſeines chriſtlichen Lebens bewährt, den letzten Sieg errang. Demüthig zeigte er ſich auch bis zuletzt in ſeinem Vertrauen, als ihm Jemand unter ſeinen ſchweren Leiden zurief: „Sie haben Ihre Füße auf einem Felſen,“ antwortete er: „Ich wage nicht, mit ſolcher Zuverſicht zu reden, aber ich hoffe, ich habe ſie auf einem Felſen.“ Er war einer der Helden der chriſtlichen Liebe, einer von denen, in denen ſich uns beſonders der die menſchliche Natur in allen ihren Kräften und Richtungen durchläuternde und verklärende Geiſt des Evangeliums offenbart.

J. C. Paſſavant.

Die Willensfreiheit.

(1835.)

Im erſten Moment des Daſeyns, im reinen Urſtande, iſt Gott nur Schöpfer, Vater des Lebens. Im zweiten Moment, wo die bildende Kraft des freien Geſchöpfs, als Abbild der ſchöpferiſchen Kraft Gottes, den Fortgang deſſelben beſtimmt, iſt Gott Vermittler zum letzten Ziele des Geſchöpfs. Das Ziel des freien Geſchöpfs iſt aber das Einswerden ſeines Willens mit dem göttlichen Willen, und dadurch das Vereintwerden ſeines Weſens mit dem göttlichen Weſen. Hier iſt Gott Vollender ſeines ihm ähnlich gewordenen Werkes. „Von ihm, durch ihn und zu ihm ſind alle Dinge.“

Die freie bildende Kraft des Geſchöpfs hebt die leitende und geſetzgebende Einwirkung des Schöpfers nicht auf, und umgekehrt. Denn das geſchaffene Weſen iſt nur frei und gut in Bezug auf Gott. Da der Fortbeſtand wie der Urſprung bedingter Weſen ohne Gott undenkbar iſt, ſo muß auch eine göttliche Einwirkung bei der Entwicklung dieſer Weſen ſtattfinden, nur muß jeder Begriff des Zwangs bei dem Gedanken der göttlichen Leitung entfernt bleiben. Auch auf dem normalen Wege der Fortbildung bedarf das nicht gefallene Weſen einer göttlichen Vermittlung, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Der Entſchluß, die Wahl iſt ganz Eigenthum des freien Geiſtes, nur die Fähigkeit dazu iſt ihm gegeben, und das Gebot, dieſe recht zu gebrauchen. Wer aber das Gute wählt, beſtimmt ſich

aus ſich, ſich von dem abſolut Guten beſtimmen zu laſſen. Im Freieſten herrſcht das Gewiſſen am unbedingteſten. Wer ſich für einen beſtimmten Weg entſcheidet, beſtimmt zugleich, welche Gegenſtände auf demſelben auf ihn einwirken. Wenn eine Planet ſich eine beliebige Stelle im Sonnenſyſtem wählen könnte, ſo würde er ſich dadurch einer beſtimmten Einwirkung der Sonne ausſetzen. Der Grad der Beleuchtung, welche er durch die Sonne empfing, und die Stärke der Attraction, welche ihn zu derſelben hinzöge, wäre die Folge dieſer Wahl.

Wenn man ſich die einzelnen Weſen in der innigen Verbindung denkt, in der ſie als ſich ergänzende Glieder des Weltorganismus ein gemeinſames Leben führen, ſo wird die Einſicht klarer, daß die gute That keine bloß individuelle, dem Einzelnen allein angehörige ſeyn kann. Der göttliche Baumeiſter kennt urſprünglich allein den ganzen Plan ſeines Werks. Er ladet die Bauleute ein (gratia praeveniens), und leitet ſie beim gemeinſamen Werke (gratia cooperans). Wer jenem Plane gemäß mitbildet, der iſt ein „Mitarbeiter Gottes.“ Und jeder Handelnde iſt zugleich Bauſtein und Steinmetze in der Stadt Gottes, welche eint, oder im entgegengeſetzten Falle, in Babel, der Stadt der Verwirrung, welche trennt. Er conſtruirt oder deſtruirt gemeinſam. Hier liegt auch der Grund aller Solidarität.

Wenn bei der Erforſchung religiöſer Wahrheiten und beſonders in kirchlich bewegten Zeiten, wo die Extreme der Wahrheit ſo leicht mit Lebhaftigkeit ergriffen werden, z. B. in der Epoche, in welcher Auguſtin und Pelagius lebten, oder zur Zeit der Reformation, über die Macht der menſchlichen Freiheit und ihr Verhältniß zur göttlichen Einwirkung, ſich ein Streit erhob, und bald nur die göttliche Gnade, bald nur des Menſchen Verdienſt als das allein Beſtimmende für das ewige Schickſal des Menſchen angeſehen ward, ſo müſſen wir hier, wie in ſo Vielem, nur die auseinander getrennten Momente

einer höhern Einheit erkennen, welche, jene Momente verknüpfend, allein die volle Wahrheit enthält. Nur das Nur iſt falſch.

Wollte man ſagen, die Pflanze wüchſe und gedeihe nur durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme, ſo vergißt man, daß ſie einen innern Trieb hat, ſich zum Lichte zu erheben und ſich von innen heraus zu bilden. Wollte man umgekehrt behaupten, die Pflanze wüchſe nur durch ihren Bildungstrieb, ſo überſieht man, daß der Einfluß der Sonne ihr zum Gedeihen nöthig iſt.

Wir verfolgen den normalen Entwicklungsgang freier Weſen weiter.

Die Wahlfreiheit iſt nur ein Moment in dieſem Entwicklungsgange, und muß als ſolche überwunden werden, um einem höhern Zuſtande Platz zu machen. Dieſer iſt aber die gottverwandte Freiheit, die nicht mehr in einer Wahl zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Liebe und Selbſtſucht beſteht. Dieſe Freiheit, welche kein vorübergehendes Moment, ſondern das ewige Attribut der gottverbundenen Weſen iſt, iſt die ſich ſelbſtbeſtimmende productive Thätigkeit im Bereich des wahrhaft Seyenden, des Guten. Dieſe in Gott urſprünglich beſtehende, von freien Geiſtern aber erſt durch die Wahlfreiheit erworbene, vollendete Freiheit iſt das Endziel dieſer Geiſter, in dem ſie wandellos vor Gott ſtehen.

Die Kunſt kann uns ein Beiſpiel geben von dem Verhältniß dieſer beiden Arten der Freiheit. Denken wir uns einen Dichter, der in ſeiner erſten Entwicklung im Schwanken war zwiſchen der reinen völlig angemeſſenen Darſtellungsweiſe ſeines Gegenſtandes, und einer Behandlungsart, in welcher etwa übertriebene, aber Effect machende Schilderungen vorkommen. Wie ſein Talent ſich höher entwickelt, und er das rechte Maaß des Schönen inniger erkannt hat, wird er keine Wahl mehr haben zwiſchen einem angemeſſenen und unangemeſſenen Ausdruck. Sein geſteigerter Schönheitsſinn bewahrt ihn vor einer ſolchen Verirrung des Geſchmacks. Die poetiſche Freiheit und Pro-

ductionskraft leidet aber hierdurch gar nicht, und kann ſich vielmehr nur wahrer und reicher nach allen Richtungen entfalten. Eben ſo ſind Maler und Tonſetzer, die ſich durch keine Manier vom wahrhaft Schönen und Angemeſſenen ableiten laſſen, die wahrhaft freien und hochbegabten Künſtler. Raphael und Mozart haben in allen Richtungen künſtleriſch producirt, aber die Bahn des Schönen haben ſie nie verlaſſen.

Beiläufig bemerken wir bei dieſen Beiſpielen, daß die Betrachtung und noch mehr die Ausübung des wahrhaft Schönen und Guten nicht bloß an ſich das beſte Entwicklungsmittel iſt, ſondern zugleich das beſte Gegengift gegen den Reiz des nur ſcheinbar Schönen und Guten, weil die Beſchäftigung mit jenen die Täuſchungen der letztern verſcheucht. Wer an einem wahren Kunſtwerk ſich erfreut, liebt kein bloßes Effectſtück mehr, wer eine Wiſſenſchaft mit Ernſt bearbeitet, dem widerſtrebt jede oberflächliche Behandlung. Deshalb iſt eine tüchtige Thätigkeit das beſte poſitive wie negative Erziehungsmittel.

Es läßt ſich denken, daß der Uebergang vom Momente der Wahlfreiheit, der Prüfung, zu der dauernden weſentlichen Freiheit, der Vollendung, durch einen völlig entſcheidenden Act des Willens auf einmal vollbracht werden könne. Eine ſolche reine Entwicklung gliche dem ſich Oeffnen der Knospe beim Scheine der Sonne. Beim Menſchen aber, deſſen gemiſchte Natur wir ſpäter betrachten werden, hat dieſer Uebergang mannigfache und bei dem Einzelnen verſchiedene Stufen. Der Gewinn z. B., den Verrath und Beſtechung verſprechen, hat für einen Menſchen, in welchem nicht alles ſittliche Gefühl erloſchen iſt, gar keinen Reiz, ſondern kann ihm nur Abſcheu erregen. Derſelbe Menſch iſt vielleicht aber nicht ſicher, durch eine Leidenſchaft momentan zu einer unrechten That verleitet zu werden. Nach ernſtem Kampfe gelingt es ihm wohl, daß ihn die Leidenſchaft nicht mehr zur That hinreißt, aber die böſe Neigung vermag noch ſeine Gedanken, wenigſtens auf Augenblicke zu vergiften. Endlich wird jeder unwürdige und egoiſtiſche Gedanke ſeiner

veredelten Natur ſo widerſtreben, daß er keine Stelle mehr in ſeiner Seele findet.

Wenn dieſer Zuſtand herrſchend iſt, was hier ſelten und kaum der Fall iſt, dann iſt die Wahlfreiheit zwiſchen Gut und Böſe überwunden, und die wahre gottinnige Freiheit, die keinen Rückfall möglich macht, errungen. Denn wenn nichts mehr als das Gute dem Menſchen gefallen kann, ſo iſt die Sünde für ihn todt. Sie iſt gleich einem Saamenkorn, das auf einen für es unfruchtbaren Boden fällt und daher nicht aufgehen kann.

Der Urtrieb des Geſchöpfs, das Bedürfniß, ſich zu ergänzen, hat nun ſeine Befriedigung gefunden. Der Wille, der ſeinen Gegenſtand kennt, wird zur Liebe. Die Liebe zum Vollkommnen iſt die Erfüllung des freien Willens. Iſt ſie herrſchend, ſo hat das Unvollkommne keinen Reiz und keinen Einfluß mehr. Mit der Wahlfreiheit hört auch das Gebot auf. Die Liebe iſt des Geſetzes Erfüllung. Vollkommne Freiheit und vollkommne Liebe ſind daher eins.

Klumpp.

Das evangeliſche Miſſionsweſen.

(1841.)

Es gibt Momente in dem Entwickelungsgange der Menſchheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren ſtillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraſchender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgeſtaltend in die Weltgeſchichte einzugreifen. Unter dieſe gehört auch das Miſſionsweſen, das ſchlicht und unſcheinbar in ſtiller Geiſtesmacht überall ſeine Fäden anknüpft und, ſo wenig es auch Jahrzehnte und Jahrhunderte lang beachtet worden iſt, dennoch mit der unwiderſtehlichen Macht der Idee fortſchreitet und ſo lange wachſen wird, bis ſeine ungeheure Aufgabe gelöſt iſt, und man ſich ſtaunend fragen wird, wie das möglich geweſen ſey?

Da hören wir ſogleich die Entgegnung: ſo mag vielleicht ein wohlmeinender Enthuſiasmus ſprechen; kann aber dieſe Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung beſtehen? Erſcheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, ſo doch zum mindeſten als fruchtlos und chimäriſch? Sollte es denn nicht verkehrt ſeyn, ſo lange man mitten in chriſtlichen Staaten ſelbſt noch nach allen Seiten hin gegen phyſiſche Noth und moraliſches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und darum die, gegenüber von der Größe des Bedürfniſſes ohnedies immer noch unzulänglichen Mittel gerade aufs gewiſſenhafteſte zu Rathe gehalten werden ſollten, ſeine

Kräfte ins Ungemeſſene hinaus für ein, aufs mildeſte ausgedrückt, höchſt precäres Ziel fruchtlos zu zerſplittern?

Sollte es nicht chimäriſch ſeyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos ſagen zu klein ſind, ſondern eigentlich verſchwinden? Ueber 600 Millionen Menſchen, alſo mehr als das Doppelte der geſammten Chriſtenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Verſuche eines kleinen Häufleins von meiſt nur unvollkommen gebildeten Miſſionären, welche ohne Unterſtützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und äußern Hinderniſſen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entſetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen ſittlichen Verſunkenheit mancher Volksſtämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Haſſe der Prieſter und den Verfolgungen feindſeliger Regierungen, und über All dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloſes Beginnen!

Und dies Alles, iſt es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht großentheils unverſtandene Begriffe, für welche ſie in dem Kreiſe ihrer Vorſtellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßſtab haben, die ihnen fremdartig bleiben müſſen, weil ſie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu ſeyn oft in direktem Widerſpruch ſtehen, die deßwegen, wenn ſie wirklich tiefern Eingang finden ſollten, ſogar das ganze nationelle Gepräge zerſtören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südſee, die Klagen indiſcher Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man ſie in ihren heiligſten Intereſſen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaſte. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen ſo das mit ihren nationalreligiöſen Ideen eng verwachſene Gute, das ſie noch haben, genommen, und

dafür am Ende doch nur ein Namenchriſtenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tauſenden von Namenchriſten unter uns, welche durch dieſes äußere Bekenntniß nicht nur nicht beſſer ſind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, ſondern oft noch viel ſchlimmer, da doch jene meiſt der Natur noch viel näher ſtehen? Wollen wir dieſe Zahl noch vermehren und das Chriſtenthum noch mehr herabwürdigen? —

Endlich, iſt es nicht ein Eingriff in den Entwickelungsgang des Menſchengeiſtes, welcher nur ſeinen eigenthümlichen, beſtimmten Weg ruhig und ſtetig zu gehen hat, um am ſicherſten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geſchloſſenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermeſſenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwickelung, ſondern ſtört das ſtille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es iſt ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es iſt ein Eingriff, ein Meiſtern der ewigen Weisheit, die ſchon ihren verborgenen Rathſchluß zu vollführen weiß, ohne unſere kleinliche Nachhülfe.

Dieſe und ähnliche Einwendungen, wie man ſie von verſchiedenen Seiten und in verſchiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den erſten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt ſich ſchon daraus, daß es nicht Ueberzeugung iſt, die ſie vorbringen läßt, ſondern daß ſie häufig nur als Schild dienen ſollen, um ſich der andringenden Macht chriſtlicher Ideen, und namentlich der ernſten und in unſer innerſtes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, ſelbſtſüchtigen Treiben des eigenen Herzens und ſeiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Dahin gehört vor Allem der erſte Einwurf aus dem großen, in unſerer Nähe ſtattfindenden Bedürfniſſe. Hier handelt es ſich einfach um die Frage: ſoll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für

Zeit und Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Anneigung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings ſo wenig, als den vielen unbekehrten Chriſten inmitten chriſtlicher Staaten. Dieſen letztern aber ſtehen wenigſtens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit, ſo wie der Gehorſam gegen das chriſtliche Sittengeſetz iſt ihnen von Jugend auf durch die ganze Organiſation unſeres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und ſo weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber ſteht dies etwa in Oppoſition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies iſt Erfahrungsſache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm iſt, für daſſelbe auch in ſeiner nähern Umgebung nur um ſo lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht laſſen, iſt ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe ſogar die entgegengeſetzte Behauptung gegenüber zu ſtellen. Es beweist gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe ſein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verſchließen zu laſſen. Währends Hannibal vor den Thoren Roms ſtand und das Aeußerſte zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römiſcher Geiſtesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es ſich aber von den Früchten des Chriſtenthums handelt, ſo antworten wir wohl am ſicherſten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatſache entgegenſtellen, daß das Chriſtenthum es iſt, welches die Menſchenrechte — beſonders

auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter, die Geſetze gerechter und menſchlicher, die Geiſteskultur nicht nur allgemeiner, ſondern auch tiefer und vielſeitiger, das Verhältniß der Geſchlechter edler und ſittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waiſen, für Unterſtützung der Armen, für Rettung der Verwahrloſten und Gefallenen geſorgt, welches in alle Verhältniſſe wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgeſtaltet, und der Geſchichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet ſich unſere Philoſophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt ſich in der Behauptung, ſich aus ſich ſelbſt heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe geſtellt zu haben. Iſt ſie aber nicht dennoch aus den Wurzeln chriſtlicher Ideen erwachſen und an den Quellen chriſtlicher Erkenntniß groß geſäugt worden? Sind nicht überhaupt die tiefſten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart ſind, aus chriſtlichem Boden entſproſſen, ſind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? iſt nicht, um nur an Eine Thatſache zu erinnern, das Gemüth, dieſe in der alten claſſiſchen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erſt durch das Chriſtenthum in ſeiner innerſten Tiefe ergriffen worden und hat ſeitdem in den edelſten Gebieten des menſchlichen Geiſtes, in Philoſophie und Poeſie, die reichſten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civiliſation geben, noch mehr aber, wer ſein geiſtiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwickelung bringen will, der muß ihm das Chriſtenthum geben.

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Chriſtenthum der zum Theil ganz entgegengeſetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche ſchon auf einer gewiſſen Höhe der Civiliſation ſtehen, Gewalt angethan werden und ſomit ein Unrecht geſchehen würde, ſo erinnern

wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollſten Sinne univerſellen Charakter des Chriſtenthums, das überall nicht beengt, ſondern befreit, nicht unterdrückt, ſondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, ſondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteriſtiſch geſtaltet. Oder war es, um nur Einen Beleg dafür anzuführen, nicht eben das Chriſtenthum, das, auf das germaniſche Leben verpflanzt, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutſchen Geiſtes hervorgelockt, zur ſchönſten Blüthe gebracht und ſo jene gemüthliche Tiefe, jenen ſittlichen Ernſt, jene Gediegenheit des germaniſchen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geſchichte der europäiſchen Menſchheit, und gewiſſermaßen der ganzen chriſtlich-civiliſirten Welt durchzieht?

Allein wir ſind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Chriſtenthum nur als die ſicherſte Quelle der Civiliſation, als die Grundlage alles höheren geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßſtab, für wahres Menſchenwohl ein Herz haben, ob nicht von dieſem rein humanen Standpunkte aus allein ſchon das Miſſionsweſen in ſeiner univerſellen, wahrhaft welthiſtoriſchen Bedeutung begründet, und in ſeinen Anſprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erſcheint. Wenn wir nun weiter gehen, ſo dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zuſtimmung rechnen. Allein der Verfaſſer vermag es nicht über ſich, über dasjenige zu ſchweigen, was ihm und tauſend Andern die heiligſte Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes iſt. Denn gerade hier tritt die ernſte Frage an uns heran: hat die bloße Civiliſation, hat die Philoſophie und ihre Sittenlehre je die Menſchen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Nein, das Wohl und Wehe unſeres Geſchlechts entkeimt aus tieferen Wurzeln; in der geheimſten Tiefe des armen Menſchenherzens liegt die nie verſiegende Quelle alles

innern, und darum auch alles äußern Elendes, es iſt — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfſinn dieſes nicht kennen, der Leichtſinn damit ſpielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenſchaften es überhören, mag die ſtolze Selbſtgerechtigkeit ſich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philoſophie den eiteln Verſuch machen, ſich ſelbſt zu verſühnen: — gegen dieſes zweiſchneidige Schwert ſchützt kein Panzer, und für Jeden ſchlägt einmal die Stunde, in welcher alle dieſe Täuſchungen und Illuſionen endlich ſchwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts- und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerſtreuung mehr hilft und auch der ſtoiſche Muth zuſammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botſchaft vom Sünderheilande. Und das iſt denn das Höchſte, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr ſelbſt bringen heißt. Die Civiliſation mit all ihren Wohlthaten knüpft ſich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Chriſtenthums in den verſchiedenen Stadien ſeiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt; der verborgene Segen, den es Einzelnen gewährt hat, iſt noch unendlich höher: denn es hat nicht blos Tauſenden in äuſſerer Noth Muth und Kraft verliehen, ſondern, was mehr iſt, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängſtete Gewiſſen in der letzten Todesnoth mit dem Troſte der Sündenvergebung erquickt, und wird dieſen unausſprechlichen Segen auch forthin aus unverſiegbarer Quelle ausſpenden. In unſeren ſtatiſtiſchen Tabellen, die wir, wie über ſo vieles Andere, ſo auch über Völkerſittlichkeit und Völkerglück führen, ſteht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geſchichte des menſchlichen Herzens; aber es iſt in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und ſo gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieſer Segen ihnen allen dereinſt noch zu Theil werden.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten

des Miſſionsweſens hergenommenen Einwurf über, ſo können und wollen wir nicht läugnen, daß ſie allerdings ſehr groß und vielfach ſind, und daß ſie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meiſt nur den gewöhnlichen menſchlichen Maßſtab an, wiegt ſorgfältig Kräfte und Widerſtand gegen einander ab, nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrſcheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgeſtaltende Kraft des Chriſtenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unſerer Miſſionäre, ſo ſchwer ſie immer noch iſt, dennoch wenigſtens leichter erſcheint, als die der Apoſtel, zum Theil auch als die der erſten Heidenboten Germaniens, läßt ſich ohne Schwierigkeiten nachweiſen.

Fehlt uns nun auch vielfach die heldenmüthige Kraft, die Begeiſterung jener großen Zeit, ſo kann ſich dafür die Gotteskraft des Chriſtenthums um ſo mehr bewähren, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anſpruchloſen jungen Männer ſelbſt geſehen hat, wie ſie mit klarem Bewußtſeyn Alles deſſen, was ſie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie ſie unter den innerlich und äußerlich ſchwierigſten Verhältnißen, unter den manchmal beinahe hoffnungsloſen Ausſichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten und immer wieder auf Hoffnung ſäen; wie in das todbringende Afrika und Weſtindien, auf dieſelben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Miſſionären hingerafft hat, nicht nur immer wieder neue bereitwillig ſich abſenden laſſen, ſondern die Sendung ſogar ſich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden iſt, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Miſſionsweſen hat in ſeinem Muthe und ſeiner innern Kraft etwas ſo Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem ſich unſere an Selbſtſucht vielfach kranke, und bei all ihrer ver-

meintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinaufſtrecken und ſtärken darf. Es wird ſeine Größe aber auch äußerlich dereinſt durch ſeine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menſchlicher Berechnung noch nicht den Anſchein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz abſehen, welche wegen politiſcher Hinderniſſe ganz aufgegeben werden mußten, wie im ruſſiſchen Aſien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, iſt der Erfolg dennoch großentheils, numeriſch wenigſtens, ſo klein, daß nach menſchlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtauſende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrſchaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben ſchon oben geſagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unſern Maßſtab nicht anlegen.

Wenn ſchon in dem Worte eines tiefen begeiſterten Gemüths eine zündende, alles ergreifende Kraft liegt, wie vielmehr muß ſie in dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe liegen, dem Worte Gottes, „das da lebendig iſt, und kräftig, und ſchärfer denn kein zweiſchneidig Schwert,“ in dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft iſt, vor welcher alle Weisheit der Weiſen und aller Verſtand der Verſtändigen zu nichte wird!“ Wo dieſe Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unſcheinbar ſeyn, die kleinen erſten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch dieſe werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Miſſionsweſen in hohem Grade der Fall iſt, daran werden wir im weiteren Verlaufe unſerer Darſtellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorſpringen, daß es nur eines archimediſchen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich ſchwierig und mühſelig iſt, und lange Geduld- und Glaubensproben koſtet, daß aber dann in natürlicher und nothwendiger Entwickelung die Reſultate auch

um ſo überraſchender und umfaſſender ſich folgen. Und ſo darf man denn wohl ſagen: die allerdings verhältnißmäßig noch wenigen Punkte der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche ſeyn, die in fruchtloſer Anſtrengung ſich abmühte? Nein, es ſind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrſcherin verkündigen ſollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Geſtirn des Tages auf einmal ſiegreich hervortritt und Alles mit ſeinem Lichte erfüllt, alſo wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Was wird es dann ſeyn, wenn einmal dieſe gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermaſſen von der innerlich belebenden Kraft des Chriſtenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, geſteigert, veredelt werden; wenn alle dieſe Millionen, die zum Theil noch gar keine Geſchichte haben, eintreten, ſelbſtſtändig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeſchichte, jedes mit ſeiner eigenthümlichen Individualität und neuer, friſcher Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Geſtaltungen in allen Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des Lebens müſſen da hervorbrechen; und in den verborgenen Tiefen des Menſchengeiſtes und Menſchenherzens — welche Dankopfer mögen aufſteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlöſung aus geiſtigem Tode! Für dieſe Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßſtab mehr.

Waagen.

Petrus Paulus Rubens.

(1832.)

Obgleich ſich gegen Ablauf des ſechszehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen beſſeren Zuſtand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiſte vorbehalten, daſelbſt eine völlige Umgeſtaltung der Malerei zu bewirken; und dieſer Geiſt war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländiſches Naturell war, ſo führte er auch ſeine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur ſie urſprünglich angewieſen hat, lebendige Auffaſſung der einzelnen Naturerſcheinung (Naturalismus), vortreffliche Ausbildung des Colorits. Seiner ganzen Zeit und ſeinem eignen Naturell nach mußten ſich dieſe Eigenſchaften indeß in ganz anderer Art zeigen, als dieſes bei den van Eycks der Fall geweſen war. Sowol in der Ausführung als in der Färbung ſuchten die van Eycks, ſo weit es ihre darſtellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur ſo wiederzugeben, daß ihre Bilder ſelbſt in der Nähe dem Eindruck derſelben nahe kommen; über dieſe große Sorgfalt, welche ſie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berückſichtigt. Rubens ging dagegen von der Geſammthaltung aus und begnügte ſich im Einzelnen, welches dem Ganzen ſtreng untergeordnet wurde, die Gegenſtände in größter Lebendigkeit ſo darzuſtellen, wie ſie in der Natur in einer gewiſſen Entfernung erſcheinen. Der

Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieſer Richtung in ſeiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperſpective und des Helldunkels, ſo wie der breiten Manier, welche Tizian und ſeine Schule zuerſt in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er ſich mit um ſo größerer Energie, als dieſelbe der Natur ſeines Genies im höchſten Grade zuſagte. Anſtatt der längſt verſchwundenen, echt religiöſen Begeiſterung, welche die Eycks beſeelte und ſelbſt über leidenſchaftliche Handlungen eine gewiſſe Feier ausgoß, war der Geiſt von Rubens ſo von der Luſt am Dramatiſchen erfüllt, daß ſelbſt Gegenſtände, deren Natur eine ruhige Darſtellung erfordert, von ihm in lebhaft bewegter Weiſe aufgefaßt wurden. Einem Geiſte, in deſſen glühender und ewig ſchaffender Phantaſie immer neue Geſtalten in größter Lebendigkeit aufſtiegen, mußte ſelbſt der kürzeſte Weg, ſie äußerlich zu fixiren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfniß fühlen, ſich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichſt ſchnell ausdrückte. Sein ſeltnes techniſches Geſchick, ſein außerordentlicher Farbenſinn kam ihm hierbei trefflich zu ſtatten. Mit bewunderns-würdiger Meiſterſchaft lernte er die rechten Töne ſogleich an die rechten Stellen ſetzen, ohne ſie auf dem Bilde ſelbſt noch viel durch einander zu quälen, und nachdem er ſie leicht mit einander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meiſterſtriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt ſtehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Dieſe der Geiſtesart von Rubens ſo durchaus entſprechende Behandlung iſt Urſache, daß ſeine Werke mehr als die irgend eines anderen Malers das Gepräge des urſprünglichen, friſcheſten, lebendigſten Erguſſes der Phantaſie an ſich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künſtlern im höchſten Sinne des Worts ein Skizziſt genannt werden. Spricht ſich nun in ſeinen meiſten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Misgeſchick getrübter Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, ſo bekundet ſich dieſes doch ganz beſonders in der Art,

wie er colorirt hat. Man könnte Rubens als Coloriſten den Maler des Lichts, ſo wie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles iſt bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verſchiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demohngeachtet, harmoniſch auf einander bezogen, einen gemeinſamen Triumph. Manche ſeiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Inſtrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauſchen. Kein anderer Maler hat bei ſo allgemeiner Helligkeit einen ſo ſatten Ton im Licht, ein ſo kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige ſind in der trefflich abgeſtuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche beſtimmt angegeben iſt, mit ihm zu vergleichen. Die Färbung des Fleiſches aber iſt bei Rubens von ſolcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen iſt, wie Guido Reni, als er das erſte Bild von ihm ſah, verwundert ausrief: Miſcht dieſer Maler Blut unter ſeine Farben?

In der ſchöpferiſchen Phantaſie von Rubens bildete ſich jeder beliebige Gegenſtand aus, ſo daß er den geſamten Kreis alles Darſtellbaren, der ihm durch ſeine ausgezeichnete allgemeine Bildung noch ſehr erweitert wurde, in ſeinen Werken durchlaufen hat. So malte er Gegenſtände aus der Bibel, aus der Legende, der alten und neuen Geſchichte, der Allegorie, Bildniſſe, Schlachten, Jagden, Converſationsſtücke, Bambocciaden, Landſchaften. In Beziehung des Reichthums ſeiner Erfindungen ſind ihm von den größten Malern unter den Neueren nur Raphael und Albrecht Dürer zu vergleichen. Zwiſchen Raphael und Rubens findet indeß in dieſer Beziehung der große Unterſchied ſtatt, daß, wie der Herr von Rumohr über Raphael bemerkt, deſſen Eigenthümlichkeit vornehmlich darin beſtand, die Bedeutung ſeines Gegenſtandes auf das Tiefſte aufzufaſſen und ſie bei der Darſtellung bis in ihr innerſtes Mark zu durchdringen, Rubens aber alle Aufgaben nach ſeinem höchſt ein=

ſeitigen Naturell modelte, mithin alle, die demſelben mehr oder minder fremd waren, äußerſt willkürlich behandelte. Wenn daher gleich alle, von Rubens ſelbſt ausgeführte Werke den Stempel des Genies tragen und durch die Urſprünglichkeit und Friſche des Gedankens, der daraus wiederſtrahlt, durch die meiſterliche Haltung, die Kraft und Glut der Färbung, die geiſtreiche Behandlung unſer Intereſſe lebhaft in Anſpruch nehmen, werden wir uns doch durch die Vorſtellung ſelbſt jedesmal in dem Grade befriedigt fühlen, als der Gegenſtand mit dem Naturell von Rubens übereinſtimmt.

Zu dieſem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatiſchen Auffaſſung, zur ſkizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen, ein vorwaltender Sinn für das Uebermächtige, Gewaltige, Derbſinnliche, welches ihn faſt nie zu einer feineren Auffaſſung der Form, nur äußerſt ſelten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler, oder gar ſanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war ſo wenig im Stande, aus dem Kreiſe der Eindrücke von Menſchen, wie ſie ſich ihm früh in ſeinem Vaterlande eingeprägt hatten, hinauszugehen, daß ſelbſt, wenn er nach anderen Meiſtern, z. B. Leonardo da Vinci, copirte, er alle Köpfe unwillkürlich in ſeine niederländiſche Weiſe überſetzte und auch den übrigen Formen des Körpers ſeine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung ertheilte.

Bei Gegenſtänden, wie ſo viele aus der heiligen Schrift, bei deren Darſtellung es auf den Ausdruck hoher ſittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüths, ruhiger Beſeligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmuth, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie ſo viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgeſehen, daß ihm der Sinn für dieſe Eigenſchaften in einem gewiſſen Grade abgeht, wird hier auch die nachtheilige Seite jenes raſchen Hinwerfens des erſten Gedankens, der Mangel an Studium, durch Verzeichnungen und Misformen, willkürliches und unruhiges Falten-

weſen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Chriſtus erweckt daher faſt nie, ſeine Madonnen nur ſehr ſelten eine würdige Vorſtellung.

In ſeiner ganzen Größe erſcheint Rubens aber in ſolchen Gegenſtänden, die wirklich eine dramatiſche Behandlung erfordern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenſchaften gilt, wo er ſich alſo ſeinem Genius mit voller Begeiſterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Aeußerungen eines auf das gewaltſamſte bewegten Lebens auszudrücken, die nur in der Phantaſie ausgebildet und feſtgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Wie tief aber dem Kunſtnaturell von Rubens die Luſt an Darſtellung der derbſten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenſtänden hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle ſpielen, und die Darſtellung von ſolcher Energie iſt, ſich oft in einer ſo niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entſchieden abgeſtoßen werden.

Erſt wenn man dieſe derbſinnliche Seite des Kunſtnaturells von Rubens recht ins Auge gefaßt hat, wird es einem begreiflich, wie er die gräßlichſten Gegenſtände, wenn ſie ihn durch ihren dramatiſchen Inhalt anzogen, nicht allein behandeln, ſondern auch auf eine ſo furchtbare Art ausbilden konnte, daß ſolche Bilder dadurch, trotz alles Genies und aller Meiſterſchaft, etwas höchſt Widerſtrebendes haben.

Aber auch Solche, welche die eigenthümliche Größe von Rubens zu ſchätzen wiſſen, werden bei dem Betrachten ſeiner meiſten Bilder leicht verſucht werden, ihn für einen Geiſt zu halten, der lediglich von den momentanen Eingebungen einer feurigen und unbändigen Phantaſie hingeriſſen und beherrſcht, nie zu einem beſonnenen und ruhigen Nachdenken über das Weſen ſeiner Kunſt habe gelangen können; und dennoch iſt es

gewiß, daß nur ſehr wenige unter den neueren Malern ſich der eigenthümlichen Stylgeſetze ihrer Kunſt ſo völlig bewußt geweſen, ſo reife und feine Bemerkungen darüber gemacht haben, als Rubens. Noch weniger ſollte man erwarten, daß Rubens, der in ſeiner Formengebung von der Antike ſo unendlich verſchieden iſt, das eifrigſte Studium derſelben gemacht und ſich dadurch von der Kunſt der Alten die würdigſten und erhabenſten Begriffe gebildet hatte. Beides zeugt nächſt ſeinen Werken auf das ſprechendſte dafür, daß Rubens das Höchſte, was der Künſtler ſein kann, daß er ein Genie war. Denn wie das Meer, ſo gewaltig es auch von den Stürmen aufgeregt wird, in ſeinen Tiefen ruhig bleibt, ſo wird auch im künſtleriſchen Genie das leicht bewegliche Element der Phantaſie durch tauſend ihre Natur ergreifende Motive zu den bewegteſten und leidenſchaftlichſten Schöpfungen angeregt, während in dem Innerſten des Geiſtes Klarheit und ruhige Anſchauung ungeſtört waltet. Eben ſo iſt es auch die Art des Genies, daß es von allem Vortrefflichen zwar lebhaft angezogen wird, und ſich dafür begeiſtert, aber auch von dem Allervorzüglichſten, inſofern es daſſelbe ſeiner Eigenthümlichkeit fremd fühlt, ſich in ſeinen Productionen nicht irre machen läßt. Es ſoll hiemit indeß nicht geſagt werden, daß das Studium, welches Rubens von den Antiken gemacht hat, auf ſeine eigne Kunſt ohne Einfluß geblieben ſei. Offenbar aber hat dieſer vorzüglich durch die Lebendigkeit und die geiſtreichen Gedanken ſtatt gehabt, welche den alten Kunſtwerken, auch abgeſehen von ihrer ſchönen Form, innewohnen.

Martius.

I. Der braſilianiſche Urwald.

(1820.)

Wenn wir es hier verſuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropiſchen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergeſſen, auf das Verhältniß aufmerkſam zu machen, welches rückſichtlich des Selbſterhaltungstriebes zwiſchen den einzelnen Individuen ſtatt findet. Bei einer ſo großen Fülle von Leben und einem ſo kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag ſelbſt ein Boden, ſo fruchtbar und üppig wie der hieſige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen; daher ſtehen jene rieſenartigen Gewächſe in einem beſtändigen Kampfe der Selbſterhaltung unter einander, und verdämmen ſich mehr noch als die Bäume unſerer Waldungen. Selbſt die ſchon hoch erwachſenen und einer großen Maſſe von Nahrungsſtoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen ſo in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die ſie einer ſchnellen Auflöſung entgegenführen. Man ſieht ſo die edelſten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophiſchen Leidens von Ameiſen und anderen Inſecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis ſie plötzlich zum Schrecken der einſamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräuſch zuſammenſtürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwiſchen mehreren einer andern Art ſtehen, leichter von letzteren

unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forſtcultur, an die freilich bis jetzt in dieſen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden iſt, wird daher hier künftig nicht ſowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarſchaft befördern, ſondern vielmehr dafür Sorge tragen müſſen, daß die Pflanzen in der zweckmäſſigen Entfernung von einander aufwachſen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen=, iſt die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforſcher, zum erſten Male hieher verſetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern ſoll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geſchöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe ſuchen, und wo daher eine majeſtätiſche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet iſt, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geſchöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfröſche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuſchrecken. Hat die aufſteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, ſo freuen ſich alle Geſchöpfe des neuen Tages. Die Weſpen verlaſſen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Neſter; die Ameiſen kommen aus ihren künſtlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit ſie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reiſe auf den ſelbſt gebahnten Straßen; eben ſo die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigſten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, beſonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder ſuchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zuſammengeſellt, auf beſonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauſpiegelnde Menelaus, Neſtor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus ſchwingen ſich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwiſchen grünen Gebüſchen hin. Die mit den Flügeln ſchnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der

Nachtſchmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm feſtſitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendſten Käfer durchſchwirren die Luft und blinken gleich Edelſteinen aus dem friſchen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indeſſen ſchleichen Eidechſen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düſtergefärbte giftige oder unſchädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und ſonnen ſich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Inſekten oder Vögel lauernd. Von nun an iſt Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geſelligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und ſchwingen ſich pfeifend und ſchnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlaſſen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den ſonderbarſten Geſtalten und dem glänzendſten Gefieder flattern einzeln oder geſellig durch die duftenden Gebüſche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume verſammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inſeln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geſchwätz. Der Tucan klappert mit ſeinem großen hohlen Schnabel auf den äußerſten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geſchäftigen Pirolen ſchlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Neſtern hervor, um die vollen Orangenbäume zu beſuchen, und ihre ausgeſtellten Wachen verkünden mit lautem zänkiſchem Geſchrei die Annäherung des Menſchen. Die einſam auf Inſekten lauernden Fliegenſchnapper ſchwingen ſich von Bäumen und Stauden, und erhaſchen raſchen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorüberſummenden glänzenden Fliegen. Im Geſträuche verborgen thut indeſſen die verliebte Droſſel die Freude ihres Lebens in ſchönen Melodien kund; die geſchwätzigen Pipren beluſtigen ſich, aus dichtem Gebüſche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die

Rinde der Stämme aufpickt, ſein weitſchallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle dieſe wunderbaren Stimmen erſchallen von der Spitze der höchſten Bäume die metalliſchen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerſchläge auf dem Amboſe ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erſtaunen ſetzen. Während ſo jedes lebende Weſen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umſchwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollſten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meiſten der Thiere zur Ruhe; nur das ſchlanke Reh, das ſcheue Pecari, die furchtſame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Naſen- und Beutelthiere, die hinterliſtigen Katzenarten ſchleichen nach Raub ſpähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichſam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Fröſche und die ſchnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beſchließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochſenfroſches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuſchwärmen und geſpenſtartig flattern die blutſaugenden Fledermäuſe durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

II. Der Aequator.

(1820.)

Glänzend taucht in dieſer Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuſchauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologiſche und andere wunderſame Gebilde der Phantaſie vor Augen zu führen ſcheinen. Allmälig rückt das Geſtirn des Tages an dem ätheriſch

blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht oder ſteigt und fällt ſanft mit ſpiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsſchlag. Mittags erhebt ſich eine fahle, blaß ſchimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz ſcheinen den Planeten ſpalten zu wollen, doch bald hebt ein ſchwerer, ſalzig ſchmeckender Platzregen, unter brauſenden Wirbelwinden herabſtürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean ausgeſpannt und auf der gekräuſelten Oberfläche des Waſſers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturſchauſpiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt ſind, zeigt der Himmel von Neuem ſeine durchſichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fiſchen ſchwingen ſich ſcherzend über die Oberfläche der Gewäſſer hin, und die buntfarbigſten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifiſch mit ſeinen beiden unzertrennlichen Gefährten, ſteigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchſichtigen Elemente herauf. Sonderbar geſtaltete Meduſen, die blaſenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, ſchlangenähnliche Stränge aneinander geketteter Salpen treiben ſorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigſten kleinen Seethiere ziehen langſam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungsloſen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälig an dem bewölkten Horizonte hinab, ſo kleiden ſich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beſchreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendſte Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contraſten, verſchwenderiſch an dem azurnen Grunde des Firmamentes und ſtrahlen noch bunter von der Oberfläche des Waſſers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abſchied, während ſich der Mond aus dem unabſehbaren Ocean ſtill und feierlich in den nebelloſen, oberen Weltraum erhebt.

Bewegliche Winde kühlen die Atmoſphäre ab; häufige, beſonders von Süden her fallende Sternſchnuppen erhellen magiſch die Luft; das dunkelblaue Firmament, ſich mit den Geſtirnen auf dem ruhigen Gewäſſer abſpiegelnd, ſtellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, ſelbſt von dem leiſeſten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt ſich in ein ſtill wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich ſind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Näſſe und Kühle des Morgens und Abends und die drückende Schwüle des Mittags. Langſam kamen wir endlich aus dieſer Region der ſchwülen Hitze und der läſtigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Noch ſahen wir augenblicklich den nördlichen Polarſtern einige Grade hoch an dem, hier meiſtens umnebelten Horizonte blinken; dagegen ſtanden auch das Kreuz und die übrigen Geſtirne der ſüdlichen Hemiſphäre gleichfalls tief. Hieraus, wie aus den nautiſchen Berechnungen, wußten wir, daß der Aequator noch einige Grade ſüdlich von uns lag; die Gleichförmigkeit jedoch und die Harmonie, die von uns zwiſchen dem zehnten und fünften Parallelkreiſe an den phyſiſchen Erſcheinungen wahrgenommen worden waren, ſchienen wieder abzunehmen und ſomit darzuthun, daß die Culminationslinie jener Phänomene nicht in den Aequator, ſondern mehrere Grade nördlich von demſelben falle.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unſerer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchſchneiden ſollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieſer Tag durch eine Meſſe gefeiert. Die Einſamkeit des Orts, die ernſte Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die

Verwandlung mit militäriſchem Trommelſchlag angekündigt wurde, jedes Gemüth tief erſchüttern, beſonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphoſe aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem SO.-Winde ruhig vorüber; ſelbſt der betheerte Neptun mit ſeinen abentheuerlichen Geſellen durfte das Schiff durch die ſonſt gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; die Pole des Sternenhimmels ruhten ſchon auf dem Horizonte und der Vollmond ſtand in herrlichem Lichte über unſerem Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das ſüdliche Kreuz hatte die ſenkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchſchneidend, in die ſüdliche Hemiſphäre hinüber ſteuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unausſprechlichen Gefühlen traten wir in dieſe andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erſcheinungen und Entdeckungen darbieten ſollte! Ja, dieſer Moment gehört zu den feierlichſten und heiligſten unſeres Lebens. In ihm ſahen wir die Sehnſucht früherer Jahre geſtillt, und gaben uns, in ſeliger Freude und ahnender Begeiſterung, dem Vorgenuſſe einer fremden, an Wundern ſo reichen Natur hin.

III. Naturgenuß und Natureinfluß.

(1833.)

Die Maienzeit iſt es, da uns die Natur vorzugsweiſe in ihrer Schönheit, in ihrer unverſiegbaren Jugendfriſche erſcheint, da wir auch auf das Lebendigſte aufgefordert werden, ſie in ihrer göttlichen Schönheit und Vollkommenheit zu genießen.

Wenn wir ſonſt geneigt ſind, jedes menſchliche Kunſt-

werk hellen Sinnes zu erfaſſen, die Idee, die des Künſtlers Hand darin niedergelegt hat, herauszufühlen, uns an dieſer zu erwärmen und zu begeiſtern, — einen viel größeren Anſpruch macht die große Natur an uns! Unendlich höher iſt der Genuß, den uns das größte aller Kunſtwerke verheißt, dieſe weite, herrliche Schöpfung, welche ſich der Weltenvater zur eigenen Wonne erbauet hat.

Ich ſpreche hier nicht von dem Genuſſe, den ſich die Wiſſenſchaft aus der Betrachtung der Natur holen mag, ſondern vielmehr von jener unmittelbaren Wirkung der Natur auf das menſchliche Gemüth, von jener Magie, welche ein Jeder von Ihnen empfindet.

Was iſt es aber vor Allem, wodurch wir zu dieſen frohen Gefühlen fortgeriſſen, wodurch wir gleichſam außer uns ſelbſt geſetzt werden?

Es iſt die Schönheit, das Ebenmaaß, die Harmonie, die Vollkommenheit der Schöpfung. Für Harmonie iſt nämlich auch der Menſch beſtimmt. Sein Leib trägt das herrlichſte Ebenmaaß der Glieder, die reinſte Kraft der Sinne an ſich, und eben ſo iſt auch ſein Geiſt fähig, ſich in der Harmonie ſittlicher Zuſtände und wiſſenſchaftlicher Ueberzeugungen zu verklären.

Dieſes ſo fein organiſirte, mit den zarteſten leiblichen und geiſtigen Saiten bezogene Inſtrument iſt zu einer beſtändigen Sympathie mit der übrigen umgebenden Natur beſtimmt. Alles, was vorgeht in dem großen Drama der Natur, das weckt verwandte Bebungen in dem Menſchen. Unſere heutige heitere Stimmung, unſere Gemüthsſtärke und Regſamkeit, ſie iſt der Nachklang von dem, was wir vor uns ſehen auf einer Erde voll Maienfriſche, an einem Himmel voll Maienſeligkeit.

Der erſte und letzte Grund unſerer Freude liegt alſo in der harmoniſchen Organiſation alles Irdiſchen, das nie und nirgend vereinzelt, ſondern ſtets nur in einem allſeitigen innern Verbande lebendig iſt und wirkt. Was wäre unſere Erde mit ihren köſtlichſten Maientagen ohne den Menſchen?

was hinwiederum der Menſch mit ſeinen geiſtigen und leiblichen Anlagen zu That und Genuß, ohne einen Frühling, ohne die ewige Palingeneſie um ihn her?

Ich muß Sie aber hiebei darauf aufmerkſam machen, daß dieſe Harmonie des Menſchen in und mit der Natur keineswegs eine äußere, formale, leibliche, daß ſie vielmehr durch und durch geiſtiger Art iſt. Eben weil ſie in der geiſtigen Sphäre des Menſchen begründet iſt, thut ſie ſich auch vorzugsweiſe in dem gemüthlichen Wohlbefinden des Menſchen kund.

Vergönnen Sie mir, mich hierüber etwas deutlicher zu erklären.

Wäre der Menſch von leiblicher Seite mit der geſammten Natur harmoniſirt, ſo müßte er der Typus aller irdiſchen Schöpfungen ſeyn, ſo müßte es kein Räthſel in der Formation, zumal des Thierreiches, geben, das nicht volle Löſung in ihm fände. Doch, wie dieß wohl jetzt nirgends mehr bezweifelt wird, der menſchliche Typus findet ſich nicht in allen Formationsſtufen des Thierreiches wieder. Es giebt Thiere, die nur ſchwache Analogieen mit dem Menſchen darbieten. Es giebt offenbar auf Erden mehrere verſchiedene Haupttypen des thieriſchen Leibes. Der Menſchenleib wiederholt ſich nicht in allen; viele Organiſationen ſind ihm fremdartig, disparat. Allerdings hat es nicht an ſolchen gefehlt, die, geblendet von dem Glanze der menſchlichen Schönheit, dieſe Bildung überall wiederfinden, die alle Formen der Hauptorgane, alle Bedeutungen und Functionen derſelben im Thier-, ja wohl gar auch im Pflanzenreiche auf menſchliche Formationsſtufen zurückführen wollten. Ja, man hat ſogar die Geſtalt des Menſchen über das ganze Firmament hingezeichnet, man hat alle Geſtirne in die Lineamente dieſes großen idealen Menſchenleibes verſetzt, und dadurch den Gegenden des Himmels, wie ſeinen zahlloſen, unbegriffenen Welten damit eine Bedeutung geben wollen, gleichſam als brächte man ſie dem Verſtändniſſe näher, wenn man ſie mit Theilen des menſchlichen Leibes in Beziehung ſetzte. Doch, meine Herren, ſolche

Anſichten, welche eher in den engen Kreis des Mittelalters paßten, wo die ſymboliſchen Figuren des Makro- und des Mikrokosmos gleichſam die Quinteſſenz aller Naturphiloſophie erſchöpften, werden von unſerer Zeit zurückgewieſen. Unſere Zeit dringt mehr als irgend eine frühere Epoche darauf, das Weſen, das Eigenthümliche in den Naturverhältniſſen zu ergründen. Eine ſolche Paralleliſirung des Menſchenleibes mit der übrigen Natur kann ihr daher nicht genügen. Unſere Zeit erkennt vielmehr an, daß jedes Einzelne nur aus ſich heraus begriffen werden könne, daß alſo auch die Schlüſſe, welche wir von der Analogie des menſchlichen Leibes, ja überhaupt von den Formations-Geſetzen in der Erſcheinung ausziehen, oft nur eine beſchränkte Wahrheit beſitzen, ja daß ſie ganz trügeriſch ſeyn können.

Wenn wir alſo dasjenige am Menſchen, was in die Erſcheinung fällt, ſelbſt nicht vollſtändig mit der umgebenden übrigen Natur zu harmoniſiren vermögen — dürfen wir da uns wohl erdreiſten, anzunehmen, daß Proceſſe, welche in unſerer geiſtigen Sphäre vor ſich gehen, lediglich das Abbild, die veredelte höhere Nothwendigkeit leiblicher Actionen ſeyen? Sicherlich wäre dieß eine ganz falſche Anwendung von der Analogie des Leiblichen auf geiſtige Zuſtände!

So iſt alſo auch die Einwirkung der großen Natur im Frühling auf unſeren geiſtigen und gemüthlichen Menſchen zwar durch die Sinnlichkeit vermittelt, aber ganz andern Geſetzen unterworfen; iſt ein uns vollkommen unerklärlicher Proceß.

Wohl mögen wir daher ſagen, daß es eine Magie ſey, der wir uns hingegeben finden. Unergründlich, zauberhaft ſind die Wirkungen der Frühlingsnatur auf unſer Weſen. Und die Quelle von Vergnügen und Freude, welche uns hier ſtrömt, ſie muß ſtets rein, ſtets unverſiegend bleiben. weil Menſchenhände ſie nicht erreichen können, nichts an ihr zu ändern vermögen.

Es iſt dieſe magiſche Wirkung durch die ganze Schöpfung breitet und nicht bloß auf den Menſchen beſchränkt. Alles,

was da lebet, nimmt Theil an der großen regſamen Handlung, und wir verlieren uns gleichſam im Sturm vielartigſter Gefühle, Genüſſe und Handlungen, von denen das All ergriffen iſt.

So muß uns die Welt überall und immer belebt, nach innen wie nach außen thätig, ein Inbegriff aller Wohlluſt des Daſeyns, aller Selbſtſtändigkeit und individuellen Regſamkeit — Activität — wie aller individuellen Empfänglichkeit — Paſſivität — erſcheinen.

Welch' großer, welch' erhebender Gedanke: der Menſch iſt immer und überall ein Theilnehmer, ja gewiſſermaßen der Führer und Leiter jener von Gott dem Irdiſchen eingeimpften Bewegung, durch welche das Irdiſche zuſammenhält, in ſich Eins wird und ſich, nach angeſtammter Beſtimmung wirkſam, mehr und mehr verklärt!

So verliert das Einzelne in der Natur ſeine individuelle Bedeutung, um eine andere, höhere dafür zu gewinnen. So wird jede frohe Empfindung, deren wir uns, angeweht vom Hauche der Schöpfung, überlaſſen, ein Lobgeſang, worin wir nach unſerer Weiſe die ewige Weisheit feiern, welche Alles ſo wundervoll und herrlich geordnet hat.

Wilhelm Müller.

Homeros und die Homeriden.

(1824.)

Die Nachrichten, welche die Alten uns über Homeros Leben hinterlaſſen haben, ſind von zwiefacher Art. Die älteſten tragen das ſagenhafte Gepräge des Zeitalters, welchem die homeriſchen Gedichte angehören; aber an dieſelben haben ſich ſpätere Ergänzungen und Erläuterungen angeſetzt, welche theils die Geſtalt der Sage nachahmen, theils auch in ihrer modernen Bildung ſich dieſer kontraſtirend gegenüberſtellen. Dieſe letztern Anſätze löſen ſich leicht ab; die andern aber ſind in der Länge der Zeit ſo täuſchend mit der alten Sage zuſammengewachſen, daß ihre Scheidung eine der ſchwerſten Aufgaben der Kritik iſt, beſonders da die Quellen, aus denen wir dieſe Nachrichten ſchöpfen, ſehr unlauter ſind.

Als moderne Zuſätze geben ſich manche Anſprüche von Städten zu erkennen, welche aus mißverſtandenen oder einſeitig gedeuteten Stellen der homeriſchen Gedichte, auch untergeſchobenen — durch Folgerungen aus der Sprache derſelben und andere gelehrte Mittel den Homeros zu ihrem Landsmanne machen wollen. Ferner die Zertheilung des Homeros in mehrere Perſonen dieſes Namens, worin ſchon Kritik bemerklich wird, welche die Fülle von Nachrichten, die widerſprechenden Zeitangaben, die vielen Vaterlande und die Laſt von Werken, welche die alte Sage auf einen Homeros häuft, für unvereinbar hält mit der Natur eines Einzelweſens. Im Gegenſatze dieſer alten Homerzertheiler haben einige Neuere das perſönliche Daſein des Homeros geradezu geleugnet, und auf einen ähnlichen Un-

glauben möchte man auch bei denjenigen Alten ſchließen, welche das Wort Ὅμηρος als einen Gattungsnamen erklären wollen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wie die alte Sage auf einen Herakles die Heldenthaten von Jahrhunderten und ganzen Völkerſchaften zuſammenhäuft, wie ſie in einem Orpheus uns den Vertreter der erſten thrakiſchen Menſchenbildung durch Muſik und geheime religiöſe Weihen darſtellt: ſo fließen auch in die Perſon und auf den Namen eines Homeros die Sänger und Geſänge einer und mehrerer ioniſcher Schulen zuſammen, und machen aus dem Vater einer neuen, alles Vorhergegangene und Nachfolgende in ſeiner Gattung verdunkelnden Geſangweiſe einen fabelhaften Heros, welcher das Leben und die Werke von Jahrhunderten umfaßt. Wir dürfen alſo die Perſönlichkeit eines Homeros nicht bezweifeln. Denn nur das Daſein eines großen Genius, dem ſich Alles, was mit ihm in Berührung kömmt, Gleichzeitiges, Vergangenes und Nachfolgendes, ſo innig als möglich anſchließt und unterordnet, macht eine ſolche Vereinigung vieler Erſcheinungen eines und deſſelben Kreiſes in einem Mittelpunkte möglich. So erſcheint ein großes und helles Licht, welches mehrere kleinere und ſchwächere umgeben, in der Ferne wie eine einzige Lichtſphäre, in welcher die vielen Nebenſcheine als Ausflüſſe und Zertheilungen des glänzenden Mittelpunktes von dieſem ausgehen und wieder darin verſchwinden.

Halten wir dieſe Anſicht feſt, ſo wird es uns nicht mehr unerklärlich ſcheinen, daß die verſchiedenen Angaben über Homeros Zeitalter das Leben dieſes Heros von Troja's Zerſtörung bis zu dem Anfange der einjährigen Archontenherrſchaft in Athen ausdehnen, ſo daß ihm alſo eine Dauer von fünfhundert Jahren gegeben wird. Auf beiden Seiten dieſer Angaben haben ſich freilich moderne Uebertreibungen und Mißverſtändniſſe, als Endſpitzen, angeſetzt. So ſtellt man hier den Homeros gar in den trojaniſchen Krieg hinein und macht ihn ſo zum Zuſchauer der Thaten, die er beſingt, und dort rückt ihn Theopompos bis in das fünfte Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja hinaus.

Die älteſten und wichtigſten Zeugniſſe, welche ſowohl der Sage über Homeros Leben, als auch dem Geiſte ſeiner Gedichte entſprechen, weiſen auf das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung hin, und berühren das lykurgiſche Zeitalter, als die Gränze der ſagenhaften Geſchichte Griechenlands. Wenn die Jonier ungefähr ein Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja ihre kleinaſiatiſchen Kolonien gründeten, ſo müſſen wir wohl noch ein Jahrhundert verfließen laſſen, ehe uns die Erſcheinung eines Homeros natürlich, ja möglich vorkommen kann. Mögen die Jonier auch die Keime der epiſchen Poeſie mit ſich nach Aſien gebracht haben, ſo ſind dieſe doch gewiß erſt unter dem aſiatiſchen Himmel voll und kräftig aufgeblüht; und Homeros ausgebildeter ioniſcher Charakter ſetzt ioniſche Epiker voraus, welche gleiche Sagen in ähnlicher Form und Weiſe vor ihm geſungen haben. Der trojaniſche Sagenkreis, welcher die neuen Ankömmlinge in wunderbar ergreifender Nähe umfing, hatte dem epiſchen Geſange der Jonier auf den aſiatiſchen Küſten und Inſeln einen neuen Schwung gegeben, und unter den Sängern dieſes Kreiſes erhub ſich, wie ein Gott, Homeros, und ſein Geſang übertönte die Namen und Werke von Jahrhunderten. So bedürfen wir kaum anderer Zeugniſſe, als derjenigen, welche die homeriſchen Gedichte ſelbſt geben, um ihren Dichter in die Mitte oder bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Troja's Zerſtörung zu ſetzen. Denn viel weiter dürfen wir auch nicht hinuntergehen, ſonſt ermattet und verdunkelt ſich die lebendige Sage in dem Munde des ioniſchen Volks, und die aſiatiſche Verweichlichung dringt aus Lydien allmälig in das ioniſche Leben ein und läßt die reine und kräftige Natureinfalt des homeriſchen Geſanges nicht beſtehen. Das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung umfaſſen im Sinne der Sage Homeros Lebenszeit: denn ſie ſind das Blüthenalter des ioniſchen Epos.

Auch die vielen Städte, welche nicht aus kritiſchen Folgerungen, oder eitlem Selbſtbetruge, ſondern nach alten Sagen,

den Homeros geboren und genährt haben wollen, widerſprechen der von uns dargelegten Einheit deſſelben nicht. Die älteſten und ächteſten Anſprüche machen ioniſche Küſtenſtädte und Inſeln: denn wo homeriſche Geſänge zuerſt erklungen ſind, da hat, nach der Sprache der alten Sage, Homeros ſeinen Geburtsort oder ſeine erſte Schule gehabt. Die vielen Vaterſtädte und Aufenthalte des Homeros müſſen uns alſo nicht verleiten, viele Homere anzunehmen, wohl aber viele homeriſche Sänger und Geſänge.

Alte, ſpäterhin oft falſch gedeutete Benennungen des ioniſchen Barden ſetzen ihn an die Ufer des Flüßchens Meles, welches die Ebene von Smyrna bewäſſert, und bezeichnen ihn etwas allgemein als einen Lydier. Neben den Anſprüchen von Smyrna, auf die Ehre, das Vaterland des Homeros zu ſeyn, können nur die der Inſel Chios Stand halten, welche der patriotiſche Leo Allacius nach mehr als zwei Jahrtauſenden auf das eifrigſte geltend gemacht hat. Eine ewige Beſtätigung dieſer Anſprüche der Inſel Chios oder der benachbarten Küſten von Smyrna iſt die ewige Natur dieſer Gegenden, der Himmel, die Erde und das Meer, welche ſich noch heute als die treu abgeſchilderten Originale der homeriſchen Gemälde zu erkennen geben, und ohne deren Vergleichung manche Züge und Farben derſelben unwahr und unnatürlich erſcheinen müſſen. Der Engländer Wood hat dieſe Anſicht zuerſt eröffnet, und mit ſeiner Schrift beginnt eine neue Epoche in dem Verſtändniß der homeriſchen Geſänge. Was keiner grammatiſchen Gelehrſamkeit gelungen iſt, hat die Natur vollbracht: ſie hat den Sänger der Natur lebendig und anſchaulich kommentirt.

Wie die Herakliden ſich an den mythiſchen Herakles anſchließen und ihn mit der geſchichtlichen Welt verbinden, ſo ſind die Homeriden als Mittler zwiſchen der Sage und Geſchichte in Hinſicht auf den Homeros und die homeriſchen Gedichte zu betrachten.

Sie waren eine Art von Sängerkaſte auf Chios, welche ihr Geſchlecht vom Blute des Homeros ableiteten und ihre Kunſt

an die ſeinige knüpften. In ihren Schulen bewahrten und pflanzten ſie die homeriſchen Geſänge, deren Vortrag ihr Gewerbe ausmachte, von Munde zu Munde fort, und ihre Rezitation, ſo wie das Aeußere ihres feierlichen Auftritts, ſcheint ſich auf alte hergebrachte Geſetze und Gewohnheiten gegründet zu haben. Vor den epiſchen Geſängen riefen ſie in eigenen Proömien den Zeus, die Muſen oder eine andere Gottheit an, und weiheten ihnen einige Verſe als Erſtlinge der Rhapſodie. Daher rühren die meiſten ſogenannten homeriſchen Hymnen, welche nichts anderes ſind, als ſolche von ihren epiſchen Geſängen abgetrennte Einleitungen der Rhapſoden.

Suidas macht einen Homeriden Parthenios namhaft, ohne jedoch etwas Näheres über ſeine Zeit und ſeine Kunſt zu berichten. Bekannter iſt Kynäthos, welcher einer der letzten berühmten Homeriden geweſen zu ſeyn ſcheint. Er lebte um die Zeit des Anfangs der Perſerkriege und ſoll in der neun und ſechzigſten Olympiade die homeriſchen Gedichte zuerſt in Syrakus geſungen haben. Auch wird ihm Schuld gegeben, viele von ſeinen Verſen in die homeriſchen Geſänge eingeſchoben zu haben, und der Hymnus auf Apollo galt, nach dem Scholiaſten des Pindaros, für ſeine Arbeit.

Wir haben alſo die Homeriden als eine alte Ehrenklaſſe unter den Rhapſoden der homeriſchen Geſänge zu betrachten, die ihren Titel und Ruhm beinahe ſo lange behaupteten, als die Rhapſodenkunſt in Griechenland überhaupt eine ehrenvolle Auszeichnung gewähren und eine würdige Schule erhalten konnte. Noch ehe die Rhapſoden gemeine Gaſſenſänger werden, verſchwindet ſelbſt der Name der Homeriden, viel früher gewiß ihre Schule und Kunſt. Die Rhapſoden beſchränkten ſich übrigens nicht ausſchließlich auf den Vortrag der homeriſchen Geſänge, ſondern ihre Kunſt breitete ſich über die ganze epiſche Gattung aus, und der Scholiaſt zu der angezogenen Stelle des Pindaros macht ausdrücklich die Rhapſoden der heſiodiſchen Gedichte namhaft.

Ranke.

Der Bauernkrieg.

(1839.)

Treten wir dieſem größten Naturereigniß des deutſchen Staates in ſeiner Totalität näher, ſo können wir mehrere Stufen darin unterſcheiden.

Der Urſprung deſſelben lag ohne Zweifel in der grade in den letzten Jahren angewachſenen Bedrückung des Bauernſtandes, der Auflegung neuer Laſten, und zugleich in der Verfolgung der evangeliſchen Lehre, die den gemeinen Mann in Deutſchland mehr als früher oder ſpäter irgend ein geiſtiges Element ergriffen, zu ſelbſtthätiger Theilnahme angeregt hatte. Es hätte ſich denken laſſen, daß die Bauern dabei ſtehen geblieben wären, die willkührlichen Anforderungen zu verweigern und ſich die Freiheit der Predigt zu verſchaffen: damit würden ſie noch keineswegs alle Macht der beſtehenden Ordnung wider ſich aufgerufen, ſie würden ſich vielleicht eine bedeutende Zukunft geſetzlichen Fortſchrittes geſichert haben.

Ja ſelbſt noch mehr ließ ſich erreichen. An ſo vielen Orten ſahen wir Verträge ſchließen, in welchen die Herrſchaften von ihren früher erworbenen Rechten die drückendſten aufgaben: es ließe ſich denken, daß man dieſelben von beiden Seiten beobachtet hätte und dadurch in ein rechtlich beſtimmtes Verhältniß zu einander getreten wäre.

Allein es liegt nun einmal nicht in der Natur des Menſchen, ſich mit einem beſchränkten Gewinn zu begnügen; und die ſieg=

reiche Menge wird niemals verſtehn, inne zu halten. Es erwachte wohl hie und da eine verworrene Erinnerung an alte Gerechtſame der Volksgemeinden: oder man fühlte ſich nicht minder wehrhaft als die Ritter — wie denn der Aufruhr zugleich als ein Symptom des wieder emporkommenden Fußvolkes angeſehen werden muß: — hauptſächlich aber Haß und Rachſucht, die ſich lange angeſammelt, fanden endlich Raum, ſich zu entladen. Indem einige Oberhäupter ſich vermaaßen, in dem Reiche eine beſſere Ordnung zu ſtiften, fluthete die wilde Zerſtörung von Schloß zu Schloß, von Kloſter zu Kloſter, und bedrohte bereits die Städte, die ſich nicht anſchloſſen: der Bauer meinte wohl, er dürfe nicht ruhn, bis es in Deutſchland nichts weiter gebe, als Bauernhäuſer. Und mit dieſer Wuth traf nun der Fanatismus der ſchwärmeriſchen Predigt zuſammen, der die Zerſtörung rechtfertigte, ſich berufen glaubte, Blut zu vergießen und nach der Eingebung des Momentes, die er für göttlich erklärte, ein neues himmliſches Reich aufzurichten. Wäre es gelungen, ſo wäre es mit aller ruhigen Entwickelung nach den dem Geſchlechte der Menſchen nun einmal vorgeſchriebenen Geſetzen am Ende geweſen. Glücklicherweiſe konnte es nicht gelingen. Zu ſeinem gigantiſchen Unternehmen war Münzer lange nicht Prophet noch Held genug. Dazu waren auch die beſtehenden Zuſtände doch zu gut befeſtigt. In der reformatoriſchen Bewegung ſelbſt war das ſtärkſte und in ſich wahrhaftigſte Element ihm entgegen.

Luther hatte ſich von Sickingen und den Rittern zu keinem politiſchen Unternehmen fortreißen laſſen: auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als ſie noch unſchuldiger ausſah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürſten und Herren ihre Gewaltthätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangeliſches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geiſtlichen, der deutſchen Nation den Untergang drohe. Wie ſich nun aber dieſe Gefahr ſo raſch entwickelte, ſeine alten

Gegner, „die Mordpropheten und Rottengeiſter,“ in dem Tumult ſo mächtig hervortraten, wie er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obſiegen, was dann nichts als der Vorbote des jüngſten Tages ſeyn könne, brach ſein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Anſehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müſſen, wenn er ſich zu ihnen geſchlagen hätte! Aber er hielt feſt an der Trennung des Geiſtlichen und Weltlichen, die einen der erſten Grundbegriffe alles ſeines Denkens ausmacht: an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen frei mache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Urſprung des Aufruhrs ſehen wollen, wir wiſſen, wie es darum ſtand; vielmehr bedachte ſich Luther wie drei Jahre früher, ſo auch jetzt keinen Augenblick, ſich dem Sturme entgegen zu werfen, die allgemeine Zerſtörung, die er mit deutlicher Vorausſicht kommen ſah, an ſeinem Theile zu verhüten. Hundertmal, ſagte er, ſolle ein frommer Chriſt den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit ſolle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwerdes ſey gekommen, ſie ſolle drein ſchlagen, weil ſie eine Ader regen könne, das ſey die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in dieſem Dienſt umkomme, der ſey ein Märtyrer Chriſti. So kühn er die Eine Seite der beſtehenden Ordnungen, die geiſtliche, angegriffen, ſo gewaltig hielt er an der andern, der weltlichen, feſt.

Da ermannten ſich auch ſchon die weltlichen Gewalten ſelbſt, in dieſer größten Gefahr, die ſie je beſtanden.

Zuerſt erhob ſich eben der, der gegen Sickingen das Beſte gethan, der junge Philipp von Heſſen. Gegen Ausgang April verſammelte er ſeine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; auf ſeine Frage betheuerten ſie ihm mit aufgereckten Fingern, bei ihm leben und ſterben zu wollen. Vor allem ſuchte er nun ſeine eignen Grenzen zu ſchützen: er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewaltthat, obwohl ſie die Sage mythiſch vergrößert hat; dann ſtieg er über das

Gebirg nach Thüringen, um hier ſeinen ſächſiſchen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung ſtand, zu Hülfe zu kommen.

Hier war in dem Augenblick, als ſich dieſe Stürme am gewaltigſten erhoben, der Churfürſt Friedrich geſtorben. Wie contraſtirt mit der ungeſtümen Kampfeswuth, welche Deutſchland erfüllte, das ſtille Zimmer zu Lochau, wo Friedrich, gefaßt in ſeinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr thut Recht,“ ſagte er zu ſeinem Prediger und Secretär Spalatin, der ſich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, ſich bei ihm melden zu laſſen, „daß Ihr zu mir kommt, denn Kranke ſoll man beſuchen“, ließ den niedrigen Seſſel, auf dem er ſaß, an den Tiſch rollen, legte ſeine Hand in die Hand dieſes Vertrauten ſeiner letzten Jahre und ſprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von ſeinem nahen Heimgang. Er war ſeinen armen Leuten immer ein milder Herr geweſen: auch jetzt ermahnte er ſeinen Bruder, vorſichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen; vor der Gefahr, daß die Bauern Herrn werden möchten, erſchrak er nicht, ſo ernſtlich er ſie ſich auch vorſtellte: denn ſey es nicht Gottes Wille, ſo werde es doch nicht geſchehn. Dieſe Ueberzeugung, die ihn während der lutheriſchen Bewegungen geleitet und muthig erhalten hatte, erhob ſich ihm mit doppelter Zuverſicht in ſeinen letzten Momenten. Er hatte keinen Blutsverwandten um ſich: Niemand als ſeine Diener. Bis hieher war der Gegenſatz nicht gedrungen, der ſonſt allenthalben Herrſchende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein,“ ſagte der Fürſt, „habe ich Einen von Euch beleidigt, ſo bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben: wir Fürſten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröſtet. Zum letzten Mal ſtrengte Friedrich das erſterbende Licht ſeiner Augen an, um eine Tröſtung ſeines Spalatin zu leſen; dann empfing er von einem Geiſtlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt. In ihm war

die neue Lehre, die unter ſeinem vorſichtigen Schirme gediehen, ſchon nicht mehr jene Weltmacht, die ſich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt: ihm war ſie nur das wahrhaftige Evangelium, chriſtliches Bewußtſeyn, Andacht und Troſt der Seele. Der Menſch überläßt die Welt ſich ſelber und zieht ſich auf ſein perſönliches Verhältniß zu dem Unendlichen, zu Gott und der Ewigkeit zurück. So ſtarb er: 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens," ſagte ſein Arzt, „friedlich iſt er verſchieden."

Es war ein ſchwerer Regierungsantritt, der ſeines Nachfolgers, des nunmehrigen Churfürſten Johann, mitten in dem gefährlichſten wildeſten Aufruhr. An Nachgiebigkeit war nicht mehr zu denken: zwiſchen Friedrich und Johann iſt ein Verhältniß wie zwiſchen Luthers erſter und zweiter Schrift: von Zweifel und gutem Rath zu entſchiedner Feindſeligkeit. Zur guten Stunde kam ihm Philipp von Heſſen zu Hülfe: auch Herzog Georg und Herzog Heinrich erſchienen im Felde; vier Fürſten mit ihren Reiſigen zogen dem Bauernhaufen entgegen.

Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhauſen eine Stellung genommen, wo man das lange Thal vor ſich hin überſieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Vertheidigung bot ſie ihm keinen Vortheil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für ſeine mühſam gegoſſenen Stücke hatte er ſich verſchafft; ſeine Leute waren auf das elendeſte bewaffnet: eine armſelige Wagenburg hatten ſie um ſich geſchlagen. Der Prophet, der ſo viel von der Macht der Waffen geredet, der alle Gottloſen mit der Schärfe des Schwertes vertilgen wollen, ſah ſich genöthigt, auf ein Wunder zu zählen, deſſen Ankündigung er in einem, um die Mittagsſtunde ſich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte; als das feindliche Geſchütz zu ſpielen anfieng, ſtimmten die Bauern ein geiſtliches Lied an; ſie wurden ganz geſchlagen und zum größten Theile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, den eine halbvollbrachte Miſſethat begleitet, das ganze Land. Alle Bauern-

haufen liefen auseinander, alle Städte ergaben ſich, auch Mühlhauſen fiel, ohne eine rechte Vertheidigung zu wagen. In dem Lager vor Mühlhauſen, wo er eine Zeit lang geherrſcht, ward auch Münzer hingerichtet. Es war, als wäre er bis in die letzte Stunde von einem wilden Dämon beherrſcht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Tortur ſchlug er ein Gelächter auf und ſagte: ſie haben es nicht anders haben wollen. Er beſann ſich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward.

In dieſem Momente bewegte ſich der Angriff auch von allen andern Seiten gegen die Haufen der Bauern daher.

Herzog Anton von Lothringen kam mit den Garniſonen aus der Champagne und Bourgogne, und einigen Fähnlein deutſcher Landsknechte und Reiter dem Landvogt Mörsperg in Elſaß zu Hülfe. Einige zerſtreute Haufen vernichtete er im freien Felde; dann capitulirten die in Zabern Verſammelten; aber man gab ihnen Schuld, noch nachher ſey ein Verſuch von ihnen gemacht worden, die Landsknechte zum Uebertritt zu bewegen; indem ſie auszogen, am Morgen des 17. Mai, wurden ſie angefallen und niedergemetzelt: an Zahl ſiebzehntauſend.

Da war auch Wirtemberg wieder in die Hände des Bundes gefallen. Der Bundeshauptmann Truchſeß, durch ſeinen Vertrag mit den Seebauern in ſeinem Rücken einigermaaßen geſichert, hatte die wirtembergiſchen Empörer bei Sindelfingen erreicht, ſie erſt durch ſein Feldgeſchütz außer Faſſung gebracht, dann mit ſeiner überlegenen wohlgewappneten Reiterei zuſammengehauen; hierauf hatte er Amt für Amt, Stadt für Stadt beſetzt und zog nun gegen Franken. Hier kamen ihm die beiden andern Fürſten, die gegen Sickingen gefochten, die Churfürſten von Trier und Pfalz, von Bruchſal her, das ſie indeß eingenommen hatten, entgegen. Zwiſchen Helspach und Neckarſulm auf dem offenen Felde vereinigten ſich die beiden Heere am 29. Mai. Sie bildeten eine Maſſe von dritthalbtauſend Mann

zu Pferd und achttauſend zu Fuß und nahmen nun vereint ihren Weg nach Franken.

Wie wichtig war es da, daß das Schloß von Würzburg jenen beiden gewaltigen Haufen der fränkiſchen Bauern noch immer Widerſtand leiſtete. Anfangs hätte die Beſatzung ſich wohl bequemt, die zwölf Artikel anzunehmen, ſchon war ſie von dem Biſchof dazu ermächtigt: und ein Theil der Bauern wollte darauf eingehen, er wollte ſeinen bedrängten Verbündeten von andern Seiten Hülfe leiſten können. Aber die Bürger von Würzburg wollten das Schloß, das ihnen einen Zaum anlege, nicht länger über ſich dulden, und bewirkten, daß der Beſatzung die unannehmbarſten Bedingungen vorgelegt wurden. Hierauf entſchloß ſich dieſe zu männlichem Widerſtand. Sebaſtian von Rotenhan, der an dem Reichsregiment dem Fortgang der lutheriſchen Lehre ſo großen Vorſchub geleiſtet, hatte die Feſtung mit allen Bedürfniſſen, auch mit Pulvermühlen und Zugmühlen verſehen, in den Gräben ſtarke Zwerchzäune, um das Schloß den lichten Zaun aufgerichtet und die Beſatzung zu dem Verſprechen bewogen, das auch ſie mit aufgereckten Fingern leiſtete, den Sturm redlich zu beſtehn. An dem 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuſer Schlacht, Abends um 9, liefen die Bauern den Sturm an: unter Trommeten, Pfeifen und lautem Geſchrei, mit fliegenden Fahnen. Von dem Schloß antwortete man ihnen mit Pechringen, Schwefelringen, Pulverblitzen und unaufhörlichem Schießen aus allen Schießluken der Mauern und Thürme. Prächtig und ſtolz nahm ſich das einſame Schloß aus, unter dem Leuchten dieſes mannichfaltigen Feuers, durch das es den wilden Feind abwehrte, der Frankenland bezwungen und Deutſchland gefährdete. Das Geſchütz entſchied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhauſen und bei Sindelfingen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück.

An eine Erneuerung ihres Angriffs war nicht zu denken. Von allen Seiten trafen die Nachrichten von den Niederlagen

ihrer Freunde ein: von Moment zu Moment wälzte ſich die Gefahr gegen ſie ſelber drohender heran.

Einen Augenblick verſuchten ſie noch durch Unterhandlung ſich zu ſchützen. Aufs neue boten ſie jetzt der würzburgiſchen Beſatzung die zwölf Artikel an; den heranrückenden Bundesoberſten Truchſeß luden ſie ein, Tag und Ort zu einer vermittelnden Zuſammenkunft zu beſtimmen: durch ein allgemeines Ausſchreiben an die Stände des Reichs ſuchten ſie die empfehlenswerthe Seite ihrer Abſichten hervorzukehren; die fränkiſchen Stände insbeſondere forderten ſie auf, Abgeordnete nach Schweinfurt zu ſenden, um gemeinſchaftlich „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens" zu berathſchlagen. Allein das war jetzt alles zu ſpät. Zutrauen hatten ſie nie gehabt, jetzt war auch das Glück von ihnen gewichen; ſie mußten Herrn in dem Feld bleiben oder unterliegen.

Ohne Verzug rückte das vereinigte Heer gegen ſie heran: alle Ortſchaften, die es berührte, ergaben ſich ihm auf Gnade und Ungnade: am 2. Juni ſtieß es bei Königshofen auf den erſten Haufen der Bauern. Es war der odenwäldiſche, er hatte den Muth gehabt, dem ſiegreichen Feinde entgegenzugehn. Allein er war bei weitem zu ſchwach, wohl nicht über 4000 Mann ſtark und hatte überdieß nur die ſchlechteſten Anſtalten getroffen. Die Bauern verſäumten, die Furten der Tauber zu beſetzen: auf dem Mühlberg ſchlugen ſie um ihr Gepäck her ihr Lager hinter einer Wagenburg auf: glücklich, wenn ſie den Feind nur noch hier erwartet hätten! Indem ſie aber erſchreckt durch die ſich entwickelnde Uebermacht deſſelben einen nahen Wald zu gewinnen ſuchten, luden ſie ihn zu augenblicklichem Angriff ein; die Reiſigen fielen ihnen in die offene Flanke; die Fürſten ſelbſt waren bei dem Einhauen, im Nu, ehe noch die Landsknechte angekommen, war der ganze Bauernhaufe zerſtreut. Da hatte eine falſche Siegesnachricht auch den Rothenburger Haufen vermocht, ſeine Stellung bei Würzburg zu verlaſſen. Am 4. Juni fiel auch er im freien

Felde den Reiſigen in die Hände und wurde völlig aus einander geſprengt. Beide Siege waren mit gräßlichen Metzeleien verknüpft. Ihrer ſechshundert, die ſich in einem feſten Hauſe bei Ingolſtadt zur Wehre geſetzt, wurden alle bis auf ſiebzehn niedergemacht.

Wie die Thüringer, Elſaſſer, Wirtemberger, ſo waren nun auch die beiden großen fränkiſchen Haufen, die ganz Deutſchland zu reformiren gedacht, vernichtet; wie jene Provinzen, ſo ward jetzt auch Franken von den alten Herrſchaften beſetzt und gezüchtigt.

Am 7. Juni mußte ſich Würzburg auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie war den alten Herrn vom Rathe zu Muthe, als ſie auf dem Markt verſammelt, ihr graues Haupt entblößt, die einrückenden Anführer des Bundesheeres begrüßten, und ihnen Truchſeß erklärte, ſie ſeyen alle meineidig und ehrlos geworden, ihr Leben ſey verwirkt. In Würzburg allein wurden 60 Schuldige aus Stadt und Land hingerichtet: ſo bewegte ſich das ſchwere Blutgericht durch das ganze Stift, man zählte 211 in aller Form Hingerichtete; alle Waffen mußten ausgeliefert, neue Pflichten geleiſtet, Brandſchatzungen gezahlt werden: die alten Kirchengebräuche ſtellte man her. Indeſſen nahm Markgraf Caſimir von Brandenburg das übrige Franken ein: Bamberg, Schweinfurt, Rothenburg; nirgends war an eigentlichen Widerſtand zu denken; dann ſuchte er die Widerſpenſtigen in ſeinen eignen Landſchaften heim.

Es war nun noch übrig, die Reſte der Empörer, die ſich am Oberrhein und Mittelrhein hielten, zu erſticken.

Den Mittelrheiniſchen begegnete das zurückziehende trieriſch-pfälziſche Heer bei Pfeddersheim; es ging wie bisher allenthalben: die Bauern wurden aus einander gejagt und niedergemacht; der kriegeriſche Erzbiſchof ſoll mehrere mit eigener Hand erlegt haben; hierauf unterwarfen ſich die Landſchaften. Auch die Rheingauer mußten ihre Waffen ausliefern und Brandſchatzung zahlen. Mainz mußte auf die kaum wiedererworbenen Freiheiten

Verzicht leiſten: in Trier war man nur glücklich, daß man ſich nicht ernſtlich geregt hatte; alle Pläne, die man gefaßt, ließ man fallen.

Eine bei weitem ſchwerere Aufgabe hatte das große Heer des Bundes am Oberrhein. Hier war der Aufruhr zuerſt entſprungen: und hatte daſelbſt ſeine tiefſten Wurzeln: noch war dort nie etwas Entſcheidendes ausgerichtet worden. Die Allgauer waren jetzt wieder im Feld erſchienen, eine nicht geringe Anzahl verſuchter Landsknechte ſtanden in ihren Reihen. Selbſt dem Geſchütz des Truchſeß wußten ſie zu antworten und dachten noch einmal daran, ſich ſelbſt in Angriff zu werfen. Glücklicherweiſe kam der in ſo vielen Feldzügen erprobte Georg Frundsberg dem Truchſeß noch zur rechten Zeit zu Hülfe. Es iſt wohl ſehr wahrſcheinlich, daß er auch perſönlich auf einige Anführer der Bauern, ſeine alten Kriegscameraden und Untergebenen, Einfluß ausübte. Oder geſchah es deswegen, weil es ihnen an Kriegsvorräthen fehlte? Genug, ſie trennten ſich und zogen ſich nach den Gebirgen. Truchſeß eilte ihnen nach und fing an, ihre Dörfer zu verbrennen. Zwar verbot ihm das der Bund, aber er lachte dieſer Befehle; er, der Baurenjörg, verſtand ſein Handwerk beſſer: er wußte, daß dieß das Mittel war, einen jeden an ſeine Heimath denken zu machen. Er hielt ſeine Truppen zuſammen; ſo wie dann die einzelnen Haufen ſich näherten, ward es ihm leicht, ſie zu ſchlagen. Auch hier ward der gewohnte Gehorſam wiederhergeſtellt.

So ward die große Bewegung gedämpft, welche dem deutſchen Weſen eine vollſtändige Umkehr drohte. Mit allen jenen Plänen einer neuen Einrichtung des Reiches von unten her, oder gar der ſchwärmeriſchen Umbildung der Welt unter der Leitung eines fanatiſchen Propheten war es nun auf immer vorbei.

Ullmann.

Deutſche Theologie.

(1842.)

Was die bisherige deutſche Myſtik phantaſievoll und poetiſch ausgebildet, und dem Volke in kindlicher, gemüthvoller Rede nahe gelegt hatte, das faßte in einem ſchon weiter vorgeſchrittenen Zeitalter der unbekannte, aber tiefſinnige Verfaſſer des Schriftchens, welches den Titel „deutſche Theologie“ führt, mehr ſpeculativ zuſammen, um daraus der Scholaſtik gegenüber noch beſtimmter eine eigene allgemein faßliche, aber bibliſch und innerlich wohlbegründete Gotteslehre zu bilden.

Die deutſche Theologie geht aus von dem philoſophiſch wichtigen, durchgreifenden Unterſchiede zwiſchen dem Vollkommenen und Getheilten. Das Vollkommene iſt ein Weſen, das in ſich Alles begriffen und beſchloſſen hat, ohne das und außerhalb dem kein wahres Weſen iſt, das, ſelbſt unwandelbar und unbeweglich, alle andern Dinge verwandelt und bewegt. Das Getheilte oder Unvollkommene iſt das, was aus dieſem Vollkommenen den Urſprung hat oder wird, was wie ein Glanz von der Sonne ausfließet, mit einem Worte die Creatur. Beides iſt weſentlich unterſchieden: das Getheilte iſt begreiflich und ausſprechlich, das Vollkommene unbegreiflich und unausſprechlich. Da nun aber der Apoſtel ſagt: wenn das Vollkommene kommt, ſo verſchmähet man das Unvollkommene, und das Vollkommene, welches nicht eines der wahrnehmbaren getheilten Dinge iſt, nur kommen kann, inſofern es in der

Seele erkannt und empfunden wird, ſo frägt ſich: wie kann daſſelbe erkannt werden, da es unbegreiflich iſt? Hierauf antwortet der Verfaſſer, es iſt unbegreiflich für die Creatur als Creatur; die Creatur nach ihrer Geſchaffenheit, Ichheit und Selbſtheit vermag es nicht zu erkennen. Daraus folgt aber, daß die Creatur, um zur Erkenntniß des Vollkommenen zu gelangen, ihre Creatürlichkeit, Geſchaffenheit, Ichheit, Selbſtheit ablegen, vernichten muß. Thut ſie dieß, ſo gelangt ſie zu dem Vollkommenen, ja ſie iſt ſchon in demſelben, denn, obwohl außerhalb dem Vollkommenen, hat ſie doch, weil von ihm ausgefloſſen, ihr wahres Weſen nur in ihm, für ſich ſelbſt aber iſt ſie nur wie ein Zufall oder Schein, der ſein eigentliches Weſen bloß in dem Lichte hat, von dem er ausgeht. Erkennet ſich die Creatur in dem unwandelbaren Gut und als eins mit ihm, lebt und handelt ſie in dieſer Erkenntniß, ſo iſt ſie ſelbſt gut und vollkommen, kehrt ſie ſich dagegen von demſelben ab, ſo iſt ſie böſe; alle Sünde beſteht darin, daß man ſich von dem höchſten Gut, dem Vollkommenen abkehrt und ſich ſeiner ſelbſt annimmt und vermeint, daß man ſelbſt etwas ſey, aus ſich ſelbſt irgend ein Gut, Weſen, Leben, Erkennen oder Vermögen habe. Dieß that der Teufel und dadurch allein iſt er gefallen: dieß Annehmen, daß er auch etwas wäre und etwas ſein gehöre, ſein Ich und ſein Mich und ſein Mir und ſein Mein, das war ſein Abkehren und ſein Fall. Auf dieſelbe Weiſe iſt auch Adam gefallen. Nicht daß er den Apfel aß, war die Urſache, ſondern ſein Annehmen, ſein Ich, Mein, Mir, Mich. Hätte er ſieben Aepfel gegeſſen und es wäre dieſes Annehmen nicht geweſen, er wäre nicht gefallen; durch das Annehmen aber mußte er fallen auch ohne Apfelbiß. So auch jeder Menſch, in dem ſich das Nämliche hundertmal wiederholt. Wie ſoll nun dieſe Abkehr, der allgemeine Fall gebeſſert werden? Dadurch, daß der Menſch herausgeht aus der Ichheit, Selbſtheit (creatürlichen Iſolirung) und eingeht in Gott. Dazu gehören aber zwei, Gott und der Menſch: der Menſch vermag es nicht

ohne Gott, Gott vermochte es nicht ohne den Menſchen; darum mußte Gott menſchliche Natur annehmen, vermenſcht werden, damit der Menſch vergottet würde. Dieſes, einmal und auf die vollkommenſte Weiſe geſchehen in Chriſto, ſoll ſich, indem jeder durch Gnade wird, was Chriſtus von Natur war, in jedem Menſchen wiederholen, es ſoll ſich auch in mir wiederholen, denn wenn Gott in allen Menſchen vermenſcht und alle in ihm vergottet würden, es geſchähe aber nicht in mir, ſo wäre mein Fall nicht gebeſſert. So wird durch Chriſtus wiederhergeſtellt, was durch Adam verloren gegangen; durch Adam kam die Ichheit und mit ihr der Ungehorſam, alles Böſe und Verderbliche, durch Chriſtus, indem ſein reines göttliches Leben auf die Menſchen übergeht, kommt die Vernichtung der Ichheit, der Gehorſam und die Vereinigung mit Gott, darin aber alles Gute, Friede, Himmel und Seligkeit.

Dieß iſt der Grundgedanke der deutſchen Theologie.

Die deutſche Theologie unterſcheidet, wie andre Myſtiker, Gott und Gottheit, und wieder Gott an und für ſich und Gott in der Menſchwerdung. Die Gottheit iſt das göttliche Weſen in ſeiner abſtracten Allgemeinheit; Gott das ſich in ſich ſelbſt offenbarende und perſönlich unterſcheidende; Gott als Menſch das nach außen wirkende Göttliche. Gott als Gottheit, heißt es, gehöret nicht zu weder Wille, noch Wiſſen oder Offenbaren, noch dies oder das, das man denken oder ſprechen mag. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er ſich ſelber ausſpreche, bekenne und liebe, und ſich ſelber in ihm ſelber offenbare, aber dieß Alles noch in Gott als ein Weſen, nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur iſt, und in dieſem Offenbaren wird der perſönliche Unterſchied. Aber da Gott als Gott Menſch iſt und lebt in einem vergotteten Menſchen, gehört ihm etwas zu, das ſein eigen und in ihm ſelber ohne Creatur urſprünglich und weſentlich iſt, und Gott will daſſelbe geübt haben; denn es iſt darum, daß es gewirket und geübt werde; was ſollte es auch anders? Wäre es müſſig,

ſo wäre es zu nichts nütze, und man könnte ohne Werk und Wirklichkeit nicht ſagen, was Gott wäre.

Die beiden Hauptbeſtimmungen, welche die deutſche Theologie aus dem Begriff des Vollkommenen ableitet und von Gott aufſtellt, ſind, daß er das allumfaſſende Weſen und daß er das höchſte Gut ſey, und beide fallen wieder in eins zuſammen, denn alles wahrhaft Seyende iſt als ſolches gut, und alles Gute iſt weſentlich und wahrhaft ſeyend. Das Vollkommene iſt nicht dies oder das, hie oder da, heute oder morgen, ſondern es iſt allwegen und allzeit, über alle Ende und Stätte, überhaupt über Alles und ſelbſt Alles und Alle. Wäre Gott etwas, dies oder das, ſo wäre er nicht All und über Alle, als er iſt, und ſo wäre er nicht die wahre Vollkommenheit. Was iſt und nicht Eins iſt, das iſt nicht Gott, und was iſt und nicht Alles iſt und über Alles, das iſt auch nicht Gott; ſo müſſen wir alſo in Wahrheit ſagen: Alles iſt Eins und Eins iſt Alles in Gott. Eben ſo müſſen wir auch in Gott, als dem Vollkommenen, das höchſte, ewige Gut erkennen. Was iſt, ſagt die deutſche Theologie, das Gottes iſt und ihm zugehört? Es iſt Alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man ſich alſo in den Creaturen zum Beſten hält, das man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter ſich gehet, ſo kommt man zu einem Beſſeren und aber zu einem noch Beſſeren, alſo lang, daß der Menſch erkennt und ſchmeckt, daß das ewige, Eine Vollkommene ohne Maaß und ohne Zahl über alles geſchaffene Gut iſt.

Aus dieſen Grundbegriffen folgt alles Uebrige.

Das ganze Büchlein enthält nichts unmittelbar Reformatoriſches und doch übte es einen ſo ungeheuren Einfluß auf den Auguſtiner zu Wittenberg, daß er in der — um 1516 geſchriebenen — Vorrede dazu ſagt: „Dieß edle Büchlein, ſo arm und ungeſchickt es iſt in Worten und menſchlicher Weisheit, alſo und vielmehr reicher und köſtlicher iſt es in Kunſt und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach

meinem alten Narren rühme, iſt mir nächſt der Bibel und St. Auguſtin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und will, was Gott, Chriſtus, Menſch und alle Dinge ſeyen; und befinde nun allererſt, daß es wahr ſey, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergiſchen Theologen ſchimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute geweſen.“ Fragen wir aber, was dieſen Eindruck auf Luther hervorbrachte, ſo antwortet er uns theils ſelbſt, theils ergibt ſich die Antwort aus der Natur der Sache. Es war zunächſt ſchon das Aeußerliche, die deutſche Sprache, die Luther'n anzog; zwar warnet er Jeden, daß er ſich nicht ärgere an „dem ſchlechten Deutſch oder ungekränzten, ungekränzten Worten,“ aber zugleich ſpricht er mit dem Siegesbewußtſeyn innerer Freude: „Ich danke Gott, daß ich in deutſcher Zunge meinen Gott alſo höre und finde, als ich und ſie [die Hochgelehrten] mit mir bisher nicht funden haben, weder in lateiniſcher, griechiſcher noch ebräiſcher Zungen,“ und hofft ſicherlich, man werde nun finden, „daß die deutſchen Theologen die beſten Theologen ſeyen.“ In der deutſchen Rede lag auch — und bei wenigen Schriften tritt dieß liebenswürdiger zu Tage, als bei der deutſchen Theologie — das einfache und kindliche, aber tiefe und volle deutſche Gemüth: auch dieß mußte Luther's dafür ſo empfänglichen Sinn unmittelbar und faſt unbewußt ergreifen. Am meiſten aber that es ohne Zweifel der Inhalt und die ganze Richtung des Büchleins.

In der That ſind auch, wiewohl ohne das Bewußtſeyn und den Ausdruck der Oppoſition, in der deutſchen Theologie die weſentlichſten Beſtandtheile der reformatoriſchen Denkweiſe enthalten, woher es denn auch zu erklären, daß das Buch ſeit 1621 in den römiſchen Index verbotener Bücher aufgenommen iſt, während es von Seiten proteſtantiſcher, namentlich lutheriſcher Theologen immer großer Anerkennung genoſſen hat.

Zwar könnte man hiegegen die pantheiſtiſche und idealiſtiſche Tendenz der deutſchen Theologie geltend machen.

Allein hier müſſen wir uns hüten, zu ſehr mit modernen Augen zu ſehen. Es iſt wahr, die deutſche Theologie hat pantheiſtiſche Elemente, aber ihr Pantheismus iſt nicht ein Pantheismus der Speculation, ſondern der innigſten, tiefſten Frömmigkeit, die ſich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, Geiſt zu Geiſt, Herz zu Herzen, aber dabei doch die Perſönlichkeit Gottes im vollen Sinn anerkennt, den Unterſchied zwiſchen Gott und Creatur aufs ſchärfſte feſthält und ſich in kindlichſter Demuth Gott unterwirft. Es iſt nicht minder wahr: die deutſche Theologie hat etwas Idealiſtiſches, das Geſchichtliche wird ihr oft zur Allegorie, das objectiv Gemeinte zum rein Innerlichen, die Perſonen zu Symbolen, wie namentlich Adam und Chriſtus zu Symbolen des Abfalls und der Gotteseinigung; aber damit iſt es nicht ſo gemeint, als ob die hiſtoriſche und objective Bedeutung dieſer Dinge geleugnet und beſtritten werden ſollte, es ſoll nur, unbeſchadet derſelben, zugleich ihre innere, allgemeine, ewige Wahrheit und vor Allem ihre, für die ganze Menſchheit typiſche, ſittliche Bedeutung hervorgehoben werden. Das Letztere iſt eine Hauptſache. Die ganze Richtung der deutſchen Theologie iſt vorwaltend ſittlich. Die Menſchwerdung und Erlöſung, das Sichaufgeben und Sichvergotten ſind für den deutſchen Theologen nicht, wie für Eckart, vorherrſchend ſpeculative, ſondern durch und durch ſittliche Ideen; er faßt das Chriſtenthum, ohne ſeinen idealen und dogmatiſchen Gehalt abſchwächen zu wollen, ganz nach ſeinem ethiſch-teleologiſchen Character, als ſittlich-ſchöpferiſchen Glauben, als Heiligungsanſtalt. In dieſem Sinne verſtand und liebte ihn ohne Zweifel auch Luther und in dieſem Sinne iſt er ganz reformatoriſch.

Immermann.

Journale, Reiſen.

(1839.)

Die Journale! — Wer zählt ſie, wer ſchälte nicht die meiſten wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer entzöge ſich gleichwohl dem Einfluß des Alles durchdringenden Elementes, welches von der Schnellpreſſe zu einem früher unglaublich gehaltenen Grade der Expanſion geſteigert, einen Jeden anweht und ihn zwingt, aus demſelben einen Theil ſeiner Reſpiration zu nehmen? Dieſes Element, eine neue Art von Gas, würde ſich ungefähr ſo beſchreiben laſſen: Auf Treue und Glauben annehmen das, was eigentlich erlebt und erſchaut werden muß; Studien, die man ſelbſt nicht zu machen im Stande iſt, durch Andere für ſich anſtellen laſſen. Ich zweifle, daß die eigentliche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders als durch den unmittelbarſten Anblick erkannt werden kann; gewiß iſt, daß nur der mit der Wiſſenſchaft, mit der Kunſt, mit der Poeſie in ein lebendiges Wechſelverhältniß tritt, welcher zu den Quellen ſelbſt ſchöpfen geht. Wie Wenige haben zu jenem Anblicke die Gelegenheit, zu dieſem Gange, der ein ſtiller, angeſtrengter, oft wiederholter ſeyn muß, die Muſe! Dennoch ſind die Forderungen an Jeden ſo geſtellt, daß er über Alles eine Meinung haben ſoll und bei Gelegenheit auch genöthigt iſt, ſie zu äußern. Die wunderbarſten Anſprüche auf Polyhiſtorie ſind rege geworden. Wer darf heut zu Tage nur im gewöhnlichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren Dingen zugleich Be-

ſcheid zu wiſſen wenigſtens vorgibt, als die ſonſt im Kopfe eines Gelehrten bei einander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzugeſtehen, iſt ſchon ein bedeutender; er darf nicht Vielen zugemuthet werden.

Das Bedürfniß univerſeller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gähren und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt ſich der Beweis führen, daß ein ſogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über welche er ſich unterrichtet anſtellt, nur aus Journalen, oder aus dem, was ihm Andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dieß nicht leicht Jemand Wort haben wollen, dennoch aber iſt es ſo, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz ſeyn würde, um die Kunden ſelbſt dem ſogenannten Wiſſenden darzureichen; den Mangel deſſen, was erlebt werden muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale ſind alſo eine gewaltig wirkende geiſtige Potenz. Man darf ſie nicht ſchelten, denn ſie haben ſich nicht ſelbſt gemacht, ſondern die Zeit machte ſie, man kann ihren Geiſt aber auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche ſind gegründet worden in der redlichen Abſicht, ſelbſtſtändig, belehrend, frei zu ſeyn, eine Zeitlang blieben ſie dieſem Vorſatze treu, endlich aber ſcheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mundrecht zu machen, und ſelbſt die Beſten ſchlugen daher auch um in das Appretiren, in den Anſchluß an gewiſſe Schulen oder Partheien.

Nun aber fühlt ſich kein ſtrebender Menſch (denn die ganz ſeichten Köpfe laſſe ich aus der Rechnung hinweg) dauernd vor Schemen und Klängen befriedigt, oder von Reſultaten angeſprochen, zu denen ihm die Vorderſätze fehlen. Es iſt ein unabweisliches Verlangen ſeiner Natur, den Dingen ſelbſt in das Antlitz zu ſchauen, Ordnung und Zuſammenhang in ſeinen Vor-

ſtellungen zu ſtiften. Jenes Nachſprechen auf Treue und Glauben ermüdet ihn bald, ekelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome ſich oben halten will, außer Stande, durch eigene Kraft zu ſchwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korkgürtels ſich bedienen. So entſteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, iſt, daß ſie ſich im Stillen den geiſtigen Forderungen, die ſie auch an ſich ergangen glauben, nicht gewachſen halten, wiſſen, wie übel es um die Mittel ſtand, welche ſie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weiſe des Materials habhaft zu werden. Es exiſtirt jetzt eine weitverbreitete Geſellſchaft empor ſich Schraubender und Emporgeſchrobener, deren Zuſtand faſt an den frevelhaften Rauſch und an das ernüchterte Elend der Opiumeſſer erinnert.

Noch tiefer greift das Reiſen in den Zuſtand der jetzigen Menſchen ein. Sonſt, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurde zwar auch gereiſet, indeſſen gehörte es für die Mittelklaſſen zu den Ausnahmen, und wo es da ſtattfand, wurde es durch Geſchäft, beſtimmte Zwecke oder durch eine beſondere Eleganz des Geiſtes und der Verhältniſſe herbeigeführt. Jetzt iſt das anders. Daß Jemand zu Hauſe bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß Alles, was nur die Mittel erſchwingen kann, welche die neueren Erfindungen ſo ſehr herabgeſetzt haben, ſich jährlich oder in nicht viel längeren Zwiſchenräumen über hundert deutſche Meilen wenigſtens fortbewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter dieſen Reiſenden ſind Geſchäfts- oder Zweckreiſende, die große Mehrheit reiſt, um zu reiſen. Die Figur des reinen Reiſenden, oder des Reiſenden ſchlechthin, welche ſonſt nur bei den Engländern vorkam, iſt ſeit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutſchland überſiedelt worden.

Sie reiſen um zu reiſen. Sie wollen der Qual des Einerlei

entfliehen, Neues ſehen, gleichviel was? ſich zerſtreuen, obgleich ſie eigentlich nicht geſammelt waren. Iſt dieſe Wanderluſt zu ſchelten? Auch nicht. Sie iſt natürlich und zum Theil wenigſtens Nachwirkung der politiſchen Stürme. Napoleon hat die Völker einſt zu einander ſpazieren geführt, das mußte aufhören, die Reiſen der Einzelnen ſind aber gewiſſermaßen die leiſen äußerſten Kreiſe der einſt ſo gewaltig im Mittelpunkte erregten Fluth. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner Schilderung gilt. Montaigne's Spruch ſoll mir auch zu Statten kommen: Ich will nicht belehren, ich erzähle.

Die Folgen der Reiſemode erzähle ich denn ſo. Man hat wohl geſagt, daß in der Fremde das Heimiſche dem Menſchen doppelt theuer werde; indeſſen iſt dieß doch nur für kurze Zeit der Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechſelten Bodens bleibt doch die in ſteigender Progreſſion fortſchreitende Neigung zum Wechſel. Reiſen erweitern wohl den Sinn, aber ſie erkälten ihn auch; ſie ſind wie ein ſtarkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erſchütterung hervorbringt, die dann eine nur um ſo tiefere Erſchöpfung der Kräfte nach ſich zu ziehen pflegt. Man ſollte Reiſen immer nur als Belohnungen ſich verſtatten, nur in der vollkommenſten Harmonie mit ſich und ſeinen Umgebungen darf der Scheidende ein Pfand der Verſicherung ſehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unluſtig ermüden werde. Sie als Mittel der Herſtellung von Verſtimmungen und Zerwürfniſſen zu betrachten, iſt ſehr bedenklich, meiſtens brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß ſich wundern, daß noch Keiner unſerer Novelliſten den Charakter des Reiſenden ſchlechthin, des reinen Reiſenden aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reiſende iſt durchaus Egoiſt, die Begegnenden ſind ihm Mittel zu ſeinen Zwecken. Weil nun aber die Selbſtſucht, unverhüllt, einen gar zu ſchlechten Anblick gewährt, ſo wird unterwegs eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben, es wird ein gewiſſer Antheil an den Zuſtänden, über welche der

raſche Fuß hinſtreift, ein Eingehen in die Verhältniſſe der Gaſtfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer ſeinen Worten keine Conſequenz zu geben braucht, kann leicht zartſinnig, großmüthig, die Billigkeit ſelbſt ſeyn. Deshalb ſtellen Reiſende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachtheiligenden Schatten, das hingeworfene Wort des Vorübergleitenden wird nicht ſelten zum ſtillen Saamen der Verwirrung. Man ſollte daher gegen Niemand mit ſeinen Aeußerungen vorſichtiger ſeyn, als gegen den Wanderer, denn jedes Zutrauen iſt wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, ſo muß der Boden haften, in den ihr Keim geſenkt wurde.

Alle Nachtheile des modernen Reiſens verſchwinden übrigens, wenn ein beſtimmter Zweck ſich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menſchen in ſich zuſammenhält, und ihm die Ruhe der Häuslichkeit ſogar ſüßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders, denn ſ o ſeyn. Welche beſſere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgeſetztes Vergnügen? Die Menſchen ſollen daher, wenn ſie ihr Bündel ſchnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen, und dieſer zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Perſon habe mich immer ſehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiſet bin, nur um zu reiſen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu ſuchen, ſondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundung im Auge zu haben pflegte. Man verliert dann zwiſchen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimſeyns, Heimath und Fremde fallen nicht aus einander, ſondern werden durch einen zarten Faden verknüpft.

Willibald Alexis.

Der Göthakanal und der Trollhätta.

(1828.)

Was ein eiſerner Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verſtändlichen Schriftzügen der Trollhättakanal.

Dieſen und den berühmten Waſſerfall zu ſehn, war der Nebenzweck unſerer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den ſchönſten in Europa gehören. Italieniſche Häuſer längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umſchloſſen von hohen Felsufern, welche mit den bewachenden Schären ſich weit ins Meer erſtrecken. Er bildet ein geräumiges Baſſin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Feſtcharakter. Zur Zeit der Continentalſperre war Gothenburg ein Handelsplatz erſter Größe. Auch noch ſpäter blühte es durch ſeinen Heeringsfang; ſeitdem aber dieſe Gäſte aus den Gewäſſern dort verſchwunden ſind, hörte jene Bedeutung und das geräuſchvollere Leben auf. Doch zählen Schwediſche Patrioten das Ausbleiben des Heerings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüſtigern Betrieb des vernachläßigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal des Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhätta. Friſches Wieſengrün im ſpäten Juli, fruchtbare Erdſtriche, ſanfte Abdachungen, Gärten, Büſche und Meierhöfe wechſeln zwiſchen den nackten Felshügeln und ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin ſtrömenden Fluſſes bilden. Im milden Licht eines Schwediſchen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder maleriſch noch romantiſch zu nennen, von einem ſanft wehmüthigen

Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich faſt allen Schwediſchen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Weſen erwecken, die einſt in dieſem Germaniſchen Norden die Vermittler zwiſchen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England, oder bei den Iren und Schotten. Ihr Weſen war geheimnißvoller, ernſter, ſinniger. Verſchmolzen ſie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeiſtern! Gewiß lebten ſie auch längs dem Schilf des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg, die ich in dieſer ſüdlichen Region bemerkt, des alten Königlichen Bohus, grüßten ernſt von einer Felſenkuppe herab, das Schilf der Elf neigte langſam ſäuſelnd ſeine Häupter, der breite Fluß dehnte ſich oft zu ſtillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und ſtieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, von Tagesſchimmer durchdrungen, überkam die verſpäteten Reiſenden, aber das Bild des Thales der Gothaelf iſt mir unverlöſchbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die ſchönſte Gegend in dieſen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erſt geſehene war; aber der erſte Eindruck behält ja ſein Recht.

Trollhätta heißt Zauberhöhle. Wer malte ſich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und ſchwarzen Tannen, durch die ſich der Strom mit gigantiſcher Geiſteskraft hinabſtürzt? Alles Menſchliche ſcheint aus dieſen heiligen Kreiſen verbannt, geſpenſtiſche Scheu ergreift den Beſchauer, man wagt kaum zu athmen, der Geiſt ſchwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber noch Poeſie, noch Höhle, noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdroſſen an dem kochenden Strudel, und der Granit von der einen Seite ſchaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägeſpänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergſtroms wird nicht verſtanden. Barfüßige Buben und alte Weiber ſpringen um die Fremden und ſchleudern Steine und Balken hinein, denn das iſt die Bedeutung des Waſſerfalls, daß er ein Stück Holz

mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeſchrieben voll gereimter und ungereimter Verſe, die ſie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakspeare's Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von ſchwarzer Farb',
O Nacht, die immer iſt, ſobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach, ach, ach — ach —

und meinte, die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägeſpänen geſehen, die ſich allerdings im Abendroth ſehr ſchön ausnehmen müſſen.

Der Trollhätta iſt ein Modeort geworden, und allerdings verdient dies ſein poetiſcher Name. In alten Zeiten, als der hohe Forſt noch zu beiden Seiten ſich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majeſtätiſch an ſich iſt der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Faſt von keinem Punkte hat man einen impoſanten Ueberblick des ganzen Sturzes.* Dagegen bleibt das Waſſer- und Farbenſpiel des erſten Katarakts eine merkwürdige Erſcheinung. Es iſt mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier ſchießt eine mächtige grüne Welle ſenkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt ſich parallel mit ihr ziſchend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müſſe die Reibung Feuer geben. So brauſen und wechſeln und umarmen ſich Schneeſchaum und Metallgüſſe, bis alles ein großer überkochender Keſſel wird und das verwirrte Auge Ruhe ſucht vor dem tollen Schauſpiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komiſche Phantaſie iſt geſchäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune dieſe Strudel aufſucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brod der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geſchieferten Granitfelſen, die aus dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleiſch des Lachſes anzublicken.

* Dies iſt nicht mehr ſo. Der Herausgeber hat im Sommer 1841 die herrliche Scene und Umgebung anders, oder mit andern Augen, geſehen. S.

Von dem Trollhättakanal erwarte man aus meiner ſkizzirenden Feder keine Beſchreibung. Gerathen doch ſelbſt dem Eingeweihten ſelten Schilderungen der Maſchinen. Ein ungeheures Werk, deſſen Idee mehr als die bildliche Anſchauung Staunen erregt. Und doch ſtelle man ſich unten an den Gothaelf und ſchaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in ſieben Etagen durch acht Schleuſen hinabgleitet von der mit dem Wenerſee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das Meer, ſo verwandelt ſich der Gedanke in Poeſie. Es iſt kein Kanal, geſtochen durch einen Granitberg, ſondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg ſelbſt verſchwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang, erſt das unſere ſah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleuſen gewähren eben ſo wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick; ſie ſcheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän, nach Norwegens Gränze zu, iſt nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforſten und jähen Klippen, wie es ſich die Phantaſie gern vorſtellt. Ueberraſchend ſind für den Fremden dieſe Felskuppen an Felskuppen, dieſes matte Sonnenlicht, wie es die Wieſen dazwiſchen mit ewigem Abendſchein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuſer, alle roth angeſtrichen, dieſer beſtändige Wechſel zwiſchen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Character trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden iſt eine häßliche Schweiz,“ ſagte ein geiſtreicher Kritiker, aber wohl zu ſcharf. „Eine Schweiz,“ ſagt ein anderer, „wo man die Gletſcher fortgeſchnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat.“ Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verſchwinden; ſie könnten den höhern Gebirgsſpitzen der Schweiz entnommen ſein. Daran erinnern die grünen Matten, welche ſich bald tiefer ſenken, bald an den Felſen hoch hinauf wagen, auch die einſamen Sennhütten, in einer hölzernen Bauart, wie ſie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldung iſt, bedingt. Aber was

auf den erſten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend.* Scheint es hier doch nicht anders, als Schweden ſei ein großer Granitblock, — was auch ſtrengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hier und da mit etwas Erdreich bedeckt; der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben ſich nie zum Majeſtätiſchen oder Großen, nicht einmal zum Maleriſchen; abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldſteins bis zur Höhe des Münſters aus dem Erdreich hervor. Nackend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reiſenden auf der Straße, in welches ſtarre Land er den Fuß geſetzt. Auf der dürren öden Haidefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt, nur der Diſtel und dem Mooſe Nahrung giebt, ſcheint ſeine eigentliche Heimath, und Alles ſagt uns, hier herrſche nicht der „erſtarrte Rieſengeiſt des Nordens," ſondern ſein erſtarrter Zwerggeiſt. An dieſes Geſchlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben ſo feſt als jenes Geſchlecht noch mit der Erde zuſammenhalten. Ihnen fehlt die Rieſenkraft, ſich losreißend in zerriſſener Klippenform, die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu ſtrecken. Die Tanne iſt zuſammengeſchrumpft, die einſame niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen ſpielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeiſter glauben, da ſelbſt jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Faſt kein Dorf iſt zu ſehen, nur vereinzelte Höfe, ſeltſam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den ſchönen Fenſtern, wo doch ſonſt ringsum Dürſtigkeit herrſcht. Wohl giebt es ſchöne Büſche, Bäume und kleine Wälder, aber die Aeſte ſtrecken nicht frei ihre Zweige in die Luft, ſie haben ihre Kronen zuſammengebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler

* Der Verfaſſer konnte den maleriſchen Waſſerweg noch nicht machen
S.

ſtrecken ſich Felder hin, aber der Hafer herrſcht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgen's ſteigt über Thäler und Berge, aber es ſcheint, als brenne man mehr nieder, als man wieder aufbaut.

Das luſtigſte in dieſer kalten Gegend iſt die Schnelligkeit, mit welcher man über ſie dahin fliegt. Das Schwediſche Extra=poſtweſen iſt bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, ſo findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit ſtehen, und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher ſie gewohnt ſind, über die feſten Wege zu traben, ungeheure Strecken, beſonders in den langen Tagen, zurücklegen. Selbſt die Ungewißheit des Reiſens verſchwindet mit der Langſamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich iſt, ſich Frühſtück, Mittag, Nachtquartier und was Schwediſche Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten im voraus zu beſtellen. Wenn wir ſo auf 20 bis 30 Deutſche Meilen unſere Abendküche bis auf die Sauce zum Fiſch vorauswiſſen, ſcheint doch wirklich ſelbſt der Gedanke des Reiſens verſchwunden. Es iſt kein Inſtitut der Regierung, ſondern ſteht nur unter ihrer ſtrengen Aufſicht. Jeder Bauer iſt nach der Reihefolge verpflichtet, zu einem beſtimmten billigen Preiſe die Pferde zu ſtellen, und das Schwediſche Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raſchheit zu fahren. Es iſt eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von ſelbſt bedingte Einrichtung. Jedoch geſorgt iſt allein für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polſterſitzen, doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg und es bleibt nichts als ein Brett angenagelt auf dem Karren. Endlich in den Norwegiſchen Gebirgen ſieht man auch dieſes ſchwinden und iſt zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunſt koſtet, Felleiſen und Koffer zu befeſtigen und demnächſt ſich ſelbſt, wenn der einſpännige Karren über Berg und Thal rollt.

Wolfgang Menzel.

I. Die Schlacht im Teutoburger Wald.

(1825 und 1837.)

Im neunten Jahre nach Chriſti Geburt, als der Herbſt gekommen war, und die in Norddeutſchland gewöhnlichen langen Regengüſſe bevorſtanden, ſchritt Armin zur Ausführung des lange vorbereiteten Plans. Zuerſt hatte er unter allerlei Vorwänden, wie Dio Caſſius ſagt, zur Wache bei Herbeiſchaffung von Lebensmitteln für das Winterlager, zur Aufrechterhaltung einer guten Polizei und zum Schutz gegen noch nicht unterworfene Nachbarſtämme, dem Varus eine gute Anzahl ſeiner Soldaten abgefordert und im Lande vertheilt. Dann, um ihn mit ſeinem ganzen Heere vollends aus dem feſten Lager herauszulocken, ließ er einen etwas weit davon entlegenen Stamm ſich empören. Dieſer Stamm iſt nirgends genannt, aber Dio Caſſius, deſſen Bericht der bei weitem klarſte iſt, ſagt ausdrücklich, der Weg zu demſelben habe den Varus durch ſchon befreundete Stämme geführt, die ſich an ihn angeſchloſſen hätten, um ihn ganz ſicher zu machen, und es ſey dem Armin ſehr darum zu thun geweſen, jeden Argwohn zu vermeiden. Tiefer im Innern Deutſchlands waren noch keine Stämme unterworfen, durch deren Land Varus hätte kommen können. Auch würde er ſich ſchwerlich bei Winters-Anfang zu einem Feldzug ins unbekannte Innere haben verleiten laſſen. Es iſt mithin nichts wahrſcheinlicher, als daß die Empörer im Rücken des Varus aufſtanden und ihn zur Umkehr nach dem Rhein nöthigten, und

zwar daß es die Katten waren, die ihn unterwegs auffingen, während Armin ihn von hinten anfiel. Dieſe Annahme erſcheint um ſo natürlicher, als Varus mit dem ganzen Troß, Gepäck, Weibern und Kindern das Lager verließ, was er nur thun konnte, wenn er ſich nach dem Rhein zurückziehen wollte, nicht aber, wenn er an der Weſer ſich behaupten und nur einen Streifzug gegen entfernter liegende Stämme machen wollte.

Des Varus Sommerlager befand ſich (nach den trefflichen Unterſuchungen von Cloſtermeier und von Ledebur) unterhalb preußiſch Minden, etwa bei Reme (am Zuſammenfluß der Weſer und Werra, wo das Weſerthal ſich erweitert). Von da zog er in gerader Richtung nach Aliſo, und Armin begleitete ihn eine Strecke, um ihn einen nähern Weg, als den gewöhnlichen, zu führen. Dadurch gerieth Varus in die Engpäſſe der Berge (zwiſchen der Weſer und den Städten Herford und Salzufeln), und kaum hatten ſeine Heerſäulen ſich im Walde verloren, ſo kehrte Armin unter einem nichtigen Vorwande um und gab das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Augenblicklich wurden alle unter den Deutſchen befindlichen „vorher von Varus erbetenen“ Römer umgebracht, und aus den Wäldern von allen Seiten brach der Hinterhalt der racheſchnaubenden Germanen. Der Himmel ſelber war mit den Deutſchen zum Untergange der Römer verſchworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen ſtrömte nieder, und die Gebirgswäſſer ſchwollen zu Strömen an. In lang ausgedehntem unordentlichem Zuge ſchleppten die Römer, beſchwert mit vielem Gepäck und matt von den Anſtrengungen des Weges, durch die engen Thäler ſich fort. Plötzlich erſcholl in dem Brauſen des Waldes und der Gewäſſer der fürchterliche Kriegsgeſang der Deutſchen. Erſchrocken ſtanden die Römer. Da wurden ſie von allen Seiten in einem Augenblick mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überſchüttet. Dann ſtürzten die Deutſchen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entſetzen ergriff die Römer; doch gelang es den Einzelnen, ſich in größere Maſſen zu ſammeln und geordneten

Widerſtand zu leiſten. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend geſtritten. In der Nacht gelang es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein feſtes Lager zu ſchlagen. Doch ohne alle Nahrungsmittel und von Feinden umringt war hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des Morgens brachen ſie wieder auf, nachdem ſie alles Gepäck verbrannt hatten, um ſich die Flucht zu erleichtern. Sie zogen auf einer waldloſen Ebene (an der Werra) hin und hielten ſo ziemlich Ordnung, erlitten aber auch hier Verluſt und kamen aufs neue in die Waldgebirge (bei Detmold). Da öffnete ſich ihnen ein unwegſames Thal, in dem ihnen aufs neue große Schaaren von Deutſchen auflauerten und ihre Niederlage vollendeten, im Teutoburger Walde, in saltu Teutoburgiensi, nach des Tacitus Bericht (wahrſcheinlich in dem Thale, darin die Berlebecke fließt unter dem Groteberg, der ehemals der Teut hieß, deſſen Gipfel mit einem doppelten Hünenringe von großen Steinen geziert iſt, alſo wahrſcheinlich heilig war, und an deſſen Fuß noch jetzt der Teutehof liegt, deſſen Beſitzer der Teutemaier heißt). Der Reſt der Römer erreichte zwar wieder einen freien Platz und ſchlug über Nacht noch einmal ein Lager auf, aber es war nur noch klein und in Eile aufgeworfen, und als ſie am dritten Morgen nicht mehr weit von Aliſo waren, traten ihnen neue Schaaren (der Lage nach Katten) entgegen, und ſie wurden völlig eingeſchloſſen. Hier (zwiſchen Oſterholz, Schlangen und Hauſtenbeck) endete der Kampf. Varus ſtürzte ſich in ſein Schwert. Nur wenige Römer entkamen nach Aliſo, von wo ſie ſich nachher unter Lucius Cäditius heimlich aufmachten und nach dem Rhein durchſchlugen. Alle andern wurden erſchlagen oder gefangen.

Armin feierte den Göttern große Opferfeſte und weihte ihnen alle Todten und alle Beute, alſo daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geſchlachtet. An den gefangenen Richtern und Advocaten nahm der Bauer grau=

ſame Rache, weil ſie ihm am verhaßteſten geweſen. Einem wurde die Zunge durchſtochen mit den Worten: „Nun züngle, Schlange!“ Die noch übrigen Römer mußten Sklaven werden.

Als die Römer am Rhein von dieſer Niederlage hörten, verſtärkten ſie ſich in aller Eile, denn ſie glaubten nicht anders, als daß die Deutſchen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Eilig ſandte man nach Rom um Hülfe. Kaiſer Auguſtus ſtieß verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Jeder alte Schrecken des deutſchen Namens erwachte neu. Man dachte an die Kimbern und Teutonen, man dachte an den Sklavenkrieg. Die deutſche Leibwacht des Kaiſers und alle Germanen, die im römiſchen Kriegsdienſte ſtanden, wurden ſchnell in entlegene Gegenden geſchickt. Ein unermeßliches Heer wurde nach Gallien aufgeboten, und die Furcht vor den Deutſchen war ſo groß, daß die Römer ſich weigerten, gegen ſie zu dienen, und Auguſt jedem Feigen mit der Todesſtrafe drohen mußte.

Die Deutſchen aber machten alle dieſe Vorkehrungen unnöthig, denn ſie blieben ruhig in ihrem Land und begnügten ſich, alle Feſtungen und Heerſtraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerſtören und dieſen Fluß wieder zur Gränze zwiſchen dem freien Deutſchland und dem Römerreiche zu machen.

II. Der Pietismus.

(1828 und 1836.)

Wie der Proteſtantismus den Uebergang vom Sinnlichen zum Verſtande, ſo bezeichnet der Pietismus den Uebergang vom Verſtande zum Gemüth. Iſt aber dieſer Kreislauf vollendet, hat Vorſtellung, Begriff und Gefühl, jedes in einſeitiger Herrſchaft ſich durchgebildet, ſo werden ſie in harmoniſcher Durch-

dringung von Neuem die Idee gebären. Der Pietismus wird einſt den Uebergang zu einer neuen, die ganze gebildete Welt beherrſchenden, Myſtik bilden.

Der Pietismus muß nothwendig drei Criſen erleben, und wir befinden uns noch in der erſten. Er muß anfangs noch an den Proteſtantismus gebunden, noch von deſſen Einfluß beherrſcht erſcheinen, weil er von kleinem Anfang beginnend nur mühſam ſein Daſeyn unter Beibehaltung der alten Formen friſtet. Zugleich iſt dieſe Periode die politiſche und weltliche, und der Pietismus wird nicht nur durch die herrſchenden Kirchen, ſondern auch durch den Zeitgeiſt niedergedrückt. In einer zweiten Criſis aber wird er über beide herrſchend werden, und in das Extrem der Einſeitigkeit fallen. In der dritten endlich wird er mit dem Proteſtantismus und Katholicismus ſich verſöhnen und eine neue Kirche begründen.

So widerſinnig dieſe Prophezeihung in unſerer, den religiöſen Intereſſen faſt abgeſtorbenen, indifferenten, weltlichen Zeit dem großen Haufen derer erſcheinen möchte, welche gar nicht an die Zukunft denken, oder ſie nur mit Idealen weltlicher Staaten erfüllen, ſo wird doch eine kleine Minderzahl mit mir übereinſtimmen. Die Wenigen, die in dieſer Zeit von Gott erfüllt ſind, werden nicht zweifeln, daß wieder eine Zeit, wenn auch ſpät kommen werde, da das religiöſe Intereſſe jedes andere beherrſchen wird, und daß der Pietismus der Weg dazu ſey, daß in ihm die neue Verjüngung des verachteten Glaubens und die Verſöhnung der bisher getrennten Religionsparteien vorbereitet werde.

Denen, welche die Macht einer religiöſen Geſellſchaft bezweifeln, wenn ſie nicht in eine ſtarke äußere Kirche conſolidirt iſt, muß bemerkt werden, daß die Pietiſten, theils in der gegenwärtigen Zeit wirklich noch zu vereinzelt, ſchwach und vom Einfluß der bisherigen Syſteme noch beherrſcht, zu uneinig und oft zu verderbt ſind, um eine mächtige Kirche herzuſtellen; daß es theils aber auch gar nicht im Weſen des Pietismus liegt,

ſich äußerlich geltend zu machen und mit weltlicher Macht zu umkleiden. Der Pietiſt lebt im Gemüth und wendet ſich von allen Aeußerlichkeiten ab. Der Strom der Gefühle conſolidirt ſich ſchwer, und wo nur immer innerlich empfunden wird, iſt nicht einmal ein Lehrſyſtem, geſchweige denn die ſtarre Form einer ſichtbaren Kirche leicht gegründet. Dennoch iſt die Macht des Gefühls ohne alle äußern Hülfsmittel und Schutzwehren ſtark genug, ſich zu verbreiten, und die äußern Schranken fremder Kirchen eben ſo zu überſchreiten, als ſich ſelbſt äußern Verfolgungen zu entziehn. Dieſe Macht beſteht unſichtbar und unantaſtbar, und täuſcht jede Berechnung ihrer Gegner. Niemand kann verhindern, ſie dereinſt zur herrſchenden zu machen, und iſt ſie dies geworden, ſo werden wir Erſcheinungen ſehn, die niemand erwartet hätte.

Die erſten Anfänge des Pietismus zeigen noch den ganzen Einfluß des Proteſtantismus, aus dem ſie hervorgegangen. Die erſten Pietiſten wollten nur den reinen Proteſtantismus darſtellen, in derſelben Weiſe, wie die Jeſuiten den reinen Katholicismus. Daher ſind ſie auch ein vollkommenes Gegenbild der Jeſuiten. Die innige Gemeinſchaft mit Jeſus, der durchgebildete Roman der Seelenliebſchaft, die Bußfertigkeit, die Zerknirſchung, die Entzückung und die Viſionen, endlich die aufopfernde Dienſtfertigkeit, die Bekehrung der Heiden, die Miſſionen nach fremden Welttheilen ſind beiden gemein, nur daß die Jeſuiten damit heuchelten, und nur die Zwecke der Hierarchie verfolgten, während die Pietiſten das nach ihrer Meinung Gute um ſein ſelbſt willen thaten. Die Pietiſten wollten anfangs nur einen geläuterten Proteſtantismus und ſich keineswegs von der proteſtantiſchen Kirche trennen. Wo dies geſchah, war es doch immer nur im Namen des reinen Proteſtantismus, und ſchon daß es geſchah, zeugt noch von dem Einfluß des alten Syſtems. Indem ſie eine äußere Kirche gründeten, huldigten ſie noch gleich den übrigen Proteſtanten nicht ſowohl dem Gefühlsglauben allein, ſondern auch einem Wortglauben, einer beſtimmten Lehre. Daher

ſind auch ihre kleinen Kirchen ganz nach dem Typus der proteſtantiſchen gebildet. Wie die Proteſtanten ſich in Lutheraner und Reformirte trennten, ſo die Pietiſten in Herrnhuter und Methodiſten. Wie die Lutheraner ſich im nördlichen Deutſchland in einer feſten und einigen Kirche conſolidirten, und Luther gleichſam als ihren Monarchen anerkannten, ſo thaten die Herrnhuter in demſelben Lande daſſelbe, und ihr Monarch war Zinzendorf. Wie die Reformirten dagegen in der Schweiz hier Zwingli, dort Calvin anhingen, ſo folgten die Methodiſten in England hier Wesley, dort Whitfield.

Dieſe kleinen Kirchen gehören einer Uebergangsperiode an, und können keine große Ausdehnung und keinen feſten Beſtand haben. Weit wichtiger als dieſe ordinirten Pietiſten ſind die zahlloſen andern, die überall zerſtreut ſind, und die beim Mangel eines äußern Bandes ein deſto ſtärkeres innerliches vereinigt. Sie ſind die Maſſe, die noch keine Geſtalt angenommen hat, worin die Bildungen noch wechſeln, die erſt auf die Zukunft wartet, um ſich zu reinigen, zu erweitern, definitiv zu geſtalten.

In dieſem Chaos zeigen ſich eine Menge unreife und verderbte, traurige und abſchreckende Erſcheinungen. Die Gemüthskraft weiß ſich noch nicht von den Einflüſſen der Sinnlichkeit und einſeitiger Verſtandesrichtungen zu befreien. Dieſe fremden und widerſprechenden Einflüſſe richten daher große Verirrungen und Zerrüttungen in den Gemüthern an, und treiben zu Unnatur und Wahnſinn. Nicht das Gemüth iſt Schuld daran, ſondern nur die Sinnlichkeit und eine falſche Verſtandesbildung, welche ſich der im Gemüth liegenden ungeheuren Kräfte bedienen und ſie mißbrauchen. Selbſt Betrug miſcht ſich ein, Scheinheiligkeit, Eitelkeit, Eigennutz.

Alle ſeine Verirrungen hindern indeß nicht, daß ſich der Pietismus immer mehr ausbreitet und in der Achtung ſelbſt der Gebildeten immer mehr ſteigt. Als Religion des Gemüthes iſt er ein unentbehrliches Bedürfniß derer geworden,

denen der Wort= und Denkglauben der Proteſtanten nicht mehr genügen konnte.

Der Pietismus findet am meiſten Anhang unter den niedern Klaſſen der Geſellſchaft, theils weil dieſe minder verdorben ſind als die höhern, theils weil ſie nicht ſo ſehr in den Genüſſen der Erde ſchwelgen, um den Himmel darüber zu vergeſſen. Da, wo das feine Gift der Unſittlichkeit und die hochmüthige Weltklugheit noch nicht ſo tief eingedrungen, iſt das Gemüth noch friſch und ſtark, der höchſten und längſten Entzückung fähig. Und da, wo äußerlich Noth und Mangel, Verachtung und Unfreiheit herrſchen, ſucht der Menſch ſich gern die innerliche Freiheit, das innerliche Glück. Es ſucht den Himmel, wem die Erde nichts bietet. Und ſollen wir die innere lebendige Wärme, welche die großen Maſſen des Volks im Pietismus ergriffen und ſie freundlich ſchirmt gegen den Froſt des Lebens, ſollen wir den blühenden Sinn für Liebe, der in die kleine Geſellſchaft flüchtet, weil ihn die große zurückſtößt, ſollen wir die innere Erhebung mißbilligen und verdammen, die den Frommen den letzten Reſt von menſchlicher Würde ſichert, wenn Niedrigkeit, Armuth und Laſter ſich verbunden, ſie niederzutreten. Es iſt der niedrigſte Stand, es ſind die Armen, welche die Maſſen der pietiſtiſchen Geſellſchaften bilden. Iſt es nicht ein ſchöner Zug dieſes Volks, daß es in der eignen Bruſt den Stern findet, der ihm in der Nacht des Lebens leuchtet? Iſt dieſe verachtete Frömmigkeit nicht die einzige Schutzwehr gegen thieriſche Abſtumpfung und Niederträchtigkeit, wie gegen frivole oder verzweifelte, zu Revolutionen führende Entſchließungen? Ein Umſtand wird dem Pietismus beſonders jetzt günſtig, der Mangel an öffentlichem Leben und der Eigennutz, der das Privatleben zerrüttet. Während der Engländer ſeine große Staatsthätigkeit, der Franzoſe ſeine geſelligen Genüſſe, der Italiäner ſeine Natur beſitzt, findet der Deutſche den Himmel nur in ſich ſelbſt. Die Langweiligkeit des Staatslebens, die Perfidie der bürgerlichen Geſellſchaft und oft zugleich die Einförmigkeit

der Natur und des häuslichen Lebens machen ihm, wie die Wonne frommer Herzensergießung, ſo die Geſellſchaft theuer und unentbehrlich, die mit ihm die gleiche Geſinnung theilt, und es verbindet ſich damit eine eigenthümliche Sehnſucht, welche die Deutſchen von allen Parteien immer ausgezeichnet hat, eine abgeſchloſſene Gemeinde der Heiligen, der Auserwählten, der Apoſtel einer Idee zu bilden. Dies war und iſt das ſtärkſte Band unter den Separatiſten.

Wir haben aber geſehen, wie ſich in neuerer Zeit theils im Schooße der Theologie ſelbſt, theils von Seiten der Philoſophie, Poeſie und Naturwiſſenſchaft her eine neue Myſtik gebildet und dieſem pietiſtiſchen Weſen in den niedern Claſſen der Geſellſchaft, wenn noch nicht eng angeſchloſſen, doch genähert hat, um ſich künftig mit ihm zu durchdringen, und dadurch im Boden des Volks anzuwurzeln. Wenn ſich das tiefere religiöſe Bedürfniß im Volk und dieſe gebildeten Geiſter begegnen, ſo iſt allerdings zu hoffen, daß die Kirche nach und nach von ihrem innerſten geiſtigen Mittelpunkt und von ihren unterſten Keimen her eine Regeneration erleben werde. Wir ſehen, wie Katholiken und Proteſtanten auf gleiche Weiſe nach dieſer innern Mitte ſich neigen, und auch dieſes Schisma der Gemeinden kann nur von innen aufgehoben werden, und muß wie eine in zwei Hälften zerbrochene Schaale aus einander fallen, wenn erſt der innere ganze volle Keim gereift iſt.

Nicht mit Unrecht hat man die Myſtik die Nachtſeite des Lebens genannt. Die Nacht hat ihre Geſpenſter, aber auch ihre Sterne. Wenn es lichter Morgen iſt, und die lärmenden Geſchäfte uns in Anſpruch nehmen, denken wir nicht mehr daran, weder an die Geſpenſter noch an die Sterne. In der gegenwärtigen politiſchen Aufregung können myſtiſche Schriften nur wenig Aufmerkſamkeit erregen, ja es bedurfte dieſer Aufregung nicht erſt, auch vorher herrſchte in der Literatur ein ſo lauter Lärmen, daß die Werke der ſtillen und geheimnißvollen Nacht darüber faſt vergeſſen wurden.

Ueber Geſpenſter zu klagen, geht an; am beſten, man lacht darüber. Aber warum klagt man auch die ſtillen Sterne an, daß ſie über den Wolken und über der Sonne fortleuchten, auch wenn wir ſie nicht ſehen? Ehren wir die Geſchäfte des Tages: doch was haben uns die Augen des Himmels gethan, die unſichtbar über uns wachen, daß wir ſie ſchelten ſollten? Wohl kommt jedem die Stunde der Nacht, da er ſehnſuchtsvoll aufblickt zu den Sternen, und hineinblickt in den noch tiefern Sternenhimmel der eignen Seele.

III. Griechen und Römer.

(1835.)

Ehe noch der Römer am Menſchlichen die Thatkraft hervorhob, hob der Grieche die Schönheit hervor; ganz ebenſo wie die mildere Bildung der Inder der männlicheren der Perſer vorangegangen war. Es iſt alſo nicht ganz wahr, daß erſt die geſättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt, wie Schiller ſagt; die Kraft kommt bei den Völkern, wie bey'm Individuum, erſt in einem ſpätern männlichen Alter.

Der Grieche faßte die Welt unter dem Geſichtspunkt des Menſchen, den Menſchen unter dem Geſichtspunkt des Schönen auf. Das Höchſte, was er leiſtete, war eine ſchöne Kunſt, darin der Menſch die Hauptrolle ſpielte. Als ſolche iſt die griechiſche Plaſtik allgemein anerkannt; die Bildung ſchöner Menſchen war die höchſte Aufgabe der griechiſchen, das ganze öffentliche Leben durchdringenden Kunſt. Ihre Statuen, die uns noch erhaltene ſteinerne Götterwelt, war der treueſte Spiegel ihres Lebens. Ja ſelbſt ihre Baukunſt fügte ſich dem plaſtiſchen Prototyp; in der Säule, der Karyatide näherte ſie ſich der Statue, und in ihren einfachen Verhältniſſen der ſchönen Glätte und dem edlen Ebenmaaß des menſchlichen Körpers; während im Gegentheil die ganze orientaliſche Baukunſt nur ein kühner und wunderlicher Verſuch ge-

weſen war, das Weltall, oder mindeſtens die Berge, die ungeheuren Natur-Schöpfungen und ihren Reichthum in überladenen und phantaſtiſchen Kunſtgebilden darzuſtellen, in denen namentlich die menſchliche Geſtalt ſo oft durch Symbole in Thier- und Pflanzenformen verzerrt worden war, daß die Strenge, womit die Griechen das rein Menſchliche feſthielten, nur als eine natürliche Rückwirkung dagegen erſcheint.

Aber der Grieche war kein Aegypter, der etwa die Schönheit nur im todten Bilde hätte genießen wollen; ſeine Plaſtik war nur das Nachbild einer lebendigen Plaſtik, die er in ſeiner Gymnaſtik, ja ſelbſt in ſeiner Hetärie ausbildete. Und eben deshalb iſt Lykurgs Geſetzgebung, die man ſo oft nur als eine Anomalie und hiſtoriſche Sonderbarkeit darſtellt, gerade der eigenſte Ausdruck des griechiſchen Lebens. Dieſe ganze Geſetzgebung hatte die Schönheit der Menſchen, deren Pflege und Erhaltung zum Zweck, und eben dies war die, hier nur klar ausgeſprochene, ſonſt aber überall auch unwillführlich vorſchlagende Tendenz des alten Helenenvolks. Wie die Religion, ſo auch die Sitte und der Staat ſelbſt dienten dem Schönheitsſinne der Griechen. Sie waren nicht ſchöner, weil ſie frey waren, ſie erhielten ſich frey, um ſchön, um καλοικαγαθοι zu ſeyn, was eben die Bezeichnung des freyen Griechen im Gegenſatz gegen Sklaven und Barbaren war. An ihr ganzes Weſen muß der äſthetiſche Maaßſtab gelegt werden, den ſie ſelbſt daran legten.

Indem ſie die Ausſchweifungen der Orientalen, die grotesken Symbole der alten Prieſter und die koloſſalen Erfindungen deſpotiſchen Uebermuthes vermieden, gelangten ſie zu jener Claſſicität, die ihren Schönheitsſinn an eine beſtimmte, obwohl mehr natürliche und gefühlte, als ſklaviſch erlernte Regel band. Allein dieſe vollkommenſte Ausbildung der Form in ihrem Leben, in ihrer Kunſt und ſelbſt in ihren Gedanken deckte nicht ganz den Mangel innerer Tiefe zu. Sie kehrten die heitere Seite des Daſeyns hervor, ſie bewegten ſich auf der Oberfläche

der Dinge mit einer Grazie und Fröhlichkeit, in der zum erſtenmal der ganze Reiz des irdiſchen Lebens aufblühte; in dieſem glücklichen Volk lächelte der Genius der Menſchheit zum erſtenmal ganz frey und ſorgenlos, und das Reich der Scherze und des Witzes that ſich den erſtaunten Erdenkindern auf, und ein unzählbares Heer jubelnder und neckender Geiſter zog im Gefolge des weinumkränzten Bachus mit jeder griechiſchen Colonie zu den finſterblickenden Barbaren, und Amor verführte die alten Götter, daß der höchſte ſelbſt vom Himmel ſtieg, das luſtige Erdenleben mitzumachen; — aber all' dieſer ſelige Leichtſinn war nur ein vergänglicher Rauſch, über dem die Griechen den tiefen Ernſt der Dinge vergaßen. In ihrer fröhlichen Bezauberung dachten ſie nicht an die irdiſche, noch an die ewige Zukunft. Ihre Lebenskräfte muthwillig verſchwendend, giengen ſie unter, und ihre Staaten wurden zertrümmert, wie ihre Bildſäulen; aber welchen Troſt nahmen ſie mit? Ihre Vorſtellungen vom Jenſeits waren ganz ſo öde und ärmlich, als ſie ſich das Dieſſeits reich und lieblich ausgeſchmückt hatten. Sie lebten nur für dieſe Welt, und lächelten in die dumpfe Zukunft hinein, wie ein von Barbarenhand geſtürzter Apoll noch die Trümmer und den Sumpf umher mit dem Blick von Marmor anlächelt.

Die ſtolzen Römer, durch ihre Abſtammung und durch ihre Lage den Griechen nahe verwandt, bildeten ſich dennoch in einer andern, nämlich rein in der praktiſchen Richtung aus. Bey ihnen galt Thatkraft Alles, ſie wollten nicht die Schönheit, ſondern die Kraft, die im Menſchen liegt, ausbilden und in den großartigſten Thaten verherrlichen. Und damit dieſe Kraft in ihrer ganzen Fülle gleichſam ſyſtematiſch ſich entfalten könne, begann ſie mit dem kleinſten und unſcheinbarſten Anfange, um bis zur koloſſalen Schöpfung eines Weltreichs ſich auszubreiten. Wie der Grieche, ſtellte auch der Römer das Menſchliche dem Nationalen entgegen; wie aber der Grieche mehr den einzelnen Menſchen durch Kultur ſchön auszubilden

unternahm, ſo trachtete der Römer nach der Civiliſirung der ganzen Menſchheit in einem einzigen ungeheuren Staate. Die Mittel dazu waren ihm Eroberung nach auſſen, bürgerliche Freiheit nach innen. Nie aber eroberte der Römer für ſich, oder erkämpfte die Freiheit und mordete die Tyrannen für ſich, ſondern er that dies alles für die Idee des Staats, die von allem ſeinem Thun und Denken unzertrennlich war, für die Republik. War nicht einmal der Grieche, ſo viel er auch auf ſich ſelbſt hielt, ein Egoiſt im modernen Sinne dieſes Worts, weil er in ſich wie in Andern nur das Menſchlichſchöne bildete und ehrte, ſo war es der Römer noch weniger, der ſich in jeder Hinſicht für ſeinen Staat opferte und eben darin die höchſte Tugend oder Manneswürde erkannte.

Daher beſtand der Charakter der Römer in ihren Thaten. Es giebt Völker, die man nicht an dem erkennt, was ſie thaten, deren Religion, Sitten, Wiſſenſchaft und Poeſie viel wichtiger ſind, als ihre Thaten und Schickſale, z. B. die Inder; bey den Römern findet man aber im Gegentheil faſt nichts Ausgezeichnetes, als allein ihre Thaten. Ihre Bildung entlehnten ſie von den Griechen, ihre Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt diente ihrem Staate, und dieſer Staat ſelbſt geſtaltete ſich unaufhörlich mit ihren Thaten um. Wer die letztern ſchildert, ſchildert auch das Volk.

Aber eben darin lag der innere Widerſpruch dieſer römiſchen Republik, daß ſie, ſcheinbar der Thaten Zweck, nur deren Mittel war. Die Helden opferten ſich in unſterblichen Kämpfen dem Daseyn der Republik, und doch hatte dieſes Daseyn keinen andern Werth, als indem es wieder Helden erzeugte. Dieſe Beſtimmung der Republik glich allerdings der des ganzen Menſchengeſchlechts, denn zu was Anderm ſind wir alle geboren, als zum Kampfe? und das Gefühl einer ſo allgemeinen Wahrheit durfte die Thatkraft der Römer wohl anfeuern. Allein es war ein ungeheurer Uebermuth der Kraft, allen natürlichen Entwicklungen der Geſchichte vorgreifen, und an die Stelle aller

natürlichen und motivirten Kämpfe einen einzigen großen künſtlichen und unmotivirten Kampf ſetzen zu wollen. Der Römer kämpfte nur, um zu kämpfen, er riß die halbe Welt in ſein tolles Gladiatorenſpiel hinein ohne andern Zweck, als um den Ruhm ſeiner Republik zu vermehren. Der ganze römiſche Staat war, was ein Athlet, ein alles herausfordernder Germane, und was noch jüngſt Napoleon war. Seinem Thatendurſt lag kein höheres Motiv zum Grunde. Denn Civiliſation, und zwar nur eine ſehr materielle Civiliſation der eroberten Provinzen war die natürliche Bedingung ſeiner Siege, aber nur um dieſe Siege war es ihm zu thun, nicht um die Segnungen der Kultur bey einem allgemeinen Frieden der Völker. Nicht der Einzelne, aber der Staat war ein Egoiſt, ein Räuber und Tyrann im Großen, und indem er ſich anmaßte, der weltgeſchichtlichen Emancipation, die erſt allmählig durch eine wunderbare Fülle der verſchiedenſten Thaten aus den verſchiedenſten Motiven voranſchreitet, durch eine einförmige und grund- und rechtsloſe Eroberung, durch Thaten, die zwar groß, aber immer zu ſehr nach Einem Schnitt waren, zuvorkommen zu wollen, riß er ſich durch einen ungeheuren Frevel in einen verdienten Untergang, und wurde nicht einmal der Ehre gewürdigt, in der Glorie ſeines Heldenthums zu fallen, ſondern fiel in weibiſcher Entartung, nachdem ſeine Kraft in Feigheit, ſeine Todestreue in Lug und Trug, ſeine Freiheit in die ſchändlichſte Deſpotie verkehrt worden war, durch fremde, durch deutſche Kraft.

Nachdem das römiſche Weltreich mit ſeiner Kultur und mit ſeiner über alle Nationen hinaus greifenden, ſie alle verſchlingen wollenden Republik für alle die Völker, die es wirklich erreichte, einen allgemeinen Abgrund des Verderbens geöffnet hatte, konnte das menſchliche Geſchlecht ſich nur durch den Gegenſatz regeneriren; es mußte gegen die entartete Kultur bei der Natur, gegen die entartete Republik bey der Nationalität Hülfe ſuchen.

L e o.

I. Die Italiener.

(1829.)

Es kann zunächſt als wunderbar erſcheinen, nachdem ſo gründlich=verſchiedene Charaktere der einzelnen Staaten und Bevölkerungen in Italien hervorgehoben ſind, auch von einer gemeinſamen italieniſchen Volksthümlichkeit, auch von einem allgemeinen Charakter der Italiener zu reden. Desungeachtet iſt ein ſolcher vorhanden, und in einer Schärfe vorhanden, ja mit Eigenſchaften ausgeſtattet, welche den Neid wenigſtens der Teutſchen erregen könnten; nur muß man bei der Beurtheilung des Italieners den moraliſchen Standpunkt des teutſchen oder überhaupt nordiſchen bürgerlichen Lebens vergeſſen und bedenken, daß die Moral der niederen Kreiſe überall im Leben bei weitem weniger die Hervorbringung geiſtiger Thätigkeiten als phyſiſcher Bedingungen des äuſſeren Lebens iſt.

Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zone; die einfache und erſte Folge dieſer klimatiſchen Stellung iſt, daß ſich der Menſch freier von nothwendigen Bedürfniſſen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat zu genießen. Einige Bedürfniſſe, für welche der Bewohner nordiſcher Regionen zu ſorgen hat, kennt der Italiener, beſonders der aus den ſüdlichern Landſchaften, faſt gar nicht; andere ſchwinden ſo zuſammen, daß ſie kaum mehr Bedürfniſſe zu nennen ſind. Das Wenige, deſſen der Menſch nothwendig bedarf, giebt das Land faſt überall im Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit iſt nöthig, um für den

gemeinen Mann, in Beziehung auf ſein phyſiſches Leben, dieſelben Reſultate zu geben, als bei uns in Teutſchland. Der Menſch fühlt ſich alſo freier, er kömmt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Beſſerem daſein könne, als in geiſttödtender körperlicher Anſtrengung ſein Leben als eine Marter zu empfinden. Er ſucht und findet leichter Muße, und weil dieſe Muße zunächſt nur in der Freiheit von Beſchäftigung beſteht, wird ſie ihm die Quelle des Müſſiggangs, der Spielſucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während ſie ihn auf der andern Seite nie zu der unmenſchlichen Stumpfheit herabſinken läßt, zu welcher nordiſcher Pöbel durch das Uebermaß geiſtloſer Arbeit in der Regel verdammt iſt. Der Italiener hat mehr Zeit zu reflectiren, und weil der Sohn die gebildetere Reflexion des Vaters als Kind ſchon vor Augen hat, kommt er ſchneller aus dem kindlichen Gebundenſeyn zu einer freiern Stellung gegen die Welt. Die Sprache leiſtet hierbei bewunderungswürdige Dienſte: ihre Leichtigkeit, ihre Verſtändigkeit, die ungetrübten Anſchauungen, die reinen Abſtractionen, welche ſie bietet, der einfache Mechanismus, in welchem ſie ſich bewegt, Alles trägt dazu bei, in Italien ſchon das Kind zum Herrn dieſes Elements zu machen, während der Teutſche gewöhnlich Zeitlebens damit kämpft und nur Wenige dazu kommen ſich mit der Klarheit und einfachen Natürlichkeit auszudrücken, die man in dem Munde jedes Italieners findet, der nicht durch Einmiſchung einer fremden Bildung in der ſeinigen getrübt iſt.

Die Mühſeligkeit dieſer Freiheit der geiſtigen Betrachtung läßt dieſelbe zunächſt in einem ſchlechten Lichte erſcheinen. Bedürftigkeit iſt ſo oft die Quelle der Liebe. Würde die Mutter das Kind mit gleicher Liebe umfaſſen, wenn ſie wüſſte, daß es ihrer nicht im mindeſten bedürfte? Würde das Kind mit gleicher Liebe an den Aeltern hängen, wenn es in einem Alter, wo der Einfall des Augenblicks noch Alles über daſſelbe vermag, die Erfahrung machte, daß es auch ganz ohne die Aeltern beſtehen könne? — In Italien iſt zwar die Bedürftigkeit nicht ganz auf-

gehoben, was an ſich unmöglich iſt, aber im Verhältniß zu Teutſchland iſt ſie ſehr verringert, und ſo iſt die nächſte Folge, daß die natürlichen Bande der Liebe in dieſem Lande weit loſer ſind, als wir gewöhnlich glauben, daß ſie ſein müßten. Aeltern und Kinder trennen ſich leichter von einander; geſellſchaftliche Verhältniſſe wurzeln nie ſo tief im Gemüthe, oder vielmehr, da der Italiener von Jugend auf eine reflectirende Poſition einnimmt, ſo hat er das, was man Gemüth nennt, nur noch in der Form der Leidenſchaft, d. h. es hat nur da auf ſeine Denk- und Handlungsweiſe Einfluß, wo es, durch gewaltſame Erregungen unterſtützt, mächtig genug iſt, temporär die Reflexion zu beſiegen. Ein Gemüth, dem der Kampf mit den Foderungen des reflectirenden Verſtandes erlaſſen oder auch nur leicht gemacht wäre, kennt der Italiener nicht, und ſehr oft finden ſich Perſönlichkeiten, in denen der reflectirende Verſtand alles Gemüth todt geſchlagen und dadurch eine Einfachheit des Handelns und Denkens erzeugt hat, von der ein Teutſcher ſelten eine Vorſtellung gewinnt. Wenn der Mangel an Pietät, an Gutmüthigkeit den Nordländer in Italien zuerſt empört, ſo iſt das Bemerken dieſer Reflexion, die andere Menſchen lieber braucht als ſich ihnen hingiebt, auf jeden Fall ſich frei von ihnen weiß und ſie wie Dinge anſieht, geeignet ihn überall Teufel erblicken zu laſſen und ihm Italien als eine Hölle voll Falſchheit und Mistrauen zu conſtituiren. Am Ende iſt nur das Gemüth des Nordländers ein unebener Spiegel, in welchem ſich die einfache Verſtändigkeit des Italieners zur Caricatur verzieht. Wie möchte einem Italiener zu Muthe werden, wenn er all die krankhaften Gemüthszuſtände unſerer nordiſchen Welt kennen lernte: mit Abſcheu würde er ſich ſchwerlich abwenden; um den zu erregen, wäre der Gegenſtand zu ſchwächlich; aber des Ekels und Mitleids könnte er ſich gewiß nicht erwehren.

Es iſt nothwendig, daß, wo das Volk im Allgemeinen ſich in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung leichter frei weiß und frei bewegt, wo ihm Pietät und das Gefühl geiſtiger Unter-

ordnung abgeht, daß da überhaupt die niederen Claſſen eine ganz andere Stellung zu den höheren einnehmen als bei uns. In Italien iſt der Pöbel nicht demüthig; er fühlt ſich den höhern Ständen gegenüber in einer gewiſſen geiſtigen Kraft; denn ſeine Verhältniſſe liegen jedem Einzelnen klar vor Augen, er genügt jeder Foderung, die ſeine Lage an ihn macht, und was er nicht braucht, verachtet er; zugleich fühlt er ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit hinſichtlich ſeines phyſiſchen Beſtehens. Nicht als eine höhere geiſtige Befähigung erſcheint dem gemeinen Italiener die höhere Bildung des vornehmern, ſondern nur als Reſultat eines Mehr oder Weniger an Geldmitteln. Mit Selbſtbewuſſtſeyn, mit Höflichkeit, die er zu gewinnen ſucht, aber ohne innere Erniederung, zuweilen mit Gleichgültigkeit und Grobheit und mit dem Gedanken, daß der Tod Allen gleichermaßen beſchert ſei und daß es in der Hand des Muthigen liege, dem Uebermüthigſten dies Naturgeſetz der Gleichheit auf jeden Fall überzeugend genug zu demonſtriren: mit ſolchen Prädicaten tritt der Mann gemeinern Stammes dem Vornehmern entgegen.

In unſerer Zeit, wo die Verhältniſſe der italieniſchen Staaten durch auswärtige Mächte garantirt ſind, kann die Geſinnung und der Charakter der untern Stände als ſehr indifferent in politiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht angeſehen werden; allein ſo lange Italien ſich ſelbſt überlaſſen war, alſo in der Zeit, wo die meiſten Inſtitute und die Sitten des gewöhnlichen Lebens, wie ſie größtentheils noch beſtehen, ihre Geſtalt erhielten, in dieſer Zeit war das Volk in allen italieniſchen Staaten von der höchſten Bedeutung, mochte die Verfaſſung nun eine ſolche ſein, wo ihm eine Mitwirkung bei Geſchäften und Angelegenheiten, welche das gemeine Weſen betrafen, zugeſtanden war, oder nicht; denn in letzteren griff das Volk oft gewaltſam ein, und wenn dies verhütet werden ſollte, mußten die regierenden Stände oder Herren dieſelbe wenigſtens mit bei weitem mehr Berückſichtigung behandeln, als uns der Pöbel zu verdienen ſcheint. Die Kraft, die im gemeinen Volke iſt, dies, daß der Einzelne, der zum Pöbel

gehört, mehr Zeit hat zu reflectiren und zu phantaſiren, daß er nie durch Mühſeligkeiten und Mangel innerlich gebrochen, ſondern allenfalls nur wüthend gemacht wird, dies iſt es, was in Italien frühzeitig eine gewiſſe demokratiſche Richtung ſich entwickeln läſſt.

Dieſe demokratiſche Richtung iſt dann aber nicht bloß eine halbe, ſie erſtreckt ſich nicht bloß auf das Heben gewiſſer Bürgerclaſſen, etwa der Grundbeſitzer oder der in den Städten Angeſeſſenen, oder gewiſſer Gewerke, ſondern ſie iſt durchgreifend; bis zu dem gemeinſten Fachin iſt das Bedürfniß eines freien Raiſonnements und die Luſt an öffentlichem Handeln vorhanden. Natürlich kann ſich eine ſolche Luſt in wirklich demokratiſchen Formen nur dadurch bethätigen, daß ſie entweder ſofort mit der heilloſeſten Anarchie anfängt oder bald dazu gelangt; daß es auf dieſe Weiſe nicht gehe, mochte ſelbſt der gemeinſte Haufe bald einſehen, ſo nahm er alſo in Italien denſelben Ausweg, der ſchon im alten Griechenland ſo häufig betreten ward, er erhob Tyrannen. Dies waren entweder Anführer, wie ſie das Volk und der Zufall im Augenblick ausbrechender Tumulte an die Spitze ſtellte, oder es waren Leute aus höhern Ständen und mit umfaſſendern Mitteln, welche die Natur des Volks recht wohl kannten, ſie berechnet hatten und die Kraft, die ſie in derſelben fanden, anzuwenden wuſſten, um ſich emportragen zu laſſen. Die Letztern waren die einzigen von bleibendem Einfluß, die Erſtern wurden gewöhnlich in Verhältniſſe geſtellt, denen ſie nicht gewachſen waren, und gingen ſchmählich zu Grunde.

Wenn wir im Mittelalter ſehen, wie in Italien in jedem Staate die Volksclaſſe, welche der herrſchenden zunächſt ſteht, nach Theilnahme an der Regierung ſtrebt, wie ſo die Hoheitsrechte von den Königen und ihren weltlichen Fürſten zuerſt an die Biſchöfe, von dieſen an die ſchöffenbar-freien Bürger, von dieſen an alle Bürger kommen, werden wir Italien als durch einen gewiſſen Freiheitsſinn ausgezeichnet, als ein Land anerkennen müſſen, deſſen Bewohner mit regem Intereſſe für öffentliche

Angelegenheiten, begabt ſind. Aber wie Italien das Land der Freiheit genannt werden kann, mit demſelben Rechte kann es auch das Land der Tyrannei genannt werden: denn wo irgend jener Kampf gewiſſer höherer Bürgerclaſſen, alſo einer ariſtokratiſchen Partei gegen eine demokratiſche Partei in dem Staate entſtand, da trieb die letztere immer Tyrannen in die Höhe und zwang dadurch auch die Gegenpartei, um mit ähnlicher Energie auftreten zu können, ihren Führern eine Gewalt anzuvertrauen, die nur gar zu leicht in tyranniſche Herrſchaft ausarten mußte.

Italien iſt alſo das Land der Volksfreiheit wie der Tyrannei, und ſeine Tyrannen haben in ihrem Uebermuthe gegen ihre Feinde, da ſie gegen ihre eigne Leidenſchaft durchaus kein Gegengewicht hatten, das Scheußliche ſelbſt zuweilen übertroffen. Wir ſchließen hieraus ganz richtig, daß die Freiheit der Italiener keine ſittliche Grundlage habe; und dieſe ſittliche Grundlage fehlt deshalb, weil der einzelne Italiener, inwieweit er innerlich frei iſt, es durch die Natur iſt; weil geiſtige Freiheit in Italien nicht das Reſultat ernſten und tiefen Ringens des Menſchen in ihm ſelbſt, ſondern eine göttliche Gabe und ein Product der Muße iſt, die jedem Italiener ſo leicht zu Theil wird. Die Freiheit des Italieners iſt durch die Art, wie ſie producirt wird, Etwas, was in der Noth nicht Stich hält; durch die Wirkung allgemeiner Kräfte iſt es hervorgerufen und eben dadurch wird es zertrümmert, ſie iſt nichts innerlich, nichts ſittlich Feſtgeſtelltes. Der einzelne Italiener, wie er leicht dazu kommt, für ſich alle Freiheit in Anſpruch zu nehmen, kommt eben ſo leicht dazu, ſie Andern ganz zu rauben.

Es reduciren ſich alle dieſe Erſcheinungen immer wieder auf jene Bemerkung, daß der Italiener durch die Sorgloſigkeit des Lebens, die Gemüthloſigkeit ſeiner Umgebung, die Leichtigkeit ſeiner Sprache als Knabe dazu kommt, ſich in reflectirendem Denken zu verhärten und ſich gegenüber Alles nur als ihm innerlich fremde Gegenſtände zu betrachten. Im Gegenſatz der nordiſcheren Nationen Europa's ergiebt ſich hieraus der Unter-

ſchied, daß der Italiener als einzelne Perſönlichkeit im Durchſchnitt ſchöner, einfacher, in ſeiner Weiſe vollendeter, mit einem Worte mehr als ein ganzer Menſch daſteht, aber ſowie allgemeine, ſittliche Beziehungen zu Familie, zum Staat eintreten, häſſlicher erſcheint; während bei jenen viele Tauſende von einzelnen Perſönlichkeiten geiſtig verſtümmelt und verkrüppelt werden, um durch dieſe Verkrüppelung den Platz, den ihnen das Ganze beſtimmt, beſſer zu erfüllen: ſo daß alſo der Vorzug der nördlichern Nationen recht eigentlich nur in der Vollendung ihrer umfaſſendern Kreiſe und öffentlichen Inſtitute, in ihrem Familien- und Staatsleben beſteht. Mann gegen Mann gehalten, würden tauſend Nordländer, die ganz eingekrüppelte Schuſter, Schneider, Gelehrte, Soldaten u. ſ. w. ſind, aufzuzählen ſein, ehe Einer ſich fände, der den Körper und Geiſt ſich ſo gewandt erhalten hätte, daß er jedes freien Genuſſes oder auch nur einer graziöſen Bewegung ſeiner Gliedmaßen fähig wäre; während im Süden, in Italien wenigſtens, gerade der entgegengeſetzte Fall eintritt, und irgend eine Bäuerin aus dem Latinergebirg oder irgend ein Bewohner Venedigs, aus wie niedrigem Stande er auch ſein mag, was Haltung und Genußfähigkeit, was perſönliche Energie und Entſchloſſenheit anbetrifft, dreiſt nicht nur allen ihren Standesgenoſſen in Teutſchland die Spitze bieten dürften, ſondern gewiß tauſendmal auch Glieder weit gebildeter Stände dieſes Landes durch eine Zuſammenſtellung beſchämen würden. Der Italiener iſt als Einzelner immer etwas werth, der Teutſche gar zu oft nur als Glied eines größern Ganzen.

Faſſen wir nun die Eigenthümlichkeit der italieniſchen Nation ſo, daß in ihr die Perſönlichkeit des einzelnen Subjects eine weit größere Berechtigung prätendirt und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung ſtattfindet, ſolange nicht eine höhere Macht gewaltſam zuſammenbindet; ſo wird uns zugleich begreiflich werden, wie in Italien die Wirkung gewiſſer allgemeiner Kräfte zu allen Zeiten weit größer war, als in anderen Ländern. Es findet nämlich in dieſer Hinſicht

daſſelbe Verhältniß ſtatt zwiſchen einer Nation, bei der die allgemeinen Beziehungen Kraft haben und das Subject zurücktritt, und einer Nation, bei welcher durchaus die Einzelheit auf ihrem Recht beharrt, wie zwiſchen einem Sandfelſen und einem Haufen Sandſtaub. Während Sturm und Wogen lange, lange vorüberbrauſen, ohne jene Geſtalt bedeutend zu verändern, giebt dieſer jedem Eindruck nach, der von auſſen an ihn gebracht wird. In keinem Lande, Griechenland etwa allein ausgenommen, haben Geld, haben Noth und Gewalt ſo große Wirkungen hervorgebracht, als in Italien; in keinem Lande hat ſo oft und ſo mächtig Weiberſchönheit die wichtigſten Verhältniſſe beſtimmt, als in Italien. Solange Italien ſich ſelbſt überlaſſen war, finden wir einen ſteten Wechſel der Verfaſſungen und eine unerſchöpfliche Productionskraft neuer Formen des öffentlichen Lebens, eben weil Alles, was auf des Menſchen Phantaſie oder Reflexion, auf ſeine Sinnlichkeit oder ſeinen Eigennutz einwirkt, nirgends in der neuern Zeit eine größere Gewalt hatte, als in Italien. Welches Land auſſer Italien kann ein Beiſpiel aufſtellen, daß Wichtigkeit eines Hauſes für Geldverhältniſſe demſelben die Stellung eines ſouveränen Fürſtenhauſes erworben hat? Die Mediceer waren, bevor ſie zu fürſtlichem Anſehn gelangten, nur Banquiers: Nichts führte den alten Cosmo aus ſeiner Verbannung zurück und ſtellte ihn doppelt ſo hoch als früher, Nichts erwarb ihm in Venedig jene ſchon beinahe fürſtliche Auszeichnung, als weil ſeine Abweſenheit in Florenz drückend in allen Geldgeſchäften gefühlt ward, und ſich mit den Beſtrebungen ſeiner Freunde eine höhere Macht, das Bedürfniß eines weitern und dadurch einflußreichern Kreiſes, zu ſeiner Zurückberufung alliirte. Nichts ſtellte den erlauchten Lorenzo ſo in den Mittelpunct aller italieniſchen Verhältniſſe, Nichts machte ihn alſo auch ſeinen Mitbürgern unentbehrlicher, als weil er am großartigſten die Geldverhältniſſe aller damaligen gebildeten Staaten überſah und zum Theil leitete. Und wo iſt das Land außer Italien, wo Weiberſchönheit, ich will nicht

ſagen Kriege entzündete, ſondern ganz allein entſchied; wo Weiber durch den Genuß, den ihr Körper hoffen ließ, regierten und längere Zeit nicht bloß über weltliche, ſondern ſogar in geiſtlichen Verhältniſſen dominirten.

Weil in Italien der Einzelne ſich als ſolcher freier, iſolirter fühlt, haben hier die perſönlichen Leidenſchaften und perſönlichen Intereſſen zu allen Zeiten ein ſchwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo ſonſt in dem modernen Europa. Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenſchaften des italieniſchen Volkes kennen lernen will, dieſes Volk nicht in ſeinem Familien=, auch nicht in ſeinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufſuchen darf, wo der Einzelne ſeine Individualität unterordnen ſoll, ſondern da, wo die geiſtige Fülle des einzelnen Menſchen reich und glänzend ſich entwickeln kann, im Gebiete der Kunſt.

Wer überhaupt von der Geſchichte einer ihm fremden Nation etwas mehr kennen lernen will, als Namen und Jahrzahlen, muß darauf gefaſſt ſein, für einzelne Intereſſen, die er bei ſeiner Nation verfolgen kann, bei jener nicht den mindeſten Sinn zu finden; und will er nicht eine krankhafte und trübe Anſicht gewinnen, ſo bleibt ihm dann Nichts übrig, als auch auf die Richtungen des fremden Volks mit Liebe einzugehn, für welche das Leben im Vaterlande weniger Sinn in ihm zu wecken und zu nähren geeignet war. Wer wiſſen will, was Italien der Welt war, der muß Sinn für bildende und redende Künſte mitbringen, und er muß durch die Bewunderung jener herrlichen Kraft, die den Italiener ſo viele ewige Werke hervorbringen ließ, ſelbſt ſich die Fähigkeit erwerben, ihn auch da geiſtig anzuerkennen, wo ſich derſelbe zu anderem Thun weniger tüchtig gezeigt hat.

Uns erſcheint die Kunſt gar zu leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir beurkunden dadurch nur, daß unſerer Zeit im Allgemeinen jenes

Vermögen und jenes Bedürfniß verſchwunden iſt, welches die Kunſt ins Daſein rief.

Wie ein Pflanzenkeim, der ſich entwickelt, die unvollkommneren Umhüllungen, die eine Zeit lang das allein Sichtbare an ihm waren, abſterben läſſt, ſowie vollkommnere Theile genugſam erſtarkt ſind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen: ſo hat der Menſch im Verlauf der Geſchichte gewiſſe Perioden vorzugsweiſe gewiſſen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem ſie durchlaufen waren, eben dadurch, daß ſie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geiſtigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, ſondern ſelbſt als eine einzelne Bewegung erſchienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchſte Intereſſe des Geiſtes ausmachen konnten. Das ſicherſte Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weiſe dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchſten Wünſche des Geiſtes erwartet, iſt ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber iſt dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Reſultaten noch dunkel iſt. Gott iſt überall zu finden, und wer das Göttliche vorzugsweiſe auf Einem Wege glaubt ſuchen und darſtellen zu müſſen, zeigt dadurch nur, daß er dieſen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beſchränkten erkannt hat, daß er ihn nicht in ſeinem vollen Umfange überſieht.

Es iſt alſo das erſte Erſcheinen einer Richtung als höchſtes Intereſſe der Zeit ein Zeichen, daß der Menſch in dieſer Hinſicht noch geiſtig gebunden, noch unwiſſend iſt, daß er aber ein Bewußtſein über ſeine Unwiſſenheit gewonnen hat, daß ſie ihn drückt und er deshalb Anſtrengungen macht, auf dieſer Bahn fortſchreitend, das Ziel, zu dem dieſelbe führt, kennen zu lernen. So lange auf derſelben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewiſſen Sehnſucht, die dieſes Dunkel mit dem Höchſten, über welches die Phantaſie gebietet, erfüllt, ein, und ſo gehen äuſſere Ungeſchicklichkeit und

jene gebundene Religioſität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während ſolcher geiſtigen Zuſtände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz, eine ganze Stadt nicht bloß in Bewegung, ſondern ſogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernſt als eines der größten Zeitereigniſſe angeſehen wird. Wie die äuſſere Ungeſchicklichkeit allmälig abnimmt, der Menſch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geiſtig beſchäftigt, darſtellen will, gebietet, wird auch das religiöſe Bewuſſtſein ein freieres, und die Vollendung der Kunſt iſt zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dies iſt es, was den Gebildeten auszeichnen ſoll in jeder Beziehung, daß er das allgemeine Bedeutung Enthaltende ſeinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken laſſe. Die großen italieniſchen Künſtler haben eben ſo viel gethan für die geiſtige Befreiung und Entwickelung der Welt, als die deutſchen Reformatoren: denn ſo lange jene alten, düſtern, ſtrengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen feſſeln konnten, ſolange in der Kunſt die äuſſere Ungeſchicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geiſt ſelbſt noch in einer engen Beſchränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunſt entwickelte ſich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwickelung war gegenſeitig bedingt. Erſt als man an der Kunſt wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Claſſiker der alten Welt aufzunehmen, ſich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten claſſiſchen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Huſſiten war. Als ſich das Intereſſe jedes freieren Strebens des Geiſtes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward ſie ein Panier für Alles, was ſich geiſtig ſeit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunſt und Wiſſenſchaft zu der Religion war alſo in der damaligen Zeit keineswegs, wie ſich manche

Proteſtanten vorſtellen mögen, eine künſtliche; ſondern ein unzerreißbares Band umſchlang und verband beide, und nur gleichen Schrittes konnten ſie der Befreiung entgegengehen.

Bis zur Reformation gingen Teutſchland und Italien, dieſe früher ſo innig verſchwiſterten Länder, dieſen gleichen Schritt, ſich ſtets ergänzend und vielſeitig freundlich berührend. Seitdem ſind ſie auseinandergegangen. Italien hatte die Welt der Kunſt in ihrem ganzen Umfang zu ſeinem Intereſſe gemacht; in Teutſchland blieb das Intereſſe des Gedankens das Höchſte; Italien verſchmähte ſpäter die Freiheit teutſcher Wiſſenſchaft, Teutſchland Italiens Kunſt, und während Teutſchlands Wiſſenſchaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verſtandes zu werden drohte, iſt Italiens Kunſt zu einem frivolen Spiel geworden, welches geiſtigen Ekel erregt und eine Flucht der Religion vor der Kunſt erzeugt, wobei die Letztere ganz zu ſinnlicher Ergötzung beſtimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dies aber jetzt auch der Fall iſt, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politiſch durch fremde Intereſſen beſtimmt und auf dieſe Weiſe zurückgehalten iſt von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt, ſo ruft doch die ganze Geſchichte und jeder Schritt breit italieniſchen Landes uns zu, daß, wenn in den politiſchen Verhältniſſen in Italien das Land es war und ſeine Beſchaffenheit, welche faſt überall die Motive der Geſtaltungen hergab, und alſo die Natur hier den Menſchen beſiegte, im Gegentheil in der Kunſt der Menſch ſich als Sieger der Natur zeigte, und daß er ſich aus dieſem ganzen Lande Ein großes Denkmal ſeiner geiſtigen Herrlichkeit geſchaffen hat.

Daß dies möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italieniſche Volk eine Reihe hochbegabter Künſtlernaturen hervorbrachte; es mußte auch in jedem Individuum dieſer Nation eine gewiſſe Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden ſein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie

wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis ſich danach ſehnt und an ſeiner Vollbringung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn, das Geiſtige in der ſinnlichen Geſtalt zu faſſen, jener Sinn für das Schöne nie ſtattfinden, wenn ganze Claſſen deſſelben durch rohe Arbeit ſinnlich abgeſtumpft und ſelbſt aller graciöſen Haltung beraubt werden. Die Muße iſt die Mutter der Künſte.

In Italien hat dieſe Mutter ſo fruchtbar ſich gezeigt, daß ſelbſt der gewöhnliche Acker mit ſeinen Baumreihen, ſeinen Rohrbüſchen und Weinguirlanden, daß ſelbſt das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit ſeinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häuſern, die das ſchöne flache Dach bedeckt, daß ſelbſt die Kleidung der gemeinſten Frau vom Lande mit ihren faſt überall geſchmackvoll zuſammengeſtellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitsſinnes angeführt werden kann. Doch wer beſchreibt die Herrlichkeit einer Ausſicht über jene Kunſtſtadt Toscana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äuſſerſte Begrenzung derſelben von da an, wo Fieſole mit ſeinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheſerberge auf dem goldnen Hintergrund des weſtlichen Abendhimmels ſich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtauſendjähriger Arbeit geiſtvoller Menſchen an ſich trägt? Wie eine Waſſerlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, ſo ruht auf dieſem reizenden Boden das reizendere Florenz mit ſeinen ewigen Werken, mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palaſtes, der wie ein ſchlanker Maſt emporſteigt, bis zu Brunelleschis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hauſe der Spini bis zu dem großartigſten Palaſt, den die Welt geſehen, dem Hauſe der Pitti; von dem Garten des Franciscanerkloſters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der

Caſcinen iſt Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz iſt eine Welt für die Kunſt; die Mauern von Florenz ſind der Kelch, der die ſchönſte Blume menſchlichen Geiſtes umſchließt.

Und dies iſt nur der reichſte Edelſtein in dem Diadem, womit das italieniſche Volk die Erde geſchmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite geſetzt werden kann, verſchwindet doch faſt ſein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß ſehr armſeligen Geiſtes oder ſehr ſchwächlichen Gemüths ſein, um ſich durch irgend ein Ungemach abhalten zu laſſen, Italien in ſeiner Hoheit, und die Italiener, wie ſie der Geſchichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

II. Der Staat.

(1835.)

Wenn in der Geſtaltung der geiſtigen und körperlichen Befähigung der Völker die Natur, das natürliche Moment der Abſtammung, vorzugsweiſe als waltend betrachtet werden muß, ſo tritt doch in dem Augenblick, wo dies Naturmoment wirkliche Verhältniſſe entwickelt, bis auf einen gewiſſen Grad auch das verſtändige Denken ins Spiel, denn wo auch nur zwei Menſchen in Frieden mit einander leben, iſt es doch immer nöthig, daß zwiſchen ihnen eine Verſtändigung ſtatt finde. Dieſe kann die roheſte von der Welt ſein; ſie kann blos dies enthalten, daß der eine dem andern zum Bewußtſein bringt, er habe Krieg zu erwarten, wenn er ſich nicht füge, oder es kann blos die von der einen oder anderen Seite mit Bewußtſein erfaßte und mit Energie behauptete Gewohnheit der Familie ſein, dem Hausvater zu gehorchen; — immer wird doch etwas als Regel des Verhältniſſes, als das Recht deſſelben entwickelt, was Gegenſtand

des Bewußtſeins — wenn auch lange noch nicht des über dieſem Bewußtſein wieder ſtehenden reflectirenden Denkens wird.

Dabei muß bemerkt werden, daß nie der Inhalt des ganzen Verhältniſſes, wovon hier die Rede iſt, formelles Recht werden kann, denn das Verhältniß ſelbſt iſt ein lebendig ſich umgeſtaltendes, wie jeder ihm und jedem in demſelben ſtehenden Menſchen einwohnende Geiſt. Das Verhältniß auch nur zweier Menſchen iſt in jeder Stunde ein etwas verſchiedenes; jenes zum Bewußtſein gebrachte Recht des Verhältniſſes aber bleibt unverändert bis zu neuer Verſtändigung, und eben das, was die Glieder einer unabhängigen menſchlichen Geſellſchaft wiſſen als das für ſie geltende Recht, eben dies bildet ihren Staat. Der Staat iſt ſomit das objectiv feſtſtehende Verhältniß menſchlicher Geſellſchaft, und in ſeinem Rechte tritt der Staat dem durch Zufälligkeiten beſtimmten ſubjectiven Bewußtſein der Einzelnen, ſein Verhältniß bildenden, tritt er deren ſubjectiven Wünſchen und Handlungen als die höhere, geiſtige Macht, als eine Schranke entgegen.

Man darf dies nicht ſo verſtehen, als wären die Menſchen zu irgend einer Zeit einmal darüber von vorn herein übereingekommen, daß eine ſolche Schranke und wie ſie ſein ſolle. Ebenſowenig wie man irgend einmal eine Berathung angeſtellt hat, ob man eine Sprache haben wolle oder nicht, ob man wirklich eſſen und ſchlafen wolle, oder ob es nicht etwa beſſer ſei, dergleichen nicht zu thun: ebenſowenig ſind zu Anfange menſchlicher Dinge Berathungen gehalten worden, ob die Menſchen eine ſolche Schranke, ein Recht, einen Staat haben wollten oder nicht, denn um die Berathung über die Einführung des Staates nur halten zu können, bedurfte es ja ſchon eines wirklichen Staates unter den Menſchen, gerade wie die Sprache ſchon vorhanden ſein müßte, wenn man über ihre Einführung ſprechen wollte. Alles geſellſchaftliche Leben der Menſchen fängt mit dem Staate, mit dem Rechte an, ſo wie alle Verſtändigung mit der Sprache. Später erſt, erſt in einer

Zeit, wo willführliche Reflexion mit dem Menſchen ihr Spiel treibt; wo die urſprünglichen Kräfte ſeiner Natur ihre Gewalt verloren haben; erſt dann können die Menſchen auch in Beziehung auf den Staat eine Art Wahl haben; erſt dann können ſie auf den Gedanken kommen, es hänge von ihrer Willkühr ab, einen ſolchen oder ſolchen Staat zu haben, wie ſie dann etwa zu ihrem gewöhnlichen Gebrauche die franzöſiſche oder die engliſche oder irgend eine andere Sprache wählten. Auch da aber würde man ſehr irren, wenn man glaubte, es träte eine Möglichkeit großer Willkühr ein; vielmehr iſt der Raum der Willkühr ſelbſt in dieſem ſpäteren Fall gering, und wird beſchränkt einerſeits durch die bornirte Natur der Individuen: denn geſetzt, die deutſche Nation wollte von einem gewiſſen Zeitpunct an ganz das franzöſiſche Recht und den franzöſiſchen Staat für ſich gelten laſſen, ſo würde doch eine ganz andere politiſche Exiſtenz für einen Deutſchen daraus folgen, als welche ein Franzoſe hat. Andererſeits wird die Willkühr beſchränkt durch die Natur des Staates, durch die Natur des Rechtes. Der Staat bildet ein geiſtiges Ganzes, was gleich dem Geiſte des Einzelnen ſein ihm einwohnendes Geſetz hat, und alle Verſuche des Wahnſinnes, etwas rein willkührliches, was an die Stelle des wahren Staates treten ſollte, zu conſtruiren, etwas, was den Geſetzen der inneren Geſtaltung des Staates gleichwohl Hohn ſpricht — alle ſolche Verſuche fallen in ſich zuſammen. Die Natur des Staates überhaupt alſo iſt eine ebenſo feſte Schranke menſchlicher Willkühr als die Natur der Individuen, und eben hierin tritt die wahrhaft göttliche Macht und Erhabenheit des Staates vor Augen, daß die Bemühung der Individuen, ihn zu verunſtalten, nie ſein innerſtes Weſen treffen können, daß er verſchwindet und unter den Händen ſich auflöſt, ſo wie eine frevelhafte Hand an dieſes Innerſte taſtet.

Zwiſchen den beiden Grenzlinien, welche die Natur der Individuen und die Natur des Staates ſelbſt der menſchlichen Willkühr in Beziehung auf den letzteren vorſchreiben, liegt ein

freier Raum für diejenigen, welche durch das Schickſal mit dem Natürlich-erwachſenen und Hiſtoriſch-hergebrachten verfeindet, ſich reflectirend gegen daſſelbe wenden, und im Gegenſatz davon einen neuen Staat conſtruiren wollen, ja! in viellen Fällen ſind die Menſchen dazu gezwungen, neue Verhältniſſe gewiſſermaßen aus ſich heraus zu gebären.

Man denke ſich ein Volk, was durch Kriege bedroht in dieſen doch Sieger bleibt über alle ſeine Nachbarn, und ſich eine Reihe von Völkern der verſchiedenſten Eigenthümlichkeiten unterwirft; dies kann den unterworfenen Völkern deren alte Verhältniſſe nicht ungekränkt laſſen; es kann aber auch nur ſehr ſelten, und nur bei ohnehin ſtatt findender geiſtiger Verwandtſchaft und Bildungsähnlichkeit die eigenen Verhältniſſe auf dieſelben übertragen. Für dieſen neuen, durch Eroberung gegründeten Staat muß alſo eine Regel gefunden werden, welche ſo allgemeinen Inhalts iſt, daß ſie für alle paßt — der neue Staat kann nun nicht mehr den Charakter tragen, aus der *geiſtigen* Innigkeit eines Volkes erwachſen zu ſein, ſondern vielmehr den, frei zu ſein von aller Innigkeit und Innerlichkeit. Das Verhältniß der Individuen, welche einen ſolchen Staat bilden, iſt eben dies, innerlich nicht an einander geknüpft, ſondern blos äußerlich, bloß mechaniſch verbunden zu ſein. Ein mechaniſcher Staat dieſer Art iſt das türkiſche Reich. Türken, Griechen, Albaneſer, Servier u. ſ. w. ſind ihrer Innerlichkeit, ihrem Volkscharakter nach gänzlich verſchiedene Weſen; ihr Zuſammengehören in einem Staate kann ſich alſo auch gar nicht auf ein inneres, organiſches Band baſiren, ſondern es iſt ein äußeres, und alle Verhältniſſe, die mit dieſem Zuſammengehören in Verbindung ſtehen, ſind ebenfalls blos äußerlich dargeſtellte, mechaniſch geordnete. Das organiſche Leben rettet ſich dabei in die Kreiſe, die durch Zufall oder Schonung oder Mangel an Ueberſicht der Gründer dieſes Staates den einzelnen in dem Staate verbundenen Völkern geblieben ſind, alſo namentlich in die kirchlichen, und etwa häuslichen. In ſolchen unbeachteteren, organiſchem Leben

anheimgeſtellten Kreiſen bilden ſich oft die feſteſten Grundlagen künftiger neuer Staaten mitten in mechaniſcher Umgebung aus, ſo in dem Tempel- und Gerichtsweſen der Israeliten unter perſiſcher und ſeleucidiſcher Hoheit, bis die Makkabäer dem neuen Staate ſeine Unabhängigkeit erkämpften; ſo in dem Kirchenweſen der Neugriechen, deren neuer Staat bei feinerer Berückſichtigung ſeiner Lebensbedingungen durchaus ein geiſtliches Fürſtenthum hätte werden müſſen. — Es kann übrigens ein mechaniſcher Staat auch noch auf mannichfaltige andere Weiſe erzeugt werden, als durch das Zuſammenwerfen heterogener Volksnaturen. Bei der natürlichen, ungetrübten Entwickelung jedes Volkes gewinnen auch alle durch die Natur gegebenen Motive des Lebens eine feſte, politiſche Form; alſo z. B. ein Volk, welches vorzugsweiſe auf Landbau gewieſen iſt, wird auch die Verhältniſſe, die beim ländlichen Leben als unverwüſtlich und durch die Natur gegeben zu betrachten ſind, ſcharf entwickeln, nämlich die Verhältniſſe adeliger Freiheit und bäuerlicher Hörigkeit — wie es etwa in Polen der Fall war — ein anderes Volk, welches vorzüglich auf den Handel gewieſen iſt, wird die bürgerlichen Genoſſenſchaften, Kaufmannsgilden, Handwerkerinnungen, ſtädtiſche Gemeinden u. ſ. w. entwickeln, wie dies früher in den vereinigten Niederlanden der Fall war. Es kann aber auch ein und daſſelbe Volk zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Motive des Lebens von der Natur der Verhältniſſe zugetheilt erhalten haben, wie z. B. das deutſche Volk, bei welchem wir in der älteſten Zeit den Landbau und das Waffenhandwerk als äußere Baſis aller Lebensverhältniſſe finden, bei welchem dann aber ſpäter das Handels- und Städteleben ſo große Wichtigkeit erhielt. Hier hatten ſich die mannichfaltigſten Formen des Volkslebens in bäuerlichen, adeligen, bürgerlichen Vereinen organiſch gebildet, alles im engſten Zuſammenwirken und Zuſammenleben. Wird nun ein Staat, der ſich in einen ſo mannichfaltigen, lebendigen Organismus einſchließt, von äußerlich überlegenen Feinden angegriffen, ſo iſt die Concentration

ſeiner ganzen Kraft nothwendig, und dieſe Concentration kann gehemmt werden durch die einander feindlich begegnenden, beſonderen Intereſſen der einzelnen Organe. Jeder Stand, jede Stadt will vielleicht bei den zu bringenden Opfern weniger leiden, und es kann dadurch in dem ganzen Volke, oder doch in dem mächtigſten Theile deſſelben die Ueberzeugung erweckt werden: es ſei beſſer, dies natürlich erwachſene, organiſche Leben im Einzelnen zu zertrümmern, als das Ganze untergehen oder wenigſtens verkümmern zu laſſen. So iſt Dänemark ſchon im 17ten Jahrhundert ein mechaniſcher Staat geworden; ſo Frankreich ſofort im erſten Jahre der Revolution.

Nur ſelten iſt ein Staat in der Lage, mit einer aus Reflexion hervorgegangenen mechaniſchen Ordnung beginnen zu müſſen, weil er ſeiner Natur nach keine organiſche, in natürliche Anfänge zurückweiſende Ordnung gewinnen kann; wie dies bei den Ver. Staaten von Nordamerika der Fall war. In Nordamerika ſollte ein Staat gegründet werden, der es ſich von vorn herein zum Grundſatz machte, ſolche politiſche Gliederungen, welche durch natürliche Motive gegeben werden, nicht in ſich aufzunehmen.

Es iſt von der äußerſten Wichtigkeit, dieſen Unterſchied des Vorwaltens organiſchen oder mechaniſchen Charakters in einem Staatsleben durch die ganze Geſchichte hindurch feſtzuhalten, denn je nachdem das eine oder das andere der Fall iſt, leiſtet dieſelbe Volksnatur ganz anderes. In einem Staate, der die Intereſſen der beſonderen Kreiſe nur anerkennt, in wie fern ſie ſich einer unabhängig von ihnen gegebenen Regel fügen, in einem mechaniſchen Staate mit einem Worte, wird alles das, was durch Concentration ſinnlicher Kräfte oder der Kräfte reflectirenden Verſtandes gedeihen kann, vorzugsweiſe gedeihen; alſo: militäriſche Ordnung; fabrikmäßige Thätigkeit; diejenigen Wiſſenſchaften, bei denen es vorzugsweiſe auf ſcharfe Beobachtung des Factiſchen oder auf Conſequenz des Denkens ankommt, wie Mathematik und die Naturwiſſenſchaften; ferner: ſtrenge

Adminiſtration u. ſ. w. Dagegen alle geiſtigen Thätigkeiten, die in der Innigkeit des Lebens wurzeln, alles eigentlich geniale Walten des Einzelnen; die Kunſt; die höheren Wiſſenſchaften, die Poeſie und Beredtſamkeit; ſchöne, innige Geſelligkeit; geiſtiges Aneinanderhalten — alles das wird vorzugsweiſe Eigenthum organiſch=gegliederter Staaten bleiben. Der Charakter des mechaniſchen Staates iſt Civiliſation; der Charakter des organiſchen Staates iſt wahre Cultur. Die Macht des mechaniſchen Staates beſteht in ſinnlichen und Verſtandeskräften: Geld, Gewalt, Sinnlichkeit, ordnende Thätigkeit. Die Macht des organiſchen Staates beſteht darin, daß die Individuen, die ihm angehören, mit all' ihrem Intereſſe ihm verwachſen ſind; es ſind die Kräfte des Gemüthes im edelſten Sinne des Wortes, die dieſen Staat bauen und erhalten, und er kann geſtürzt werden nur durch abſolute, äußere Uebermacht, oder durch eine Verflachung eben der Kräfte des Gemüthes, durch ein Hingeben des Volkes an rein äußerliche Intereſſen. Als die Macht des mechaniſch aufgebauten, mechaniſch zuſammengehaltenen Perſerreiches auf Griechenland ſtürzte, blieb Hellas ungebrochen; — als aber die Tugenden, die ſich in der Hellenen organiſchem Leben entwickelt hatten, wichen, und Feilheit und Eigennutz an ihre Stelle traten, fügte ſich ihr Land ſucceſſiv unter alle mechaniſche Joche, die ihm gebracht wurden.

Tholuck.

Das in Gott verborgene Leben.

(Bruchſtück einer Predigt; am Todtenfeſte 1834.)

Laſſet uns den geheimnißvollen Strom des in Gott verborgenen Lebens des Menſchen bis zu jenem erſten Quellpunkte verfolgen, wo er ſo leiſe fließt, daß er ſchon da iſt, ehe der Menſch ſelbſt es merkt. „Gott hat gemacht — ſagt der Apoſtel — daß von Einem Blut aller Menſchen Geſchlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel geſetzt und zuvor verſehen, wie lange und wie weit ſie wohnen ſollen, daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie ihn fühlen oder finden möchten, und zwar iſt er nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und ſind wir.“ Sehet da die geheimnißvolle Stelle, wo der Born der Ewigkeit in die Zeit hineinfließt. Als der Ewige in den neugeſchaffenen Erdenſohn ſeinen Odem hineinblies, und zu ihm ſprach: du biſt mein Bild! da entſtand das Geheimniß der Menſchennatur, in welchem, wie in einem verſchlungenen Namenszuge, die Ewigkeit ſich mit der Zeit vermählt hat. Gott iſt allen Menſchen nahe, denn „ſie leben, weben und ſind in ihm.“ Von den Heiden ſagt derſelbe Apoſtel im Briefe an die Römer, daß „eine göttliche Wahrheit in ſie hineingeboren iſt, die ſie in Ungerechtigkeit aufhalten,“ d. i. nicht zu Worte kommen laſſen, daß ſie „von Natur das Geſetz Gottes wiſſen, daß auf die Sünde der Tod folgt!“ (Röm. 1, 31.) „Es giebt ein Licht, wie Johannes uns ſagt, was jeden Menſchen erleuchtet,

der in dieſe Welt kommt.“ Und in dieſem Lichte, in dieſer von Gott in uns hineingebornen Wahrheit zu leben, das, meine Freunde, iſt das verborgene Leben, es iſt das in Gott verborgene Leben, denn kein anderer als Er, aus dem es hervorquillt, weiß um ſeinen verborgenen Wellenſchlag — Er iſt es, in dem es gelebt wird. Soll ich nun den Schleier von eurer Bruſt heben, ſoll ich ſie euch deuten die vielleicht von euch ſelbſt noch unverſtandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, ſo laßt mich zuerſt euch hinweiſen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben Keines von euch gefehlt haben, wo ihr nach Etwas verlangt habt, das die ganze Welt euch nicht bieten konnte. Denn wenn über die Welt hinaus kein anderes Gut iſt als Gott, ſo hat eure Seele ſich damals nach Gott geſehnt — es ſind die Anfänge geweſen eines verborgenen Lebens in Gott. O daß nur der Menſch in ſolchen Augenblicken ſich ſelbſt verſtände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dollmetſcher würde für jene geheimnißvolle Gottesſprache, denn für wie viele ſpricht Gott, ohne daß ſie es ahnen. Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweiſen in den Momenten, die euch wohl allen bekannt ſind. Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein ſtiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch ſo tief in der Welt verſunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnſucht aufgegangen wäre, eine Sehnſucht, die du bald eine Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnſucht nach Gott, bald eine Sehnſucht nach einer Ruhe nannteſt, welche die Welt nicht geben kann. Ob dir's auch ſelber nicht bewußt iſt, du ſehnteſt dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legſt die glühende Wange an den Buſen des Freundes, du ſtützeſt das müde Haupt an die Bruſt der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen, und fühlſt dich ſo arm! „Gott hat den Menſchen geſchaffen zu ihm, darum findet das Menſchenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm.“ Mitten im Geräuſch der Geſellſchaft ergreift einen Andern jene

Sehnſucht; die rauſchende Muſik ſchweigt einen Augenblick — ein Augenblick und alles um dich und hinter dir däucht dir ein langer Traum und alle Menſchen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht feſthältſt, und dich wieder hineinſtürzeſt in die Woge, bis ſie über deinem Haupte zuſammenſchlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menſchen; Chriſtus nennt dieſe innern Flammen die Züge vom Vater, und es kommt nun darauf an, ob dieſer Anfang einen Fortgang haben ſoll. Gott hat ſich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willſt. (Jak. 4, 8.) Du thuſt es, das unbekannte Etwas, nach dem du dürſteſt, drängt dich; du ſuchſt die ſtillen Stunden, du gehſt ihm entgegen, ob es ſich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegen kommen, du rufſt: „Unbekanntes Etwas, nach dem ich die Hände ausſtrecke, ohne noch ſeinen Namen zu wiſſen, offenbare dich mir und gieb mir Ruhe!“ In der Sehnſucht deines Innern greifſt du zur Rechten, greifſt du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Teſtamente. Und nun wird Alles anders. Du lieſeſt, und es fallen die Schuppen von deinen Augen. Du wußteſt ſelbſt nicht, was deine Unruhe und Sehnſucht eigentlich meinte. Da lernſt du es erkennen, daß die Sünde es ſei, die dir den Weg zum Lande der Ruhe verſchloß, das ahnteſt du nicht. An Sünde dachteſt du überhaupt nicht. Nun ſiehſt du dieſe Scheidewand. Nun ſehneſt du dich aber auch nicht mehr nach einem unbekannten Etwas — nun weißt du, was dir fehlt; du ſehneſt dich nach dem reinen Herzen, ohne welches man Gott nicht ſchauen kann. Und das, das, meine Freunde, iſt der Anfang im verborgenen Leben, der wahrhaftig einen Fortgang hat. Chriſtliche Gemeinde, wir ſtehen jetzt in einer wichtigen Periode des Reiches Gottes, in einer Zeit großer Sehnſucht. O wie viele von Sehnſucht zerriſſene Herzen mag es auch in dieſer Verſammlung geben! Doch wie viele auch zugleich, denen in dieſem Sehnen ein Jahr um's andere vergangen iſt, und das

Suchen hat kein Finden werden wollen. **Könntet**, dürftet ihr vortreten vor die Gemeinde Gottes, ihr zerriſſenen Herzen, und dürftet ihr eurem Schmerze Worte geben — wie hör' ich euch jammernd rufen: „Ach, daß das verborgene Leben, von dem du ſprichſt, bei mir nur zerriſſene Blitze ſind, nach denen die Nacht deſto ſchauerlicher wird, und ein **Morgen** will nimmer tagen!“ Freunde! So lange eure Sehnſucht noch die nach einem unbekannten Etwas iſt, da könnet ihr freilich nicht finden. Das war es ja eben, was ich euch ſagte. An das beſtimmte Wort der Schrift muß ſie ſich anknüpfen; die Gottheit, welche für euch noch keinen Namen hatte, muß eine Geſtalt vor euch bekommen; ihr müßt den Heiligen erkennen, der da ſagt: „Ich bin heilig, und ihr ſollt heilig ſeyn!“ ihr müßt aus der Schrift lernen, was die Scheidewand iſt vom Lande der Ruhe, und alles euer Gebet muß in das Eine ſich auflöſen: „Mein Gott, **ſchaff' in mir ein reines Herz!**“ Ein ſolcher **Anfang**, Brüder, hat wahrhaftig einen **Fortgang**.

Es iſt wahr, meine Andächtigen, in dieſer Frühlingszeit des Reiches Gottes, in der wir leben, ſchlagen viele Bäume aus, von denen es zweifelhaft iſt, ob je der Herbſt ihre Blüthen in Früchte verwandeln werde. Zahlreich ſind unter Männern und Frauen, und insbeſondere auch unter euch, ihr Jünger der Wiſſenſchaft, diejenigen, bei denen ein gewiſſer Sinn für die unſichtbare Welt erwacht iſt, eine Sehnſucht nach einem namenloſen Etwas, aber mit dieſem Sinne und dieſer Sehnſucht ſeid ihr nun hingegangen von einem Jahre zum andern, und die zerriſſenen Bauſteine haben ſich nicht zuſammenfügen wollen zu einem Tempel Gottes. Das macht, daß jene eure Sehnſucht noch keinen ſittlichen und heiligen Charakter hat, daß es ein unbeſtimmtes Hangen und Schweben, ein dunkles, dichteriſches Träumen iſt. Soll ich in den Worten eines Dichters die Natur eures Sehnens ausſprechen?

„Wo faß' ich dich unendliche Natur?
Euch Brüſte wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr drängt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Das iſt nicht eine einzelne Stimme, das iſt die Stimme Vieler unſeres Geſchlechts. Und ſo lange das verborgene Leben in Gott nur dieſen Charakter hat, ſo fehlt ihm auch die fortgehende Geſchichte des innern Menſchen. Dieſe beginnt eigentlich erſt damit, wenn jene Sehnſucht nach Ruhe eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden iſt. Eine ſolche Sehnſucht nach einem reinen Herzen flattert nämlich nicht mehr in's Unbeſtimmte hinaus, ſondern ſchließt ſich unmittelbar an die Perſon des Erlöſers an, und eben darin liegt der Grund, daß ein ſolcher Anfang des verborgenen Lebens auch ſeinen Fortgang hat. Iſt jene unbeſtimmte Sehnſucht eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden, ſo gehen alle Gedanken auf den Erlöſer als ihren Mittelpunkt hin. Sein heiliges Opfer wird der Troſt, wenn das Gewiſſen uns anklagt; die Gemeinſchaft mit ihm durch den Glauben wird die Quelle der Lebenskraft; ſein heiliges Bild wird Vorbild. Darum heißt denn auch das verborgene Leben ſelbſt in den Worten des Apoſtels Chriſtus, „wenn Chriſtus, euer Leben — heißt es — wird offenbar werden." Von dem an, wo dieſes eintritt, beſteht das verborgene Leben nicht bloß in vereinzelten Augenblicken, in zerriſſenen Blitzen, es wird eine zuſammenhängende, fortgehende Reihe innerer Erfahrungen — nach der langen Nacht bricht der Morgen an. Während vorher die ganze Reihe der äußern Begebenheiten des Lebens losgelöſt von deinem innern Leben an dir vorüberging, bringſt du nun zu allem deinem Thun und Treiben die Beziehung auf den Erlöſer mit, ſo daß jedes Wort und jede That des vor der Welt offenbaren Lebens des Chriſten mit einem innern Worte und einer innern That des verborgenen Lebens in Gott zuſammenhängt. Während du vorher, unmittel=

bar nachdem der Blitz vom Himmel her dich durchzuckt hatte, dich wieder im Schlamme der Erde wohlfühlen konnteſt, kommt nun Einheit in dein Leben. Freilich kommen auch noch Zeiten, wo der Zuſammenhang dieſes innern Lebens uns geſtört erſcheint, wo es uns vorkommt, als wäre es erloſchen. Wie der Wanderer auf hohem Felſenrande tief unten unter dem Geſtein kaum vernehmbar leiſe den kleinen Bach rauſchen hört, ſo vernimmt auch der Gläubige zuweilen nur leiſe, daß der Strom ſeines innern Lebens fortfließt — doch ſteht er nicht mehr ſtill. Das iſt das tiefe Wort unſers Luthers, daß der Glaube bei dem wiedergebornen Chriſten gleich dem Pulsſchlage des Blutes ſelbſt in der Nacht nicht ſtille ſteht. Ueber ſein eignes Gnadenwerk in unſerer Seele hält der Herr zuweilen den Schatten ſeiner Hand, daß wir es nicht ſehen können, um im Glauben uns zu prüfen, und in der Demuth uns zu erhalten. Da nun aber, nachdem der Menſch ſeinen wahren Schaden erkannt hat, das Verlangen nach dem reinen Herzen nicht mehr aufhören kann, ſo wird das Chriſtenherz auch fortwährend nach ſeinem Herrn hingedrängt; denn Bedürfniß nach Erlöſung kann nimmer aufhören, und eben damit kann denn auch der innere Strom nie völlig abbrechen. Ja nicht nur hört der Strom des verborgenen Lebens nicht auf zu rinnen, ſondern er nimmt zu. Zwar haben gläubige Chriſten darüber verſchieden gedacht, aber gewiß, dünkt mich, müſſen wir ſagen, daß in der Reinigung des Chriſten von der Zeit an, da er gläubig wurde, wenn auch von einzelnen Stillſtänden oder wohl gar Rückſchritten unterbrochen, doch im Ganzen ein Fortſchritt ſeyn muß bis zu ſeinem Ende. Mit jedem größeren Zeitabſchnitt muß die Luſt der Welt uns verächtlicher, die ewige Wahrheit uns heiliger, Gottes Wille uns leichter, der Gedanke an den Tod uns freundlicher werden, dafern wir ächte Chriſten ſind. Was heißt es denn anders, wenn der Apoſtel auffordert: immerdar zu wachſen, „bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben, und ein vollkommner Mann werden nach dem Maaße des vollkommenen Alters Chriſti?“

Zwar mag uns der Schatten der Hand des Herrn nicht nur, wie ich vorhin ſagte, unſere innere Verbindung mit Gott, ſondern auch unſer Wachsthum darin zuweilen verdecken, aber die, mit welchen wir in der nächſten Beziehung ſtehen, die müſſen es wahrnehmen können zum Preiſe Gottes, daß an allen Aeſten des Baumes unſeres Lebens die goldnen Früchte der Gerechtigkeit ſich mehren, und wenn auch deren Auge zu ſchwach ſeyn ſollte, ſo muß das unſichtbare Gottesauge uns dieſes Zeugniß geben können.

Das iſt der Fortgang des verborgenen Lebens mit Chriſto in Gott.

Barthold.

Ueber Naturaliſation der Deutſchen in der Fremde.

(1835.)

Wie Gewächſe, aus ihrem Heimatlande unter einen fremden Himmelsſtrich verpflanzt, bis auf gewiſſe Grundbedingungen ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit entarten und unter dem Einfluſſe veränderten Bodens, ungewöhnter Witterung und abweichender Pflege in Formen übergehen, in denen wir früher vorhandene, aber unentwickelte Keime zu einer überraſchend verſchiedenen Geſtaltung herausgebildet ſehen; wie ferner die Biologie der Pflanzen ein Geſetz erkennen lehrt, welches, je nachdem ein Gewächs nach dem Norden oder nach dem Süden ſeiner Heimat verpflanzt wird, in analoger Bildung wiederkehrt; ſo möchten wir behaupten, daß auch Individuen deſſelben Volkes, welche Wahl oder Zufall in die Lebensatmoſphäre derſelben fremden Nationalität führt, von den gleichen Einflüſſen auf gleiche Weiſe angeregt und umgebildet werden, und nach Maßgabe der mitgebrachten Anlagen als durchaus einander ähnliche ſittliche Erſcheinungen ſich kund thun. Dieſe Wahrnehmung drängt ſich uns auf, wenn wir die Schickſale und Erlebniſſe der Deutſchen im Allgemeinen betrachten, welche in den letzten Jahrhunderten zu unſern Grenznachbaren auswanderten und in der Fremde ſich einbürgerten. Sie werden Andere, ihre angeborne Natur treibt wuchernd in anders geſtaltete Sproſſen, Blätter, Gipfel und Kronen hinaus, je nachdem ſie ihr Fuß über die Ardennen und Vogeſen, oder über die Düna und den

Dniepr, über die Nordſee und das baltiſche Meer, oder über die Alpen getragen hat. Gewagt und mehr ein müßiges Spiel des Geiſtes als ein gegründetes Syſtem wäre es, beſtimmte Bildungsgeſetze bis in die einzelnen Wanderrichtungen verfolgen, und die Aehnlichkeiten aufſtellen zu wollen, in welchen die Deutſchen unter den verſchiedenen Nachbarvölkern ſich zuſammenfinden. Doch laſſen ſich zwiſchen den unmerklichen Uebergängen und Strichen der Culturwindroſe, deren Axe Deutſchland iſt, zwei ſtarre Gegenſätze feſthalten, deren weltgeſtaltender Einfluß die deutſche Natur umwandelt und faſt verwandelt: der Oſten mit ſeiner Bildungsweiſe, alſo Rußland, und der Weſten, alſo Frankreich. Möchten wir, um unſere Lehre vollſtändiger zu machen, nur andeuten, daß im ſcandinaviſchen Norden die eingewanderten Deutſchen ſpurloſer uud ohne herausgetretene Eigenthümlichkeit verſchwimmen, weil dort bürgerliche, ſittliche und wiſſenſchaftliche Verwandtheit ſie aufnimmt; und daß im britiſchen Reiche Geräumigkeit den Deutſchen nur für Kunſt und untergeordnete Gebiete menſchlichen Fleißes ſich öffne: ſo behaupten wir dagegen zuverſichtlicher und können es durch die Geſchichte belegen, daß Italien ſeine Ankömmlinge zum Genießen, mit Verflachung des urſprünglichen ſittlichen Gepräges, hinreiße; daß Frankreich ſie zum Dienen, Gehorchen, und ſeinen Geſellſchaftszwecken zu arbeiten anweiſe; Rußland dagegen ſeine Eingebürgerten zu herrſchen, zu befehlen, zu ſchaffen einlade, erziehe und kräftige. In England hat die Eiferſucht auf alte Rechte ſelten oder nie Fremden eine bedeutende Stellung in der Geſellſchaft gegönnt; in Dänemark und Schweden bewegen ſich ſeit den Zeiten der Hanſe, mehr noch unter den Oldenburgern, den Waſa und dem pfälziſchen Stamme, die Deutſchen heimiſch und ohne Unbequemlichkeit; in Italien ſehen wir ſeit der Völkerwanderung und den Römerzügen die Eingebürgerten raſch dem väterlichen Sinne entartet und allgemein zu einem ſo verrufenen Zwitterweſen umgewandelt, daß das Sprichwort: „ein italieniſirter Deutſcher iſt ein eingefleiſchter Teufel,“ aus dem Leben gegriffen wurde. In Frankreich that

ſeit den Kämpfen der Valois und Habsburger, durch den dreißigjährigen Krieg bis auf die Revolution und das Kaiſerreich eine große Zahl Deutſcher in Tüchtigkeit und Treue ſich kund; kämpften ſie für Ideen, denen das Vaterland nicht Raum gab, alle in einem dienſtbaren Verhältniſſe, wie wenn ein großartiges Staatsbürgerthum daſſelbe auflegte; wir erinnern nur an Kellermann, Kleber, Wimpfen, Luckner, Rapp, Ney, den wir als den Unſern betrachten, ſelbſt an den verrufenen Weſtermann und manche Unholde der Revolution. Seit Peter ſein Aſien europäiſch machte, wie hat das moskowitiſche Leben in alle Adern das deutſche Blut als ein vornehmeres, veredelndes eingeſogen, und dieſes Blut dennoch ſich abgeſondert! Als welche großartige herriſche Naturen, der anerzogenen Zahmheit und Unterwürfigkeit zum Trotze, treten alle dieſe Deutſche auf, in der Heimat gering, zum Theil in Niedrigkeit geboren! Souveraine Feldherren, verſchwenderiſch mit ruſſiſchem Blute, die wilde Tapferkeit der Türken beugend und die Feinde beſiegend; gebieteriſche Staatsmänner, welche klugen Geiſtes das Geſchick Europa's in Händen tragen; allgeltende Günſtlinge, welche die mächtigſten Herrſcher nach Willkühr lenken; Gelehrte, gebietend und ſchaffend in der Wiſſenſchaft; Künſtler und Handwerker, durch Unterricht und Vorbildung überall Großmeiſter; kurz, überall von Unternehmungsgeiſt, Ehrſucht, Thatendrang, Liebe zum gefahrvollen Wagniß erfüllt, haſchend nach Antheil an Politik mit einem Muth, welcher dem deutſchen Vaterlande, zumal in jenem achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit allgemeiner Dienſtbarkeit und Unterthänigkeit, fremd war. Unerwieſen wäre die Behauptung, daß umſichtig prüfende Wahl der Herrſcher die begabteſten Männer im Auslande warb und diejenigen in einen umfaſſenderen Wirkungskreis ſtellte, welche auch daheim zu hohen Dingen berufen waren. Faſt alle Deutſchen, welche in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Rußland wirkten und geboten, ſind durch wunderbare Verkettung der Dinge, aus niederm Stande, ohne Anſprüche auf Beförderung, größtentheils mit der bürgerlichen Ordnung zerfallen, unbemerkt

und abenteuerlich nach Rußland gekommen, weil die Heimat ihnen nichts bot oder gar ſie ausſtieß; ſie ſind nicht gewählt, ſie haben kaum gewählt; ſie begünſtigten einander nicht als Landsleute; ein jeder ſchuf ſich ſeine Bahn und errang ſeines Namens Gedächtniß, wenn auch endend in ſibiriſcher Verbannung. Andrerſeits wäre es eine beleidigende Unwahrheit, das überraſchende Aufſtreben jener Männer damit zu erklären, daß es leicht geweſen ſey, geſchützt vom Throne, im Genuß hoher Vorrechte, unter einem halbbarbariſchen Volke, welches die Alleinherrſchaft zu ſtumpfſinniger Sklaverei herabgewürdigt hatte, vor Unfähigen ſich auszuzeichnen und die höchſten Aemter zu erlangen, zumal das Herrſcherhaus, voll Argwohn gegen die Altmoskowiten, unter deutſchen Dienern ſich ſicher fühlte.

Leicht im ruſſiſchen Staat ſich aufzuſchwingen war es dem Ausländer nur in der erſten Anſtrebeperiode Peters bis zur Schlacht von Poltava; ſpäterhin ſtellte die hohe Bildungsfähigkeit der ruſſiſchen Natur tüchtiger Bewerber keine geringe Zahl in jede Bahn, ſei es die kriegeriſche oder die bürgerliche; und jeder Ausländer hatte mit Nebenbuhlern zu thun, deren Fähigkeit die ſeinige oft bedenklich balancirte. Wollen wir demnach gerecht ſein, ſo müſſen wir ſagen, daß unſere Landsleute in Rußland, um bedeutſam zu werden, eben ſo viel vom ruſſiſchen Nationalcharakter, von Rußland aufnehmen mußten, als ſie deutſches mit ſich brachten; daß das Entgegentreten einer kräftig ausgeprägten Volksthümlichkeit, das Starre und Unbeugſame, das Herriſche des Ruſſen, welches doch wieder ein ſo Geſchmeidiges, Gelenkes und Unterthäniges iſt, ſie kräftigte; daß der nothwendige Gegendruck bisher unverſuchte Federkraft in ihrer Seele entwickelte; daß die Eiferſucht von Wettkämpfern, denen oft nur Eins, die ausgeſprochene Anerkennung zu gleicher Berechtigung fehlte, alle geiſtigen Fähigkeiten aufbieten hieß; daß der großartige Zuſchnitt des politiſchen Lebens, die rieſenhaften Verhältniſſe des Reichs, die Fülle ungenutzter Mittel, die Geräumigkeit, Talente, Kenntniſſe, Fleiß und Willenskraft aufzuwenden; kurz,

daß das Material der Czarenherrſchaft und die Eigenſchaften des Ruſſen Wachsthum und geſchichtliche Größe der Eingebürgerten unerläßlich bedingten. In dieſer Auffaſſung dürfen die Ruſſen mit Recht einen Oſtermann, Münnich, Löwenwolde, Biron, eine Katharina als die Ihren ſich aneignen; was jene vollbrachten, thaten ſie nicht von einem unbeſtimmten Boden aus, ſondern als Ruſſen. Was wäre nach allgemeiner Berechnung menſchlicher Dinge aus dem flüchtigen Gottesgelahrtheit-Befliſſenen von Jena, dem armen weſtfäliſchen Predigerſohne Oſtermann, geworden, hätte ſein Geſchick ihn nach Frankreich geführt; mit ſeinem ſchlummernden Talente, welches ſich auf Regierungskunſt und Politik warf: mit ſeinem brennenden Ehrgeize hätte er es gewiß nur zu einer untergeordneten Stellung in der Geſellſchaft gebracht, indem ein fortgeſchrittener Culturzuſtand, und geſchlichtete, und wir möchten ſagen, geradlinigte Verhältniſſe ihn beſchränkten, die anſpruchsvolle Abgelebtheit des adligen Königthums unter dem Regenten und Ludwig XV ihm nimmer große Bilder zur Erweckung, große Arbeit zur Uebung, einen Ringplatz für Gebietergedanken gegenübergeſtellt hätte. Biron, der fürſtlichſte Emporkömmling der dunkelſten Herkunft, hätte es vielleicht auf einem andern Boden zum einflußreichen Haushofmeiſter oder geheimen Rath eines kleinen Hofes gebracht, in gefährlicher Beziehung zur ſchwachen Herrin. Münnich, der oldenburgiſche Edelmann, im franzöſiſchen Dienſte geblieben, würde als Ingenieur und in der Leitung von Waſſerbauten namhaft geworden ſein; aber ein franzöſiſches Heer gegen die Reichsarmee hätte das Talent eines Feldherrn, der die Türken ſchreckte, nicht hervorgelockt; und Verhältniſſe, wie die zu Verſailles, nicht den maßloſen Ehrgeiz, die Herrſcherluſt entzündet, welche ihn vor allen Zeitgenoſſen bezeichnet. Aber an der Spitze eines ruſſiſchen Heeres, in welchem das Leben von Zehntauſenden als eine Zahl galt, gegen den Feind auszuziehen; eine ſo gelenkſame Maſſe in ein Werkzeug der Vernichtung umzugeſtalten; Reiche zu erobern und als Oberfeldherr einer Macht zu gebieten, die gleich-

zeitig die Polen, Franzoſen, Osmanen, Perſer und die wilden Horden Hochaſiens im Zaume hält; der Erſte zu ſein in einem Cabinete, welches als Emanenz bequemer Fürſten die Wagſchale der Welt gefaßt hatte: ſolche Möglichkeit und ſolcher Ideenumfang reizte und drängte, verführte und verdarb das Gemüth. Ueber die Zukunft Katharina **II.**, die, wenngleich aus fürſtlich deutſchem Blute entſproſſen, wir dennoch als das glänzendſte Beiſpiel für unſere Anſicht aufſtellen, wagen wir nichts zu diviniren, hätte das Geſchick ſie an einen Prinzen des Weſtens vermählt. — Wie es eine geſchichtliche That der Ruſſen iſt, als Volk ſo zahlreich zu ſein, und ein feines Verſtändniß des innern Lebens vorausſetzt; wie ihre Größe Alles emporwachſen läßt, was in ihrer Dimenſion gaſtlich eine Stelle gewinnt; nehmen wir Deutſchen anderſeits mit unbeſtreitbarem Rechte unſern Antheil an dieſer Größe heraus, indem unſere Landsleute, in den Herrſcherberuf des Slaven eingegangen, der Machtäußerung des Stammes, die bis dahin Aſien zugewandt war, die bedrohende Richtung auf Europa als die würdigere aufnöthigten.

Heinrich Heine.

Grubenfahrt im Harz.

(1826.)

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich ſehr intereſſant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwey großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſt zu halten habe, und bittet angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſeyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sproſſen

ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer: es ſey gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlich werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorſichtiger Menſch hinunter geſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgeſinterte Waſſer herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!“ ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinen-Bewegung, unterirdiſches Quellen-Gerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſchrigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieſelbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich meinte jetzt, es ſey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn

das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblaſen, zwiſchen drein der luſtige Matroſen-Lärmen erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefſinnig klaren Blicken, die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Geſichter dieſer, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten damals ſtattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zitter geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todtſchlagen laſſen für den lieben,

dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſeyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt, wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied vom getreuen Eckart und vom böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verſtändige, treue Hund ſey plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutſche Treue hat uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt' — Glück auf!

Die meiſten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Inſtrumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint,

ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Viertel-Jahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiß innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzeleien dieſes Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Mährchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſen Volke, in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneider-Herberge und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange, dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bey allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäterhin abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühſam einwechſeln und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig inte-

reſſiren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichten erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſo bald vergißt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald, als ein erwachſener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Fechner-Miſes.

Der Tod.

(1824.)

Unſre wahre Liebe gegen den Menſchen geht oft dann erſt an, wenn er von uns gegangen iſt, und zwei innig verwachſene Herzen fühlen's oft nicht eher, wie eng ſie verbunden waren, bis der Tod ſie von einander riß, und das zurückgebliebene es nun am Schmerz und dem langen Nachbluten ſeiner Wunde erkennt. Oft ſtirbt mit dem Menſchen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erſt glänzt, wenn die träge Schlacke von ihm gefallen, ſo ſteht auch der Menſch nur dann erſt verklärt vor unſern Augen da, wenn er ſeine Schlacke, den Körper, abgeſtreift hat, und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes an ihm die Sternbilder, die wir an ſeinem Lebenstage überſahen und verkannten. Die Blüte des Nachruhms iſt eine Pflanze, die zwar im Leben des Menſchen wurzelt, aber nicht eher an das Licht tritt, bis er ſelbſt in die Finſterniß gegangen. Erſt aus ſeiner Aſche treibt ſie prachtvoll hervor und pflanzt ſich dann durch tauſendfältigen Saamen von Geſchlechtern zu Geſchlechtern fort. Bevor der Menſch nicht geſtorben iſt, wird er ſeiner Unſterblichkeit nicht gewiß; kein Sterblicher trat in die Götterverſammlung des Olympus, ehe er den Weg zum Hades gewandelt; die Pfeile der Mißgunſt und Verläumdung hören nicht eher auf, ihn zu verwunden, bis er im Waſſer des Styx gebadet.

Aber ſage: was hilft es uns denn, wenn uns auch der Weihrauch des Nachruhms noch auf Hunderte von Jahren zur endlich doch zerfallenden Mumie einbalſamirt? wie es der Blume nichts hilft, wenn ihre Wohlgerüche noch eine Weile dauern, nachdem ſie ſelbſt gewelkt iſt; wie es der Saite nichts hilft, wenn der Ton, an deſſen Gewalt ſie zerſprang, auch noch lange nachhallt; ſie wird fortgeriſſen von dem Inſtrumente und wird keine Melodieen wieder tönen. Die Parze durchſchneidet mit dem Lebensfaden auch zugleich die Nervenfäden, die uns empfindend und fühlend mit der übrigen Natur verknüpfen. Wohl thun uns die Dornen weh, die unſer Herz im Leben verwunden; aber, wenn wir uns nun langſam an den Wunden verblutet haben, wiſſen wir nichts mehr von den Roſen, die man uns noch über das Grab pflanzt. Wohl brennen die Thränen oft heiß, die der Lebende ſo häufig dem Lebenden entlockt; aber von den Thränen, die man dann auf unſer Grab weint, dringt keine durch die ſtarre Eisrinde, die der Tod um unſer Herz gelegt, und ſagt uns, daß uns jemand noch liebt. Wenn dem Edlen, der im Leben vielleicht öfters nicht wußte, wo er ſein Haupt hinlegen ſollte, der Ruhm nach ſeinem Tode noch prächtige Tempel baut, was hat er davon, als daß andre darin wandeln, und ſich ihrer Herrlichkeit freuen, ihm ſelbſt bleibt doch nur die kleine finſtre Kammer des Todes.

Sollen wir denn nicht klagen, wenn wir ſehen, wie der Tod bei ſeiner Sammlung von Erdenblüten nur zu oft nach den ſchönſten Exemplaren am erſten greift, und eben dadurch die Erde um den beſten Samen bringt, den dieſe hätten ausſtreuen können? wenn wir ſehen, wie alles Schöne, Erhabne dem Abgrund zueilt, von dem keine Fußtapfen zurückführen, der Jahrtauſende verſchlungen hat, und nur Augenblicke wiedergebiert? Der Tod geht umher, mit fürchterlicher Ruhe; er rührt mit ſeinem Eiſesfinger an das warme Herz des Jünglings, und es erſtarrt mit allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen und

Träumen und ſein Engel geht weinend fort und löſcht die Fackel; er aber wirft den blaſſen Leichnam ruhig auf den Acker, von dem kein Same wieder aufgeht, und wandelt weiter, und nimmt das blühende Kind aus der Mutter Armen, die verzweifelnd den letzten Kuß auf die blaſſen Lippen drückt; die Welle hat es kaum aus dem Meere der Unendlichkeit heraufgeſpült an die bunten glänzenden Geſtade des Lebens, ſo wirft er es zurück in den Abgrund der Vernichtung und der ewigen Nacht, aus dem es nimmer wieder auftaucht. Seine Speiſe iſt Verweſung und ſein Trank die Thränen troſtloſer Mütter und Bräute. In den Morgenhimmel unſrer Hoffnung wirft er ſeinen langen ſchwarzen Schatten, der immerfort zunimmt, und zuletzt ſelbſt uns die Sonne und die leuchtenden Sterne verhüllt; als drohendes Geſpenſt ſteht er vor dem gehofften Paradieſe eines beſſern Lebens, ſo daß wir ſchaudern, ſeiner Thür zu nahen; und wer ſagt es uns denn auch, daß das dunkle Thor in einen ewigen ſonnenhellen Luſtgarten führe, und daß der ſchwarze Engel der Vernichtung der Thürhüter einer Wohnung von Engeln des Lichts und von Seligen ſey?

Wenn der Roſengarten unſrer Lippen und Wangen entblättert iſt; wenn das verwelkte Auge nicht mehr nach Lichte durſtet, und der Lichtſtrahl, der hineinfällt, keinem Gedanken mehr begegnet, der ihn faßte, und zur innerſten Seele trüge; wenn im Ohre, dem kleinen Reſonanzboden des Alls, kein Ton mehr eine verwandte Saite findet, die er rühren könnte; wenn die Glut des Lebens die Adern nicht mehr zum Pulſe ſchwellt, und ſeine Ebbe und Fluth nun ſtockt, weil ihm die Geſtirne des Leibes erloſchen ſind, wenn kein Weinen und kein Lächeln der Geliebten mehr auf dem erblaßten Geſichte die verwandte Regung hervorruft, ſind uns dann nicht alle Flügel genommen, die uns, ſelbſt nur verpuppten Staub, über den Staub empor trugen, und rächt ſich dann nicht fürchterlich an uns das Irdiſche, das wir, ſelbſt nur ſeine freigelaſſenen Kinder, die eine Weile

auf einer bunten Inſel ſpielen durften, zu beherrſchen wähnten, indem es uns mit ſeinen gewaltigen Armen wieder umklammert und zermalmt?

Doch ſtille! was zagſt du und zweifelſt? Warum bleibſt du bei der Nacht ſtehn, die nach dem Tage folgt; es kommt auch wieder ein Morgen nach der Nacht. Halte nur einen Stern feſt, wenn du am finſtern Acheron ſtehſt, und kein Ufer jenſeits ſiehſt, zu dem dich dein Schiff tragen könnte, den Stern des Glaubens; ſicher erreichſt du dann Edens Gefilde, wo Pſyche ſchönere Flügel erhält, die ihr nimmer wieder geraubt werden.

P. A. Pfizer.

Weſen und Würde der deutſchen Poeſie.

(1831.)

So wenig der Tod geiſtiger iſt als das Leben, oder die Nothwendigkeit geiſtiger als die Freiheit und die Schönheit, eben ſo wenig iſt das Denken geiſtiger als das Dichten. Wohl aber iſt unter allen Künſten die geiſtigſte die Dichtkunſt, und deßwegen glaube ich, daß zur Poeſie die Deutſchen vorzugsweiſe berufen ſind, und daß die deutſche Poeſie, welche bereits Alles geweſen iſt, was ſie bei einem Volke ohne Vaterland und ohne öffentliches Leben werden konnte, ſich noch einmal verjüngen muß, wenn wir zur Nation geworden ſind. Wenn dagegen in Deutſchland gegenwärtig die mehr zur Philoſophie als zur Poeſie hinneigende, discurſive Geiſtesform vorherrſcht; wenn bei den deutſchen Dichtern eine auffallende Schwäche der Darſtellung des realen Menſchenlebens in Vergleichung mit Darſtellungen des Natur- und des Gemüthslebens bemerkt wird; wenn überhaupt das Denkvermögen übermäßig und außer allem Verhältniß mit andern Geiſtesvermögen geſteigert erſcheint: ſo beweist dieß nicht nur nichts für die höhere Würde der (mit dem eigentlichen Leben gleichfalls unbekannten) Philoſophie, ſondern es iſt dieſer Zuſtand geradezu für eine Krankheit zu erklären, welche vorübergehen wird, wenn man ſie nur erſt als ſolche gehörig erkannt und ſich dem Leben wieder zugewendet hat. Die Reflexion muß ſich ſelbſt beſiegen und vernichten, damit der Poeſie und dem Leben wieder zu ihrem Recht verholfen werden kann. Dieß iſt der einzige weſentliche Vortheil, den ich von einem fortgeſetzten Studium der Philoſophie erwarte.

Sie wird am Ende ihrer ſelbſt überdrüſſig werden und ſich ihrer eigenen Hohlheit und Nichtigkeit ſchämen lernen, ein Ziel, das freilich nicht ſo ganz nahe zu ſeyn ſcheint, wenn man ſieht, mit welchem Dünkel ſie noch heut zu Tage auf Kunſt und Religion herabſieht und die Miene einer Beſchützerin derſelben annimmt. Aber ſie ſucht doch wenigſtens in ein Verhältniß mit denſelben zu treten, wenn ſie ſie gleich mit falſchen Namen ruft, ſie fängt doch an, allmählich ein Verlangen nach der Wirklichkeit zu empfinden, ſie ſtrebt, dieſe zu rechtfertigen und die ewige Vernunft in ihr zu erkennen, obgleich ſie auf falſchem, nämlich auf abſtractem Wege, ſich ihr nähert.

Die jetzige Stellung der Philoſophie zur Poeſie iſt freilich dieſer im höchſten Grade ungünſtig, und droht uns nach und nach nicht nur um alle lebendige Poeſie, ſondern ſogar um die Idee der Poeſie zu bringen. Denn nirgends herrſcht vielleicht über das Verhältniß des Gedankens zur Poeſie ſo viel Vorurtheil und Mißverſtand, als in dem philoſophiſchen Deutſchland. Des gäng und geben Irrthums gar nicht zu gedenken, wonach die Poeſie von der Proſa ſich nur dadurch unterſcheidet, daß ſie eine reizendere Einkleidung des Gedankens iſt, wird die Poeſie jetzt ziemlich allgemein als eine willkürliche Zuſammenſetzung und Vermiſchung von zwei, in der Seele des Dichters abgeſondert liegenden Elementen, nämlich des Abſtracten und des Concreten, des Begriffs und des Bildes, aufgefaßt, anſtatt ihr Weſen in der nothwendigen Durchdringung des Geiſtigen (der Idee und nicht des todten Begriffes) mit dem Leiblichen zu erkennen. So geſchieht es, daß die Poeſie ſich berufen glaubt, die Reſultate der Abſtraction und der Speculation auf allegoriſche Weiſe darzuſtellen und mit Verläugnung ihrer Selbſtſtändigkeit und Würde dem Begriff dienſtbar zu werden. Anſtatt den Gedanken zu wecken, wird ſie erſt durch ihn erweckt, und das ſchon bei der philoſophiſchen Betrachtung verwerfliche, unproductive Schematiſiren wird ſogar beim Dichten angewendet, indem man Gedichte nach einem Begriffsſchema componirt und

der Plan einer Dichtung ſich in nichts mehr von einer Chrie oder von der Dispoſition zu einer Predigt unterſcheidet.

Wenn aber einerſeits das Symboliſche bei uns gar zu leicht in das Allegoriſche und Didaktiſche übergeht, indem an die Stelle der lebendigen, ſchöpferiſchen Idee der Reflexionsbegriff ſich einſchleicht und Begriff und Bild als zwei verſchiedenartige, bloß künſtlich und willkürlich verbundene Elemente aus einander fallen läßt: ſo haben dagegen Andere das anſchauende Bewußtwerden der unſagbaren und unausſprechlichen Idee mit der, alle Productivität zerſtörenden Auflöſung in Reflexionsbegriffe verwechſelt und, weil der Dichter ein Wiſſender iſt, der nicht vom Baume der Erkenntniß gekoſtet hat, geradezu behauptet, der wahre Dichter müſſe, um etwas Aechtes hervorzubringen, bewußtlos einem blinden Trieb und Drange folgen.

Wie ganz anders die antike Kunſt, in welcher Geiſt und Natur noch zur lautern Identität verſchmolzen, das volle Daſeyn ganz und ruhig in ſich ſelbſt beſchloſſen, die menſchliche Geſtalt in ihrer mangelloſen Vollendung noch die Erſcheinung des Göttlichen war. Nie war ein Volk ſo durchdrungen und unmittelbar gewiß von der Göttlichkeit der Welt und der Menſchennatur, oder des Menſchen, inſofern er Natur iſt, wie die Griechen, und ich geſtehe, daß der Götterklang eines einzigen Homeriſchen Verſes mich oft plötzlich, wie der erſte Sonnenſtrahl die Bildſäule des Memnon, durchzittert und Thränen der heißeſten Sehnſucht vergießen läßt, daß ich mich mit Gewalt abwenden muß von der Anbetung des Griechenthums. Aber ich verwerfe dieſes weichliche ſehnſüchtige Schwelgen in der Vergangenheit, das uns hindert an uns ſelbſt zu arbeiten. Jener Stand der Unſchuld konnte nicht immer dauern, und in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit, liegen unſere Kränze. Sollte der Geiſt frei und verklärt werden, wie dieß die Beſtimmung alles Erſchaffenen iſt, ſo mußte in die Einheit die Entzweiung treten, mit welcher die Romantik begann. Aber der ächte, nothwendige Gegenſatz in der Romantik iſt nicht der

von Begriff und Bild, durch deren Vermählung die moderne Allegorie hervorgebracht wird, ſondern der von Geiſt und Körper, von Dieſſeits und Jenſeits, von Freiheit und Nothwendigkeit. In der Romantik herrſcht das Symbol vor, der romantiſche Dichter hat es mehr mit der geiſtigen (übrigens wirklichen und wahren, nicht willkürlichen und erdichteten) Bedeutung der Dinge zu thun, als mit ihrer abſoluten Natur, ihrem reinen Daſeyn, wie es ohne Mangel in ſich ſelber ruht.

In der antiken Kunſt, für welche die Natur das Höchſte und unmittelbar Göttliche iſt, herrſcht das Nackte vor, in der Romantik das Verhüllte. Die Poeſie der Alten iſt im Grund nur eine Modification der bildenden Kunſt, wie umgekehrt die bildende Kunſt der Neuern Poeſie iſt. Die romantiſche Poeſie und Kunſt findet das Göttlichmenſchliche im Geiſte des Menſchen, ſie iſt daher weſentlich ethiſch und contemplativ; das Drama und die Lyrik ſind ihr Element, wie das der antiken Poeſie das Epos, die ſinnliche Fülle und Breite der göttlichmenſchlichen Erſcheinung, und das höchſte Epos der Griechen ihre Götterlehre war. Das Kunſtſchöne fällt bei ihnen vorzugsweiſe mit dem Naturſchönen zuſammen, während in moderner Kunſt und Poeſie das Geiſtige, die Bedeutſamkeit der Idee, vorherrſcht, ſo daß die neuere Poeſie gar häufig nicht das Schöne, ſondern das Häßliche zu ihrem Vorwurf nimmt, was ſie aber dadurch zum Kunſtſchönen erhebt, daß ſie die Bedeutung der Idee darein zu legen weiß. Die romantiſche Poeſie iſt alſo weſentlich ſymboliſch, indem für ſie die Gegenſtände nicht in ihrer Identität von Geiſtigem und Sinnlichem, ſondern nach dem geiſtigen Gehalte gelten, der in ihnen erſcheint. Die Hellenik gleicht dem Tage, wo der ſtrahlende Sonnengott langſam und prächtig durch den wolkenloſen, immer blauen Himmel wandelt, die Romantik einer, bald ſternhellen, bald umwölkten Mondnacht, wo die Sonne ſich in die Tiefen der Meere zurückgezogen hat, aber ihr glühendes Leben unſichtbar fortwirkt und in allen Pulſen der Schöpfung fühlbar ſchlägt.

Der mächtigſte Repräſentant der Romantik iſt Shakſpeare, deſſen Schöpfungen der ganze Sturm der Leidenſchaft durchbraust. Bei ihm iſt Alles Entzweiung, Tragiſches und Komiſches gemiſcht, höheres und gemeines Leben hart neben einander gerückt, und das Scheidewaſſer der Ironie und des Humors über Alles ausgegoſſen. Aber den Zwieſpalt der Schöpfung löst bei ihm in der Regel nur die Vernichtung, die Naturgewalt, und die Nothwendigkeit behält den Sieg, und der Geiſt und die Freiheit muß untergehen, die Idee wird ſelten oder nie gerettet: denn die Zeit der geiſtigen Verſöhnung war noch nicht gekommen und iſt auch nicht bei dem beſchränktkatholiſchen Calderon, wenigſtens nicht in der rechten Art, zu finden.

Aber dieſe Entzweiung iſt naturgemäß und nothwendig; nur bis zu dem jetzigen Extreme, bis zur völligen Aushöhlung der Realität durch den Gedanken, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Bildes und der lebendigen Geſtalt unter den todten Begriff, welche bei uns an der Tagesordnung iſt, hätte die Entzweiung nie getrieben werden ſollen.

Und dieſes gänzliche Auseinanderfallen der Elemente iſt hauptſächlich der durch den Mangel eines äußern Lebens bedingten ſpeculativen Richtung zuzuſchreiben. Ohne ſie würden wir einen deutſchen Shakſpeare haben, der dem engliſchen in nichts nachſtände. Goethe, der klarſte, umfaſſendſte und gebildetſte Geiſt, den Deutſchland hervorgebracht hat, ſcheint wirklich von der Natur ſo reich ausgeſtattet worden zu ſeyn, daß es bloß von ſeiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunſt oder der Wiſſenſchaft er die Meiſterſchaft erringen wollte, und für die Poeſie hat Goethe ſich wohl nur darum vorzugsweiſe entſchieden, weil dieſe ſeinem Genius das univerſellſte Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenſtände für die Poeſie vorgefunden, wäre es ihm vergönnt geweſen, ſich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff ſeiner Dichtungen aus einem vollen, friſchen und bewegten Nationalleben zu ſchöpfen, ſo würde er ohne Zweifel

auf der mit Götz von Berlichingen ſo großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeſchritten ſeyn. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin ſein mächtiger Geiſt mit voller Befriedigung ſich hätte verſenken können, und trieb ihn gewaltſam in ſich ſelbſt und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Bruſt zurück. In Ermanglung bereits fertiger praktiſcher Intereſſen, die ihm das Leben hätte bieten ſollen, war er genöthiget, ſich ſelber erſt die Objecte und die Intereſſen zu ſuchen und zu ſchaffen, und das Alterthum, die Wiſſenſchaft, ja ſelbſt die Oekonomie und die conventionellen Lebensformen in ſeinen Bereich zu ziehen. So erſcheint denn ſeine Schöpferkraft faſt überall durch Reflexion beſchränkt, und neben dem poetiſchen Zweck wird auch ein wiſſenſchaftlicher, ſey es nun eine pſychologiſche Zergliederung oder die Ergründung ſonſtiger Lebenserſcheinungen, verfolgt. Daher ſteht Goethe Shakſpeare'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben ſo ſehr nach, als er ihn an Univerſalität, kunſtſinniger Vollendung, Bildung und philoſophiſcher Klarheit übertrifft. Goethe iſt mehr, aber auch weniger als Shakſpeare, und ich hätte unſerer poetiſchen Literatur lieber noch einen Shakſpeare als einen Goethe wünſchen mögen.

Der Mißverſtand aber, den ſelbſt Goethe's Genie nicht ganz zu überwinden vermochte, laſtet vollends wie ein Fluch auf minder begabten Naturen, und es fragt ſich nun: Wie kann hier geholfen werden? Ohne Zweifel nicht dadurch, daß man ſich mit Beſeitigung des Gedankens, aber auch der ſchöpferiſchen Phantaſie, ganz in das Gebiet einer rein ſubjectiven Lyrik zurückzieht, oder daß man zu den Anſchauungsweiſen des Alterthums zurückkehrt. Letzteres iſt bei uns beſonders in Einer Richtung geſchehen. In der Meinung, die ſinnliche Natur des Menſchen wieder in ihr göttliches Recht nach antiker Weiſe einſetzen zu können, haben manche deutſche Dichter ſich in Darſtellungen der Wolluſt verſucht. Aber ſelbſt im glücklichſten

Fall, wo es, wie dem Dichter der römiſchen Elegien, gelang, das ſinnliche Element der Menſchennatur rein und mit naivem Sinn aufzufaſſen, iſt wenigſtens das zu erinnern, daß ſolche Dichtungen nicht unſerer Zeit angehören, für welche die Liebe, als ein phyſiſches Bedürfniß betrachtet, nimmermehr ein poetiſcher Vorwurf ſeyn kann und ſeyn darf. Unſere Literatur hat aber auch andere Hervorbringungen aufzuweiſen, auf die ſich heut zu Tag gar Mancher viel zu gut thut, und von denen man beſſer ganz geſchwiegen hätte. Ich meine Producte, wie die Lucinde oder wie den Ardinghello. Den Verfaſſern dieſer Werke iſt es zwar gelungen, ſich des peinlichen Gefühls der Scham, von welchem die ſelbſt in Schilderungen der Wolluſt unſchuldigen Alten nichts wußten, zu entſchlagen, dafür ſind ſie aber auch in wahre Frechheit und Gemeinheit, oder ekelhafte Lüſternheit verfallen, und der Kitzel des halbſündigen Bewußtſeyns, der öffentlichen Moral getrotzt und der Sitte Hohn geſprochen zu haben, iſt das ſtörende, unächte Element, das alle wahre Poeſie vernichtet. Wie gar nichts hat die griechiſche Venus gemein mit jener Apotheoſe der Thierheit in Heinſe's Schilderungen, wie entfernt iſt das reine Gefühl ihrer Anſchauung von der ſich brüſtenden Begier, womit jener ſie auffaßt und beſchreibt! Die wahre Freiheit kennt freilich keine Scham, ſie iſt aber auch frei von Sünde, und Sünde iſt für den aus dem Naturſtande herausgetretenen Menſchen unſerer Zeit der bloß phyſiſche Genuß ohne die Verklärung und Verſöhnung durch den Geiſt, ohne die wahre Liebe.

Und dieß iſt nun überhaupt die eigentliche und höchſte Aufgabe der künftigen Poeſie: die Natur durch den Geiſt zu verklären, Freiheit und Nothwendigkeit mit einander zu verſöhnen und der Harmonie des Univerſums ſich (nicht in der Reflexion, ſondern in lebendiger Anſchauung) bewußt zu werden. Einſt wird, wenn erſt der Boden für eine ſolche Erſcheinung wieder gewonnen iſt, ein geiſtiger Homer, ein religiöſer Shakeſpeare, erſcheinen und die Poeſie vollenden.

Grüneiſen.

I. Die Vielſeitigkeit unſrer Altvordern.

(1837.)

Es gehört weſentlich zu demjenigen, was jene früheren Jahrhunderte vor den ſpäteren gemeiniglich voraushaben, daß der Einzelne nicht ſowohl in Einzelnem, dieſem oder dem, hervorragte, ſondern daß er in Mehrerem, dem und jenem, gleich tüchtig erſcheint. So werden die größten Helden und die weiſeſten Staatshäupter, wie die Kaiſer und Könige des ſchwäbiſchen Hauſes, unter den erſten Dichtern ihrer Zeit genannt; ſo war Aeneas Sylvius Piccolomini, der klügſte Staatsmann unter der dreifachen Krone, zugleich einer der geſchmackvollſten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts; ſo ein Bürgermeiſter von Wittenberg der berühmteſte unter den damaligen ſächſiſchen Malern. Und umgekehrt, die nahmhafteſten Gelehrten, Dichter, Künſtler ſind nicht bloß in verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft oder in mehreren Zweigen der Kunſtübung gleich bewandert, wie ſich Maler, Bildner, Baukünſtler zumal in den großen Meiſtern Italiens zuſammenfanden; ſondern Wiſſenſchaft und Kunſt, vornehmlich in ihren Beziehungen auf das Leben, deſſen Bräuche und Bedürfniſſe, begleiteten ſich einander und durchdrangen ſich wechſelsweiſe. Luther und Zwingli waren beide groß in der Muſik; jener noch größer in der Dichtkunſt. Der koloſſale Schöpfer der Moſesſtatue, des jüngſten Gerichts und der Peterskuppel erholte ſich gern in Sonetten und Canzonen. Albrecht Dürer, der größte deutſche Maler, Kupferſtecher und

Holzſchneider ſeiner Zeit, und Leonardo da Vinci, einer der größten Künſtler Italiens, und aus deſſen Schule noch größere hervorgegangen ſind, ergaben ſich den tiefſten Forſchungen über Meß- und Naturkunde, zumal der optiſchen und mechaniſchen Geſetze; jener lehrte die Befeſtigungskunſt, dieſer und Benvenuto Cellini übten ſie zugleich aus. Auch an Kriegszügen und Staatsgeſchäften nahmen ſie hinwieder Antheil. Der Reformator von Zürich fiel in der Cappelerſchlacht; Hans Löwenſprung von Bern, ein kunſtreicher Maler ſeiner Zeit, gegen die Kaiſerlichen bei Dorneck. Petrarc und Rubens waren zu wichtigen Sendungen ihrer Herren und Höfe gern und oft gebraucht. In gleicher Weiſe war vornehmlich auch Niclaus Manuel, von welchem das Nähere erzählt werden ſoll, Staatsmann und Soldat, Dichter und Künſtler: Maler, Bildner und Holzſchneider geweſen.

Dieſe Vielſeitigkeit jener ausgezeichneten Männer mag immerhin vorzugsweiſe darin ihren Grund haben, daß damals weder die Wiſſenſchaft ſolchen reichhaltigen Stoff zu bearbeiten hatte, wie er ſich jetzt vor uns ausbreitet und in viele einzelne Gebiete vertheilt, von welchen jedes zu ſeiner genügenden Fortbildung die volle Kraft eines ganzen Lebens in Anſpruch nimmt, noch auch die Kunſt in ſo gar mancherlei formelle und techniſche Unterſchiede, wie jetzt, verzweigt war, unter welchen jede beſondere Richtung und Aufgabe nur durch ausſchließliche Uebung im Gebrauch ihrer Werkzeuge und Hülfsmittel und durch unerläßliche Fortſetzung ihrer weit geſteigerten Anforderungen befriedigend verfolgt und gelöſ't werden zu können ſcheint. In der ältern Zeit waren allerdings die Beſtandtheile einfacher, die Anſprüche naturgemäßer, daher auch die Verbindungen unmittelbarer; der Blick war nicht vom Ganzen auf das Einzelne hinweggeleitet, ſondern erkannte dieſes immer an und in jenem, und konnte, bei der mindern Schwierigkeit des Nächſten, auch Anderes und ſelbſt Verſchiedenartiges um deſto leichter zugleich in Ausübung und zur Anwendung bringen. Allein die Urſache dieſer Erſcheinung

liegt noch tiefer. Sie fällt eigentlich mit jener zuſammen, aus welcher wir allein erklären können, warum die begabteſten Dichter des Mittelalters gemeiniglich ſich an bekannte und weitverbreitete Sagen und Geſchichten anſchloſſen, warum die Künſtler ein vorhandenes ſtehendes Urbild, die morgenländiſchen ſtarr und todt, feſtzuhalten, die abendländiſchen vom 13ten Jahrhundert abwärts, mit ſteigender Freiheit, Anmuth, Wärme und Friſche der lebendigen Natur fortzubilden pflegten; ferner, weßhalb von den älteren Dichtungen, wie den Nibelungen, dem Reinecke Vos u. A., kein Verfaſſer ſich vorfindet; weßhalb in den frü=heren deutſchen Malerſchulen, zumal der Colmar'ſchen und Ul=miſchen, nur ſelten ein Monogramm, in ſämmtlichen deutſchen Bauhütten kaum da und dort ein Name zum Vorſchein kommt. Die Urſache hiervon iſt keine andere, als daß die Wiſſenſchaft und mit ihr der Gelehrte, die Kunſt und ihre Meiſter der lebendigen Wirklichkeit angehörten und jedesmal die Geſtalt des Lebens, in welcher ſie athmeten, das Vaterland und die Kirche, als den Gegenſtand nicht bloß ihrer Betrachtung, ſondern ihrer dankbaren Liebe und ihres ſelbſtvergeſſenen Dienſtes vor Augen behielten. Daher war die abgezogenſte Lehre, die der Schola=ſtiker, vorzüglich damit beſchäftigt, den Glauben ihrer Zeit zu rechtfertigen vor dem denkenden Geiſte; die dürrſte Poeſie, die des Meiſtergeſangs, darauf gerichtet, den Inhalt der dem chriſt=lichen Bewußtſeyn theuerſten Geſchichten und Unterweiſungen durch das Maß der Sylbenzählung und den Wohlklang des Reims annehmlich zu vergegenwärtigen und dauernd einzuprägen. Daher drängte ſich durch die Umzäunungen der entarteten Kirche das in ſeinen unmittelbaren und nachfolgenden Wirkungen ſo unendlich wohlthätige Inſtitut des Leutprieſterthums oder der Volkspredigt hindurch. Daher waren alle Künſte zünftig, und verherrlichten den Gottesdienſt, bewahrten die vaterländiſchen Ereigniſſe, ſchmückten die öffentlichen Räume, und erheiterten, veredelten, befeſtigten durch ihren Einfluß auf die Geſinnungen des Volkes das gemeinſame Leben und die bürgerlichen Zuſtände.

Daher, bei dieſer, im ſchönſten Sinne, praktiſchen Begeiſterung, die alle Kräfte in ihren Dienſt nahm und alle Thätigkeiten auf ihre Bahn zog, trat nicht bloß der Name und das Gewicht des Einzelnen gegen die Idee ſeiner Tendenz und gegen die Bedeutung der Geſammtheit, mit deren Zwecken ſeine Tendenz zuſammenfloß, unwillkürlich zurück, ſondern er ſuchte auch gern von ſeiner Seite Alles aufzubieten und darzureichen, was dem gemeinen Weſen und der Würde des Ganzen zum Frommen gereichte, ſtrebte ſich ſelbſt in möglichſter Vervielfältigung ſeiner perſönlichen Tüchtigkeit zu üben, und ſo die Anſprüche des Lebens in ſeinem Kreiſe zu verwirklichen. Weil aber das Gemeinſame vor Augen blieb, ſo wurden die einzelnen Kräfte in ihrer verſchiedenartigen Uebung und Verwendung nicht zerſplittert, vielmehr in ſchöner Einigung zuſammengehalten, und hier durch ein helleres Verſtändniß des Zuſammenhangs, dort wenigſtens durch dunklere Ahnung jener tieferen Bezüge getragen.

II. Das Münſter zu Ulm.

(1840.)

Formen und Maaße dieſer größten deutſchen Kirche machen einen harmoniſchen und erhebenden Eindruck, wie ſchmerzlich auch das modern Geſchmackloſe des Orgelbaues, die Verödung ſo mancher Conſolen an den Pfeilern und Wänden, die Uebertünchung der ſchönen Naturfarbe des Geſteins, namentlich ſogar auch die plumpe Verſtreichung der Ornamenturen und die Auslöſchung der noch bis 1817 ſichtbar geweſenen Frescogemälde, zumal desjenigen fällt, welches über dem Triumphbogen am Chor ausgeführt war.

In beſonderer Reinheit, Großartigkeit und Anmuth ſtellt ſich die Vorderſeite der Außenkirche dar, das Portal mit ſeinem dreifachen hohen Eingange und ſeiner Vorhalle, und mit den faſt unzählbaren Bildwerken, welche dort in ſchöner Ordnung und

nach ſinniger Auswahl aufgeſtellt ſind. Darüber im Thurm das ungeheure einzige Fenſter, das vordem mit der Legende des heil. Martin bemalt, in das ganze Mittelſchiff der Kirche hineinleuchtete, ſolange die Aufſtellung der Orgel dieß nicht beſchränkte. Weiter empor die zwei ſchlanken und noch höheren Fenſteröffnungen des zweiten Thurmſtockwerkes zwiſchen den zierlichſten freien Wendeltreppen bis zu dem Kranze, mit welchem das Bauwerk ſtill ſtehen mußte, und dann auf dem 15′ hohen Anfang des zweiten Thurmtheiles eine ſpitzige, faſt 100′ hohe Bedachung erhielt, während der noch vorhandene Aufriß des Thurmes, von hier an aus dem Viereck aufſteigend, noch ein drittes octogones Stockwerk mit je einem in der Mitte von zierlichem Steinwerk unterbrochenen, wiederum höheren Fenſter zeigt, und darüber die Verjüngung einer reich durchbrochenen Nadel mit fünf Kränzen, und auf der Spitze die Bildſäule der Patronin der Kirche mit dem Jeſuskind in den Armen andeutet. Eine Zeichnung, die indeſſen erſt im ſechszehnten Jahrhundert entworfen iſt, wiewohl ſie auf ältere Pläne gegründet ſein muß, da ſich daran einzelne architectoniſche Formen bereits in einiger Ausartung vorfinden.

Bis auf den Boden des erſten Kranzes, wo das Achteck ſich erhebt, beträgt die Höhe des Thurmes 234 württembergiſche Fuß; der ausgebaute Thurm würde 510 Ulmer Werkſchuh oder 520 württembergiſche Fuß betragen. Das vergoldete Standbild der Jungfrau Maria auf der Spitze hätte um etliche Fuße noch über die Spitzen des Kölner und des Straßburger Thurmes hinweggeſchaut. Die Spitze des jetzigen Thurmes hat die Höhe von 337′.

Wie der Thurm nach Weſten nur zur Hälfte ausgebaut iſt, ſo ſind die beiden öſtlichen Thürme, an den Chorſeiten, beinahe ganz unausgeführt, und nicht minder iſt auch das Aeußere der Kirche unvollendet geblieben. Es fehlt ſogar an der Façade die völlige Steinbekleidung; es fehlen die vielen Seitenthürmchen, welche über den Strebepfeilern der Seitenſchiffe zu ſtehen kommen,

die Verbindungsbögen, die ſich als Brücken über die Seitenſchiffe hin zur Stütze des Mittelſchiffes anlegen ſollten; es fehlt die auch bei dem ſchwierigern Stoffe zu bewirkende, Mannigfaltigkeit, die dem großen Werke mehr den Anſchein des freien Gedankens und der würdevollen Erhebung verleihen müßte. Nun aber iſt das umgekehrte Verhältniß. Wie leicht, hell und aufſtrebend der Münſter in ſeinem Innern, weil er vollendet iſt, erſcheint, eben ſo ſchwer, düſter und gedrückt kommt er von außen, zumal an den Seiten und von Oſten her, dem Beſchauer vor und erfüllt mit Wehmuth über dem Ungenügen menſchlicher Kraft zum menſchlichen Entwurf. Erinnert man ſich zumal, daß bei der erſten Verkündigung des Münſterplanes ausdrücklich feſtgeſetzt war, dieſer Bau ſolle lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner ohne irgendwelche fremde Beihilfe und Steuer zu Stande kommen, während in denſelben Zeitraum bedeutende Gebietserweiterungen durch Ankauf, namentlich den der Grafſchaft Helfenſtein, und die Vergrößerung der Feſtungswerke fallen; ſo iſt es in der That nicht anders, als wenn dieſes rieſenhafte Unternehmen Mark und Saft der Bürgerſchaft in ſich geſogen hätte und darum die Stadt in ſo kleinem Maaßſtab umherläge und ihre politiſche wie gewerbliche Bedeutung gegen die Macht und den Reichthum früherer Jahrhunderte herabgeſunken wäre. Jedenfalls gilt von dieſem unvollendeten Bau, was man ſonſt mit Unrecht von der alten Kirchenbaukunſt überhaupt geſagt hat, daß ihre Werke wie große Grabſtätten ausſehen, worein der Fronleichnam gelegt ſei. Der Ulmer Münſter geberdet ſich von fern und nah wie ein großes Trauerdenkmal, aber im umgekehrten Sinn jener Worte des Erlöſers (Evang. Math. XVIII, 27.). Inwendig iſt Licht und Leben, und eine Fülle der herrlichſten Gedanken und heiligſten Empfindungen entfaltet ſich darin zur Andacht. Es mag dem Einfluſſe des Proteſtantismus zugeſchrieben werden, daß der Ausbau des Ulmer Münſters nicht ſo erfolgte, wie er bei den Domen zu Straßburg und Wien auch an den

Außenſeiten vor Augen ſteht. Aber abgeſehen davon, daß andere Urſachen ſich mit der Reformation in jene Schuld theilen, wenn anders die Unzulänglichkeit der Mittel und Kräfte zu dem Vorhaben dieſen Namen verdient — abgeſehen, daß längſt vor der Kirchenverbeſſerung der fromme Eifer nur durch den Aberglauben des Ablaſſes im Athem erhalten werden konnte, und ſo zuletzt mehr Schuld an der Fortſetzung ſelbſt als an der Unterlaſſung des Baues haftete; — ſo ſpricht ſich in der vorhandenen Beſchaffenheit der Kirche gerade der Geiſt des Proteſtantismus und auch der Kunſtſinn einer proteſtantiſchen Gemeinde klar und entſchieden aus. Ernſthaft und ſtreng, wie ihr Gottesdienſt, iſt der äußere Eindruck; aber deſto heiterer und einfacher ſchön, wie das ſelige Glaubensleben, die innere Einrichtung dieſes Gebäudes: deſto reiner im Ganzen, wie bei dem Canon unſerer heiligen Urkunden, die urſprüngliche Form behütet und gepflegt.

J. P. Lange.

Die ſchweizeriſchen Waſſerfälle.

(1841.)

Wenn man im Beginn der warmen Jahreszeit, etwa um die Mitte des Juni, die Schweiz beſucht, ſo muß man auf den Genuß zweier herrlichen Erſcheinungen der Alpenwelt verzichten. Man vermißt noch die Lebendigkeit der hohen Bergtriften; es fehlen noch die Heerden und die Hirten auf den grünen Matten. Selten vernimmt man noch das ſeligweinende Alphorn, ſelten das ſüße Glockengeläute der Heerden, das die hehre Einſamkeit der ſtillen Höhen nicht verſtört, ſondern bemerkbar macht, wie der Pulsſchlag das Leben. So fehlen alſo noch die bunten Bilder des Lebens und der Lebensfreude, welche die Hand Gottes ſo wunderſam mit den erhabenen Schreckniſſen der Alpenwelt verwebt hat; weil auch die Schrecken ſeiner Macht nicht finſter drohende, ſondern fürſtlich ſchirmende Gewalten ſind für die Wohlfahrt ſeiner Kinder, und im Einklang ſtehn mit aller Huld und Freundlichkeit ſeines Waltens. Außerdem vermißt man um dieſe Jahreszeit noch die Lichtſpiele der aufgehenden und untergehenden Sonne auf den Bergen, das vielgeprieſene Alpenglühen. In der Regel nämlich geht jetzt noch der Morgenglanz, mit welchem die Berghäupter den Gruß der Sonne erwiedern, ſchnell durch einen flüchtigen Goldſchein in hellen Silberſchimmer über. Der feine Herbſt, wie er überhaupt an Farbenverklärungen ſo reich iſt, und ſo prachtvolle Morgen- und Abendröthen bildet, ſoll ſich hier auch als der eigentliche

Altmeiſter des Alpenglühens bewähren. Man rühmt ihm nach, daß der Abglanz der Sonne auf den Alpen durch die wunderbarſten Modulationen von Goldglanz, Roſenroth, Violet und todesbleichem Aſchgrau hindurch führe. Nur einmal ſah der Pilgerzug, dem der Verfaſſer dieſer Zeilen angehörte, beim Hinabſteigen in das Grindelwaldthal zur Abendzeit ein bedeutendes Alpenglühen. Eine große, dunkelrothe, brennende Himmelsröthe lag auf dem weſtlichen Abhange des majeſtätiſchen Eiger. Wenn das Lied des Tages, das hohe Lied von der Herrlichkeit und Güte des Herrn, in lebensfreudigem Dur-Tone des Sonnenſcheins ausgeſpielt iſt, ſo erklingt es in den mannigfaltigſten und ſanfteſten Molltönen, in den roſigen Lichtſpielen der Abendröthe, als wären es die wehmüthigen Erinnerungen, die ſüßen Verheißungen der feiernden, in die Nacht ſich verhüllenden Liebe. Dieſe Nachſpiele aber hallen an den Alpenzinnen in den feinſten und ſanfteſten Tönen wieder. Auch dieſe Roſenfeſte, welche die Sonne kommend und ſcheidend auf den Alpen feiert, mußten wir größtentheils entbehren.

Dagegen hatten wir einen großen Erſatz in der Pracht der Waſſerfälle, die um dieſe Zeit, unter der Arbeit der Juniusſonne, bei einem außerordentlichen Schneeſchmelzen ihre ganze Herrlichkeit, wie ſonſt ſelten, entfalten. Wie oft muß man der ſtehend gewordenen Ausdrucksweiſe, welche die hohen Schnee- und Felſengebiete in den Alpen als eine Region des Todes bezeichnet, begegnen! Freilich darf man in dieſen hohen, einſamen Himmelsnähen der Erde die Fülle des Menſchen-, Thier- und Pflanzenlebens nicht ſuchen. Was dieſer Region Lebendiges wahrhaft angehört, das hat die Weihe des Bedeutſamen, ſey es das Gewürz des Alpenkrautes oder der brennende und doch ſo holde Wunderſchein der Alpenblumen, ſey es die Gemſe, welche das ſcherzende Hinweghüpfen des ſchuldloſen Lebens über ſchauerliche Abgründe verſinnlicht, oder der Adler, welcher das Gloriöſe der fürſtlichen Mächte auf den Gipfeln des Landes der Freiheit darſtellt, oder auch der Hirt in ſeiner Kraft, der

Schütz in ſeiner Kühnheit, der wahre Alpenwaller in ſeiner himmelanſtrebenden Sehnſucht. Sieht man aber auch von dieſen Erſcheinungen des individuellen Lebens ab, ſo kann man dennoch dieſe Regionen nur mit Unrecht als Todesgebiete bezeichnen. Hier iſt die hohe Wiege der lebensreichen Flüſſe, die möglichſt verborgene Geburtsſtätte der Ströme. Wenn die Flüſſe als die Lebensadern der Länder betrachtet werden, ſo kann man das Gebirge, von welchem ſo viele Schlagadern der Erde ausgehen, als das pulſirende Herz ſeiner großen Stromgebiete betrachten. Wenn ich in den hehren Einſamkeiten der Alpenhöhen den feuchten Glanz der Schneeflächen unter den Strahlen der Mittagsſonne ſah, und hörte eine Lawine donnern, hörte das ewige Kniſtern, Knarren und Krachen in den Schneefeldern und Eisgewölben, beſonders aber das tauſendfach vielſtimmige, rings umfangende Rieſeln und Rauſchen kaum geborner Alpenbäche, dann erſchien mir dieſe ganze Region geweiht als eine große, ehrfurchtgebietende Werkſtätte Gottes, als die erhabene, in die Stille des Himmels emporgerückte Felſenhalle, worin er unaufhörlich leiſe und gewaltig wirkend Leben und Wohlthat für einen großen Theil von Europa verbreitet. Hier iſt die Geburtsſtätte des Rheins, der den Weſten Deutſchlands feſtlich verſchönt, des Rhoneſtroms, der den Süden Frankreichs mit poeſiereichen Thälern ſchmückt, von hier fließt der Donau ihre Alpenkraft zu in den Fluthen des Inn, hier haben die Flüſſe, welche das nördliche Italien berühren, ihre Heimath.

Wenn man einen großen Strom in ſeinem ruhigen Lauf durch die Thalgegenden betrachtet, ſo begreift man es nicht, woher dieſe Fülle des Waſſers kommt. Hört man aber das Rauſchen der Waſſer in den Hochalpen, einem Rauſchen von tauſend Mühlen vergleichbar, das Jauchzen zahlloſer neugeborner Bergſtröme, ſieht man die weißen Bäche an allen grünen Höhen, an allen dunkeln Felſenwänden herabſteigen, ſo begreift man noch weniger, wo dieſe Fülle des Waſſers bleibt. Man bekommt einen tiefen Eindruck von dem unermeßlich großen Haushalte

Gottes. Ein Gefühl ſeiner unendlichen Majeſtät und Macht, ſeiner unergründlichen Weisheit und Güte, ſeiner Herrlichkeit, die ſich ſo ſtark und leuchtend in dem Schönen und Erhabenen dieſer Schöpfungsbilder ſpiegelt, ergreift die ſtaunende Seele.

Das Gebrauſe der Alpenwaſſer hörten wir am ſtärkſten im Gotthard-Gebirge. Hier im Reußthale kamen von allen Seiten Alpenbäche, in weißen Schaum aufgelöst, wie vom Himmel herab. Am frappanteſten aber, in einer erhabenen Reihenfolge, ſtürzten die ſchimmernden Bäche von den Höhen herab im Haslithale zwiſchen Mairingen und dem Brienzer See. Hier folgt auf der linken Thalſeite ein Waſſerfall auf den andern. Sie kommen in hehrer Niederfahrt von einem ſteilen Bergrücken, durch grüne Tannenwälder weißſchimmernd, jauchzend in's Thal. Dieſer ſchöne Reigen weißer Alpenjungfrauen wird an der obern Seite vom Reichenbach, an der untern vom Hirßbach angeführt.

Das Ergreifende der Waſſerfälle liegt nicht lediglich in der herrlichen ſinnlichen Anſchauung, welche ſie gewähren. Freilich ergreift ſchon der unmittelbarſte Genuß eines ſolchen Anblicks die Seele mit einer ganz eigenen Gewalt. Der Sturm, der Sturz, die blitzende Bewegung, der Schimmer und Rauch, das Gebrauſe — dieſe ganze mächtige Aeußerung eines feierlichen Naturmomentes theilt ſich mit dunkler Gewalt der Seele mit; ſie fühlt ihre innige Harmonie mit dieſen ſchönen Schöpfungswundern. Aber nicht das ſinnlich Bewegende wirkt für ſich allein. Man ſieht das dunkle Waſſer hier in ſeinem Feierkleide, in einer Art von Verklärung, man ſieht ſeine entſchiedene Paſſivität, ſein träges, ewiges Fallen zum aktivſten Sturm, zur heroiſchen That werden; den Bach, der als Regenfluß ohne Namen dahinſchleichen würde, ſieht man durch dieſes beſondere Geſchick intereſſant werden, und den Schein eines geſchichtlichen Weſens, eines tragiſchen Lebenslaufs gewinnen. Man hat ein lebendiges Maaß der Höhen und Tiefen von Gottes Welt vor Augen, man empfängt alſo den Eindruck des Erhabenen, und wird vor dem Throne der Majeſtät Gottes niedergebeugt. Dem

Erhabenen gegenüber empfindet man die Schauer der Vernichtung, und durch dieſe Schauer wird man hineingeführt in die Feier der Gegenwart Gottes, man findet ſich ſelig wieder in ſeinem Schooße. Das aber heißt feiern, wenn man, wie Jakob zu Bethel, die Nähe Gottes in irgend einer Halle des großen Naturtempels inne wird, ſo daß man ausrufen kann: wahrlich, hier iſt Gottes Haus, hier iſt die Stätte des Himmels!

Mit der Betrachtung, daß der Bach oder der Fluß in ſeinem Falle einen Schein von Perſönlichkeit für den Betrachtenden gewinne, haben wir bereits angedeutet, daß das eigenthümlich Ergreifende des Waſſerfalls in ſeiner ſymboliſchen Macht liegt. Das iſt das Weſen des Gleichniſſes: in einem Sinnlichen, Aeußerlichen, Natürlichen ſpiegelt ſich eine göttliche Idee, ein höheres Lebensgebiet, eine Erſcheinung des geiſtigen Lebens. Das Gleichniß wird nicht wie eine Fabel erſt gemacht durch die Willkür deſſen, der eine ſolche Beziehung des Niedern auf das Höhere ausſpricht, ſondern es ergibt ſich weſentlich aus dem Zuſammenhang und Einklang aller Dinge, worin ſich die Wahrheit Gottes offenbart. So iſt die Treue in dem Herzen eines guten Hirten auf dem natürlichen Lebensgebiet weſentlich ein Aehnliches, ein Verwandtes im Verhältniß zu der Treue des göttlichen Erbarmens gegen die Sünder in dem Herzen Chriſti; ſie iſt ein Gleichniß der höheren Treue. Chriſtus iſt in ſeiner Treue, womit er die verlornen Seelen ſucht, der eigentliche, rechte, gute Hirte; er iſt es viel weſentlicher und beziehungsreicher, als der gute Schäfer, der ſeine Heerde treu bewacht. Und wenn einer von Beiden nur im figürlichen Sinne der gute Hirte ſeyn ſoll, ſo iſt es nicht Chriſtus, ſondern der Schäfer. So iſt es auch mit der königlichen Würde Chriſti; nicht er iſt im figürlichen Sinne der König, ſondern er iſt es in der Vollkraft des Weſens. Die Könige auf Erden dagegen, deren Fürſt er iſt, haben alle etwas Figürliches, ſie herrſchen nicht bis in die Domäne Chriſti, bis in die Herzen hinein. So offenbart ſich im Menſchenleben das Göttliche, in allem

Naturleben aber ſpiegelt ſich wieder das menſchliche Leben ab. Die ganze Natur iſt ein Inbegriff göttlicher Gedanken in Symbolen, Schattenriſſen, Spiegelbildern. Darum würden wir auch den Vorwurf entſchieden ablehnen, den man etwa machen könnte, als wollten wir in die Waſſerfälle höhere Beziehungen willkürlich hineintragen. Die Waſſerfälle ſind ſchon Gotteswerke im höhern Chor; nicht überall hat die Hand des Herrn dieſe ergreifenden Naturbilder hervorgerufen. In ihnen alſo muß ſich in beſonderem Maaße Höheres, ſey es Menſchliches oder Göttliches, vorzüglich aber Göttlich-Menſchliches, nämlich Chriſtliches abſpiegeln. Freilich iſt es nur ein ſchwacher Interpret, der hier vor dieſe großen Sinnbilder hintritt, ſie zu deuten; ſpricht er auch, wie er hofft, die richtigen Ahnungen der höheren Beziehungen der Waſſerfälle aus, ſo macht er doch keinen Anſpruch darauf, den reinen, reichſten Ausdruck derſelben zu finden.

Es macht einen Unterſchied, ob man die Waſſerfälle betrachtet, wie ſie von der Höhe kommen, oder wie ſie in die Tiefe ſtürzen, oder wie ſie aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren. Dieſer Unterſchied wird vorzüglich durch die natürlichen Standpunkte feſtgeſtellt. So ſieht man den Gießbach und den Staubbach von der Höhe herabkommen; man ſteht bei dem einen tief am Abhange, bei dem andern ganz im Thale. Dagegen ſieht man im Handecker Waſſerfall die Aar mit dem Aerlenbach in einen tiefen Abhang hinabſtürzen; wenigſtens auf dem gewöhnlichſten Standpunkte. Den Rheinfall bei Schaffhauſen ſieht man ſowohl von der Höhe als in der Tiefe. Man überſchreitet den Waſſerfall der Reuß, indem man über die Teufelsbrücke geht, und hat auf der einen Seite den Fall aus der Höhe, auf der andern den Sturz in die Tiefe. An den gebrochenen Abſtürzen des Reichenbachs geht man einen vielbetretenen Alpenweg hinan.

Sieht man die Bäche von der Höhe kommen, ſo werden Gedanken an himmliſche Segnungen, Offenbarungen und Botſchaften angeregt: es iſt, als hörte man Melodien, als ſähe

man Bilder zu dem Liede: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!" Sieht man ſie aber in die Tiefe ſtürzen, das erinnert an geweihtes Unglück, an tragiſches Geſchick, an freudige Hingebung in dunkle Verhängniſſe; die Ideen der Aufopferung, der Kreuzesfreudigkeit, der begeiſterten Treue und des ſeligen Gottvertrauens im Tode werden angeregt.

Sieht man den Fluß aus der Höhe kommen und in die Tiefe fahren, ſo gewinnt man ein Bild des gottgeweihten Lebens, wie es ſchwebend zwiſchen Himmelsfreude und Erdenleid, zwiſchen der Geburt von oben her und dem Tode, der von der Erde iſt, triumphirt, indem es ſich aufopfert, und Himmelsfrieden bringt und ſtiftet, indem es in das Weh der Erde und in den Tod ſich hinein verſenkt. Der Grundton aller Waſſerfälle ſcheint das Wort zu ſeyn: „Laß dich Gott!" Denn durch ihr entſchiedenes Ruhen, Fallen, Verſinken in ihren tiefſten Grund, wie dieſe Hingebung dem Waſſer eigen iſt, kommen die Flüſſe hier zu ihrer Blüthe und Feier, zu ihrem Sturm und Gebraus, zu ihrer Denkwürdigkeit und Verklärung; in ihrer Schwachheit gewinnen ſie ihre Kraft, ſo wie der Chriſt durch die reinſte Hingebung an den Herrn, durch den entſchiedenſten Tod des ſündlichen Eigenwillens die reinſte Eigenthümlichkeit, den beſtimmteſten Charakter, und ſo auch die reichſte Fülle und Kraft des höheren Lebens gewinnt.

Nur Andeutungen und Verſuche kann ich geben den hehren Waſſerfällen gegenüber, bei denen unſer Pilgerzug feiernd verweilte.

Wilhelm Hauff.

Märchen als Almanach.

(1826.)

In einem ſchönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in ſeinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrſchte von Anfang an bis heute die Königin Phantaſie. Mit vollen Händen ſpendete dieſe, ſeit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die ſie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß ſie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande ſtehen geblieben wäre; ſie ſelbſt, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, ſtieg herab auf die Erde; denn ſie hatte gehört, daß dort Menſchen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernſt, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Dieſen hatte ſie die ſchönſten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und ſeit die ſchöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menſchen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernſt.

Auch ihre Kinder, nicht minder ſchön und lieblich als die königliche Mutter, ſandte ſie aus, um die Menſchen zu beglücken. Einſt kam Märchen, die älteſte Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig ſey, ja hie und da wollte es ihr bedünken, als ob ſie verweinte Augen hätte.

„Was haſt Du, liebes Märchen,“ ſprach die Königin zu ihr; „Du biſt ſeit Deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt Du Deiner Mutter nicht anvertrauen, was Dir fehlt?“

„Ach! liebe Mutter,“ antwortete Märchen, „ich hätte geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der Deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Märchen, „ſo höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeine Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Märchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war. „Aber Du bildeſt Dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Märchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen: ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand, und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn,“ fragte die Königin, „kommen, Märchen, daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?“

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus Deinem Reich kommt, o Königin Phantaſie! mit ſcharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! Wie gut haben es meine Brüder, die Träume! fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen

Männern, beſuchen die ſchlummernden Menſchen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!“

„Deine Brüder ſind Leichtfüße,“ ſagte die Königin, „und Du, mein Liebling, haſt keine Urſache, ſie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menſchen haben ſo unrecht nicht, ſie aufzuſtellen; es kam ſo mancher windige Geſelle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchſtens von einem Berge zu uns herüber geſchaut.“

„Aber warum laſſen ſie dies mich, Deine eigene Tochter, entgelten?“ weinte Märchen. „Ach! wenn Du wüßteſt, wie ſie es mir gemacht haben; ſie ſchalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächſtemal gar nicht mehr hereinzulaſſen.“ —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?“ rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen. „Aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!“

„Die Mode? Nicht möglich!“ rief Märchen. „Sie that ja ſonſt immer ſo freundlich.“

„O! Ich kenne ſie, die Falſche,“ antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten.“

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?“

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, Dich gering ſchätzen, ſo wende Dich an die Kleinen; wahrlich, ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder durch Deine Brüder, die Träume, ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen hinauflächeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die

Hände zuſammenſchlagen. Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden ſtiller, wenn ich auf hoher Felſenſpitze mich zu ihnen ſetze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläſte auftauchen laſſe, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterſchaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde.“

„O die guten Kinder!“ rief Märchen bewegt aus. „Ja, es ſey! Mit ihnen will ich es noch einmal verſuchen.“

„Ja, Du gute Tochter,“ ſprach die Königin. „Gehe zu ihnen; aber ich will Dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß Du den Kleinen gefällſt und die Großen Dich nicht zurückſtoßen; ſiehe, das Gewand eines Almanach will ich Dir geben.“

„Eines Almanach, Mutter? Ach! — ich ſchäme mich ſo vor den Leuten zu prangen.“

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und ſchöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem ſchönen Mädchen das lange Haar; ſie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das beſcheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin,“ ſprach ſie zu der Kleinen; „mein Segen ſey mit Dir. Und wenn ſie Dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz Dir wieder zuwenden.“

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Märchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hauſeten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her, und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe rauhe Stimme. „Wache heraus! Da kommt ein neuer Almanach!“

Märchen zitterte, als ſie dies hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt, und hielten ſie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn: „Nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Almanach,“ ſchrie er, „daß man Ihm in den Augen anſieht, ob Er was Rechtes iſt oder nicht.“ —

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals. „Das Märchen! Haben Wunder gemeint, was da käme! Wie kommſt Du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Märchen.

„So? Sie will Dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! Hebe Dich weg, mach', daß Du fortkommſt!“ riefen die Wächter unter einander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Märchen; „dies könnt Ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter. „Sie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß,“ ſprach ein anderer.

„Nun ja,“ riefen ſie, „ſag' an, was Du weißt; aber beeile Dich, denn wir haben nicht viele Zeit für Dich.“

Märchen ſtreckte die Hand aus und beſchrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da ſah man bunte Geſtalten vorüberziehen; Karavanen, ſchöne Roſſe, geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüſte; Vögel und Schiffe auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen, Schlachten und friedliche Nomaden: ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen

beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Sieh her, gutes Märchen," ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind Deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß Du im Lande biſt, und Du kannſt friedlich und unbemerkt Deine Straße ziehen. Ich will Dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich Dir ein ſtilles, freundliches Plätzchen; dort kannſt Du wohnen und für Dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu Dir kommen und Dir zuhören. Willſt Du ſo?"

„O, wie gerne folge ich Dir zu Deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Märchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Roſenkranz.

Das Epos des Volkes.

(1830.)

Der Geiſt des deutſchen Volkes war in ſeinem Beginn, wie der eines jeden anderen, vom Intereſſe ſeiner unmittelbaren Sittlichkeit bewegt, und die als Sitte exiſtirende Freiheit war auch das erſte Princip ſeines Handelns. Die aus ihm entſpringenden Thaten ſind der Inhalt ſeines erſten Epos, weil ſie an ſich überhaupt die erſte Entäußerung ſeiner ſelbſt ſind. Ein beſtimmtes Daſein gab ſich jener ſittliche Geiſt zunächſt in der dem Germaniſchen Volk eingeborenen Selbſtſtändigkeit des Einzelnen, wie ſie mit der Einheit des Stammes noch zuſammenfällt; ſodann in der Liebe der Familie; und endlich in der Treue des Vaſallen gegen ſeinen Herrn als dem objectiven Bande von Pflicht und Recht, welches die individuelle Selbſtſtändigkeit erſt zur wirklichen Freiheit erhebt. Dieſe Momente des Ganzen können auch als eben ſo viel Principien angeſehen werden, welche, indem ſie ſich gegenſeitig hervorbringen, mit einander eben ſo oft ſich entzweien, als verſöhnen, und in ihrer Verwicklung den tragiſchen Ton erwecken, welcher dieſe Welt mit erſchütternder Macht durchklingt.

Das erſte Epos iſt alſo mit den Sagen identiſch, welche der deutſche Volksgeiſt als den erſten, durch ſeine That vermittelten Inhalt ſeines Bewußtſeins über ſich ſelbſt hat. Doch iſt von jenen Sagen, deren Tacitus erwähnt, von Mannus, Tuiskon, dem Asciburgiſchen Odyſſeus u. a. in der Poeſie, wie

ſie in ihren Denkmalen uns vorliegt, ſo wenig eine Spur geblieben, als von den Geſchichten der Cimbern und Teutonen, Hermanns u. ſ. w.; ſondern die Periode unſerer auch für uns noch poetiſch geſtalteten Sagen iſt die Zeit der Völkerwanderung. In dieſem Wogen der Stämme, in dieſem Kampf derſelben, theils mit fremden Völkern, wie mit den Oſt- und Weſtrömern, mit den Galliern, Hunnen und Slaven, theils unter einander, wie die Weſtgothen mit den Franken, die Franken mit Burgundern, Thüringern und Sachſen, die Longobarden mit den Gepiden ſtritten; theils mit ſich ſelbſt in ſteten Parteiungen um den Beſitz der königlichen Herrſchaft, namentlich bei den Oſtgothen und Franken: in dieſer Zeit wurden die Sagen gegründet, welche noch lange das Andenken der Stämme durchlebten und ſich die Kunſt der Dichter verpflichteten. Weil die Völker mit ihren Wanderungen eine ganze Vergangenheit abbrachen, weil Alles, was bei Naturreligionen tief mit eines Landes beſonderer Localität verknüpft iſt, durch die Entfernung von derſelben verzerrt und verwiſcht wurde, und eben dies Losreißen von dem alten Boden ſie dem chriſtlichen Glauben, wo er ihnen begegnete, empfänglicher machte, iſt darin der Grund zu finden, warum unſere Sagen gar keinen mythiſchen, ſondern durchweg einen epiſchen Charakter haben, warum nicht Götter, ſondern Menſchen in ihnen handeln. Der Mythus der Germanen iſt nur in Einem Zweige der Nation, im Scandinaviſchen, aufbewahrt, bei den übrigen Stämmen aber kaum in ſparſamen und verworrenen Trümmern übrig; und wo etwa der urſprüngliche Geiſt des Volkes auch ſpäterhin noch einer ſolchen Weiſe der Anſchauung hätte geneigt ſein wollen, trat ihm die Kirche verneinend entgegen. Deswegen hat man das alte Epos in ſeinem Innern vielmehr vom ſittlichen Standpunkt aus zu betrachten. Denn in der uns gebliebenen Auffaſſung haben ſeine Helden an ſich keine andere Bedeutung, und eine Betrachtung, welche ſie als Götter darſtellen will, legt in ſie hinein, was an ſich in ihnen nicht iſt. Die nicht abzuleugnende große Aehn-

lichkeit zwiſchen der alten Scandinaviſchen Götterſage und zwiſchen unſerem Epos legt nur Zeugniß von der inneren Einheit des Germaniſchen Geiſtes ab, weil ſich in einer ſolchen Uebereinſtimmung die Beſonderheit deſſelben bewährt, welche Allem, was er hervorbringt, eigenthümlich ſein muß.

In der früheren Zeit mögen die einzelnen Sagen reiner geweſen ſein, als ſie jetzt in unſerem Beſitz erſcheinen, und mögen ſie erſt mit der langen Abfolge und vielfachen Verbindung der Geſchlechter ſich verwirrt und getrübt haben, indem eine bei der mündlichen Ueberlieferung unvermeidliche und oft unbewußte Willkür Vieles vermiſchte und auf einander bezog, was urſprünglich nicht zuſammengehörte. Aber andererſeits hat man dieſe Umwandelung der Sage auch ſo zu faſſen, daß ſie, viele zerſtreute Züge in wenige vorragende Charaktere zuſammendrängend, Das, was den Sinn des Volkes überhaupt am klarſten ausſprach, auch am meiſten ergriff und zu großen Anſchauungen ausbildete. Erſt als dies heroiſche Leben in der Wirklichkeit mehr und mehr vom politiſchen verdrängt, und deshalb vom ſpäteren Geſchlecht nicht mehr wie vordem verſtanden wurde, da erſt begann eine gänzliche Zerſtückung und Verderbniß der alten Sagen. Die Zeit der Abfaſſung, in welcher ſie jetzt vor uns liegen, reicht mit Ausnahme eines einzelnen Fragmentes vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Aber das Weſen der Dichtung iſt das älteſte unſeres Volkes, und jenes poetiſche Produciren gleichſam wie ein neues Erfaſſen der ſchon hinabgeſunkenen Vergangenheit zu nehmen.

Weil der Geiſt des Volkes unmittelbar in dieſen Sagen wohnte und weil ſie in Aller Gemüth von Jugend auf ſich einwurzelten, ſo machte ein ſolches Daſein ein Dichten im Sinn des Erfindens und der Entfaltung individueller Phantaſie unmöglich, und iſt das Entſtehen und Bilden der Sage und ihrer Dichtung als im Volk allgegenwärtig und den Einzelnen ſich mit ihrer Kraft unterordnend zu denken. Dies iſt die Urſach, warum von keiner dieſer Dichtungen der Verfaſſer mit

Gewißheit genannt werden kann. Jede iſt ſowohl von Einem als von Allen gedichtet. Schreibt auch eine ſpätere ſehr verbreitete Tradition die eine, z. B. Wolfdietrich, dem Wolfram von Eſchenbach, eine andere, z. B. den kleinen Roſengarten, dem Heinrich von Oſterdingen zu, ſo iſt doch auf eine ſolche Annahme gar nichts zu geben. Daher läßt ſich bei dieſen Sagen von einem Dichter, welcher ſelbſtſtändig für ſich den Stoff bearbeitet habe, gar nicht reden, und erſt ſpäterhin tritt eine ſolche Behandlung ein, wo die Sage ſelbſt von der Ehrwürdigkeit ihres Anſehens eingebüßt hatte und der Willkür zugänglicher geworden war.

Gervinus.

Herders größtes Verdienſt.

(1840.)

Die „Stimmen der Völker" hatten den Zweck, das rohe Geſchrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an den Volksliedern preiſe; und da es ihm arm ſchien, ein deutſcher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn verſuchte), ſo zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu laſſen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Beleſenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie ſie damals in Deutſchland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Ariſtogiton, aus Eſthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, ſondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraſchenden Treue und Einfalt auf, und ſchickt ſich mit der feinſten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die ſpaniſche Grandezza, die Düſterheit des Oſſian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grauſame Gewalt des nordiſchen Kriegers, das ſanfte Gemüth des Deutſchen, das Schaurige ſchottiſcher Balladen, der kühne Gang der hiſtoriſchen Volksromanzen in England, Laune und Schreck, Ernſt und Tändelei, Alles bewegt ſich neben einander, ohne Affectation und ohne Zwang, als ob die divergirendſten

Strahlen aller Menſchlichkeit und Menſchheit ſich in dem weiten Buſen des Deutſchen concentrirten. Wodurch erreichte Herder dieſe frappante Wahrheit und Wandlungsgabe in dieſen Liedern, die er in ſeinem ſonſtigen Vortrage ſo wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Reception als Production ankam, nicht allein daher, daß Herder, vielſeitig in ſich, an dem Allverſchiedenſten, an griechiſcher Lebensfriſche und indiſcher Beſchaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens participirte, ſondern auch ganz beſonders daher, daß er das Weſen des lyriſchen Liedes nicht im Worte, ſondern im Tone ſuchte, nicht im Gedichte, ſondern in Muſik und Melodie. Das Weſen des Liedes, ſagt er, iſt Geſang, nicht Gemälde; ſeine Vollkommenheit liegt im melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung: ohne Ton und poetiſche Modulation iſt es trotz Bild und Farbe kein Lied. Iſt in einem Liede lyriſche Weiſe, ſo iſt ſelbſt ſein geringer Inhalt der Dauer nicht entgegen, man ſchiebt einen andern unter, man ſtößt die ſchlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden ſoll, ſo ſuchte er auch beim Ueberſetzen des Textes den Geſangton vor Allem zu treffen, um ängſtliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die geſcheiterten Ueberſetzungen ſo vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwiſchen zwei Sprech- und Singarten des Verfaſſers und Ueberſetzers war ihm unausſtehlich, ſein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu ſagen noch zu ſchweigen wußte. Herder leiſtete hier für das Volkslied, was Klopſtock für die Ode geleiſtet hatte; wie ſich dieſer zu den Compoſitionen ſeines Bach verhielt, ſo Herder zu Gluck, der damals auf den ſimpeln und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenſchaft zurückwies. Noch im Zuge derſelben Thätigkeit, die dieſe Geſänge ſammelte, liegt Herders Buch vom Geiſte der hebräiſchen Poeſie (1782), das er, wie er an Hamann ſchrieb, von Kindheit an in ſeiner Bruſt nährte. Dieſelbe Gabe der Auffaſſung und Auslegung, die ſich damals in ganz Deutſchland mit merkwürdigem Wett-

eifer am Homer verſuchte, dieſelbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetiſchen Theile der Bibel. Dieß Buch ſtellte ſich gegen Michaelis' Ueberſetzungen und das Aehnliche ſo, wie Herders hiſtoriſche Neuerungen gegen die Schlözer, und ſeine poetiſchen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verſtändniß orientaliſchen Geiſtes und das Studium der bibliſchen Literatur war dieß Werk ſo einzig anregend und bahnbrechend, wie Winkelmanns Schriften für das Kunſtſtudium, wie für die Poeſie überhaupt Herders Hinweiſung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen ſein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeiſterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo ſich Poeſie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern ſo nahe lag, fand er ſich noch heimlicher, als bei Homer und Oſſian; gegen dieſe kindliche Einfalt im Hiob, in den Pſalmen u. ſ. w. war ihm, wie Klopſtock, die künſtliche Poeſie der Griechen, lauter Schmuck, und bei der celtiſchen ſelbſt iſt es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Dieſe theure Poeſie entriß er mit dieſem Werke den pedantiſchen Grammatikern und gab ſie der Jugend anheim, die ſie empfand, nicht commentirte; und es iſt, als ob dieſe prophetiſche Dichtung ein Ableiter gegen ſeine eigenen Ekſtaſen ſei: er wird vor dieſem Dunkel klar und feſſelt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieſes Werk eines der erfolgreichſten, die Herder ſchrieb, und ſeine ganze Natur und Tendenz erklärt es, daß es ſein Lieblingsgeſchäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeſchäfte erhoben hätte.

Herder machte mit dieſen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetiſchen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutſchen Boden, ſo doch die erſten Verſuche, die man klaſſiſch und muſterhaft nennen durfte, und die erſtaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantiſchen Schule über, von der dieſe bei weitem

am wohlthätigſten und verdienſtlichſten gewirkt hat. Mehrere hierin einſchlägige ſpätere Arbeiten geben uns dieſen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutſchen Mercur und in den zerſtreuten Blättern eine Reihe von morgenländiſchen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüthen morgenländiſcher Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beiſpielen höhere, edlere Tugenden des Menſchen zu lehren, als die Fabel that, von dieſer in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die dieſe feinere Aufgabe mit ähnlicher Simplicität löſen, wie er mit ſeinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechiſchen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Ueberſetzung des edlen Forſter einführte, wie er in der Terpſichore den Balde übertrug, wie er endlich den Cid beſang, dieß Alles liegt auf dieſem Wege, und dieſes letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Beſitz geworden iſt, erklärt ſich ſchon ganz aus den romantiſchen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unſerer vorliebenden Neigungen von der nordiſchen Poeſie zur ſüdlichen, der in Herder ſehr deutlich nachzuweiſen iſt. Zu allen dieſen Uebertragungen drängte Herdern ſeine innerſte Natur, die der Poeſie überall bedurfte und nicht ſelbſt poetiſch war, die ihre Genüſſe ſuchte, aber nicht ſelbſtändig erſchuf. Dieſem Triebe gab er Grundſätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erſt ſchätzen lernen, um uns ſelbſt die richtige Stelle anzuweiſen; und um das Fremde zu ſchätzen, müßten wir es richtig faſſen und verſtehen. Las er daher einen Dichter, ſo ſuchte er jedesmal ihn und ſeine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit ſeinem Volke und ſeiner Umgebung und mit verwandten Erſcheinungen, und kam zum Verſtändniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literar-hiſtoriſchen Verhältniſſe. Er meinte die Geſchichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauſchen, der ſich in ihren Poeſien am reinſten und friſcheſten ausſpricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unſerer deutſchen

Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen, und bei jedem ſeine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärteſten Nation brechen durften.“ Wirklich iſt dieß Herders großartigſte Seite, wie er den Geiſt der Zeiten und Völker ergreift, das Verſchiedenartigſte verſteht und genießt und wiedergibt; in unſerem Volke, das dieſe Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade beſitzt, hat ſie keiner ſo ausgezeichnet beſeſſen, wie Er. Bedenkt man, was dieſe Eigenſchaft in ſich begreift, ſo weist nur ſie allein Herdern eine eminente Stelle in unſerer Culturgeſchichte an, ſo vielfache Nachtheile ſich auch an ſie anſchließen. Es iſt wahr, das Umſichgreifen dieſer Genußſucht, dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbſtgefühl, an Volksſinn, an originaler Productionskraft, mit jener Unerſättlichkeit an allem Fremden zuſammen, die ein uralter Charakterzug unſerer Nation iſt; die romantiſche Schule hat damit der Pflanze unſerer Dichtung das Herz ausgebrochen und ſie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf dieſem Wege haben wir unſerer Nachahmungsſucht den Zügel ſchießen laſſen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein wenn wir billig ſein wollen, ſo fragt ſich's einmal immer, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Cosmopolitismus eine ſchönere Geltung, als alle volksmäßige Feſtigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unſerer Nation, ſondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwiſcht ward; und nur das iſt ein Merkmal unſeres Charakters, daß die Blüthe unſerer Literatur beidemale in dieſen Zeiten ſich aufſchloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel

ſtand. Wer möchte in der engliſchen und franzöſiſchen, ſelbſt in der italieniſchen Literatur der neueſten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder ſuchen? Die Eröffnung der Cultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreiſe bedingte dieſe Eigenheit der heutigen Literatur, daß ſie nicht in dem Grade ſelbſtändig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten andern möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Vor dieſen gehäuften Schätzen ſchwand das Selbſtvertrauen und die Schöpfungsluſt der Menſchen, dieß läßt ſich bei unſern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, ſo das ganze Mittelalter den Römern nach, ſo die Deutſchen der ganzen Welt. Mußte alſo Nachahmung der Charakter unſerer Literatur werden, das hat Herder ſelbſt geſagt, ſo ſei es Ehre, wenn wir uns nur beſonnen das Beſte zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus beſter Ueberzeugung geben, daß wir dieß ſo lange thaten, bis das Beſte erſchöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unſere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dieß, die nicht wie die franzöſiſche gebunden iſt, Alles in ihrer eigenen Weiſe zu ſagen. Und bei alle dem iſt es ihm doch nicht ſchwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweiſen, der durch alle unſere Dichtungen durchgeht, wie abhängig ſie ſind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verſtand- und lehrreicher Genius, Sitte, Beſcheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunſt mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dieß eben ſind dieſe allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften, die uns wieder in jene weite Relation mit aller Welt ſetzten. Gewiß iſt, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das Eine erinnern, daß eigentliches Verſtändniß der Geſchichte ohne dieſe Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich iſt. Wir haben vor Herder

nur Nationalgeſchichten gehabt; was Engländer und Franzoſen in der Geſchichte anderer Völker geleiſtet haben, iſt kaum der Rede werth. Vielleicht iſt es nicht anmaßend zu ſagen, daß noch heute eine Weltgeſchichte nur in Deutſchland möglich iſt, und auch bei uns erſt möglich iſt, ſeit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Ueberſetzungen fremder Werke die „Phyſiognomie der Compoſition und die Seele des Originals" erſcheinen zu laſſen, und uns in jeder Art mit allem Fremden zu familiariſiren. Dieſe Gabe iſt ganz von ſeinem entſchiedenen Cosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

A. v. Sternberg.

Das deutſche Drama vor Leſſing.

(1834.)

Eine Geſellſchaft beim Grafen Felix war verſammelt und Leſſing hatte zum erſten Mal eine Einladung erhalten, dort zu erſcheinen. Er war über dieſes Ereigniß weniger erfreut als verwundert; der Graf war ihm bekannt als einer jener tonangebenden Großen der Hauptſtadt, die eine glänzende Erſcheinung bilden, indem ſie in ihrem Salon alle Geiſter, die auf Rang, Anſehen und in Mode ſtehende Bildung Anſpruch machen können, vereinigen. Seine Reichthümer, das Anſehen der Familie, ſo wie Geiſt und Talent, hatten ihn frühe eine wichtige Laufbahn antreten laſſen. Er war Geſandter an verſchiedenen fremden Höfen geweſen und genoß gegenwärtig einer kurzen Ruhe, die er den Muſen und den Studien widmete. Der nahe Krieg und die ſchlimmen Weiſſagungen, mit denen die Politiker ſich trugen, drohten jener Ruhe bald ein Ziel zu ſetzen.

Als der Dichter ſich nahte, trat ihm der Graf entgegen; er zeigte eine hohe ſtolze Geſtalt, auf der freien Stirn Adel und Würde; ein geiſtreiches Lächeln um den ſchön geformten Mund, ſichere Leichtigkeit in jeder Bewegung. Mit wenigen aber paſſenden Lobſprüchen erwähnte er des neuen Schauſpiels, und ſtellte den Jüngling der Geſellſchaft als den Dichter vor. Die Unterhaltung wurde durchgehends in franzöſiſcher Sprache geführt; unſerm Leſſing kam hier lange Uebung zu ſtatten, er bewegte ſich leicht und mit Anſtand in den fremden Formen.

Da läſtiger Zwang entfernt war, ſo ordnete ſich bald Jeder ſeinem gewählten Intereſſe zu. Die Politiker traten zuſammen; an den Kartentiſchen ließen ſich ältliche Herren nieder; in einem entfernten Gemach wurde Muſik gemacht; aufmerkſame Diener eilten mit Erfriſchungen durch die erleuchteten Säle.

Der Graf, Leſſing und noch einige andere Herren verſammelten ſich in einem Zimmer, dem ein breiter Kamin Wärme und Freundlichkeit verlieh. Man ſprach über das neue Drama, und der Graf nahm Gelegenheit, ſeine Anſichten über die Bühnenkunſt zu entwickeln. Der magere geſprächige Marquis, der ſich auch zugegen befand, lobte jedes ſeiner Worte und beklatſchte lärmend die geäußerten Meinungen und Urtheile.

Der Dichter, der anfangs ruhig hinhörte, wurde jetzt durch die Fragen des Grafen mit in's Geſpräch verflochten; er war völlig entſchloſſen, ſich ſo freimüthig, als es ſchicklich war, zu äußern, um die Gelegenheit zu nutzen, ſeine Erfahrungen und Anſichten laut werden zu laſſen. Zuerſt mußte er wiederum dem Angriff auf deutſche Sprache und Kunſt begegnen.

„In der That,“ rief der Franzoſe, „es iſt ein Wunder, daß ein deutſches Stück bei einem gebildeten Publicum Beifall gefunden.“

„Wir leben in der Zeit der Wunder,“ entgegnete Leſſing trocken.

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Graf.

Der Dichter fuhr mit Freimüthigkeit fort: „Iſt der ſchnelle Wachsthum dieſes noch jungen Königreichs, ſind die glänzenden Eigenſchaften ſeines Fürſten, die Europa ſtaunen machen, und die nur wenige bei dieſem Prinzen im Beginne ſeiner Laufbahn zu erwarten ſich berechtigt glaubten, keine Wunder? Gränzen die überraſchenden Erfolge der Forſchungen berühmter Männer in jedem Fache des Wiſſens, die jetzt unſer Vaterland zu den ſeinen zählt, nicht ebenfalls an's Wunderbare? Und darf bei allen dieſen herrlichen Erſcheinungen die Poeſie nachbleiben? Soll ſie ſich nicht vielmehr auch erheben, da ſie, um würdige Stoffe zu bearbeiten, nicht mehr nöthig hat, die Fremde zu plündern?“

„Sie ſind ein eben ſo warmer Anwalt, als Sie ein geſchickter Poet ſind,“ rief der Graf mit Lächeln; „fahren Sie nur fort.“

„Der Deutſche,“ nahm Leſſing wieder das Wort, „hat über Nacht einen Schatz gefunden, er hat entdeckt, daß er auch eine eigenthümliche Sprache hat. Jahrhunderte lang hatten Thorheit und Unverſtand ihn nicht zu dieſer Entdeckung kommen laſſen, jetzt, da ſie gemacht iſt, wird er ſie zu brauchen wiſſen. Dank ſey es unſerm großen König, ſo abgeneigt er perſönlich ſeiner Mutterſprache iſt, ſo mächtig wirkt er durch ſeine glänzende Erſcheinung, ſie aus dem Staube zu erheben. Den politiſchen Reformen folgt der Krieg der Geiſter. Iſt es ihm doch gelungen, die Aufmerkſamkeit Europas auf ſich und auf ſeine an Umfang nur geringen Staaten zu lenken; lebt wohl ein Preuße, der in jenem ſtolzen Bewußtſein es über ſich gewänne, ſich fremdem Joch, fremder Willkühr unterworfen zu denken? Zu dieſer Selbſtſtändigkeit iſt der kleine Staat ſchon gediehen, die Thaten des nahen Krieges werden ſie gewiß noch erhöhen, und die deutſchen Gelehrten und Dichter ſollten, wiſſend, daß Europas Blicke auf ſie gerichtet ſind, ſich nicht zu dem kühnſten Aufſchwunge ermächtigen? Doch abgeſehen von den Beweggründen eines edlen Patriotismus, iſt denn dieſe ſchöne Sprache ihrer ſelbſt wegen nicht würdig, daß wir uns um ſie mühen, iſt's nicht perfider Undank, wenn wir ſie um eine fremde vertauſchen? Sie, die als erſter göttlicher Quell der Nahrung in unſerer Seele die ſchlummernden Keime weckt, die ihre friſchen Blumenblätter ſchützend um den kindlichen Geiſt ſchlägt, anfangs weich und biegſam im Munde unſerer Knaben und Mädchen, dann ſich kräftigend und ermannend, bis ſie von den Lippen des Dichters, gleich einem noch unberührten Orgelſpiel, zu göttlichen Pſalmen blühend emporweht und in Andacht und Entzückungen ſchwärmt. O deutſches Wort, ſo ſüß und geiſtig wie der Traube Gold, ich werde es noch erleben, dich geachtet und geliebt zu ſehen.“

„Vielleicht erlebe auch ich es noch,“ nahm der Graf das Wort; „in einer Zeit wie der jetzigen kann viel und Großes geſchehen. Es iſt überall ſchon ein Vortheil, wenn alte unbrauchbare Formen abgeworfen und neue paſſende angenommen werden, nur muß der Tauſch mit Kenntniß und Geſchmack geſchehen, es iſt dann gleichviel, ob politiſche oder blos intellectuelle Kämpfe die Urſache hiezu hergegeben. Ich tadle auch keineswegs, daß Sie ihr Drama in deutſcher Sprache abgefaßt; wenn ich überhaupt tadeln dürfte und wollte, ſo bezöge ſich mein Tadel auf den Inhalt des Stücks: es will mir nicht gefallen, daß es Verhältniſſe aus dem gewöhnlichen Leben ſchildert. Ich verkenne den Werth ſolcher Genre-Stücke keineswegs, doch ſoll die Tragödie, beſtimmt, in ihrem köſtlichen Rahmen ein großes, prächtiges, blendendes Gemälde uns vor Augen zu ſtellen, ſich damit befaſſen, den engen Kreis kleiner bürgerlicher Verhältniſſe aufzufaſſen und wieder zu geben? Was kann dieſen, zwar guten und trefflichen, aber durch ihre kümmerliche Stellung beſchränkten Leuten Erhabenes oder Erſchütterndes begegnen! Wie viel geſchickter wiſſen die großen Meiſter der franzöſiſchen Schule ihre Stoffe zu wählen! Genährt von griechiſcher Kunſt und Schönheit, erleuchtet durch die herrlichen Ideen dieſes größeſten aller Völker, tritt Corneille auf und wird, indem er Ariſtoteles Grundſätze geltend macht, der Gründer der franzöſiſchen Bühne. Dem Gedichte wird jetzt eine feſte Geſtalt, dem Verſe ein bleibendes Geſetz gegeben; der ordnenden Regel unterworfen iſt jeder Schritt des Mimen und alle Erſcheinungen unbedingt der Schönheit und Würde unterthan. So hebt ſich vor den ſtaunenden Blicken, aus anſcheinend niedrigen Stoffen geformt, veredelt und geläutert, ein prangender Bau, bei dem die künſtlich gefügten und geglätteten Steine nicht die mindeſte Spur ihrer Zuſammenfügung zeigen. Racine wirft über dieſen Bau die anmuthigſten Blumenketten feiner Sitte, auch er beſſert und veredelt, bis Voltaire endlich, die Geiſter ſeiner großen Vorgänger in ſich vereinigend, jenen

Wunderbau lichtvoll zu dem herrlichſten Muſentempel erweitert. Jede Tragödie dieſes Meiſters iſt gleichſam für ſich ein ſtolzer Portikus, hinter deſſen ſchimmernden Säulen-Koloſſen die prächtigen Geſtalten der Heroenzeit in ihren königlichen Gewändern rauſchend uns vorüber wandeln. Wir ſehen Könige, Prieſter, Helden, mit dem ganzen Geſchick ihres Hauſes belaſtet, auf der ſtolzen aber ängſtlichen Höhe, wohin ihnen ſtaunend das Auge folgt, ſich kämpfend bewegen; mit Schreck vernehmen wir, daß auch an ihre göttlichen Stirnen die Leidenſchaft ſtreift, daß auch ſie dem Geſetze unterworfen ſind, das alles Lebende erdrückt und ihr erſchütternder Fall endlich betäubt und ſchlägt uns nieder. So ſind, mein junger Freund, jene erhabenen Kunſtwerke, warum ſtrebten Sie nicht dieſen Muſtern nach? Weßhalb wählten Sie nicht einen Stoff aus der alten Geſchichte? Ich bin überzeugt, bei Ihrem Talente hätten Sie etwas Ueberraſchendes, Treffliches leiſten können.“

„Ich bin nicht ganz der Meinung von Euer Hochgeboren,“ entgegnete Leſſing ernſt, „ich meine, daß der Menſch überall Menſch bleibe, und daß jener ſchmeichleriſche Prunk größtentheils ein erlogener Flitterſtaat iſt. Wie unrichtig und übereilt Corneille den Ariſtoteles angewendet, wie oft er augenſcheinlich die Grundſätze jenes Philoſophen verdreht hat, will ich hier nicht einmal auseinanderſetzen; es genüge mir die Worte eines Franzoſen ſelbſt anzuführen, um die Wahl meines Stoffes zu rechtfertigen. Marmontel behauptet, daß man dem menſchlichen Herzen Unrecht thut, daß man die Natur verkennt, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, um uns zu bewegen und zu rühren; die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, des Menſchen überhaupt, dieſe ſeyen pathetiſcher als alle Titel, ſie mögen noch ſo prangend klingen.“

„Hm,“ rief der Graf nach einer Pauſe, „Marmontel ſowohl als Dacier ſind keine dramatiſchen Genies, ſie haben keine Vorſtellung von den Erforderniſſen eines guten Bühnenſtücks.“

„**Le pauvre Marmontel!**“ fügte der Marquis achſelzuckend hinzu.

„Noch ſchärfer,“ fuhr Leſſing fort, „ſpricht Diderot ſich gegen die bewunderten Muſter ſeiner Nation aus. In ſeinen **Bijoux indiscrets** läßt er die ſchalkhafteſten Geiſter eines feinen Spottes an dem koſtbaren Gerüſte rütteln, vor dem das ſtaunende Europa ſich beugt. In einem Dialog zwiſchen einer witzigen ſchönen Sultanin und ihren Freunden ſchildert er das von aller Natur, Wahrheit und Einfachheit entblößte Theater, zeigt mit lebendiger Farbe den falſchen Pomp, die überladene Rhetorik, den lächerlichen Dünkel und die ſtolze Altklugheit in den großen Tragödien, und ſtürzt ihre Meiſter von der eingebildeten Höhe ihres Ruhms herab.“

„Um an ihre Stelle ſeinen „„natürlichen Sohn““ zu ſetzen,“ entgegnete der Graf, „ein Stück, das eine langweilige matte Intrigue, mit dem unwahrſcheinlichſten Beiwerk aufgeputzt, in einem pedantiſchen Geklingel von neumodiſchen philoſophiſchen Sentenzen dahinſchleppt, und durch das Diderot die Geißel Paliſſots verdientermaßen gegen ſich in Bewegung ſetzte. Freilich mußte dieſer kleine Geiſt jene großen Männer tadeln, um ſeiner Perſönlichkeit Geltung zu verſchaffen. Doch, wird man ihm folgen?“

„Gewiß,“ nahm der Dichter das Wort, „wenn es darauf ankommt, Wahrheit und Natur wiederum in ihre Rechte einzuſetzen.“

„Ich erſtaune,“ rief der Graf eifrig, „Sie ſind auf dem Wege, mein Freund, der deutſchen Kunſt, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, nur erſt im Werden iſt, Ziel und Richtung zu geben; wohlan, wo wollen Sie aber dann die Muſter hernehmen, wenn Sie jene große Schule des Geſchmacks und Genies von ſich ſtoßen? Der Bühne welches Volks geben Sie dann den Vorzug?“

„Die Engländer,“ entgegnete Leſſing, „haben uns große Muſter aufgeſtellt. Shakſpeare iſt ein mächtiger Geiſt, von eben ſo viel Tiefe als Kraft!“

„**Ah ciel!**“ rief der Marquis; „**ce n'est qu'un poète barbare!**“

Guſtav Pfizer.

Luthers Welt- und Lebensanſicht.

(1836.)

Die Grundlage von Luther's geſammter Welt- und Lebensanſicht war die höchſte Religioſität, diejenige Geſinnung, welche alles eigne und fremde Thun und Leiden, alles was überall geſchieht, auf Gott zurückführt oder mit Rückſicht auf ihn betrachtet; dieſe Geſinnung war theils in der Stimmung des Zeitalters begründet, theils fand ſie in ſeinen eignen Lebensſchickſalen und in ſeinen Studien und Beſtrebungen immer neue Nahrung. In dieſem Sinne gab er an, wie er ſein Petſchaft haben wolle, und erklärte die Bedeutung davon in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg: „Weil Ihr begehrt zu wiſſen, ob mein Petſchaft wohl troffen ſey, will ich Euch erſt meine Gedanken anzeigen zu guter Geſellſchaft, die ich auf mein Petſchaft wollt' faſſen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erſte ſoll ein Kreuz ſeyn, ſchwarz im Herzen, das ſeine natürliche Farbe hätte, damit ich mir ſelbſt Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns ſelig macht; denn ſo man von Herzen glaubt, wird man gerecht; ob's nun wohl ein ſchwarz Kreuz iſt, mortificirt und ſoll auch wehe thun, doch läßt es das Herz in ſeiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das iſt: ertödtet nicht, ſondern behält lebendig. Solch' Herz aber ſoll mitten in einer weißen Roſe ſtehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Troſt und Frieden giebt und kurz in eine weiße fröhliche Roſe ſetzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude

giebt, darum ſoll die Roſe weiß und nicht roth ſeyn. Denn weiße Farbe iſt der Geiſter und aller Engel Farbe. Solche Roſe ſteht im himmelfarben Felde, daß ſolche Freude im Geiſt und Glauben ein Anfang iſt der himmliſchen Freude zukünftig, iſt wohl ſchon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaſſet, aber noch nicht offenbar. Und in ſolch Feld einen güldenen Ring, daß ſolche Ewigkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köſtlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchſte, edelſte, köſtlichſte Erz iſt."

Seine Frömmigkeit war jedoch keine in ſtiller Andacht hinbrütende, auf einen kleinen Kreis von Vorſtellungen und Gefühlen beſchränkte Zurückgezogenheit, kein dumpfes Verſenken in ſich ſelbſt, wie bei den Myſtikern, er verläugnete auch hier nicht ſeinen praktiſchen, tüchtigen Verſtand; auf's ſtärkſte erklärte er ſich gegen die phantaſtiſchen Behauptungen der Zwickauer Propheten hinſichtlich der ihnen gewordenen Offenbarungen der göttlichen Majeſtät, und mit Mißbilligung verwarf er die ſeltſam klingenden Ausdrücke Carlſtadt's und Anderer; er verſchmähte es, die leicht verführbare Einbildungskraft zur Bundesgenoſſin der Frömmigkeit zu machen, da ſie ſich allzuleicht einen gefährlichen Einfluß und zuletzt die Herrſchaft anmaßt.

Aber auch von den eigentlich philoſophiſchen Speculationen über die Gegenſtände der Religion mochte er nichts wiſſen; er hielt es für eben ſo überflüſſig als unfruchtbar, über das Weſen Gottes, Dreieinigkeit und andere geheimnißvolle Lehren nachzudenken, die er als erhaben über den beſchränkten Geſichtskreis der verderbten menſchlichen Vernunft und als längſt feſtſtehend in der Kirche anſah. Seine Frömmigkeit beruhte weſentlich auf der heiligen Schrift. Seine frühe Liebe zu ihr, ſeine fleißige Beſchäftigung mit derſelben bei ſeinen Vorleſungen und der Ueberſetzung, wo er jedes Wort zu erwägen hatte, dazu ſein treffliches Gedächtniß, vereinigten ſich, ſeine Kenntniß der Bibel ſo vollkommen zu machen, daß ihm ihr Inhalt bis in's Einzelnſte hinaus gegenwärtig war, wie er es denn auch liebte,

bei vorkommenden Anläſſen jeder Art Sprüche und Beiſpiele aus der Schrift anzuziehen; und zugleich war ſeine Ehrfurcht vor dem heiligen Buch ſo innig, daß er in allen Unterſuchungen, Fragen, Streitigkeiten bei ihren Ausſprüchen und Entſcheidungen, die ihm beſtändig vor der Seele ſtanden, ſich ohne Mühe beruhigte und was er einmal in ihr gegründet glaubte, ihm ſo feſt ſtand, als dem zuverſichtlichſten Weltweiſen ſeine auf unwiderſprechliche Beweiſe gebauten Lehren. Es war ihm gar kein Opfer, ſich ihr glaubig zu unterwerfen, ſie war ganz in ſein Denken, in ſein geiſtiges Weſen übergegangen und bildete, ſo zu ſagen, einen Theil davon. Das Wort Gottes war der Kreis, über welchen mit den Anmaaßungen der dünkelvollen und doch blinden Vernunft hinauszuſtreben, ihm eben ſo thöricht als gottlos ſchien, und in der That empfand er auch das Verharren in dieſem Kreis nie als eine läſtige Schranke. Da Luther das alte Teſtament mit ſeiner Fülle von lebensvollen Erzählungen, ſeinen Schätzen von geſchichtlichen Nachrichten, kurz mit ſeiner ganzen bunten Mannigfaltigkeit, eben ſo wie das hauptſächlich den geiſtigen Menſchen anſprechende neue Teſtament in ſich aufgenommen hatte, ſo trug auch dieß dazu bei, zu verhüten, daß ſeine Religioſität einen alles Zeitliche und Weltliche ausſchließenden und verachtenden Charakter annahm; vieles an ſich der Religion und der geiſtlichen Betrachtung Fremdes war dadurch, daß es Beſtandtheil des heiligen Buchs war, ſelbſt auch gewiſſermaßen geheiligt und der Betrachtung empfohlen, und ſo knüpfte ſich eine leichtere und bequemere Verbindung zwiſchen dem Leben im Geiſt und den irdiſchen Angelegenheiten und Geſchäften an. Die im alten Teſtament herrſchende religiöſe Anſchauungsweiſe von den Schickſalen der Könige und Völker, der Einzelnen und der Maſſen als abhängig von der ſtets eingreifenden Hand Gottes, war ganz und gar in Luther's Geiſt übergegangen. Daher kam es, daß er menſchliche Rathſchläge, Klugheit und Vorſicht gering ſchätzte gegenüber von der göttlichen Wirkſamkeit, daß er unter den niederſchla=

gendſten Ausſichten getroſten Muth behielt und die Berechnungen der menſchlichen Kurzſichtigkeit über Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Das wirkſamſte Mittel und die kräftigſte Waffe und Arznei war ihm das Gebet, durch welches der ſchwache Menſch gleichſam über göttliche Kräfte gebietet. Der Fall, wo er den Melanchthon durch ſein Gebet gerettet zu haben überzeugt war, wurde ſchon angeführt; ein ähnlicher möge hier ſtehen: Mykonius oder Mekum, Pfarrer in Gotha, lag 1541 tödtlich krank an der Auszehrung. Dieſem ſchrieb Luther: „Der Herr laſſe mich ja nicht hören, ſo lang ich lebe, daß du geſtorben ſeyeſt, ſondern gebe, daß du mich überlebeſt. Das bitte ich und will ich, und mein Wille ſoll geſchehen, Amen. Denn dieſer mein Wille ſucht die Ehre göttlichen Namens und nicht meine Ehre noch Luſt.“ Der Kranke glaubte in dieſen Worten die Stimme Chriſti zu hören, als er rief: Lazarus, komm' hervor! erholte ſich wieder und ſtarb erſt einige Wochen nach Luther's Tod.

Das Gefühl aber von der Abhängigkeit aller menſchlichen Dinge vom göttlichen Willen, das in einem weichen Gemüth leicht zur thatloſen Ergebung werden kann, war bei ihm mit einer Regſamkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes gepaart, welcher unabläſſige Thätigkeit ein Bedürfniß war, und die nicht göttliche Wunder träg abwartete, ſondern ſelbſt Wunderähnliches leiſtete. Der Innigkeit von Luther's Glauben kam die Ausdauer ſeiner Thätigkeit gleich, und beide ſtärkten ſich gegenſeitig.

Geneigt, die vermittelnden Glieder, die Kette von Urſachen und Wirkungen zu überſpringen, und immer geradezu auf den Willen Gottes zurückzugehen, ſah natürlich Luther in allen Ereigniſſen von oben geſandte Belohnungen, Strafen oder Prüfungen. Die Uebereinſtimmung und das Beruhigende, welches eine ſolche Betrachtungsweiſe für das Gemüth mit ſich führen muß, ſchien einigermaßen beeinträchtigt zu werden durch den Hinzutritt einer andern, für Luther ſehr charakteriſtiſchen Vorſtellung, durch die nämlich von der feindſeligen, mächtigen,

unabläſſigen Wirkſamkeit des Teufels. Dieſe Vorſtellung verfolgte er, oder wenn man lieber will, ſie verfolgte ihn ſo heftig, daß ſie ſich zur lebendigſten Anſchaulichkeit ſteigerte und eine unabweisbare Macht über ſein Gemüth gewann. Aber wie einer tüchtigen Leibeskonſtitution oft dasjenige wohlthätig und ſtärkend iſt, was einer ſchwächeren Gift wäre, ſo diente bei Luther dieſe Vorſtellung von der feindſeligen Macht des Satans nur dazu, ſeine Kraft und Entſchloſſenheit auf den höchſten Grad zu treiben. Der Gedanke, es mit einem ſo gewaltigen, liſtigen und gräßlichen Feind zu thun zu haben, war für ihn, „der von Haus aus eines Mannes Muth und Herz hatte,“ nicht überwältigend und furchtbar — eher anſpornend und ermunternd; er erfüllte ihn mit einem edeln Trotz des Gottvertrauens, da ihm der Teufel doch im Grunde als ein gegen den reinen Geiſt unmächtiger Gegner erſchien, der den Waffen des Gebets und des Evangeliums nicht zu widerſtehen vermochte.

Wenn Luther dem Satan das Regiment der Welt zuſchreiben konnte, ſo läßt dieß, wenn es auch nicht ſeine fortdauernde Ueberzeugung, ſondern nach der Empfindung des Augenblicks geſprochen war, ſchon abnehmen, mit welchem Auge er die Geſchichte anſah. Das Uebergewicht des Religiöſen fehlte auch hier nicht. Die Menſchheit hatte bei ihm die Aufgabe, die alles Andere zurückdrängte: glaubige Chriſten zu werden. Nur inſofern, als er in der Geſchichte der Völker und der Menſchheit eine Annäherung zu dieſem Ziel zu erkennen glaubte, konnte er an ihr ein Wohlgefallen haben. In der damaligen Zeit war, wenn man den ganzen Verlauf der Geſchichte unter Einem Geſichtspunkt betrachten und Einheit in die große Maſſe bringen wollte, das leitende Princip kein anderes als: die Entwicklung der Kirche oder des Chriſtenthums — eine allerdings wichtige, doch nicht allumfaſſende, nothwendig einſeitige Betrachtungsweiſe. Wenn allenfalls ein Anhänger des Pabſtthums die Geſchichte von dieſem Standpunkt auffaßte, ſo konnte er, das Wachsthum und den Glanz der Hierarchie verwechſelnd mit

dem Gedeihen der Kirche ſelbſt, eine Entwicklung, einen Fortſchritt des Chriſtenthums behaupten, und von den Mißbräuchen und dem Verderben abſehend, eine allmählige Annäherung an das der Geſchichte geſteckte Ziel: Vereinigung aller Völker unter Einem Hirten — verkündigen. Aber Luther, der, durch die wachſende Hitze des Streits, immer mehr ſich darin beſtärkte, im Pabſt den leibhaftigen Antichriſt, und nicht genau unterſcheidend die Entwicklung und das Verderben, welche freilich auch eng mit einander verſchlungen waren, in der Ausbildung des Pabſtthums eitel Teufelswerk zu ſehen, Luther brach gewiſſermaßen mit der bisherigen Geſchichte. In einer gewaltigen Anſchauung verſchmolz er den Pabſt und den Türken zum Antichriſt, der den Pabſt zur Seele und den Türken zum Leibe habe. Die weltliche irdiſche Seite der Geſchichte hatte für Luther wenig Intereſſe; was man heutzutage philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte nennt, fehlte damals beinahe ganz; die Entwicklung der weltlichen Verhältniſſe, der bürgerlichen Ordnung, der Rechtsbegriffe hatte für Luther nur einen untergeordneten Werth. Zwar war ihm die Liebe zum Vaterland, ohne daß er ſie gerade aus religiöſen Grundſätzen abgeleitet hätte, ehrwürdig und eingeboren, und wie oft hat er ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen! Es fehlte ihm nicht die Einſicht in den Zuſtand und die Bedürfniſſe Deutſchlands; ſo ſprach er einſt: „Deutſchland iſt ein ſchöner, weidlicher Hengſt, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlet ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein ſtark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, alſo iſt auch Deutſchland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten."

Ueber die Obrigkeit hatte Luther Mehreres geſchrieben und rechnete ſich dieß zum großen Verdienſt an; in Betracht der auf Erden waltenden Sündhaftigkeit galt ihm weltliche Regierung und Recht zwar als ein Gut, aber im Verhältniß zu einem wahrhaft gottgefälligen, chriſtlichen Zuſtand doch nur

als ein nothwendiges Uebel. An großen, kräftigen Königen hatte er ſein Wohlgefallen, weil er ſie für Rüſtzeuge Gottes hielt, und wohl auch aus natürlicher Neigung zu hervorragenden Erſcheinungen; und trotz der feindſeligen Geſinnungen des Kaiſers Carl V. gegen Luther konnte dieſer, neben manchen ſcharfen Aeußerungen, ſich nicht enthalten, dem äußerlich würdevollen und gehaltenen Benehmen deſſelben ſeinen Beifall zu ſchenken. Berühmte Kriegsmänner gefielen ihm; ſo ſagte er: „Es wird der Sieg, Glück und gute Kriegsanſchläge von Gott gegeben, wie man an Hannibal, dem berühmteſten und fürnehmſten Feld- und Kriegsherrn, wohl ſiehet. Ich glaube, er ſei ein fürtrefflicher Mann geweſen; ſo er einen eigenen ſonderlichen Hiſtorienſchreiber hätte gehabt, wollten wir viel großer, herrlicher Thaten von ihm haben.“ Aber das menſchliche Treiben und menſchliche Plane erſchienen ihm doch wieder ſo geringfügig, weil er überall die unmittelbar eingreifende Hand Gottes ſah, daß er die Könige Gottes Kartenſpiel nannte. Den Krieg hielt er für eine große Geißel, aber doch auch wieder für heilſam, ſofern er größerem Uebel, allgemeiner Unordnung und Räuberei vorbeuge, und er verglich ihn mit chirurgiſchen Operationen, mit Brennen und Schneiden, welche ein furchtſames Auge nicht ſehen könne, aber der Mannhafte ſchaue muthig drein. Gar ſehr jedoch mißfiel ihm die durch Erfindung des Schießpulvers neu eingeführte Weiſe der Kriegführung: Büchſen und das Geſchütz iſt ein grauſam und ſchädlich Inſtrument, zerſprengt Mauern und Felſen und führt die Leute in die Luft; ich glaube, daß es des Teufels in der Hölle eignes Werk iſt, der es erfunden hat, als der nicht ſtreiten kann, ſonſt mit leiblichen Waffen und Fäuſten. Gegen Büchſen hilft keine Stärke noch Mannheit; es iſt einer todt, ehe man ſich's verſieht. Wenn Adam das Inſtrument geſehen hätte, das ſeine Kinder haben gemacht, er wäre für Leid geſtorben!“

Die Wichtigkeit der Buchdruckerkunſt erkannte er wohl und ſagte davon: „Sie iſt das höchſte und letzte Geſchenk, durch

welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt. Es iſt die letzte Flamme vor dem Auslöſchen der Welt; ſie iſt, Gottlob! am Ende.“ Davon, daß die Buchdruckerkunſt noch der Hebel ganz anderer Intereſſen werden würde, ahnte er nichts. Einer zu weit gehenden Ausbildung, einer zu künſtlichen Reizung und üppigen Befriedigung weltlicher Bedürfniſſe war er nicht hold; zu ſchweigen von dem damals in Deutſchland gar ſehr im Schwang gehenden Uebermaaß in Eſſen und Trinken, war er ein Feind der Kleiderpracht und Putzſucht, und meinte: „die Veränderung der Kleider wird auch bringen eine Veränderung der Regiment und Sitten; wir ringen leider allzuſehr darnach.“ Von einem ascetiſchen Widerwillen und Abſcheu gegen das, was das Leben erheitert und verſchönert, Künſte und Wiſſenſchaft, auch andere geſellige Genüſſe, war er entfernt, verwarf aber das Uebermaaß, deſſen Grenze freilich ſehr ſchwer zu beſtimmen ſeyn möchte. Seine Anſichten vom Zinsnehmen und vom Handel würden heut zu Tage bei den National-Oekonomen großen Widerſpruch finden. Freilich gieng hier Luther nicht von den Grundſätzen und Berechnungen der jetzigen Zeit aus, ſondern erwog den ungünſtigen Einfluß, welchen das beſtändige Streben nach irdiſchem Gewinn und Gold auf die Seele und ihr ewiges Heil haben müſſe, was überhaupt der Mittelpunkt ſeiner ganzen Betrachtungsweiſe vom Leben war. Das irdiſche Leben iſt ihm nur eine Vorſchule zum ewigen, welches die wahre Beſtimmung des Menſchen iſt; darum ſind die äußern Verhältniſſe deſſelben nicht ſo hoch anzuſchlagen; Armuth und Reichthum, hoher oder niederer Stand, Knechtſchaft und Freiheit — alles dieß verſchwindet gegen die jenſeitige Seligkeit oder Unſeligkeit, abhängig von dem Glauben oder Unglauben.

Die Natur galt Luther als ein Buch, darin er die Macht, Weisheit und Güte Gottes las, und nur zuweilen wurde dieſe Anſicht von einer andern durchkreuzt, wornach er auch in der Natur die Hand des ſchadenfrohen Erzfeindes der Menſchheit und die Folgen der Sünde ſah, die durch Adam in die Welt

gekommen. Die Natur in ſolchem Sinne zu deuten, war er ſehr geſchickt, und ſeine Beobachtungen und Urtheile ſind ſcharfſinnig, geiſtreich und oft großartig, wenn auch manche ſeiner Betrachtungen und Schlüſſe vor den vermehrten Erfahrungen der Naturwiſſenſchaften von heute nicht probehaltig ſeyn mögen. In dieſer Beziehung übten freilich die Meinungen und Vorurtheile ſeines Zeitalters auch auf ihn einen nicht geringen Einfluß. Die in Vergleich mit der jetzigen Bildung ſehr mangelhafte Kenntniß und Bearbeitung der verſchiedenen Naturwiſſenſchaften, die lückenhafte Phyſik und ungeläuterte Begriffe vom menſchlichen Weſen nach ſeiner leiblichen und geiſtigen Seite begünſtigten die kraſſeſten und abenteuerlichſten Anſichten. Luther war davon nicht frei geblieben, und dieß frei zu bekennen, mit der feſten Zuverſicht: daß ein ſolches Geſtändniß der Bewunderung und Verehrung dieſes Mannes in keiner Weiſe Abbruch thun werde, iſt wohl ſeiner würdiger, als es zurückhalten und bemänteln zu wollen.

Es war aber dazumal beſonders auch die Aſtrologie im Schwang, und beſchäftigten ſich viele Abenteurer und Betrüger, aber auch viele gelehrte Männer und große Herren mit dieſer Kunſt, die aus der Bewegung und den Conjunkturen der Geſtirne die Zukunft zu errathen ſich rühmte und Anleitung gab, die Nativität zu ſtellen, d. h. den Menſchen aus der Stunde ihrer Geburt nach dem Planetenſtande ihre Schickſale, Art und Zeit ihres Todes u. ſ. w. zu prophezeihen. Auch Melanchthon, den ſich wohl Manche als gebildeter und vorurtheilsfreier denken mögen, als den derben Luther, hatte an dieſer Kunſt großes Wohlgefallen und Glauben, und beſprach ſich viel darüber mit Luther; dieſer ſträubte ſich ſtandhaft dagegen und fällte über die angebliche Kunſt manches naive Urtheil: „Ich lobe die Aſtronomiam und Mathematikam, die da ſtehet in gewiſſen Beweiſungen, und ich glaube, daß ein Stern größer iſt als die ganze Welt; von der Aſtrologia halte ich gar nichts." Von ſeinem Leben meinte er: daß er Mönch, Baccalaureus, Magiſter

geworden, und den Pabſt angegriffen und ein Weib genommen, das ſtehe in den Geſtirnen nicht. Als er mit Freunden einen Kometen beobachtete, äußerte er: „Ich will Deutſchland wahrſagen, nicht aus dem Geſtirn; ſondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologie und Gottes Wort.“ Von dem Kometen aber ſagte er: „der Komet iſt auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet wie ein Planet. Es iſt ein ſtolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, thut als wäre er allein da, hat ſeine Natur und Art, wie die Ketzer, welche wollen auch allein ſeyn und vor Allen ſtolziren.“

Wie ſich auch Luther ſonſt über die menſchliche Freiheit ausſprechen, wie ſehr er ſie gegen die alles Gute wirkende Gnade herabſetzen mochte: doch war es das mächtige Gefühl der Freiheit in ſeiner ſtarken Seele, das ihm die Gewißheit gab: die Sterne üben keine Gewalt über den Menſchen aus, und ihm die Worte in den Mund legte: „Wir ſind Herren der Geſtirne!“

M u n d t.

Die Reform der deutſchen Sprache im vorigen Jahrhundert.

(1837.)

Der productive Genius, der ſich jetzt des günſtigen Zeitpuncts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geſchmack hinzuſtellen, erſchien in Klopſtock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der modernen Dichterſprache in Deutſchland wurde; Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache ſeiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verſtändiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopſtock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfaſſendern Grundlage. Er iſt das Genie der Sprache in dieſem Jahrhundert, und wirkte nicht ſo ſehr durch das Innere ſeiner Poeſie, als durch die Formen derſelben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopſtock tränkte ſeine Diction zuerſt an den altdeutſchen Quellen, beſonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühſame, aber feinſinnige und geiſtvolle Combination die deutſchen Elemente mit den römiſchen und griechiſchen Sympathien unſerer klaſſiſchen Bildung. Dieſe aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunſtvoll berechneten Guß und machte ſie flüſſig mit einer originellen Begeiſterung, der an Urſprünglichkeit des Lebens und der Anſchauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geiſter, die bald

gleichmächtig neben ihm aufſtanden, mit dem ſeinigen vergleicht, ſo iſt es immer nur die Sprache ſeiner Zeit, die Klopſtock vorzugsweiſe beherrſchte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Geſinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neu zu geſtalten. Klopſtock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, ſchöne große Gedanken über Natur und Gott; doch brachte er es mit Allem dieſen nur zu einem muſikaliſchen Effect, zu einem tönenden Meiſterſtück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausſtrömen, erſtarren ihm unter den Händen zu Cryſtallen und Perlen, aus denen ſich funkelnde Kränze zuſammenſetzen, und mitten in der hingeriſſenen Bewegung fängt man an, mit dieſen ſchönen Steinen ſeines Gefühls zu ſpielen, oder ſie wie koſtbare Schmuckſachen zu behandeln.

Aber die Wirkſamkeit dieſer Sprache war gewaltig und beiſpiellos und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte ſeit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am ſicherſten und regelrechteſten gearbeitet. Klopſtock ſchlug durch ſeine polymetriſche Behandlung der deutſchen Sprache den Weg zu ihrer Umwandlung ein. Die Anwendbarkeit unſerer Sprache auf den polymetriſchen Numerus der griechiſchen und römiſchen keck vorausſetzend, ließ er die deutſche Natur voll Begeiſterung in dieſen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunſtreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als ſeine übrigen Zeitgenoſſen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutſchen Sprache dilettirten, denn das antike Geſetz der Quantität ſpielte auch in Klopſtocks Hexametern eine ſchlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an dieſen Formen entſtand, ſowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne ſchuf. Herder bekämpfte zwar in ſeinen Frag-

menten zur deutſchen Literatur die Meinung, als eigne der polymetriſche Charakter jener alten Sprachen der deutſchen natürlich, aber er erklärte ſich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere ſelbſtgebildete Sylbenmaaße Klopſtocks nur für „künſtliche Proſa“ gelten laſſen wollten. Herder verglich dieſe Klopſtock'ſchen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte ſie eher die „natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie“ genannt ſehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen ſeyn, welche ein Odenmaaß, wie:

Weht ſanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Proſa zu leſen verſtänden, da mehrere der lang angenommenen Sylben eben ſo gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottſched ſeinerſeits den Unterſchied des Hexameters von der Proſa nicht einſehen können, was denn von dem Patriarchen der Leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der ſich ſchon deshalb mit der Meſſiade nicht einlaſſen konnte, weil auch Klopſtock zu den Füßen Bodmers geſeſſen hatte. Unter denen aber, welche für Klopſtock Partei ergriffen, befanden ſich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfiſche Vielſchreiber G. F. Meier in Halle ſchrieb eine Beurtheilung der Meſſiade, die er einzeln erſcheinen ließ. Denn obwohl Gottſched an der wolfiſchen Philoſophie ſeinen Geiſt und ſeine Abſichten genährt, ſo hatte dieſe Schule ſich doch keineswegs mit ihm verſchworen, und ſelbſt ſeine Gegner, wie Breitinger, ſtanden ihm mit wolfiſchen Ideen, die Kritik der Poeſie darauf begründend, gegenüber. Gottſched konnte ſich nicht mehr retten, noch half es ihm, ſeine Ohren zuzuhalten, denn rings um ihn her ſummte und brauſte es bald

allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetiſchen Redensarten. Junge Prediger und Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten ſogar in Hexametern ab und brachten Klopſtocks Pathos und Odenſchwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entſtanden, die national genannt werden mußte. —

Klopſtocks poetiſcher Styl iſt eine kunſtvolle Vereinigung aller ſinnlichen und geiſtigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu ſtellen, brachte die feinſten und originellſten Nüancen der Diction hervor, ſchuf Wörter und Zuſammenſetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anſchauung ſich merkwürdig formen mußte und wirkte ſelbſt im Kleinen und Einzelnen durch überraſchende Handgriffe der Sprache, durch die Kunſt der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorſatzſylben, mit denen er ſeine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt ſind, ganze Begriffe plaſtiſch vor die Anſchauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poeſie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abſtracte, und an andern Stellen auch wieder den abſtracten Ausdruck für den concreten zu ſetzen verſteht. Ferner iſt ſeine Behandlung des ganzen Periodenbaues bedeutſam für die Sprache ſowohl, wie für die Elaſticität der deutſchen Darſtellung. Die Verſchlungenheit ſeiner metriſchen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redeſätze, wie ſie in dieſer Freiheit und Kunſtſinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwiſchenſätze, Participialconſtructionen, Weglaſſung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei eben ſo kühn als wirkſam benutzt, und auch die Wortſtellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So ſehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, ſo wurde doch die Productionsluſt der deutſchen Sprache dadurch in ihrem eigenſten

Grundweſen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunſt der Proſa empfing ſie durch dieſe keckpoetiſche Periodiſirung bildende Eindrücke.

Es entſtand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen ſich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Leſſing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verſchiedenen Bahnen die Miſſion ihres Genius an. Das Bewußtſein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beſchäftigte ſich in ſeinen Fragmenten zur deutſchen Literatur, die 1767 erſchienen, vorzugsweiſe mit Bildung und Ideal der Sprache und ruft im dritten Fragmente aus: „Unſere Sprache iſt in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache iſt beinahe als ein Loſungswort anzuſehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge iſt, Schriftſtellern, Kunſtrichtern, Ueberſetzern, Weltweiſen. Jeder will ſie auf ſeine Art bilden; und Einer iſt oft dem Andern im Wege!“ Wieland ſchlug in ſeiner Abhandlung über die Frage: „Was iſt Hochdeutſch?“ — (Werke, Supplementb. VI. S. 326) vor, die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutſchen Sprache anzuſehen und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfniſſen der allgemeinen Schriftſprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu ſehen, ſelbſt in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erſtaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innerſten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war.

Gutzkow.

Chineſiſches Zeremoniell.

(1833.)

Unſichtbar treffen der Leſer und der Autor wieder zuſammen in einer Halle, deren Anlage und Ausſchmückung ſo bezeichnend für den Charakter ihrer Bewohner iſt, daß wir uns einer genaueren Beſchreibung derſelben nicht überheben dürfen.

Dieſer Raum iſt weit, aber nicht zu hoch. Den Fußboden bedecken kunſtvoll gewirkte blumenreiche Teppiche, deren Muſter ſich an den Tapeten, welche die Wände bekleiden, wiederfinden. Wunderliche Arabesken bilden die Zeichnung derſelben, Drachen von großen, rieſenhaften Blumen umſchlungen. Kleine, niedliche Federzeichnungen, die der Akademie von Peking Ehre machten, hingen in reicher Anzahl an den Tapeten. In der Mitte des Zimmers erhebt ſich zwei Stufen hoch eine Eſtrade, die von vier, einen Thronhimmel tragenden Säulen begränzt wird. Die Vorhänge, welche die vergoldeten Pfeiler verbinden, ſind aus Seidenſtoffen und mit reichen ſchweren Franzen beſetzt. Die Eſtrade ſelbſt bildete ein Sopha, auf dem ſich nach orientaliſcher Weiſe bequem zwei Perſonen mit untergeſchlagenen Beinen niederſetzen konnten. Vor dieſem Gefäß ſtanden auf kleinen Erhöhungen kupferne Rauchpfannen, die einen wohlgefälligen Geruch im Zimmer verbreiteten. Endlich hingen rings an der Decke eine bei uns nicht unbekannte Art von Laternen, ovalrunde Behälter aus Seidenſtoffen, die die Flamme umſchloſſen halten, und durch die gefärbte Gaze ein ſanftes Licht

fallen laſſen. Es war heller Tag, und dennoch brannten im bunten Farbenſpiel dieſe Leuchter, die zwar bei der ſonderbaren Gattung von Fenſtern, welche wir, aus dünnen, durchſichtigen Muſcheln beſtehend, hier antreffen, nicht ohne allen Grund ſind, aber den Europäer immer an Diogenes erinnern werden, welcher am lichten Tage mit der Laterne auf den Markt ging.

Diener ſind beſchäftigt, dieß Zimmer aufzuräumen, die Kohlen unter den Rauchbecken anzuſchüren, den Staub von den Gemälden zu wiſchen und kleine runde Tiſche aufzuſtellen, welche in einem Geſellſchaftsſaale nicht fehlen dürfen. Es iſt noch früher Morgen, die Diener räuſpern und recken ſich, und wie zänkiſch ſie ſich auch unter einander begegnen, ſo unterließen ſie doch nicht, bei der erſten Begegnung ſich zu fragen: „Haſt du ſchon Reiß genoſſen?“ und darauf zu antworten: „Ja, mein Bruder, und er hat mir wohl geſchmeckt.“ In Hinteraſien dieſe ſpaßhafte Begrüßungsformel zu vergeſſen, würde bäuriſche Sitte verrathen und dieſelben Vorwürfe zuziehen, als wenn wir unſern guten Morgen und guten Abend nicht über die Zähne bringen könnten.

Ein Oberhofmeiſter brachte in alle dieſe Beſchäftigungen eine gewiſſe Ordnung. Die Erwartungen von hohen Beſuchen trafen auch bald ein. Ein Tatar im kriegeriſchen Aufzuge überbrachte ein demüthiges Compliment und den Namen ſeines Herrn in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefaltetem Papier, wo auf dem letzten Blatte ein kleines dreieckiges Stück Goldpapier befeſtigt war. Der Oberhofmeiſter verbeugte ſich mit Anſtand, nahm das Billet und eilte damit in ein neben anſtoßendes Zimmer, um es von dem Herrn des Hauſes öffnen zu laſſen. Er kehrte bald wieder zurück, verbeugte ſich tief und ſagte: „Mein Herr entbietet dem deinen ſeinen Gruß! Die Schwelle unſeres Hauſes wird frohlocken, wenn ſie von den Zehen am Fuße deines Herrn nur die leiſeſte Berührung empfängt.“ Der Tatar verneigte ſich mit Anſtand

und eilte, ſeinem Herrn die Annahme des gemeldeten Beſuchs zu hinterbringen.

Da gab es keine Zeit mehr zu verlieren. Der Beſuch war unmittelbar vor ſeinem Eintreffen angekündigt, und konnte in ſeinem Palankin jeden Augenblick vor der Thür eintreffen. Der Herr des Hauſes folgte ſogleich ſeinem Oberhofmeiſter, dem er ſein Bewillkommnungsamt abnahm; denn die kleinſte Verletzung des höflichen, für vornehme Leute paſſenden Ceremoniells würde ihm eine ſchlafloſe Nacht gebracht haben. Dieſer Mann trug eine kleine Calotte von geſticktem, ſeidenem Zeuge, die vorne mit einer weißen Perle verziert war, und ein kahles, mit einem mühſam geſammelten Zöpfchen verſehenes Haupt bedeckte. Zwiſchen dieſer Mütze und dem langen violetten Kleide, das aus ſchwerem Seidenſtoffe zur Erde rauſchte, ſaß ein Antlitz ſo beherrſcht und abgeſchliffen von der Welt, ihren Pflichten und ihren lebensklugen Lehren, daß ſich hinter dieſer todten Maske eben ſo gut die größte Weisheit, wie die verſchlagenſte Ränkeſucht hätte verbergen können. Auf dem Rücken des großblumigen Atlasgewandes war ein Quadrat eingeſtickt, in deſſen Felde ſich das ſonderbare Symbol eines Storches befand. Kenner der chineſiſchen Kleiderordnung werden daran ſogleich bemerken, daß wir die Ehre haben, mit einem Mandarinen der ſechsten Claſſe Bekanntſchaft zu machen. Dieſelben Kenner werden dann auch bezeugen, daß dieſer angeſehene Mann einen Gürtel trug, den vier runde Schildkrötenplatten znſammenſetzten, und vorn ein ſilberner Knopf zierte. Es folgte nicht nothwendig aus ſeinem Stand, daß ſchwarzſeidene Stiefel ſeine Füße bekleideten, aber bezeichnend war es, daß er in ihnen (denn ſie waren weit genug dazu) eine Anzahl Acten und ein vollſtändiges Schreibzeug verſteckt hatte.

Schon ſeit einigen Minuten harrt in dieſem Galla-Aufzuge der Herr des Hauſes vor dem zweiten Portale ſeiner Wohnung, um abzuwarten, daß der angemeldete Gaſt endlich vor dem dritten erſcheine. Da iſt er. Unſer Mandarin ſechster Claſſe

ſtürzt hinzu, hilft ihm aus ſeinem Palankin, ergreift ſeine linke Hand mit der Linken, und ſchüttelt ſie mit einer Grazie, die man geſehen haben muß, um ſie beſchreiben zu können. Aber was iſt dieſe erſte Begrüßung gegen die Artigkeiten, mit denen ſich jetzt die beiden Leute überſchütten! — Jedes Zimmer hat drei Eingänge, wer ſoll die Ehre, durch den mittleren zu gehen, erhalten? Unſtreitig der Gaſt; aber dieſer iſt viel zu höflich und beſcheiden, eine ſolche Auszeichnung anzunehmen, er ſucht vielmehr ſeinen Wirth hindurchzuſchieben, und die Gelegenheit zu benutzen, durch eine der beiden Seitenthüren den Eingang zu gewinnen. Das wollte der Wirth zulaſſen? — Unmöglich: dieß wäre eine Verletzung der Etiquette, die ſeiner Natur ganz zuwider iſt. Im Gegentheil bedarf es nur einer geſchickten Seitenwendung, um durch eine Seitenthüre zu ſchlüpfen, und in demſelben Augenblick ſchon die Hand des Gaſtes zu faſſen, um ihn durch die mittlere Thür hineinzuführen, eine Ehre, die nun der Beſucher unter unaufhörlichen Verbeugungen und einer gewiſſen gemachten Scham annimmt.

Dieſe Scene wiederholt ſich mit immer erneutem Wetteifer zu drei Malen, bis ſich die Herren endlich in das Beſuchs-zimmer hineinbekomplimentirt haben. Die Bedienten ſpringen jetzt hinzu, um nichts zu thun, als einen einzigen Stuhl zu holen. Es iſt chineſiſcher Ton, daß der Wirth dieſen ſaubern, lakirten Sitz, auf dem die Sorgfalt des Oberhofmeiſters auch wohl kein Sonnenſtäubchen geduldet hätte, erſt mit einem Tuche leicht abwiſcht. Jetzt eilt auch er zu einem Seſſel, aber wer wird ſich auf den ſeinigen zuerſt niedergelaſſen haben? Um hier das Richtige und die feine Sitte zu treffen, bedarf es eines jahrelangen Studiums des ſich Niederlaſſens; man mußte ſo alt ſeyn, als die beiden hier zuſammentreffenden Herren, um dieſes Compliment in ſeiner gehörigen Präciſion auszuführen. Das Ganze kömmt dabei darauf hinaus, daß der Eine die Kunſt verſteht, den Andern zu täuſchen, und dabei doch den Schein anzunehmen, überliſtet zu ſeyn. Die wechſelſeitigen Be-

wegungen werden mit Geyeraugen belauſcht, die Entfernungen des ſich ſetzenden Körpers von dem Stuhle gemeſſen, die Faltungen des Atlaskleides berechnet; der Eine gibt ſich den Schein ſchon zu ſitzen und ſteht doch noch, und der Andere, wenn er der Hauswirth iſt, würde gegen allen feinen Anſtand verſtoßen, wenn er ſich durch dieſen Schein in der That überliſten ließe, und früher den Seſſel erreichte, als der Beſucher. In unſerm Falle iſt dieß Verſehen durchaus nicht zu befürchten; denn hier ſtehen ſich alte, im Ceremoniell unverwundbare Perſonen gegenüber, denen auch dieß ſchwierige Manöuvre, dieſer glänzende Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung nur gelingen konnte. Jetzt ſitzen ſie, ſie halten ſich gerade, die Hände nicht herumwerfend, nicht damit an den Kleidern ordnend, nicht die Mütze rückend, ſondern feſt und unbeweglich auf den Knieen liegend, und die Füße nicht über einander geſchlagen, nicht auf dem Boden ſcharrend, nicht den einen hinter, den andern vor den Stuhl geſtreckt, ſondern beide in gleicher, abgemeſſener, unbeweglicher Entfernung vom Körper, die Mienen ruhig, ernſt, pagodenartig.

Nachträge.

Kölle.

Diplomatiſche Aphorismen.

(1838.)

Ein ſchöner Zug der Deutſchen iſt der gründliche Haß gegen politiſche Schlechtigkeit, ſeine Unverſöhnlichkeit und Unverwüſtlichkeit. Gott bewahre überhaupt jeden vor dem Haſſe eines Deutſchen! Jener verbindet ſich mit ſittlichem Abſcheu. Politiſche Renegaten werden auch, wenn man ſie auf Geſandtſchaften ſendet, auf eine merkwürdige Weiſe ſecretirt. Es iſt keine Verfolgung, nicht einmal offene Verſpottung, aber die ſtille gemeſſene Handhabung eines Verrufs, welcher dem Renegaten das Herz brechen macht, wenn er noch eines hat.

Den ſicherſten Maaßſtab für die Fähigkeiten eines Herrſchers geben die Männer, welche den Zügel der Regierung führen. Viele Herrſcher haben gerade ſo viel Scharfſinn, um ausgezeichnete Köpfe herauszufinden und ſich dieſen, öffentlich oder insgeheim, unterzuordnen. Am ſchlimmſten iſt man aber mit Herren daran, welche weder dieſe Kunſt beſitzen, noch ſich ihrer Unfähigkeit bewußt ſind, und einmal geſchenktes Zutrauen möglichſt lange erhalten. Wo ein Fürſt alles ſelbſt machen will, geſchieht entweder wenig, oder Vieles wird verdorben. Man wäre beinahe verſucht, zu glauben, daß die ausgezeichnetſten unter den Herrſchern unſerer Zeit Manches nur gerade deshalb gethan

haben, um ihre Zeitgenoſſen und Nachfolger auf falſche Wege zu bringen und dadurch den Glanz ihrer Regierung auch nach ihrem Abgange zu erhöhen.

Unter den Gebräuchen des Mittelalters erſcheint der Ritterſchlag deshalb als der ſinnigſte, weil er ſymboliſch ausdrückt, was Jeder im Leben erfahren habe und erfahren müſſe, ehe er der Meiſterſchaft ſich rühmen dürfe. Man wird zu Allem geſchlagen, zum Feldherrn, zum Philoſophen, ja zum Ehemann und Hausvater, auch gewiß zum Diplomaten. Man pflegt dieſes Erfahrung zu nennen, des reiferen Alters trauriges Vorrecht. Denn wer kann berechnen, oder wer will geſtehen, wie viel jene Kunſt der Menſchen-Behandlung gekoſtet habe, jene oft bezaubernde Weiſe, welche den rechten Ton des Geſprächs anſchlägt, reden läßt, verſtändig zuhört, zur rechten Zeit einlenkt, anmuthig ſcherzend abſchließt?

Mancher Mann, welcher übrigens die Mittelhöhe kaum erreicht, hat durch Verhältniſſe, Erziehung, Umgang mit geiſtvollen Menſchen, beſonders mit Frauen, ſich ein kleines Capital von Geiſt erſpart, welches aber ſogleich verſchwindet, wenn er auf größerem Schauplatze und auf längere Zeit zu erſcheinen hat. Es iſt ſogleich um den Namen geſchehen, welchen er irgendwo erworben haben kann, und er fällt ſo tief, daß er auch nicht einmal nach ſeinem wirklichen Werthe angenommen wird. Er ſollte ſtets reiſen, und zwar nicht von einem Koffer, ſondern nur von einem Nachtſacke begleitet.

Auf ſchnelle Frage — langſame Antwort! Dieſe treffliche Regel befolgen viele, beſonders die durch manches bedeutende Geſchäft eingeübten Staatsmänner, in der Weiſe, daß ſie durch Apologen oder Anekdoten antworten, deren Nutzanwendung, auch wenn ſie richtig herausgefunden iſt, auf des Fragenden, nicht aber auf des Antwortenden Rechnung kömmt.

In einer freudig aufgeregten, geiſtreichen Geſellſchaft iſt es leicht, Liebenswürdigkeit und Geiſt zu zeigen, und ſich auf Augenblicke über ſeine gewöhnliche Bahn zu erheben. Aber in allen verſchiedenen Geſtaltungen des Geſellſchaftslebens leiſtet man ſchwer den gerechten Anforderungen immer Genüge, und ſelten führt und belebt man das Geſpräch in einer zahlreichen Geſellſchaft eben ſo gut als im Boudoir; Manche haben nur Geiſt mit der Feder in der Hand, Andere (beſonders Halb-Invaliden) nur mit der Serviette auf dem Schooße. An vielen Orten beſteht das Geſpräch gewöhnlich aus Fragen und Antworten, und man verſorgt ſich daher nicht ohne Mühe mit Leuten von anregender Natur, einer Art lebendiger Gewürze, damit das Weſen doch nicht gar zu fade werde. Es werden übrigens viele Menſchen gefunden, welche, weit entfernt, Falſtaffe zu ſeyn, die Gabe hatten, nicht nur ſelbſt witzig zu ſeyn, ſondern auch Andere witzig zu machen. Darin jedoch gleichen ſie dem auf Bühnen ſo ſehr mißhandelten Sir John, daß ſie über ſich ſelbſt am witzigſten ſich auslaſſen.

Ernſt und Freundlichkeit des Diplomaten muß je nach Verſchiedenheit der Länder gemiſcht werden, welche man vertritt und welche man bewohnt. Weltſitte ſoll Volksthümlichkeit nicht aufheben, aber verklären. Ein ernſthafter Franzoſe und ein freundlicher Engländer treffen ungefähr zuſammen. Ernſt ohne Hochmuth gewinnt mehr als die beſtändige ſüße Holdſeligkeit. Hinter dieſer verbirgt ſich gewöhnlich Falſchheit und Dummheit. Dagegen ſpielt Mancher den Derben, um für biderb gehalten zu werden.

Wer es nicht vermag ſich in das Geſammtleben eines Volkes hineinzudenken, die Macht des mit der Muttermilch Eingeſogenen, am väterlichen Heerde Erlernten nachzuempfinden, der wird auch von den genaueſten materiellen Daten oft irregeführt werden. So ſelbſt Napoleon, welcher nie eine andere Volksthümlichkeit erkannt zu haben ſcheint, als die der Franzoſen,

welche er auf beiſpielloſe Weiſe nützte und abnützte, während ſeine Gegner alle Völker, jedes aber auf ſeine eigenthümliche Weiſe, wider ihn in den Vernichtungskampf führten und am Ende ſelbſt dem franzöſiſchen Volke die Seite abzugewinnen wußten, auf welcher es gefaßt, und von ſeinem Abgotte weggeriſſen werden konnte.

Bei ſonſt gleichen Bedingungen macht es einen ungeheuren Unterſchied, ob ein Volk von großen geſchichtlichen Erinnerungen getragen wird, ob es ſtets fürchtet, von den andern Völkern für nicht vollgültig, nicht vollſtändig ausgebildet angeſehen zu werden, ob es eine Umwälzung hinter ſich — oder noch vor ſich hat, in wie weit es gleichartig in ſeinen Beſtandtheilen iſt, und beſonders, ob es ſchon eine lange Bahn durchlaufen hat, oder ſich noch der Jugend erfreut.

Am ſchwerſten iſt mit denen zu unterhandeln, welche gleich im Anfange mit dem Ja verſchwenderiſch umgehen, und die Aber im Laufe des Geſchäfts allmählig nachfolgen laſſen. Sie pflegen wohl gar auf die am Eingange gezeigte Nachgiebigkeit ſich etwas zu gute zu thun.

Daß die franzöſiſche Sprache beinahe überall die Sprache der Unterhandlungen werden konnte, ſcheint zu beweiſen, daß es geſchehen mußte. Wenn das Latein naturgemäß war, ſolange Rom der Mittelpunkt der europäiſchen Politik, Italien das civiliſirteſte Land der Erde, die Sprache Roms die allgemeine jeder höheren Bildung war, ſo wurde das franzöſiſche eine Transaktion zwiſchen der romaniſchen, der germaniſchen und der neu hinzutretenden ſlaviſchen akatholiſchen Welt, ſo bald alles von den Höfen aus- und auf ſie zuging, und Verſailles eine Art Normalhofs war. Jetzt ſchon würde es unmöglich ſeyn, ſie aus der Diplomatie zu verdrängen, aber die allgemeine Verkehrſprache unſerer Enkel wird doch wohl die engliſche werden.

S. Boiſſerée.

Der Dombau zu Cöln.

(1823.)

Es iſt zu bedauern, daß wir über die ganze eigentliche Baugeſchichte der Domkirche zu Köln faſt gar keine Nachrichten haben; indeſſen will ich verſuchen, die wenigen urkundlich beſtimmten Punkte durch möglichſt begründete Vermuthungen aneinander zu reihen.

Bedenken wir demnach, daß die Domkirche im Ganzen an die fünfhundert Fuß lang, im Schiff und Chor hundert und achtzig, im Kreuz zweihundert und neunzig Fuß breit werden, der Dachforſt ſich über zweihundert Fuß, die Thürme, jeder auf einem Grunde von hundert Fuß Breite, ſich über fünfhundert Fuß hoch erheben ſollten, ſo folgt, daß ſchon die erſte Anlage eines ſo rieſenhaft entworfenen Gebäudes, ſelbſt bei der größten Thätigkeit zahlreicher Werkleute, einen ſehr bedeutenden Zeitaufwand erforderte, und das um ſo mehr, weil der Bau durchaus von Quadern aufgeführt wurde.

Zu den Werkſtücken hatte man einen porphyrartigen Sandſtein von ſchöner grünlichgrauer Farbe gewählt. Man holte ihn oberhalb Köln im Siebengebirge, in dem dicht an den Ufern des Rheins gelegenen Drachenfels, an deſſen Namen ſich die Sage von dem in alten Dichtungen gefeierten deutſchen Lieblingshelden Siegfried knüpfte.

Während bei dieſem Steinbruch in dem Flecken Königswinter die Steinhauer beſchäftigt waren, die Werkſtücke aus dem

Rohen zuzurichten, die dann auf dem Rhein leicht und ſchnell nach der drei Meilen entfernten Stadt gebracht wurden, führten die Maurer in den Gruben auf dem Bauplatz die Grundfeſten auf. Hiezu bediente man ſich deſſelben Geſteines, abwechſelnd mit Baſaltblöcken, welche man, dem Siebengebürge gegenüber, aus dem Unkelbruch holte. Dieſe langen ſäulenartigen Baſaltſtücke, wagerecht über die rauh behauenen ſtark verkütteten Sandſteine gelegt, bildeten einen unerſchütterlichen Verband. Ich ſah dies Mauerwerk der Grundfeſte, in einem Schacht neben dem Haupteingange rechts an einem der Strebepfeiler des ſüdlichen Thurmes, und fuhr bis auf den Boden vier und vierzig Fuß tief hinab, ohne hier noch mit Beſtimmtheit den Anfang der Grundfeſte entdecken zu können.

Ein ſo mächtiger Unterbau war nöthig, um Thürme, hoch und feſt wie Felſen, auf demſelben zu gründen. Aber das war nicht die alleinige Sorge des Baumeiſters; er beſchäftigte zugleich noch die Steinmetzen in der Hütte mit der Ausarbeitung der Werkſtücke, welche die Steinhauer lieferten. Und ſo mag wohl in den erſten neun Jahren nicht nur die Grundfeſte, ſondern auch ein großer Theil des untern Geſchoſſes von dem Domgebäude vollendet worden ſeyn. Denn zu dieſer Zeit, im Jahr 1257, ſchenkte das Domkapitel „Meiſter Gerhard dem Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete, wegen ſeiner belohnenswerthen Dienſtleiſtung, einen Platz, wo er auf ſeine Koſten ein großes ſteinernes Haus erbaut hatte.“

Die Geſchichtſchreiber ſchweigen über dieſen Meiſter Gerhard, wie faſt über alle Baumeiſter des Domes; ich halte ihn für den erſten unter ihnen, und alſo auch für den Urheber des ſo erhaben als kunſtreich gedachten Entwurfes. Wäre ein anderer der Urheber geweſen, ſo müßte man annehmen, daß derſelbe gleich nach dem Anfang des Baues geſtorben ſey, was unwahrſcheinlich iſt. Noch weniger läßt ſich vermuthen, daß der Entwurf von irgend einem genialen bauverſtändigen Manne herrühre, welcher nicht ſelbſt praktiſcher Künſtler geweſen

wäre; denn der Plan eines ſo rieſenhaften Werkes von einer ſo reichen und kühnen Zuſammenſetzung, bis in die kleinſten Theile mit Rückſicht auf die Ausführung berechnet, konnte nur von dem erdacht werden, der durch eigene Erfahrung die genaueſte Kenntniß aller techniſchen Mittel beſaß, und die Sicherheit in ſich trug, die Erfindungen ſeines Geiſtes verwirklichen zu können.

Meiſter Gerhard nun lebte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und hinterließ drei Söhne und eine Tochter, alle geiſtlichen Standes, Mitglieder hochangeſehener Stifte, Abteien und Klöſter.

Ich habe vielfältig nachgeforſcht, aber es iſt mir nicht gelungen, nähere Aufſchlüſſe über dieſen Mann zu erhalten, in welchem wir, wenn wir mit Gewißheit wüßten, daß er der Urheber des Entwurfes zu dem Domgebäude wäre, einen der größten Baumeiſter alter und neuer Zeit verehren müßten.

Daß er Steinmetzenmeiſter genannt wird, darf keinen Zweifel erregen. Unter dieſem beſcheidenen Namen finden wir im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in allen europäiſchen Ländern, die vorzüglichſten Baumeiſter und zum Theil auch die ausgezeichnetſten Bildhauer.

Das Handwerk wurde in jener Zeit als Grundlage der Kunſt hoch geehrt. Wer ſich zum Baumeiſter bilden wollte, mußte das Steinmetzenhandwerk lernen, und hatte er darin die Meiſterſchaft erworben, ſo blieb er durch Satzungen und Gebräuche mit den Steinmetzen enge verbunden. Bei der Kirchenbaukunſt fand dies noch ganz beſonders ſtatt. Von dem Gedanken ausgehend, daß es eine ſehr edle, gottgefällige Beſchäftigung ſey, zu dem Bau der Kirchen Hand anzulegen, und daß es der vereinigten Thätigkeit vieler durch Erfahrung geübter, durch den Geiſt der Ehre und der Treue geleiteter Arbeiter bedürfe, um die großen, auf die ſchönſte Vollendung und auf die Dauer von Jahrhunderten entworfenen Werke auszuführen, bildete ſich eine eigne Brüderſchaft, welche ſich, von den gewöhnlichen Innungen unterſchieden, ausſchließlich dem Kirchenbau widmete, und unter

der ſtrengen Ordnung gemeinſamer Sitten und Gebräuche, die Regeln der Kunſt, mit dem Schatz erworbener Fertigkeiten und Kenntniſſe, von Geſchlecht zu Geſchlecht als Geheimniß überlieferte.

Bei dieſer Geſellſchaft fand eine ähnliche Einrichtung ſtatt wie in dem Hanſabunde. Die Meiſter und Werkleute der kleinen Bauwerke wurden denen der größern untergeordnet, und bald verbreitete ſich die Brüderſchaft gebietweiſe über ganz Deutſchland. Auch hier ſcheint Köln das erſte Beiſpiel gegeben zu haben. Der Vorſteher des Domwerks war Obermeiſter über alle Kirchenbaumeiſter in den niederdeutſchen Landen, und ſo war es der Vorſteher des ſtrasburger Münſterwerks, welches neunzehn Jahre nach dem von Köln angefangen wurde, über alle Kirchenbaumeiſter in den Landen zwiſchen der Donau und der Moſel. Auf dieſe Weiſe war die Hütte der Steinmetzen am kölner Dom der Sitz des Obermeiſterthums von Niederdeutſchland und die Hütte am Straßburger Münſter der Sitz des Obermeiſterthums von Oberdeutſchland. Später bildete ſich ein Obermeiſterthum für ganz Deutſchland, worin dann Straßburg, weil hier länger mit großer Thätigkeit fortgebaut wurde, Köln den Vorrang ſtreitig machte, ſo wie in den Handelsverhältniſſen es von Seiten Lübecks geſchah. Die andern Obermeiſter hatten ihren Sitz in Wien, Bern und Magdeburg. Die Ordnung der Steinmetzen-Brüderſchaft wurde auf gemeinſamen Tagſatzungen abgefaßt, und von Kaiſer und Pabſt beſtätigt.

Wenn wir das Städteleben betrachten, wie es im dreizehnten Jahrhundert aus dem Schooß des Reichthums und der Freiheit in Handel, Kunſt und Gewerbe die ſchönſten Blüthen entwickelte, ſo iſt leicht einzuſehen, daß wir im bürgerlichen und nicht im geiſtlichen Stande die Erfinder jener bewundernswürdigen Kirchengebäude zu ſuchen haben. Die Geiſtlichkeit, bei allem Guten und Trefflichen, welches ſie damals für die Bildung, beſonders in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gewirkt hat, entbehrte doch des freien Elements eines vielfach bewegten Lebens, worin allein die Hervorbringungen der Kunſt wie der Poeſie zu einer ſchönen Reife gedeihen können.

Aber eben dieſer blühende Wohlſtand der Städte mußte die Herrſchſucht und Habgier mancher Fürſten erregen. Die Stadt Köln hatte dies Mißgeſchick in hohem Grade, und der anfangs ſo raſche Fortgang des Dombaues wurde dadurch auf das traurigſte gehemmt.

Ein ſolches Werk hätte anhaltenden Frieden und die ganze Fürſorge wohlwollender Fürſten bedurft. Nun mußte Meiſter Gerhard erleben, daß die Erzbiſchöfe ihre Schätze in fruchtloſen Kriegen verſchwendeten, und was der Folgen wegen noch ſchlimmer war, daß ihnen die widerſpänſtige Stadt verhaßt wurde, ſie den Palaſt beim Dom verließen, und ihren beſtändigen Wohnſitz in Bonn nahmen.

Obſchon der Dombau ſo großen Schwierigkeiten unterlag, hatte er doch auf die Vervollkommnung der Kirchenbaukunſt überhaupt den günſtigſten Einfluß. Es hatte ſich an dieſem Werk eine Schule gebildet, aus welcher die vortrefflichſten Baumeiſter hervorgingen, die an verſchiedenen Orten Kirchen aufführten, bei denen ſie den Styl und zum Theil ſelbſt den Alles übertreffenden Plan des kölner Doms anwandten. Davon zeugen die in dieſem Zeitraum erbaute Katharinen-Kirche in Oppenheim, die Werners-Kirche in Bacharach, der Dom zu Utrecht und das Münſter zu Straßburg; am meiſten aber der Thurm des Münſters zu Freiburg im Breisgau, deſſen durchbrochener Helm mit wenigen vereinfachenden Abänderungen ganz nach dem Entwurf der kölner Domthürme aufgeführt wurde.

Zwar ſcheint der Bau des Doms in Köln nie ganz ſtill geſtanden zu haben; denn der Kirchenbau erſtreckte ſich natürlich nicht auf die in der Stadt gelegenen erzbiſchöflichen Grundſtücke und Gebäude. Aber die Mittel waren ſo ſehr vermindert, die Thätigkeit war ſo ſehr gelähmt worden, daß nach mehr als vierzig Jahren der Chor, den man zuerſt ausführen wollte, noch nicht ſeine Vollendung erreicht hatte.

Nun vereinigte ſich der Sieger von Woringen, Herzog Johann von Brabant, mit dem Grafen Dirk von Cleve, mit

der Stadt und den kölniſchen Geſchlechtern, die am hartnäckigſten gegen den Erzbiſchof geſtritten hatten, und gemeinſchaftlich ließen ſie die prächtigen farbigen Fenſter zum Chor verfertigen. Erzbiſchof Wichbold von Holte, Nachfolger des kriegeriſchen Siegfried's von Weſterburg, ermahnte die Gläubigen, jeden der ſeine letzte Willensurkunde ausſtellte, zu Geſchenken für den Bau aufzufordern. Geiſtliche beredte Männer mit offenen Briefen wurden wieder als Sammler ausgeſendet, und ein eigener zur Förderung des Werkes von Männern und Frauen gebildeter Verein, die Brüderſchaft des heiligen Petrus genannt, machte ſich zu jährlichen Beiträgen anheiſchig. Auch führten die, nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, häufig auf einander folgenden Kaiſerkrönungen wieder viele Fürſten nach Köln, die reichliche Beiſteuer gaben. So wurde dann endlich der Bau ſo weit gebracht, daß im Jahr 1322, das iſt vier und ſiebenzig Jahre nachdem der erſte Stein gelegt worden, der Chor eingeweihet werden konnte.

Dieſer vollendete Theil, nach Oſten hin gerichtet, nahm ungefähr zwei Fünftel der für das ganze Gebäude beſtimmten Länge ein. Innerhalb umgaben doppelte, von ſchlanken Säulenbündeln geſtützte Nebengänge, das himmelhoch aufſteigende Mittelgewölbe. Außerhalb bildeten die Nebengänge mit ihren einfachen Strebepfeilern und Fenſtern, einen mächtigen ſieben und ſechzig Fuß hohen Unterſatz, auf dem ſich reich mit zierlichem Thurmwerk geſchmückte Widerhalter erhoben, die mit vierfachen Strebebogen den eigentlichen Chor ſtützten.

Das über dieſem Prachtbau errichtete Dach hatte eine Decke von Blei, die vermittelſt flacher Zinnlöthungen, mit vielfachen Zierrathen und Buchſtaben, welche Verſe auf die drei Könige bildeten, damaſcirt war, ſo daß das ganze Dachwerk, einem auf Bergeshöhe ſtehenden Zelt ähnlich, an jene Bedeckung der Stiftshütte erinnerte, die ſich über das Allerheiligſte ausbreitete. An der Weſtſeite ſchloß man das Chor mit einer leichten Giebelmauer, die bei der Vollendung der Kreuz- und Schiffgewölbe

wieder niedergeriſſen werden ſollte, und die bereits aufgeführten erſten Fenſterbogen der Kreuzflügel dienten als Stützen dieſes einſtweiligen Schlußendes. Um jedoch dem Chor ſoviel als möglich die Geſtalt einer vollſtändigen Kirche zu geben, errichtete man, nah an dem Giebel, ein Dachthürmchen, das zum größern Schmucke ganz vergoldet wurde. Später, wenn der Mittelthurm über dem Hauptgewölbe des Kreuzes wäre aufgeführt worden, ſollte auch dies Dachthürmchen wieder abgetragen werden. Zuletzt bildete man oben in der Giebelſpitze noch einen goldenen Stern, um jenes Himmelslicht zu bezeichnen, das den drei weiſen Königen auf ihrem Wege zur Anbetung des göttlichen Kindes vorgeleuchtet hatte; auch ſollte er wie ein Stern des Troſtes und der Hoffnung über dem unvollendeten Bauwerke ſtrahlen, nach dunkeln verhängnißvollen Zeiten ein friedliches, fröhliches Gedeihen verheißend.

Als der Chor nun ſo weit vollendet war, beſtimmte der Erzbiſchof Heinrich von Virnenberg den Tag des heiligen Cosmas und Damian, den ſieben und zwanzigſten September 1322, zu der Feierlichkeit der Einſegnung; denn an demſelben Tage war im Jahr 873 die alte Domkirche geweiht worden.

Sämmtliche dem kölniſchen Erzbisthum untergebenen Biſchöfe, die von Münſter, Osnabrück, Minden, Lüttich und Utrecht erſchienen perſönlich oder durch Abgeſandte, mit ihnen alle Aebte, alle Stiftsvorſteher des Sprengels, und die geſammte Geiſtlichkeit der Stadt. Und nun wurde die Einweihung mit allen aus alten Zeiten herſtammenden Gebräuchen vollzogen. —

Von der Fortſetzung des Dombaues haben wir kaum andere Kunde, als die wir aus dem Gebäude ſelbſt entnehmen. Nach der Vollendung des Chors ſcheinen die Fortſchritte raſch vorgerückt zu ſeyn, ſo daß man die Säulen des Kreuzes bis zu den Kapitälen der Nebengänge aufführte, und die Thüre zu dem nördlichen Kreuzflügel anlegte; welcher Raum dann, einſtweilen mit einem Dache bedeckt, zu einer Vorhalle mag gedient haben.

Auch arbeitete man an dem Schiff und vorzüglich an der Aufführung eines der beiden mächtigen Hauptthürme.

Die Thätigkeit der Bauleute wurde jedoch bald wieder gelähmt; die bei dem Sammeln der Beiträge ſich wiederholenden Mißbräuche, wodurch der Erzbiſchof Friedrich von Saarwerden gezwungen wurde im Jahr 1370 alle von ſeinen Vorgängern erlaſſenen Sammlerbriefe für ungültig zu erklären, ſchreckten gewiß Viele von fernern Schenkungen ab. Auch erneuerten ſich von Zeit zu Zeit die Streitigkeiten und Kriege zwiſchen dem Erzbiſchof und der Stadt, und den benachbarten Fürſten. Ja, Theodorich von Mörs, welcher der Kirche, von 1414 bis 1463, acht und vierzig Jahre lang vorſtand, führte ſo viele Kriege und erſchöpfte dadurch ſo ſehr den erzbiſchöflichen Schatz und das Land, daß bei ſeinem Tode das Domkapitel mit den Ständen zuſammentrat und ſich mit ihnen vereinigte, von nun an jedem zu erwählenden Erzbiſchof einen Eid abzunehmen, daß er nie ohne ihre Einwilligung weder Krieg führen, noch Güter der Kirche veräußern oder verpfänden, noch Abgaben ausſchreiben wolle.

Indeſſen war zur Zeit des Theodorich von Mörs der Bau des ſüdlichen Thurmes bis zu dem dritten Geſchoß vorgerückt. Im Jahr 1437 wurden nämlich die Glocken aus dem, neben dem Chor ſtehenden alten hölzernen Thurm in den neuen verſetzt. Die großen Glocken ließ man neu gießen, und im folgenden Jahr aufhängen. Der Krahn, mit dem man die Bauſteine hinaufzog, wurde nun nach Art der Krahne, die man zum Ausladen der Waaren an Flüſſen errichtet, mit einem Dach verſehen, und diente ſo den Glocken zur Decke.

Damals war Nicolas von Buren (oder Beuren, einem Städtchen im Geldriſchen) Dombaumeiſter; und unter ihm war einer Namens Chriſtian Aufſeher oder Polier des Werks.

Auf ihn folgte Meiſter Conrad Kuyn. Zu deſſen Zeit ſcheinen die beiden größeren Glocken Schaden gelitten zu haben; denn ſie wurden im Jahr 1447 abermals gegoſſen, eine zu zwölf

tauſend Pfund und eine zu zwei und zwanzig tauſend vierhundert Pfund. Beide ſind noch vorhanden, die letztere gehört zu den größten in Deutſchland.

Auf der Tagſatzung, welche die Steinmetzenbrüderſchaft im Jahr 1463 in Regensburg hielt, um ihre altherkömmliche Ordnung zu erneuern, wurde dem Meiſter Conrad als Werkmeiſter des Doms von Köln abermals das Obermeiſterthum über das Gebiet von Niederdeutſchland zuerkannt.

Unter ihm wurde wohl nur wenig an dem ſüdlichen Thurm und einiges an dem Schiff weiter gebaut; der nördliche Thurm blieb bei ſeiner erſten, nur etwa ſieben und zwanzig Fuß hohen Anlage. Meiſter Conrad ſtarb im Jahr 1469; dieſes war auf einer nun halb verſtümmelten Tafel verzeichnet, welche ſich an einer Säule der nördlichen Nebenhalle des Chors gegen den Ausgang in's Kreuz befindet. Es iſt das einzige Denkmal eines Baumeiſters im Dom.

Auf Meiſter Conrad ſcheint Meiſter Johann von Frankenberg gefolgt zu ſeyn; man las ſeinen Namen mit denen ſeiner beiden Vorgänger in einem, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Verzeichniß der Brüderſchaft des heiligen Peters.

Sonſt wurde mir von den Bauleuten des Doms nur noch der Polier, Meiſter Heinrich bekannt, welcher ſchon im Jahr 1478 bei der Steinmetzenzunft beeidigt geweſen ſeyn ſoll, und unter dem Jahr 1509 noch in einem ihrer Bücher vorkam.

Dieſer Meiſter Heinrich leitete ohne Zweifel die Arbeiten, die im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts an dem Dom ausgeführt wurden. Das Schiff war bis zur Kapitalhöhe der Nebengänge vollendet; nun wölbte man die nördliche Nebenhalle, baute den ſich mit ihr verbindenden Theil des nördlichen Thurmes ſo weit, als es zu dieſem Zwecke nothwendig war, und ſchmückte die Halle mit gemalten Fenſtern.

Der Erzbiſchof Hermann von Heſſen, das Domkapitel, die Stadt und mehrere vornehme Häuſer vereinigten ſich, die Fenſter von den geſchickteſten Künſtlern verfertigen zu laſſen, und ſo

kam bei der damals auf's höchſte ausgebildeten deutſchen Malerkunſt ein Werk zu Stande, das in jeder Hinſicht die Krone der Glasmalerei zu nennen iſt.

Wie die Sonne am Abend eines gewittervollen Tages noch einmal ihren farbenreichen Glanz über die Erde verbreitet, ſo ſollte die ganze Zauberpracht der Glasmalerei noch über das große Bauwerk ſtrahlen.

Es wurde von der Zeit an nicht weiter fortgebaut. Und ſeit dreihundert Jahren ſteht nun ſchon das unterbrochene Werk; ein doppeltes Denkmal des erhabenſten Geiſtes, des beharrlichſten Willens und kunſtreichſten Vermögens, und hinwieder der Alles ſtörenden Zwietracht; ein Sinnbild der geſammten Geſchichte des deutſchen Vaterlandes. *

---

* Am 4. September 1842 wurde „unter Gottes Beiſtand und unter den Segenswünſchen des deutſchen Volkes der Grundſtein zum Fortbaue der altehrwürdigen Kathedralkirche des Erzbisthums Köln feierlich eingeweiht und mit ihm ein ewiges Denkmal der Frömmigkeit, der Eintracht und Treue der verbündeten Stämme deutſcher Nation an heiliger Stätte eingefügt" (Urkunde), und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der hohe Beförderer des Wiederaufbau's, ſprach, den erſten Hammerſchlag auf den Stein führend, mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme: „Meine Herren von Köln! Es begibt ſich Großes unter Ihnen. Dieß iſt, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er iſt das Werk des Bruderſinnes aller Deutſchen, aller Bekenntniſſe . . . . . Hier, wo der Grundſtein liegt, dort, mit jenen Thürmen zugleich, ſollen ſich die ſchönſten Thore der Welt erheben. Deutſchland baut ſie — ſo mögen ſie für Deutſchland, durch Gottes Gnade, Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! . . . ."

Ueberſichten.

I. Ueberſicht ſämmtlicher Aufſätze nach ihrem Inhalte.

Aufſätze über Religion und Chriſtenthum; Ethiſches und Erbauliches.

Mosheim, die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. — Hamann, Denkmal. — Hamann, über ſeinen Lebenslauf. — Tiede, die Jugendjahre. — Abbt, vom Verdienſte des Schriftſtellers. — Claudius, was ich wohl mag. Paraphrasis Evangelii Johannis. Ueber das Gebet. — Lavater, den ſechsten Januar. — Herder, Religion die höchſte Humanität. — Sailer, tiefſinnige Sprüche der Deutſchen. — A. W. Schlegel, die Aufklärung. — Schleiermacher, Religion im Verhältniſſe zu Wiſſen und Handeln. — Derſelbe, Reich Gottes und Wiedergeburt. — Derſelbe, die chriſtliche Gaſtfreundſchaft. — Creuzer, Geiſt der alten Religionen. — Fr. Schlegel, die oriental. Religionen. — J. F. v. Meyer, der Naturgeiſt. — Steffens, die Wunder der heiligen Geſchichte. — Weſſenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Schubert, die Kirche des heil. Grabes. — Horn, Gedanken. — Theremin, die geiſtl. Beredſamkeit. — Strauß, die Einſegnung der Kinder. — Neander, die Schriftauslegung. — Klumpp, das Miſſionsweſen. — Ullmann, deutſche Theologie. — Menzel, der Pietismus. — Tholuck, das in Gott verborgene Leben.

Philoſophiſches.

Reimarus, von der Seelen Unſterblichkeit. — Kant, von der Natur ꝛc. — Mendelsſohn, Beſchuldigungen wider die Vernunft. — Wieland, was iſt Wahrheit? — J. A. Eberhard, die äſthetiſche

Sittlichkeit. — Garve, Gottes Weltbewußtſeyn. — W. v. Humboldt, der menſchl. Entwicklungsgang in der Sprache. — Fr. Schlegel, Sokrates unter den Philoſophen ſeiner Zeit. — Derſelbe, Spinoza. — Wangenheim, der Glaube an den Urgeiſt. — Schelling, Gott und das Böſe. — Oken, Kunſt. — Paſſavant d. J., von der Freiheit des Willens.

Menſchen- und Seelenkunde.

Claudius, eine Chria ꝛc. — Derſelbe, Lavaters Fragmente. — Lavater, phyſiognom. Regeln. — Garve, Charakter und Handlungen. — Wagner, das Ahnungsvermögen. — Schleiermacher, das Leben der Phantaſie. — Steffens, Natur und Menſch ꝛc. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Solger, der Humor.

Aeſthetik, Kunſt.

Winkelmann, von der Grazie. — Leſſing, Prolog zum Epilog der Hamburgiſchen Dramaturgie. — Geßner, die Landſchaftmalerei. — Jacobi, der Kunſtgarten. — Forſter, die menſchl. Schönheit. — Schiller, der wahre Künſtler. — Hegner, der Künſtler, wie er ſeyn ſoll. — Jean Paul Fr. Richter, Muſik der Muſik. — Fernow, die Begeiſterung des Künſtlers. — Jacobs, Kunſt und Bürgerthum in Griechenland. — A. W. Schlegel, Rafaels Madonna. — Fr. Schlegel, die chriſtl. Kunſt. — Wackenroder, die Peterskirche. — Tieck, das Verführeriſche in der Kunſt. — Thibaut, die Kirchenmuſik außer dem Choral. — Schelling, Ausſichten für die Kunſt. — De Wette, der Straßburger Münſter. — Paſſavant d. Ae., Rafael und Dürer. Rafaels Eigenſchaften. — Waagen, P. P. Rubens. — Grüneiſen, das Ulmer Münſter.

Recht, Staat, Vaterland.

F. K. v. Moſer, Regierungsantritt. Chriſtliche Räthe. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Graf Schlabrendorf, über Nord-Amerikaner und Adel. Vor der Schlacht von Waterloo. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Vom Stein, Sendſchreiben.

— Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — J. G. Fichte, Schlußrede. — Gentz, Troſtworte. — Bülow, die Kriegskunſt. — Zſchokke, die ewigen Parteien. — Görres, der Dom in Cöln. — Derſelbe, die Freiheitskriege. — Derſelbe, Deutſchlands Heil. — J. Grimm, deutſches und fremdes Recht. — Leo, der Staat. — Kölle, diplomatiſche Aphorismen.

Geſchichte; Biographie und Charakteriſtik; Alterthumskunde.

Sturz, England und Georg III. — Archenholtz, die Schlacht bei Liegnitz. — Spittler, die Jugend des Herzogs Chriſtoph ꝛc. — Poſſelt, Roms Fall. — Woltmann, das Haus Brandenburg. — Hölderlin, die Athenienſer. — Hammer-Purgſtall, Conſtantinopel. — Rotteck, Napoleons Deſpotie. — Görres, das Mittelalter. — Niebuhr, römiſche Geſchichte. — Hormayr, Panorama ꝛc. — Fr. v. Raumer, der Sturm auf Jeruſalem. — Varnhagen, d. Tod Schwerins. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derſelbe, Griechen und Römer. — Grüneiſen, die Vielſeitigkeit unſerer Altvordern. — G. Pfizer, Luthers Weltanſicht. — Boiſſerée, der Cölner Dombau.

F. K. v. Moſer, Joh. Jakob Moſer. — Schubart, Geſchichte meiner Gefangennehmung. Brief nach ſeiner Freilaſſung. — Jung-Stilling, Familienleben. — Kaiſer Joſeph, Briefe. — Lichtenberg, Copernikus. — Göthe, Klopſtocks Meſſias. — J. H. Voß, Erinnerungen ꝛc. — Klinger, Rechenſchaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Jean Paul Fr. Richter, Schoppe an Albano. — Mozart, Brief. Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und ſeine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schloſſer, Friedrich Wilhelm I. — J. Grimm, Geſellenleben. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Neander, Wilberforce.

F. A. Wolf, die Alterthumswiſſenſchaft. — W. Müller, Homeros und die Homeriden.

Erdkunde; Länder- und Völkerſchilderung. Zeitgemälde.

Heinſe, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldſtädterſee. — Seume, der Aetna. — Zachariä, von der Erde. — Arndt, Leben auf Rügen.

— Novalis, das Mittelalter. — Steffens, Schneeſturz in Grönland. Ein norweg. Gehöfte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Rehfues, der Golf von Neapel. — Chamiſſo, die Radack-Inſulaner. — Schefer, Botany-Bay. — Bettina, Salzburg. — Pückler, Warwick-Caſtle. — Martius, Schilderungen aus Braſilien. — W. Alexis, der Göthakanal. — Leo, die Italiener. — Barthold, über Naturaliſation ꝛc. — Heine, Grubenfahrt. — Lange, die ſchweizer. Waſſerfälle. — Gutzkow, chineſiſches Zeremoniell.

Handel und Verkehr.

Büſch, über den Werth des Geldes. — Heeren, der Handel der alten und der neuen Welt.

Natur und Naturleben.

Herder, unſere Erde. — Derſelbe, die Kräfte der Schöpfung. — A. v. Humboldt, die Tropengewächſe. Das Leben in der Schöpfung. — Novalis, die Natur. — Schubert, die Sonne. — Martius, Naturgenuß.

Sprache, Literatur und Kritik. Poeſie und Poetik.

Klopſtock, guter Rath der Aldermänner. — Garve, Cicero und ſein Ueberſetzer. — Knebel, die Kunſt zu leſen. — Göthe, Dichtkunſt ꝛc. — Derſelbe, der Dichter im Leben. — Schiller, Brief an W. v. Humboldt. — Heeren, die Seltenheit claſſ. Geſchichtſchreiber. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, Poeſie u. Philoſ. in Schiller. — A. W. Schlegel, über tragiſches und kom. Drama. — Krummacher, Und und Aber. — Hegel, über Schillers Wallenſtein. — Novalis, Aphorismen über Poeſie. — Steffens, über Sagen und Märchen in Dänemark. — Tieck, Dichter etymologiſch betrachtet. — Ad. Müller, Buchſtabe und Tradition. — Achim von Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, die Sagen. — Derſelbe, die deutſchen Mundarten. — W. Grimm, die Poeſie des Nordens. Nibelunge-Noth. Uhland, die nordiſchen Mythen. — Immermann, Journale, Reiſen. — P. Pfizer, die deutſche Poeſie. — Roſenkranz, das Epos des Volkes.

— Gervinus, Herders größtes Verdienſt. — Sternberg, das deutſche Drama. — Mundt, die Reform der deutſchen Sprache.

Poetiſches im Kleide der Proſa.

Leſſing, Fabeln. — Muſäus, Veit und Rübezahl. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, der neue Paris. — Maler Müller, Märchen. — Hebel, Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Huber, der Müllerin Heirathsgeſchichte. — Krummacher, Parabeln. — Tieck, Elfenwunder. — Derſelbe, die drei Dichter und der Magier. — Derſelbe, des Prieſters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — H. v. Kleiſt, Michael Kohlhaas. Fouqué, der Rothmantel. — Brentano, Gockels Leichenrede. — Chamiſſo, Peter Schlemihl. — Bettina, Morgenwanderung. Der Sonntag. — Kerner, die Univerſität Mittelſalz. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen und Legenden. — Fechner-Miſes, der Tod. — W. Hauff, Märchen als Almanach.

Lebensweisheit.

Rabener, Kleider machen Leute. — Gellert, Portraits. — Juſtus Möſer, die Spinnſtube. — Zimmermann, von der Einſamkeit. — Nicolai, die Kloſterſchule. — Wieland, Demokrits Strafpredigt. — Thümmel, Toleranz. Ueber Correſpondenzen. Kerkerleben. — Hippel, die Herrſchaft in der Ehe. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Knigge, über den Umgang mit Menſchen. — Rahel, Saatkörner. — Tieck, die Kunſt zu ſpeiſen. — Steigenteſch, deutſche Titel. — Bührlen, Bemerkungen. — Rumohr, die Höflichkeit. — Börne, über den Umgang mit Menſchen.

Haus und Familie. Bildung und Erziehung.

J. Möſer, die Erziehung ꝛc. — Herder, Schulen und Univerſitäten. — Derſelbe, dem Leben lernen. — Peſtalozzi, Bild eines Armenhauſes. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Rudolphi, die Mädchenerzieherin. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Weſſenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Niebuhr, Brief an einen Stu-

dioſen. — Jahn, über das Bücherleſen. Mägdchenſchulen. Turnanſtalten. — K. v. Raumer, die Sinne. Gelehrſamkeit, Kunſt und Handwerk.

Vermiſchtes.

Gellert, Briefe. — Lichtenberg, zerſtreute Bemerkungen. — Klinger, Betrachtungen und Gedanken. — Karl Auguſt v. Weimar, Briefe an Knebel. — Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — F. L. Z. Werner, Brief an Chamiſſo.

II. Ueberſicht ſämmtlicher Aufſätze nach ihrer Redeform.

Das Märchen: die Sage und Legende.

Muſäus, Veit und Rübezahl. — Göthe, der neue Paris. — Tieck, Elfenwunder. — Brüder Grimm, Sagen, Märchen u. Legenden.

Die Erzählung.

Möſer, die Spinnſtube. — Nicolai, die Kloſterſchule in Altwirtemberg. — Engel, aus Lorenz Stark. — Göthe, Klopſtocks Meſſias. — Hebel, vier Erzählungen. — Jean Paul Fr. Richter, der Armenadvokat Siebenkäs. — Derſelbe, Muſik der Muſik. — Huber, der Müllerin Heirath. — Tieck, die Dichter und der Magier. — Derſelbe, des Prieſters Lebenslauf. — Hoffmann, Ritter Gluck. — Kleiſt, Michael Kohlhaas. — Fouqué, der Rothmantel. — Chamiſſo, Peter Schlemihl. — Bettina, der Sonntag.

Die Fabel und Parabel; die Allegorie; das Idyll.

Leſſing, Fabeln. — Krummacher, drei Parabeln. — W. Hauff, Märchen als Almanach. — Maler Müller, Märchen.

Humor; Satire.

Rabener, Kleider machen Leute. — Wieland, Demokrits Strafpredigt. — Tieck, die Kunſt zu ſpeiſen. — Derſelbe, Dichter, etymologiſch betrachtet. — Steigenteſch, deutſche Titel. — Brentano, Gockel's Leichenrede. — Rumohr, vom Begriffe der Höflichkeit. — Kerner, die Univerſität Mittelſalz. — Börne, über den Umgang mit Menſchen. — Fechner-Miſes, der Tod.

Der Brief.

Gellert, Briefe. — Claudius, über das Gebet. — Kaiſer Joſeph, Briefe. — Schlabrendorf, vor der Schlacht von Waterloo. — Karl Auguſt von Weimar, Briefe an Knebel. — Vom Stein, Sendſchreiben. — Schiller, Brief an Wilh. von Humboldt. — Jean Paul Fr. Richter, Schoppe an Albano. — Mozart, Brief. — Z. Werner, Brief an Chamiſſo. — Niebuhr, Brief an einen Studioſen. — Bettina, drei Briefe.

Das Geſpräch.

Jacobi, der Kunſtgarten. — Rudolphi, die Mädchenerzieherin. — A. W. Schlegel, Rafaels Madonna. — Wagner, das Ahnungsvermögen. — Hölderlin, die Athenienſer. — Solger, der Humor. — Theremin, die geiſtliche Beredſamkeit. — Sternberg, das deutſche Drama.

Die hiſtoriſche Darſtellung.

Sturz, England und Georg III. — Schubart, Geſchichte meiner Gefangennehmung. — Archenholtz, die Schlacht bei Liegnitz. — Spittler, die Jugend des Herzogs Chriſtoph von Wirtemberg. — Heeren, der Handel der alten und der neuen Welt. — Poſſelt, Roms Fall. — Jacobs, Kunſt und Bürgerthum in Griechenland. — Woltmann, das Haus Brandenburg. — Hammer-Purgſtall, die Erſtürmung Conſtantinopels. — Rotteck, Napoleons Deſpotie. — Görres, das Mittelalter. — Fr. v. Raumer, Sturm auf Jeruſalem.

— J. Grimm, die deutſchen Mundarten. — Varnhagen, der Tod Schwerins. — W. Müller, Homeros ꝛc. — Ranke, der Bauernkrieg. — Menzel, die Schlacht im Teutoburger Walde. — Derſelbe, Griechen und Römer. — Barthold, über Naturaliſation. — Grüneiſen, die Altvordern. — Roſenkranz, das Epos des Volkes. — Boiſſerée, der Cölner Dombau.

Die Charakteriſtik.

Gellert, Portraits. — F. K. v. Moſer, J. J. Moſer. — Jung-Stilling, Familienleben. — Lichtenberg, Copernikus. — Voß, Jugenderinnerungen. — Klinger, Rechenſchaft. — Schiller, Wilhelm von Oranien. — Arndt, Steins Portrait. — Hegel, Hamann und ſeine Zeit. — Steffens, Umgang mit Tieck. — Schloſſer, Friedrich Wilhelm I. — Varnhagen, F. A. Wolf. — Paſſavant d. Ae., Rafael und Dürer. — Derſelbe, Rafaels Eigenſchaften. — Neander, Wilberforce. — Waagen, P. P. Rubens. — Ullmann, deutſche Theologie. — Leo, die Italiener. — Gervinus, Herders größtes Verdienſt. — G. Pfizer, Luther's Weltanſicht.

Die Beſchreibung und Schilderung.

Heinſe, Tivoli. — Stolberg, der Vierwaldſtädter See. — Seume, der Aetna. — A. v. Humboldt, die Tropengewächſe. — Arndt, Leben auf der Inſel Rügen. — Novalis, Stillleben im Mittelalter. — Steffens, Schneeſturz in Grönland. — Derſelbe, ein norwegiſches Gehöfte. — Görres, das Mittelalter. — Rehfues, der Golf von Neapel. — De Wette, der Straßburger Münſter. — Schubert, die Grabeskirche ꝛc. — Chamiſſo, die Radack-Inſulaner. — Schefer, Botanybay. — Bettina, Salzburg und Savigny. — Pückler, Warwick-Caſtle. — Martius, braſilianiſche Schilderungen. — Alexis, der Götha-Kanal. — Heine, Grubenfahrt. — Grüneiſen, der Ulmer Münſter. — Lange, Schweizeriſche Waſſerfälle. — Gutzkow, Chineſiſches Zeremoniell.

Abhandelnde Schreibart.

Reimarus, von der Seelen Unſterblichkeit. — Winkelmann, von der Grazie. — Möſer, die Erziehung. — Kant, von der Natur als einer Macht. — Büſch, über den Werth des Geldes. — Mendelsſohn, Beſchuldigungen wider die Vernunft. — Geßner, über Landſchaftmalerei. — Abbt, vom Verdienſte des Schriftſtellers. — Eberhard, die äſthet. Sittlichkeit. — Garve, Cicero und ſein Ueberſetzer. Derſelbe, Charakter und Handlungen. — Derſelbe, Gottes Weltbewußtſeyn. — Herder, unſere Erde. — Derſelbe, die Religion. — Derſelbe, Schulen und Univerſitäten. — Knebel, über die Kunſt zu leſen. — Peſtalozzi, Bild eines Armenhauſes. — Schlabrendorf, über Nordamerikaner und Adel. — Forſter, die menſchliche Schönheit. — Wolf, die Aufgabe der Alterthumswiſſenſchaft. — Schiller, Völkerwanderung und Kreuzzüge. — Derſelbe, der wahre Künſtler. — Heeren, die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber. — Fernow, die Begeiſterung des Künſtlers. — Reinbeck, Theorie der Novelle. — W. v. Humboldt, der menſchl. Entwicklungsgang in der Sprache. — A. W. Schlegel, über tragiſches und komiſches Drama. — Bülow, Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt. — Schleiermacher, Religion im Verhältniß zu Wiſſen und Handeln. — Zachariä, von der Erde als Weltkörper. — Hegel, über Schillers Wallenſtein. — Creuzer, Geiſt der Religionen. — Fr. Schlegel, die oriental. Religionen. — Derſelbe, Sokrates. — Derſelbe, Spinoza. — Derſelbe, die chriſtl. Kunſt. — J. F. v. Meyer, der Naturgeiſt. — Wangenheim, der Urgeiſt. — Thibaut, Kirchenmuſik außer dem Choral. — Weſſenberg, die Sittlichkeit der Schaubühne. — Schelling, Ausſichten für die Kunſt. — Derſelbe, Gott und das Böſe. — Niebuhr, Einleitung in die römiſche Geſchichte. — Ritter, die Raumerfüllung auf der Erde. — Schubert, die Sonne. — K. v. Raumer, die Sinne. — Derſelbe, Gelehrſamkeit, Kunſt und Handwerk. — J. Grimm, die Sagen. — W. Grimm, die Poeſie des Nordens. — Derſelbe, Nibelunge Noth. — Uhland, die nordiſchen Mythen. — Neander, Schriftauslegung. — Paſſavant d. J., Willensfreiheit. — Klumpp, das Miſſionsweſen. — Menzel, der Pietismus. — Leo, der Staat. — Mundt, die Reform der Sprache.

Die Betrachtung.

F. K. v. Moſer, Regierungsantritt. — Derſelbe, chriſtl. Räthe. — Zimmermann, Trieb zur Einſamkeit. — Leſſing, Prolog zum Epilog der hamburg. Dramaturgie. — Hamann, Denkmal. — Derſelbe, über ſeinen Lebenslauf. — Tiede, Jugendjahre. — Wieland, was iſt Wahrheit? — Thümmel, über Correſpondenzen. — Derſelbe, Toleranz. — Derſelbe, Kerkerleben. — Claudius, Was ich wohl mag. — Paraphrasis Evangelii Johannis. — Eine Chria von meinem akademiſchen Leben und Wandel. — Lavaters Fragmente. — Hippel, über die Herrſchaft in der Ehe. — Lavater, aus meinem Tagebuche. — Herder, aufſteigende Kräfte in der Schöpfung. — Göthe, Dichtkunſt u. Dichter. — Derſelbe, der Dichter im Leben. — Klinger, Betrachtungen. — W. v. Humboldt, Poeſie und Philoſophie in Schiller. — A. W. Schlegel, die Aufklärung. — Schleiermacher, das Leben der Phantaſie. — Derſelbe, Reich Gottes und Wiedergeburt. — Derſelbe, die chriſtl. Gaſtfreundſchaft. A. v. Humboldt, das Leben in der Schöpfung. — Zſchokke, die ewigen Parteien. — Wackenroder, die Peterskirche. — Novalis, die Natur. — Steffens, Sagen und Märchen ꝛc. — Derſelbe, Natur und Menſch. — Derſelbe, die Wunder der heiligen Geſchichte. — Tieck, das Verführeriſche in der Kunſt. — Görres, der Dom zu Köln. — Jahn, das Bücherleſen. — Mägdchenſchulen. — Turnanſtalten. — Ad. Müller, Buchſtabe und Tradition. — Schubert, die Frage nach der Seele. — Arnim, von Volksliedern. — J. Grimm, Geſellenleben. — Derſelbe, deutſches und fremdes Recht. — Strauß, die Einſegnung der Kinder. — Immermann, Journale. Reiſen. — P. A. Pfizer, die deutſche Poeſie.

Die Rede.

Mosheim, die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. — Karl Friedrich von Baden, an mein Volk. — Herder, dem Leben lernen. — J. v. Müller, die Gefahren der Zeit. — Knigge, Umgang mit ſich ſelber. — Reinhard, Pflichten der Erzieher. — Hegner, der Künſtler, wie er ſeyn ſoll. — Fichte, Schlußrede an die Deutſchen. — Jean Paul Fr. Richter, Mutterpflicht. — Gentz, Troſtworte an die wahren Deutſchen. — Krummacher, Und und Aber. — Görres, die Frei-

heitskriege. — Derſelbe, Deutſchlands Heil. — Hormayr, Panorama Roms. — Martius, Naturgenuß. — Tholuck, das in Gott verborgene Leben.

Sinnſprüche; Aphorismen.

Klopſtock, guter Rath der Aldermänner. — Lavater, phyſiognomiſche Regeln. — Lichtenberg, zerſtreute Bemerkungen. — Göthe, aus Ottiliens Tagebuche. — Sailer, tiefſinnige Sprüche der Deutſchen. Hegner, Gedanken, Meinungen, Urtheile. — Seume, Apokryphen. — Rahel, Saatkörner. — Novalis, Aphorismen über Poeſie. — Bührlen, Bemerkungen. — Horn, Gedanken. — Oken, Kunſt. Kölle, diplomatiſche Aphorismen.

III. Ueberſicht ſämmtlicher Verfaſſer nach ihrem Stande.

Regenten.

Karl Friedrich von Baden.	Kaiſer Joſeph II.	Karl Auguſt von Weimar.

Staatsmänner und höhere Beamte.

Möſer.	Schlabrendorf.	W. v. Humboldt.
F. K. v. Moſer.	Stolberg.	A. v. Humboldt.
Sturz.	J. v. Müller.	Zſchokke.
Thümmel.	Knigge.	Meyer.
Hippel.	Spittler.	Wangenheim.
Jacobi.	Vom Stein.	Niebuhr.
Göthe.	Hegner.	Rehfues.
	Waagen.	

Geiſtliche.

Tiede.	Reinhard.	Schleiermacher.
Lavater.	Hebel.	Weſſenberg.
Herder.	Krummacher.	Theremin.
Sailer.	Z. Werner.	Strauß.

Grüneiſen.

Akademiſche Lehrer.

Mosheim.	Arndt.	Oken.
Reimarus.	Hegel.	K. v. Raumer.
Gellert.	Creuzer.	J. Grimm.
Kant.	Steffens.	W. Grimm.
Abbt.	Thibaut.	Neander.
Eberhard.	Schelling.	Martius.
Garve.	Rotteck.	Ranke.
Lichtenberg.	Görres.	Leo.
Voß.	Schloſſer.	Ullmann.
F. A. Wolf.	Ritter.	Tholuck.
Heeren.	De Wette.	Barthold.
Fichte.	Schubert.	Fechner-Miſes.
A. W. Schlegel.	Solger.	Lange.
Zachariä.	F. v. Raumer.	Roſenkranz.

Jugendlehrer und Erzieher.

Büſch.	Engel.	Rudolphi.
Muſäus.	Peſtalozzi.	Reinbeck.

Jahn. — Klumpp.

Privatgelehrte und Schriftſteller.

Winkelmann.	Schubart.	Poſſelt.
Klopſtock.	Jung-Stilling.	J. P. F. Richter.
Wieland.	Schiller.	Thereſe Huber.

Hölderlin.	Schefer.	Heine.
Rahel.	Bettina.	P. A. Pfizer.
Tieck.	Börne.	W. Hauff.
Brentano.	Rumohr.	Gervinus.
Chamiſſo.	Uhland.	Sternberg.
Horn.	W. Alexis.	G. Pfizer.
S. Boiſſerée.	Menzel.	Mundt.

Gutzkow.

Bibliothekare.

Leſſing.	Forſter.	Jacobs.
Heinſe.	Fernow.	W. Müller.

Aerzte.

Zimmermann.	Kerner.	J. C. Paſſavant.

Künſtler.

Geßner.	Maler Müller.	Mozart.

J. D. Paſſavant.

Beamte.

Rabener.	L. F. Huber.	Novalis.
Hamann.	E. Wagner.	Hoffmann.
Claudius.	Wackenroder.	Bührlen.

Immermann.

Diplomaten: Hofleute.

Knebel.	Fr. Schlegel.	Hormayr.
Gentz.	Hammer-Purgſtall.	Varnhagen v. Enſe.
Woltmann.	Ad. Müller.	Kölle.

Kriegsmänner.

Archenholtz.	Bülow.	Fouqué.
Klinger.	Steigenteſch.	Arnim.
Seume.	H. v. Kleiſt.	Pückler-Muskau.

Kaufleute. Buchhändler.

Moſes Mendelsſohn. — Nicolai.

IV. Ueberſicht ſämmtlicher Verfaſſer nach ihren Geburtsländern.

Anhalt'ſche Lande.

Mendelsſohn (Deſſau). | Fr. und K. v. Raumer (Deſſau).

W. Müller (Deſſau).

Baden.

Karl Friedrich (Karlsruhe).
Hebel (im Wieſenthale, Breisgau).
Poſſelt (Durlach).
Rotteck (Freiburg im Breisgau).
Oken (ebenda).

Ullmann (Pfalz).

Baiern.

Knebel (im Oettingenſchen).
Sailer (im Freiſing'ſchen).
Reinhard (im Sulzbach'ſchen).
Jean Paul Fr. Richter (Wunſiedel im Fichtelgebirge).
Martius (Erlangen).

Braunſchweig.

Horn (Braunſchweig).

Dänemark.

Claudius (Holſtein). | Graf Stolberg (Holſtein).

Niebuhr (Kopenhagen).

Freie Stadt Frankfurt.

Göthe.
Klinger.
J. F. v. Meyer.
Cl. Brentano.
Bettina v. Arnim.
Börne.
J. D. Paſſavant.
J. C. Paſſavant.

Hannover.

Möſer (Osnabrück).
Büſch (im Lüneburgſchen).
Knigge (bei Hannover).
Thereſe Huber (Göttingen).
A. W. v. Schlegel (Hannover).
Fr. von Schlegel (Hannover).
Thibaut (Hameln).
Steigenteſch (Hildesheim).
Neander (Göttingen).

Die Hanſeſtädte.

Mosheim (Lübeck).
Reimarus (Hamburg).
Heeren (bei Bremen).
Waagen (Hamburg, von ſchleſiſchem Stamm).

Heſſen-Darmſtadt.

Sturz (Darmſtadt).
Lichtenberg (bei Darmſtadt).
Gervinus (Darmſtadt).

Kurheſſen.

Creuzer (Marburg, Oberheſſen).
Brüder Grimm (Hanau).

Mecklenburg.

Engel (im Schwerin'ſchen).
Voß (ebenda).

Naſſau.

Vom Stein (in Naſſau).

Oeſterreich.

Kaiſer Joſeph (Wien).
Mozart (Salzburg).
Hammer-Purgſtall (Steiermark).
Hormayr (Tyrol).

Oldenburg.

v. Woltmann (Oldenburg).
Schloſſer (Jever).

Preußen.

Winkelmann (Altmark).
Kant (Königsberg, Oſtpreußen).
Klopſtock (Quedlinburg).
Hamann (Königsberg, Oſtpr.).
Tiede (Vorpommern).
Nicolai (Berlin, Mittelmark).
Eberhard (Halberſtadt).
Jung-Stilling (im Siegenſchen).
Hippel (Oſtpreußen).
Garve (Breslau, Niederſchleſien).
Jacobi (Düſſeldorf, Niederrhein).
Herder (Oſtpreußen).
Archenholtz (Danzig, Weſtpr.).
Fr. Müller (Kreuznach, Niederrhein).
Schlabrendorf (Vorpommern).
Karol. Rudolphi (Berlin).
Forſter (Weſtpreußen).
F. A. Wolf (bei Nordhauſen, Thüringen).
Seume (bei Weißenfels, Thüringen).
Fernow (in der Uckermark).
Gentz (Breslau).
Reinbeck (Berlin).
W. v. Humboldt (Potsdam).
Bülow (Kurmark).
Krummacher (Tecklenburg in Weſtphalen).
Z. Werner (Königsberg).
Schleiermacher (Breslau).
A. v. Humboldt (Berlin).
Arndt (Vorpommern, auf Rügen).
Zſchokke (Magdeburg, Niederſachſen).
Rahel (Berlin).
Wackenroder (Berlin).
Novalis (im Mannsfeldſchen).
Tieck (Berlin).
Hoffmann (Königsberg).
Görres (Koblenz, Niederrhein).
Kleiſt (Mittelmark, Frankfurt a. O.).
Fouqué (Brandenburg).
Jahn (Pommern).
Ad. Müller (Berlin).
Ritter (Quedlinburg).
Solger (Uckermark).
A. v. Arnim (Berlin).
Theremin (Uckermark).
Boiſſerée (Cöln).
Schefer (Niederlauſitz).
Varnhagen (Düſſeldorf).
Pückler Muſkau (Niederlauſitz).
Strauß (Grafſchaft Mark, Weſtphalen).
Ranke (Thüringen).
Immermann (Magdeburg).
W. Alexis (Breslau).
W. Menzel (Niederſchleſien).
Tholuck (Breslau).
Barthold (Berlin).
Heine (Düſſeldorf).
Fechner (Niederlauſitz).
Lange (bei Elberfeld).
Roſenkranz (Magdeburg).
Mundt (Potsdam).
Gutzkow (Berlin).

Sachſen.

Rabener (bei Leipzig).
Gellert (Erzgebirge).
Leſſing (Oberlauſitz).
Thümmel (bei Leipzig).
Fichte (Oberlauſitz).
Zachariä (Meißen).
Weſſenberg (Dresden).
Schubert (Hohenſtein).
Rumohr (Oberſachſen).

Sächſiſche Herzogthümer.

Muſäus (Jena).
Karl Auguſt (Weimar).
Jacobs (Gotha).
Wagner (im Meiningen'ſchen).
Wangenheim (Gotha).
De Wette (bei Weimar).

Schwarzburgſche Lande.

Heinſe (im Sondershauſenſchen, Thüringen).
Leo (Rudolſtadt).

Schweiz.

Zimmermann (Aargau).
Geßner (Zürich).
Lavater (Zürich).
Peſtalozzi (Zürich).
J. v. Müller (Schaffhauſen).
Hegner (Winterthur).

Württemberg.

F. K. v. Moſer (Stuttgart).
Wieland (Oberſchwaben).
Abbt (Ulm).
Schubart (Oberſchwaben).
Spittler (Stuttgart).
Schiller (Marbach am Neckar).
Hölderlin (Lauffen am Neckar).
Hegel (Stuttgart).
Schelling (bei Stuttgart).
Bührlen (Ulm).
Rehfues (Tübingen).
Kölle (Stuttgart).
Kerner (Ludwigsburg).
Uhland (Tübingen).
Klumpp (Schwarzwald).
P. A. Pfizer (Stuttgart).
Grüneiſen (Stuttgart).
W. Hauff (Stuttgart).
G. Pfizer (Stuttgart).

Ausland.

L. F. Huber (Paris).
Steffens (Norwegen).
Chamiſſo (aus d. Champagne).
Ungern-Sternberg (Eſthland).

Bayerische Staatsbibliothek München

Namenregiſter.

Band. Seite.

Abbt.
Vom Verdienſte des Schrift-
ſtellers . . . . I. 169
Alexis, W.
Trollhätta . . . . II. 728
Archenholtz.
Die Schlacht bei Liegnitz . I. 329
Arndt, E. M.
1. Leben auf Rügen . . . II. 104
2. Portr. des Miniſt. Stein II. 111
Arnim, A. v.
Von Volksliedern . . . . II. 519
Barthold.
Naturaliſation . . . . . II. 775
Bettina.
1. Wanderung zur Linde . II. 594
2. Salzburg und Savigny . II. 596
3. Der Sonntag . . . . II. 599
Boiſſerée.
Der Cölner Dombau . . . II. 859
Börne.
Umgang mit Menſchen . . II. 639
Brentano, Cl.
Gockels Leichenrede . . . II. 396
Bührlen.
Bemerkungen . . . . . II. 392
Bülow.
Ziel und Entwicklung der
Kriegskunſt . . . . . II. 48
Büſch.
Ueber den Werth des Geldes I. 81

Band. Seite.

Chamiſſo.
1. Peter Schlemihl . . . II. 526
2. Die Radack-Inſulaner . II. 532
Claudius.
1. Was ich wohl ..ag . . I. 189
2. Paraphrasis Evangelii Jo-
hannis . . . . I. 189
3. Eine Chria, darin ich von
meinem akad. Leben Nach-
richt gebe . . . . . I. 190
4. Lavaters phyſiognomiſche
Fragmente . . . . . I. 192
5. Ueber das Gebet . . . I. 196
Creuzer.
Geiſt der Religionen . . . II. 136
Eberhard, J. A.
Die äſthetiſche Sittlichkeit . I. 185
Engel.
Aus Lorenz Stark.
1. Die Kriſis . . . . . I. 218
2. Vater und Sohn . . . . I. 222
Fechner-Miſes.
Der Tod . . . . II. 787
Fernow.
Die Begeiſterung d. Künſtlers I. 582
Fichte.
Schlußrede an die Deutſchen I. 522
Forſter.
D. Ideal der menſchl. Schönheit I. 451
Fouqué.
Der Rothmantel . . . . II. 378

Garve.
1. Cicero u. ſein Ueberſetzer . I. 241
2. Charakter und Handlungen I. 243
3. Gottes Weltbewußtſeyn . I. 247

Gellert.
1. Der Mann mit e. Laſter ꝛc. I. 33
2. Der regelmäßige Müßiggänger . . . . I. 36
3. Briefe . . . . I. 38

Gentz.
Troſtworte an die Deutſchen I. 595

Gervinus.
Herder's größtes Verdienſt . II. 822

Geßner.
Die Landſchaftmalerei . . I. 114

Görres.
1. Das Mittelalter . . . II. 323
2. Der Dom zu Köln . . II. 328
3. Vergangenh. u. Zukunft ꝛc. II. 331
4. Deutſchlands Heil . . . II. 337

Göthe.
1. Klopſtocks Meſſias . . . I. 342
2. Der neue Paris . . . I. 345
3. Aus Ottiliens Tagebuch . I. 359
4. Dichtkunſt und Dichter . I. 362
5. Der Dichter im convent. Leben . . . . I. 366

Grimm, J.
1. Die Sagen . . . . . II. 573
2. Geſellenleben . . . . II. 577
3. Die deutſchen Mundarten II. 580
4. Deutſches Recht . . . . II. 582

Grimm, W.
Poeſie des Nordens . . . II. 622
Nibelunge Noth . . . . II. 624

Grimm, Brüder.
1. Sagen . . . . II. 627
2. Märchen . . . . II. 630

Grüneiſen.
1. Die Altvordern . . . . II. 798
2. Das Münſter zu Ulm . II. 801

Gutzkow.
Chineſiſches Zeremoniell . . II. 850

Hamann.
1. Denkmal . . . . . . I. 120
2. Lebenslauf . . . . . . I. 124

Hammer-Purgſtall.
Erſtürmung Conſtantinopels II. 286

Hauff, W.
Das Märchen . . . . . II. 812

Hebel. Vier Erzählungen.
1. Der geheilte Patient . . . I. 499
2. Ein gutes Recept . . . . I. 502
3. Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte . . . . . . I. 503
4. Unverhofftes Wiederſehen I. 507

Heeren.
1. Die Seltenheit claſſiſcher Geſchichtſchreiber . . . I. 511
2. Der Handel der alten Welt I. 517

Hegel.
1. Hamann und ſeine Zeit . II. 130
2. Schillers Wallenſtein . . II. 133

Hegner.
1. Der Künſtler ꝛc. . . . . I. 488
2. Gedanken, Meinungen ꝛc. I. 495

Heine.
Grubenfahrt im Harz . . II. 781

Heinſe.
Tivoli . . . . I. 334

Herder, J. G. v.
1. Unſere Erde ein Stern ꝛc. I. 291
2. Die Religion ꝛc. . . . I. 294
3. Aufſteigende Formen ꝛc. . I. 298
4. Schulen und Univerſitäten I. 303
5. Dem Leben lernen . . . I. 305

Hippel.
Von der Herrſchaft in der Ehe I. 209

Hoffmann, E. T. A.
Ritter Gluck . . . . II. 310

Hölderlin.
Die Athenienſer . . . . II. 123

Hormayr.
Vom letzten Römer bis zum neuen Rom . . . . . II. 511

Horn, Fr.
Gedanken . . . . II. 546

Huber, L. F. und **Thereſe** —
Der Müllerin Heirath . . . I. 589

Humboldt, W. v.
1. Poeſie und Philoſophie in Schiller . . . . . . I. 61

Humboldt, W. v.
2. Die Entwickl. der Sprache I. 617
Humboldt, A. v.
Das Leben in der Schöpfung II. 97
Tropengewächſe . . . . . II. 101
Immermann.
1. Journale. Reiſen . . . II. 723
Jacobi.
Der Kunſtgarten . . . . I. 264
Jacobs.
Kunſt und Bürgerthum in Griechenland . . . . . . I. 602
Jahn.
1. Bücherleſen . . . . . II. 400
2. Mägdchenſchulen . . . II. 406
3. Turnanſtalten . . . . II. 409
Joſeph II.
Aus ſeinen Briefen . . . I. 213
Jung-Stilling.
Familienleben ꝛc. . . . . I. 201
Kant.
Von der Natur als einer Macht I. 71
Karl Auguſt von Weimar.
Briefe an Knebel . . . . I. 455
Karl Friedrich von Baden.
An mein Volk . . . . . I. 90
Kerner, J.
Die Univerſität Mittelſalz . II. 615
Kleiſt, H. v.
Michael Kohlhaas . . . . II. 362
Klinger.
1. Betrachtungen ꝛc. . . . I. 435
2. Rechenſchaft . . . . . I. 440
Klopſtock.
Guter Rath der Aldermänner I. 77
Klumpp, F. W.
Das Miſſionsweſen . . . II. 675
Knebel.
Die Kunſt zu leſen . . . I. 309
Knigge.
Umgang mit ſich ſelber . . I. 424
Kölle.
Diplomatiſche Aphorismen . II. 855
Krummacher.
1. Parabeln
1. Die Reue . . . . . II. 58
Krummacher. Parabeln.
2. Der Mohrenſclave ꝛc. II. 59
3. Der Edelſtein . . . II. 61
2. Und und Aber . . . . II. 61
Lange, J. P.
Schweizeriſche Waſſerfälle . II. 805
Lavater.
1. Phyſiognomiſche Regeln . I. 228
2. Aus ſeinem Tagebuche . I. 237
Leo, H.
1. Die Italiener . . . . II. 748
2. Der Staat . . . . . II. 761
Leſſing.
1. Fabeln. . . . . I. 96
2. Prolog zum Epilog der Hamb. Dramaturgie . . I. 101
Lichtenberg.
1. Zerſtreute Bemerkungen . I. 251
2. Copernikus . . . . . . I. 258
Martius.
1. Der Urwald in Braſilien II. 691
2. Der Aequator . . . . II. 694
3. Naturgenuß . . . . . II. 697
Mendelsſohn.
Beſchuldigungen wider die Vernunft . . . . I. 110
Menzel, W.
1. Die Teutoburger Schlacht II. 734
2. Der Pietismus . . . . II. 737
3. Griechen und Römer . . II. 743
Meyer, J. F. v.
Der Naturgeiſt . . . . . II. 199
Möſer.
1. Die Spinnſtube . . . . I. 50
2. Die Erziehung ꝛc. ꝛc. . . I. 62
Moſer, F. K. von
1. Regierungsantritt . . . I. 64
2. Chriſtliche Räthe . . . I. 66
3. Johann Jakob Moſer . . I. 68
Mosheim.
Die Gleichheit aller Menſchen ꝛc. . . . . I. 17
Mozart.
Brief ohne Datum . . . I. 623
Müller, Ad.
Buchſtabe und Tradition . II. 412

Müller, Fr.
Märchen . . . . I. 372
Müller, J. v.
Die Gefahren der Zeit . . I. 414
Müller, Wilh.
Homeros und die Homeriden II. 702
Mundt.
Reform d. deutſchen Sprache II. 845
Muſäus.
Veit und Rübezahl . . . I. 147
Neander, A.
1. Die richtige Schriftauslegung . . . . II. 660
2. Wilberforce . . . . . II. 665
Nicolai.
Die Kloſterſchule in Altwirtemberg . . . . . . I. 131
Niebuhr.
1. Einl. in die röm. Geſch. II. 345
2. An einen Studioſen . . II. 349
Novalis.
1. Stillleben im Mittelalter II. 187
2. Die Natur . . . . . . II. 189
3. Aphorismen über Poeſie . II. 194
Oken.
Kunſt, in Aphorismen . . II. 550
Paſſavant, J. D.
1. Rafael und Dürer . . . II. 653
2. Rafaels Eigenſchaften . . II. 655
Paſſavant, J. C.
Willensfreiheit . . . . . II. 670
Peſtalozzi.
Bild eines Armenhauſes . . I. 320
Pfizer, P. A.
Weſen und Würde der deutſchen Poeſie . . . . . II. 791
Pfizer, G.
Luthers Welt-Anſicht . . . II. 835
Poſſelt.
Roms Fall . . . . I. 542
Pückler.
Warwick-Caſtle . . . . . II. 603
Rabener.
Kleider machen Leute . . I. 26
Rahel.
Saatkörner . . . . . . II. 149
Ranke.
Der Bauernkrieg . . . . II. 707
Raumer, F. v.
Sturm auf Jeruſalem 1099 II. 540
Raumer, K. v.
1. Die Sinne . . . . . II. 559
2. Gelehrſamkeit, Kunſt, Handwerk . . . . . . II. 562
Rehfues.
Der Golf von Neapel . . II. 429
Reimarus.
Von der Unſterblichkeit . . I. 22
Reinbeck.
Theorie der Novelle . . . I. 608
Reinhard.
Pflichten der Erzieher . . I. 442
Richter, Jean Paul Fr.
1. Der Armenadvokat Siebenkäs . . . . I. 554
2. Schoppe an Albano . . I. 560
3. Muſik der Muſik . . . I. 570
4. Mutterpflicht . . . . . I. 579
Ritter, C.
Die Raumerfüllung auf der Erde . . . . II. 420
Roſenkranz.
Das Epos des Volkes . . II. 818
Rotteck.
Napoleons Deſpotie . . . II. 305
Rudolphi, Carol.
Die Mädchenerzieherin . . I. 448
Rumohr.
Vom Begriffe der Höflichkeit II. 610
Sailer.
Tiefſinnige Sprüche . . . I. 405
Schefer, L.
Botany-Bay.
1. Einfahrt in Botany-Bay II. 566
2. Die Meierei . . . . . II. 568
3. Die Lancaſterſchule . . II. 570
Schelling.
1. Ausſichten für die Kunſt II. 298
2. Gott und das Böſe . . II. 300
Schiller.
1. Wilhelm von Oranien . I. 474
2. Völkerwanderung . . . I. 479

Schiller.
3. Der wahre Künſtler . . . I. 481
4. Brief an W. v. Humboldt I. 485
Schlabrendorf.
1. Nordamerikaner und Adel I. 377
2. Vor der Schlacht von Waterloo . . . . I. 379
Schlegel, A. W.
1. Raphaels Madonna . . II. 27
2. Die Aufklärung . . . II. 34
3. Ueber das Drama . . . II. 43
Schlegel, Fr.
1. Die oriental. Religionen II. 164
2. Sokrates . . . . . . II. 168
3. Spinoza . . . . II. 173
4. Aufgabe der chriſtl. Kunſt II. 175
Schleiermacher.
1. Das Leben der Phantaſie II. 70
2. Religion und Wiſſen . . II. 72
3. Reich Gottes ꝛc. . . . II. 78
4. Gaſtfreundſchaft . . . II. 82
Schloſſer, F. C.
Friedrich Wilhelm I. . . . II. 370
Schubart.
1. Geſchichte ſeiner Gefangennehmung . . . . I. 174
2. Brief nach ſ. Freilaſſung I. 182
Schubert.
1. Die Sonne . . . . . . II. 448
2. Die Frage nach der Seele II. 455
3. Die Grabeskirche in Jeruſalem . . . . II. 470
Seume.
1. Der Aetna . . . . . . I. 545
2. Apokryphen . . . . . I. 551
Solger.
Der Humor . . . . II. 509
Spittler.
Die Jugend des Herzogs Chriſtoph . . . . I. 429
Steffens.
1. Sagen und Märchen in Dänemark . . . . . . II. 213
2. Natur und Menſch ꝛc. . II. 217
3. Schneeſturz in Grönland II. 224
4. Ein norwegiſches Gehöfte II. 227
Steffens.
5. Die Wunder d. heil. Geſch. II. 229
6. Steffens mit Tieck . . . II. 240
Steigenteſch.
Deutſche Titel . . . . . II. 283
Stein.
Sendſchreiben ꝛc. . . . . . I. 460
Sternberg.
Das deutſche Drama . . . II. 829
Stolberg, Fr. L. Graf zu
Der Vierwaldſtädter See . I. 387
Strauß.
Die Einſegnung der Kinder II. 644
Sturz.
England und Georg III . . I. 158
Theremin.
Die geiſtliche Beredſamkeit . II. 553
Thibaut.
Kirchenmuſik außer d. Choral II. 278
Tholuck.
Leben in Gott . . . . . II. 768
Thümmel.
1. Correſpondenzen . . . I. 163
2. Toleranz . . . . I. 164
3. Kerkerleben . . . . . I. 166
Tieck.
1. Das Verführeriſche in der Kunſt . . . . II. 248
2. Elfenwunder . . . . II. 252
3. Die Kunſt zu ſpeiſen . . II. 260
4. Die Dichter u. der Magier II. 264
5. Des Prieſters Lebenslauf II. 270
6. Dichter, etymologiſch ꝛc. II. 275
Tiede.
Die Jugendjahre . . . . I. 128
Uhland.
Die nordiſchen Mythen . . II. 648
Ullmann.
Deutſche Theologie . . . II. 717
Varnhagen von Enſe.
1. Friedrich Auguſt Wolf. . II. 586
2. Schwerins Tod . . . II. 590
Voß, J. H.
Erinnerungen a. m. Jugendl. I. 398
Waagen.
Petrus Paulus Rubens . . II. 685

Wackenroder.
Die Peterskirche . . . . II. 182
Wagner, E.
Das Ahnungsvermögen . II. 55
Wangenheim.
Der Glaube an den Urgeiſt II. 207
Werner.
An Adelbert von Chamiſſo II. 66
Weſſenberg.
Die Sittlichk. d. Schaubühne II. 293
De Wette.
Der Straßburger Münſter II. 434
Wieland.
1. Demokrits Strafpredigt I. 135
Wieland.
2. Was iſt Wahrheit? . . I. 139
Winkelmann.
Von der Grazie ꝛc. . . . . I. 42
Wolf, F. A.
Die Alterthumswiſſenſchaft I. 467
Woltmann.
Das Haus Brandenburg . II. 117
Zachariä.
Die Erde als Weltkörper . II. 86
Zimmermann.
Trieb zur Einſamkeit . . . I. 86
Zſchokke.
Die ewigen Parteien . . . II. 141

Nachſtehende frühere Werke Guſtav Schwab's — vorräthig, gleich der „Deutſchen Proſa", in allen ſoliden Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslands — empfehlen die Verleger hiemit aufs Neue der Aufmerkſamkeit der geehrten Leſer: alles Nähere enthalten die den Titeln beigefügten Erläuterungen.

(Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Leipzig.)

Fünf Bücher
deutſcher Lieder und Gedichte.

Von A. von Haller bis auf die neueſte Zeit.

Eine Muſterſammlung,

mit Rückſicht auf den Gebrauch in Schulen herausgegeben.

Zweite vermehrte Auflage. Gr. 12. Geb. Preis: 1½ Thlr. fl. 2. 42 kr.

In dieſer neuen Auflage hat der Herr Herausgeber eine mäßige Anzahl neuer, aber bereits mit Achtung und ſelbſt mit Ruhm genannter Dichter hinzugefügt. Auch iſt hier und da im Intereſſe der Poeſie und mit Rückſicht auf die Jugend ein Tauſch getroffen, und Breites durch Kürzeres erſetzt worden. Da außerdem, ungeachtet der vermehrten Bogenzahl und der elegantern Ausſtattung, der Preis derſelbe geblieben iſt, ſo darf dieſe Sammlung auf den Beifall, der ihr ſchon in der erſten Auflage in ſo reichem Maße zu Theil geworden, auch fernerhin um ſo gerechteren Anſpruch machen, als ſie nun mit der eben erſchienenen **„Deutſchen Proſa"** des Herrn Verfaſſers ein auch äuſſerlich gleichförmiges Ganzes bildet, das dem Leſer **die geſammte deutſche Literatur** * in einer Auswahl vorüberführt, welche nach Geiſt, Geſchmack und Vollſtändigkeit nicht allein für den Gebrauch in höheren Lehranſtalten, überhaupt für den Zweck literarhiſtoriſcher Belehrung, die weſentlichſten Vorzüge bietet, ſondern auch allen Freunden und Freundinnen klaſſiſcher Literatur den mannigfaltigſten Genuß zu ſichern im Stande iſt.

* Mit Ausnahme der für Auszüge weniger geeigneten dramatiſchen.

(Verlag von S. G. Lieſching in Stuttgart.)

Schiller's Leben

in drei Büchern.

Zweierlei Ausgaben, zu Schillers Werken in Duodez und in groß Oktav paſſend.

Duodez-Ausgabe, 805 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. — fl. 2. 24 kr.
Oktav-Ausgabe, 640 Seiten auf feinem Velin. Geh. 1 Thlr. 25 Sgr. — fl. 3. 9 kr.

Wenn der Verleger auch den Werth und das Intereſſe einer ſo vielverbreiteten Lebensbeſchreibung als genugſam bekannt vorausſetzen darf, zumal ſie immer mehr als eine weſentliche Ergänzung der Werke unſeres volksthümlichſten Dichters erkannt wird, ſo mag doch das Urtheil eines der erſten kritiſchen Blätter Deutſchlands, als beſonders bezeichnend für die Eigenthümlichkeit des Buches, paſſend hier ſtehen, während die am Schluſſe mitgetheilte Stelle aus dem Buche ſelbſt, was Geiſt und Darſtellungsweiſe betrifft, beſſer als jede Empfehlung ſprechen wird.

Aus den
„Wiener Jahrbüchern der Literatur."

— — „Dieſes Werk liefert aufs Neue den Beweis, daß der eigentliche Biograph des Dichters nur der Dichter ſeyn kann, da nur er mit all den tauſend wundervollen Eigenthümlichkeiten bekannt iſt, welche den Poeten zu dem machen, was er iſt, und welche von dem bloßen Darſteller der Zufälligkeiten, die in ſeinem Leben auf ihn eingewirkt haben, oder von dem prüfenden Verſtande allein nicht wohl aufgefaßt und dargeſtellt werden können.

Wenn dies nun von jedem Dichter überhaupt gilt, muß es um ſo mehr bei Schiller der Fall ſeyn, deſſen Hinneigung zur Spekulation und deſſen Sorgen für oratoriſche Pracht ſo leicht zu falſchen Beurtheilungen verleiten können. Alle dieſe Einwirkungen und Verhältniſſe müſſen als Zuthat angeſehen und beurtheilt werden, und die dichteriſche Natur iſt immerdar als ſolche ins Auge zu faſſen und zu erklären. Zu dieſem Geſchäfte iſt nun der Verfaſſer der vorliegenden Biographie, in dem Deutſchland mit Recht einen ſeiner vorzüglichſten Dichter erkennt und achtet. und der ſich dabei der durch Kenntniſſe und Erfahrungen

erworbenen kritiſchen Ruhe erfreut, ganz der Mann, und ſo iſt dieſe Biographie unbeſtritten die beſte der vielen, die wir von Schiller beſitzen.“ — —

Aus dem

Rückblick auf die zweite Lebensperiode Schillers;

Schluß des zweiten Buches.

— — „Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stücke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen könnte; er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung, und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, die ſein von mannigfacher Sorge beſchwertes Gemüth aufrecht erhielt, und ſeinen am Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schoße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib,“ das nicht im fremden Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Bruſt“ ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann,“ rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei

Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern.“

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion, durch die finſtern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte tiefſinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunſt, im friſchen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine ſchwere Krankheit noch vor dem Abſchluſſe, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück ſeines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen ſchien, da zeigte ſichs, daß ſie nur geſendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch ſie von nagenden Sorgen zu befreien, und ſeinem Geiſt in einem kränkelnden Körper das Wirken, ſo lange es Tag war, wenigſtens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele geſtärkt beſucht er ſein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt ſich an Freundesumgang, und kehrt am Schluſſe dieſer zweiten Lebensperiode, den Erſtgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und ſeinen Wallenſtein im Buſen, an den häuslichen Herd der Liebe und in die Werkſtatt unſterblicher Schöpfungen zurück.“

(Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart.)

Die deutſchen Volksbücher,

für Jung und Alt wiedererzählt.

Zweite Auflage

des „Buchs der ſchönſten Geſchichten und Sagen.“

Zwei Theile in vier Lieferungen,

jede mit einem ſehr ſchönen Stahlſtiche geziert. Preis einer Lieferung 54 kr. rhein. 1/2 Thlr. preuß. — 45 kr. C.M.

Inhalt: Der gehörnte Siegfried. — Die ſchöne Magelone. — Der arme Heinrich. — Hirlanda. — Genovefa. — Das Schloß in der Höhle Xa Xa. — Griſeldis. — Robert der Teufel. — Die Schildbürger. —

Die vier Heymonskinder. — Kaiſer Octavianus. — Die ſchöne Meluſina. — Herzog Ernſt. — Doctor Fauſtus. — Fortunat und ſeine Söhne.

Ueber den Werth dieſer Sammlung, in welcher der Herr Verfaſſer vor fünf Jahren die Schätze unſerer „Deutſchen Volksbücher“ der Gegenwart zum erſtenmale wieder in ihrer Urgeſtalt, aber auch mit dem ganzen Reize der ihm eigenen Darſtellungsgabe zugänglich gemacht, hat die Stimme des Publikums entſchieden: ſie darf **ein Lieblingsbuch** deutſcher Jugend genannt werden, das zugleich von allen Erwachſenen willkommen geheißen wurde, welche einen ungetrübten Sinn für dieſe anmuthsvollen, dem Borne der älteſten vaterländiſchen Poeſie entſprungenen Dichtungen bewahren: wir theilen als die beſte Begründung des Geſagten einen Abſchnitt aus **Fortunat** mit:

Fortunat gewinnt das Wünſchhütlein.

— — „Der Sultan von Aegypten empfing Fortunaten aufs Beſte. Dieſer ſtattete ihm ſeinen ehrfurchtsvollen Dank für den Geleitsbrief ab und unterhielt ihn von allen Merkwürdigkeiten, die er in fremden Landen geſehen hatte. Nach der Mahlzeit wünſchte Fortunat das Hofgeſinde beſchenken zu dürfen und der König vergönnte es ihm. Da that er unter dem Tiſche ſeinen Glücksſeckel auf, auf daß es Niemand ſähe und Niemand die Kraft des Seckels erführe. Und nachdem er Jedermann ſchwer Geld gegeben, ſo daß der Sultan ſich wunderte, wie er ſo viel nur tragen könnte, ſprach dieſer, der ſich beſonders freute, daß ſein Leibmameluck ſo reichlich von ihm beſchenkt worden war, zu Fortunat: „Ihr ſeyd ein wackerer Mann; es ziemt ſich wohl, daß man euch eine Ehre anthue: kommt mit mir; ich will euch etwas ſehen laſſen, was ich habe.“ Mit dieſen Worten führte er ihn durch einen Thurm, der ganz von Stein und rundum gewölbt war, zuerſt in ein Gewölbe, in welchem ſich viele Juwelen und Silbergeräthe befanden, auch große Haufen ſilberner Münzen, wie Korn aufgeſchüttet. Dann öffnete er ihm ein zweites Gewölbe, das voll goldener Kleinode war, in dieſem ſtand auch eine große Truhe, voll gemünzter Goldgulden. Dann betraten ſie ein drittes, gar ſorgfältig verwahrtes Gewölbe, in welchem gewaltige Käſten voll koſtbarer Kleider und Leibleinwand ſtanden, die der Sultan anthat, wenn er ſich in ſeiner königlichen Majeſtät zeigen wollte, Alles ohne Zahl; ſo hatte er dort namentlich auch zwei goldene Leuchter, auf welchen

zwei groſze Karfunkel ſtanden. Als nun Fortunat dieſe beiden Kleinode zu bewundern nicht aufhörte, der ſprach Sultan zu ihm: „Ich habe noch eine Seltenheit in meiner Schlafkammer; die iſt mir lieber, als Alles, was ihr bisher bei mir geſehen habt.“ „Was mag das ſeyn,“ fragte Fortunat, „das ſo köſtlich wäre?“ — „Ich will es dich ſehen laſſen,“ erwiederte der König, und führte ihn in ſein Schlafzimmer, das groſz, hell und freundlich war, und alle Fenſter blickten in das weite Meer. Hier ging der Sultan an einen Kaſten, langte ein unſcheinbares Filzhütchen, dem die Haare ſchon ausgegangen waren, hervor, und ſprach zu Fortunat: „Dieſer Hut iſt mir lieber als alle Kleinode, die Ihr geſehen habt, darum: wenn einer jene Koſtbarkeiten auch nicht beſitzt, ſo gibt es doch Mittel, ſich dieſelben zu verſchaffen; aber einen ſolchen Hut kann ſich kein Menſchenkind zu Wege bringen.“ Fortunat fragte recht neugierig: „O gnädigſter Herr König, wenn es nicht wider die Ehrfurcht iſt, die ich Euch ſchuldig bin, ſo möchte ich gerne erfahren, was das Hütlein vermag, das Ihr ſo hoch ſchätzet.“ — „Das will ich dir ſagen,“ ſprach der König. „Das Hütlein hat die Tugend, wenn ich oder ein anderer es aufſetzt, wo er alsdann begehrt zu ſeyn, da iſt er. Damit habe ich viel Kurzweil, mehr als mit meinem ganzen Schatze. Denn wenn ich meine Diener auf die Jagd ſende, und mich verlangt auch bei ihnen zu ſeyn, ſo ſetze ich nur mein Hütchen auf und wünſche mich zu ihnen: ſo bin ich auf der Stelle bei ihnen. Und wo ein Thier in dem Walde iſt, und ich möchte dabei ſeyn, ſo bin ichs, und kann es den Jägern in die Hände treiben. Habe ich einen Krieg, und meine Söldner ſind im Felde, ſo kann ich wieder bei ihnen ſeyn, ſobald ich will. Und wenn ich genug habe, ſo bin ich wieder in meinem Pallaſt, wohin mich doch alle meine Kleinode nicht hinzubringen vermöchten.“ — „Lebt der Meiſter noch, der es gefertigt hat?“ fragte Fortunat. Der König antwortete: „Das weiſz ich nicht.“ — „O möchte mir der Hut werden!“ dachte Fortunat; „er paſzte gar zu gut zu meinem Seckel!“ Da ſprach er weiter zu dem König: „Ich halte dafür, da der Hut eine ſo groſze Kraft hat, ſo muſz er auch recht ſchwer ſeyn, und den, der ihn auf dem Kopfe hat, nicht übel drücken?“ — „Nein,“ antwortete der König, „er iſt nicht ſchwerer, denn ein anderer Hut!“ Der Sultan hieſz ihn nun ſein Baret abziehen, ſetzte ihm das Hütchen ſelbſt aufs Haupt und ſagte: „Nicht wahr, es iſt nicht ſchwerer, als ein anderer Hut?“ — „Wahrlich,“ antwortete Fortunat, „ich hätte nicht geglaubt, daſz der Hut ſo leicht ſey, und Ihr ſo thöricht, ihn mir aufzuſetzen!“ — Und in

dieſem Augenblick wünſchte er ſich auf ſeine Galeere, darin er auch auf der Stelle ſaß. Kaum war er darin, ſo ließ er die Segel aufziehen, denn ſie hatten ſtarken Nordwind, ſo daß ſie ſchnell von hinnen fuhren.“ — —

(Verlag von S. G. Lieſching in Stuttgart.)

Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums.

Nach ſeinen Dichtern und Erzählern.

Drei Theile.

Gr. Oktav. Zuſammen 84 Bogen, mit drei Titelbildern nach P. Veroneſe und J. Flaxman. Ausgabe auf Druck-Velin, geheftet, fl. 7. 20 kr. oder Rthlr. 4. 5 Sgr. fl. 6. 15 kr. C.M. Ausgabe auf feinem Velin, gebunden, fl. 8. 18 kr. oder Rthlr. 4. 22 1/2 Sgr. fl. 7. 9 kr. C.M.

(Jeder Theil iſt auch einzeln zu erhalten.)

Inhalt: **Erſter Theil.** Prometheus. — Die Menſchenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Jo. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perſeus. — Jon. — Dädalus und Jkarus. — Die Argonautenſage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Aus der Herkulesſage. — Bellerophontes. — Theſeus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Thebe. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil. Die Sagen Troja's von ſeiner Erbauung bis zu ſeinem Untergang.

Dritter Theil. Die letzten Tantaliden. — Odyſſeus. — Aeneas.

Ein umfaſſender Cyklus der ſchönſten und bedeutungsvollſten Mythen und Heldenſagen des klaſſiſchen Alterthums, die in ihrer einfachen Schönheit, in der Fülle von Poeſie und Leben, die darin walten, einen ſo mächtigen Reiz auf die Jugend, wie auf ein reiferes Alter ausüben, tritt in dieſer Sammlung dem Auge des Leſers in reicher Mannigfaltigkeit und in einer Darſtellung entgegen, die ſo edel und einfach als anziehend, überall auf die Werke der großen Dichter des Alterthums gegründet iſt, die jene Stoffe verherrlicht haben, ja ſo oft als möglich ihre eigenen Worte wiedergiebt. Wer irgend Sinn für die Dichtergröße der klaſſiſchen Welt beſitzt, wem zumal dieſe farbenreichen Gemälde in ihrer Urgeſtalt nicht zugänglich ſind, der wird ſich mit ſteigendem Genuſſe

einer Bearbeitung erfreuen, in welcher — bei ſtrenger Vermeidung Alles Anſtößigen — eine blühende Darſtellung und ein dichteriſcher Geiſt ſich zu einem ſchönen Ganzen vereinigen, und die der Herr Verfaſſer mit Recht einen „Wiederhall zwanzigjähriger öffentlicher und häuslicher Beſchäftigungen" nennt.

Wir entnehmen dem erſten Theile folgende Schilderung:

Phaethon mit dem Sonnenwagen.

— — „Die Welt lag in unendlichem Raume vor den Blicken des Knaben, die Roſſe flogen die Bahn aufwärts und ſpalteten die Morgennebel, die vor ihnen lagen.

Inzwiſchen fühlten die Thiere wohl, daß ſie nicht die gewohnte Laſt trügen und das Joch leichter ſey, als gewöhnlich; und wie Schiffe, wenn ſie das rechte Gewicht nicht haben, im Meere ſchwanken, ſo machte der Wagen Sprünge in der Luft, ward hoch empor geſtoßen und rollte dahin, als wäre er leer. Als das Roſſegeſpann dieß merkte, rannte es, die gebahnten Räume verlaſſend, dahin und lief nicht mehr in der vorigen Ordnung. Phaethon fing an zu erbeben, er wußte nicht, wohin die Zügel lenken, wußte den Weg nicht, wußte nicht, wie er die wilden Roſſe bändigen ſollte. Als nun der Unglückliche hoch vom Himmel abwärts ſah, auf die tief, tief unter ihm ſich hinſtreckenden Länder, wurde er blaß und ſeine Kniee zitterten von plötzlichem Schrecken. Er ſah rückwärts: ſchon lag viel Himmel hinter ihm, aber mehr noch vor ſeinen Augen. Beides ermaß er in ſeinem Geiſte. Unwiſſend, was beginnen, ſtarrte er in die Weite, ließ die Zügel nicht nach, zog ſie auch nicht weiter an; er wollte den Roſſen rufen, aber er kannte ihre Namen nicht. Mit Grauen ſah er die mannigfaltigen Sternbilder an, die in abentheuerlichen Geſtalten am Himmel umherhingen. Da ließ er, von kaltem Entſetzen gefaßt, die Zügel fahren, und wie dieſe herabſchlotternd den Rücken der Pferde berührten, da verließen die Roſſe ihre Spur, ſchweiften ſeitwärts in fremde Luftgebiete, gingen bald hoch empor, bald tief hernieder; jetzt ſtießen ſie an den Firſternen an, jetzt wurden ſie auf abſchüſſigem Pfade in die Nachbarſchaft der Erde herabgeriſſen. Schon berührten ſie die erſte Wolkenſchichte, die bald entzündet aufdampfte. Immer tiefer ſtürzte der Wagen, und unverſehens war er einem Hochgebirge nahe gekommen. Da lechzte vor Hitze der Boden, ſpaltete ſich, und weil plötzlich alle Säfte austrockneten, fing er an zu glimmen; das Haidegras wurde weißgelb und welkte hinweg; weiter unten loderte das Laub der

Waldbäume auf! Bald war die Glut bei der Ebene angekommen: nun wurde die Saat weggebrannt; ganze Städte loderten in Flammen auf, Länder mit all ihrer Bevölkerung wurden verſengt; rings brannten Hügel, Wälder und Berge. Damals ſollen auch die Mohren ſchwarz geworden ſeyn. Die Ströme verſiegten, oder flohen erſchreckt nach ihrer Quelle zurück, das Meer ſelbſt wurde zuſammengedrängt, und was jüngſt noch See war, wurde trockenes Sandfeld.

An allen Seiten ſah Phaethon den Erdkreis entzündet; ihm ſelbſt wurde die Gluth bald unerträglich; wie tief aus dem Innern einer Feuereſſe athmete er ſiedende Luft ein und fühlte unter ſeinen Sohlen, wie der Wagen erglühe. Schon konnte er den Dampf und die vom Erdbrand emporgeſchleuderte Aſche nicht mehr ertragen: Qualm und pechſchwarzes Dunkel umgab ihn; das Flügelgeſpann riß ihn nach Willkühr fort; endlich ergriff die Glut ſeine Haare, er ſtürzte aus dem Wagen, und brennend wurde er durch die Luft gewirbelt, wie zuweilen ein Stern bei heiterer Luft durch den Himmel zu ſchießen ſcheint. Ferne von der Heimath nahm ihn der breite Strom Eridanos auf und beſpülte ihm ſein ſchäumendes Angeſicht.

Phöbus der Vater, der dieß Alles mit anſehen mußte, verhüllte ſein Haupt in brütender Trauer. Damals, ſagt man, ſey ein Tag der Erde ohne Sonnenlicht vorübergeflohen. Der ungeheure Brand leuchtete allein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwab, Gustav, 1792-1850

Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage eine Mustersammlung

Bd.: 2

Stuttgart 1843

P.o.germ. 1357 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120013-5